Staatl. Bibliothek
Regensburg

Hist. pol. VI, 298

Brausor.

Worms sc

DER PORCELLANTHURM ZU NANKING.

Malerische Wanderungen

nach Süden und Norden,

nach Osten und Westen.

Für junge Freunde der Länder- und Völkerkunde,
der Geschichte und Naturgeschichte

herausgegeben

von

[illegible]

Mit einem Vorwort

Leipzig, 1846.

Carl Friedrich Fleischer.

Malerische Wanderungen

nach Süden und Norden,

nach Osten und Westen.

Für junge Freunde der Länder- und Völkerkunde,
der Geschichte und Naturgeschichte

herausgegeben

von

Emil Wendt.

Mit einem Bilderatlas.

Leipzig, 1846.
Karl Friedrich Dörffling.

G 71/583

Staatsbibliothek
Regensburg

Vorwort.

Der Titel dieses Buches, wiewohl er den Inhalt desselben möglichst genau bezeichnet, bedarf dennoch einiger erklärenden Worte. Mit dem Wandern verknüpft sich bei uns leider immer mehr und mehr der Begriff des eiligen Durchfliegens einer Gegend, während es sonst mit dem heitern Gedanken an gemüthliches Durchstreifen, an gemächliches Beschauen verbunden war, und so könnte es leicht kommen, daß Mancher dem Titel nach wähnte, es sei hier die Zahl der Bücher, in denen der Geist des jungen Lesers schnell bald hierbald dorthin gerissen wird, so daß er am Ende, weil er nichts als lose Bruchstücke bekömmt, eins mit dem andern wieder verliert, mit einem neuen vermehrt worden. Das ist aber nicht der Fall, vielmehr hat sich der Verfasser, der es in unsrer Zeit des Vielerlei-Lesens und Vielerlei-Treibens für eine der ersten Pflichten eines Lehrers und Erziehers hält, seine Zöglinge bei dem einmal ergriffenen Gegenstande so lange festzuhalten, bis sie einen ganz deutlichen Begriff davon gewonnen haben, die Aufgabe gestellt, überall ganze, vollständige Bilder zu geben, von deren jedem die jungen Leser, wenn sie, wie er hofft, eine Zeit lang mit Lust und Liebe davor verweilt haben, einen bleibenden Gewinn davon tragen können.

In dieser Art ist hier eine Anzahl der wichtigsten Länder mit den darin lebenden Völkern, mit den bedeutendsten Städten und geschichtlichen Denkmälern, mit ihrer Vegetation und mit den Thierarten, die darin vorkommen (letztere bei den wichtigern Arten zu Gruppen vereinigt), hier und da auch eine der wichtigsten Städte der Erde ausführlicher für sich, geschildert worden, und von dem Beifall des gebildetern Publikums wird es abhängen, ob diese Darstellungen, die mit den Bildern zu Gewinnung größerer Anschaulichkeit sich die Hand bieten, in einem zweiten Bande zu einem vollständigen geographischen, etnographischen und naturhistorischen Gemälde der Erde ausgedehnt werden können, wie es der Verfasser wünscht.

Inhaltsangabe.

(Die Seitenzahlen sind unter den Seiten angegeben.)

Spanien. Trauriger Zustand des Landes T. I. S. 1. Ueberblick seiner Geschichte. Celtiberer S. 1, Römer S. 1 u. 4, Westgothen S. 2, Mauren S. 2, Ferdinand u. Isabella S. 2, traurige Folgen der Entdeckung Amerikas und des Fanatismus Philipps II. S. 3.

Oedes Ansehen Castiliens S. 4. Segovia S. 4. Bedeutende Schafzucht S. 4. Mangelhafter Landbau S. 6. Das Reisen S. 7. Madrid S. 7, bunte Bevölkerung S. 7, das Schloß mit unschätzbarer Gemäldegallerie S. 9. Das Escurial S. 9. Philipps II. schreckliches Ende S. 10. Toledo, wichtig unter den Westgothen und Mauren S. 11. Der Cid S. 11. Burgos mit seinem berühmten Dom S. 11.

Andalusien, der Garten Gottes, T. II. S. 1. Die Alhambra S. 1. Granada S. 4. Volkstänze S. 4. Volkstracht S. 6. Räuber S. 7. Postwagen von Räubern escortirt S. 8. Stierkämpfe S. 9. Schmuggelhandel S. 13. Ronda in höchst romantischer Lage S. 13. Gibraltar, eine der merkwürdigsten Festungen auf der Erde, S. 14. Berühmte Belagerung in d. J. 1779—82 S. 15.

Die Schweiz. Das berner Oberland S. 1. Lauterbrunnen S. 2. Der Staubbach S. 2. Fall des Reichenbachs S. 2. Die Jungfrau S. 3. Das Wetterhorn S. 3. Allgemeine Bemerkungen über die Berge und Gletscher der Schweiz S. 3. Unglücksfälle auf denselben S. 4. Windströmungen S. 5. Lauinen S. 6. Wunderbare Rettung beim Sturze von Lauinen S. 7. Die Schneewirbelwinde S. 16. Beispiel von Unglücksfällen dabei.

Sennhütten und das Leben der Hirten auf den Bergen S. 8. Gemsenjagd S. 10. Bären, jetzt sehr selten (Bär T. II. S. 6, 13). Luchse (Katzen T. III. S. 6).

Die Kunststraßen über die Alpen S. 14, über den Simplon S. 14, über den Bernardin S. 15, über den Splügen S. 17. Die romantische Via mala S. 19. Hospiz auf dem Splügen S. 19, auf dem großen St. Bernhard S. 20. (Hundegeschl. T. I. S. 8).

Ober-Italien. Fruchtbarkeit, Vegetation S. 1. Landstraßen in Italien S. 2; das Reisen daselbst, die beste Zeit dazu u. s. w. S. 3. Der Lago Maggiore und die borromäischen Inseln S. 4. Mailand S. 5. Savoyen S. 6. Traurige Lage der Savoyardenknaben in Paris und London S. 6. Piemont S. 7. Manufakturen in Italien sehr gesunken S. 7, 8. Genua, das Prächtige, S. 8.

Emporblühen der lombard. Städte, besonders Venedigs, im Mittelalter S. 9. Sonstige Tyrannei der Vornehmen in Venedig, die Staatsinquisition u. s. w. S. 14. Geschichte des Dogen Foscari, als ein Beispiel der Grausamkeit der Staatsinquisition S. 16. Abnahme des Handels von Venedig S. 19. Festes Benehmen der Republik gegen den Papst S. 20. Untergang der Republik S. 21. Die Paläste Venedigs S. 22. Der Marcusplatz; die Marcuskirche S. 23.

Rom, die berühmteste Stadt der Erde. Perioden der Stadt T. I. S. 1. Das Capitol S. 2, 6. Triumphbogen S. 2. Triumphzüge S. 3. Lächerlichkeiten dabei S. 4. Tempel des Saturn S. 4, des Vespasian S. 5, Säule des Phocas S. 5, das mamertin. Gefängniß S. 6, die Kirche Ara Celi S. 10, die Reiterstatüe Marc Aurels S. 11. Die Säule Trajans mit herrl. Basreliefs S. 12. Die Engelsburg S. 13. Prächtige Feuerwerke S. 15. Der sogenannte Tempel der Vesta u. der der Fortuna virilis S. 15. Das Pantheon S. 16. Das Forum T. II. S. 1, in seiner alten Pracht S. 4. Die Basiliken T. I. S. 2, T. II. S. 5. Die Rostra S. 5. Das Colosseum S. 2.

Volksbelustigungen der alten Römer T. II. S. 2, Gladiatioren Thierkämpfe S. 2, Naumachien S. 4. Barbarei der alten Römer S. 2, 3, T. III. S. 6, 11. Treulose Staatsklugheit des alten Roms S. 5. Luxus und Schwelgerei S. 6. Das zum Untergang des Reiches führende Militairwesen S. 7. Römisches Rechtswesen S. 8.

Barbarische Zerstörung der Alterthümer durch die Römer selbst T. III. S. 5, 14, 16.

Erneuertes Aufblühen Roms durch das Christenthum T.II. S. 1. Streben der röm. Bischöfe nach weltlicher Macht S. 2, die unter Papst Gregor VII. (seine Schritte gegen Simonie S. 3, Verbot der Ehe der Geistlichen S. 4, und seine Demüthigung Heinrichs IV. S. 4) und unter Innocenz III, S. 8, ihre höchste Stufe erreicht. Nutzen dieser Macht S. 9. Sinken derselben, durch die Kreuzzüge vorbereitet S. 8, durch Philipp den Schönen von Frankr. S. 9 (Gefangenschaft d. Päpste in Avignon S. 9, Lage Roms in dieser Zeit u. Rienzi T. I. S. 17), durch das hauptsächlich von Petrarka, T. I. S. 7, herbeigeführte Erwachen des Studiums der griech. u. röm. Classiker, durch die deutschen Kaiser (Einnahme Roms unter Karl V., empörende Grausamkeit dabei und heuchlerisches Benehmen Karls T. I. S. 8) und durch die Reformation, S. 10, bewirkt.

Die Peterskirche S. 10. Pracht des Gottesdienstes in derselben S. 14. Große Beleuchtung S. 15. Spielereien bei Feierlichkeiten in den kleinern Kirchen S. 19. Einsegnung der Thiere S. 19. Sonst war dies noch ärger S. 20.

Constantinopel. Die Moscheen S. 1. Die Aja Sofia S. 2. Abergläubische Sagen S. 2. Die Moschee Suleimans, zugleich merkwürd. allgem. Schatzkammer S. 3. Die Moschee Bajazeds S. 4, Achmeds S. 5. Pilgerzüge nach Mecca, Hadschis S. 5. Gebet, Fasten, das Beiramsfest S. 7. Derwische und ihr Gottesdienst durch Tanzen S. 7.

Begräbnißplätze S. 9. Bäder S. 11. Die Harems S. 13. Der Sclavenmarkt S. 16.

Ueberblick der Geschichte der Osmanen S. 17. Bajazets Siege, von Timur unterbrochen, S. 19. Mohamed II. S. 20. Einnahme Constantinopels S. 21. Grausamkeit dabei S. 24. Suleiman der Große dringt bis Frankreich und bis Indien S. 25, 29. Die Türken sind in Ungarn Herren und nehmen den Venetianern trotz der tapfersten Gegenwehr (Seeschlacht bei Lepanto, Rom T. I. S. 9) eine Besitzung nach der andern auf den Inseln des mittelländ. Meeres, in Griechenland u. s. w. ab. Endlich aber sinkt die Macht des Reiches durch innere Fäulniß S. 29. Grausame Vernichtung der Janitscharen S. 31. Andere Grausamkeiten der früheren Regierungen S. 37, 38. Militairwesen S. 26. Die Timarli, Sipahi, Janitscharen S. 26. Arsenal, Kasernen S. 33. Bogenschießen S. 34.

Der Atmeidan S. 34. Schöne Lage Constantinopels S. 35. Neuerungen S. 35. Das Serai S. 36. Straßen- und Hafenscenen S. 4, 40. Der Bosporus S. 41. Sommerwohnungen der Vornehmen S. 41. Schwankende Stellung der Staatsbeamten S. 41. Das Thal des süßen Wassers, ein Vergnügungsort der Frauen S. 43. Die Bazars S. 44. Juweliere, Waffenhändler, Schuhmacher S. 45, theure Pantoffeln, kostbare Stickereien, Seidenzeuge, Confect, Tabak S. 46, der Gewürzmarkt, Porzellan, Shawls, ein Schrecken der Männer, S. 47. Die Chane, unsre Gasthäuser vertretend, S. 47. Kaffehäuser S. 48. Musiker, Sänger, Tänzer 2c. S. 14, 15, 48.

Vorder-Indien. Herrliche Vegetation S. 1.

Frühe Cultur; Ueberblick der Geschichte S. 2. Einfälle der Araber; Mahmud von Gazna S. 2. Afghanen. Ihre ungeheure Beute. Mohamed Guri setzt sich auf den Thron von Delhi S. 3. Unglaublichster Pomp um denselben S. 4. Die Mongolen unter Timur erobern und zerstören Delhi S. 5. Timurs Grausamkeit gegen die Gueber S. 8. Die mongolischen Herrscher von Hindostan: Baber, Humayun, Akbar S. 9. Letzterer fördert Wissenschaft und Kunst. Seine Sternwarten, das Tauje Mahal (die prachtvollste Todtengruft der Welt) S. 10.

Schah Jehan fährt so fort (der Kaiserpalast in Delhi) S. 12. In Aurungzeb tritt die alte böse Raçe wieder hervor S. 12. Das Reich findet gefährliche Feinde in den Mahratten, S. 13, in den Persern und den Seiks von Lahore, die es so weit bringen, daß sich der Groß-Mogul in die Arme der Engländer werfen muß S. 14. Geschichte der Eroberungen dieser Letztern in Indien S. 15; ihre Kämpfe gegen Scindiah, Heyder Ali u. Tippu Saib S. 16; ihre Schutzverträge S. 19, 45. Kluge Politik Englands S. 46. Die englisch-ostindische Compagnie S. 21.

Große Bevölkerung Indiens S. 22. Kalkutta S. 22. Ueppiges Leben der Engländer in Indien S. 24.

Religion der Hindu S. 25, 33. Tyrannei der Brahminen S. 26. Unsinniges Kastenwesen S. 26. Grausame Bußen S. 27, 33. Verbrennen der Wittwen S. 29. Religiöser Selbstmord S. 31. Kindermord S. 32. Die Fackhirs, geistliche Tagediebe, S. 36. Wallfahrten S. 37. Heiligkeit des Ganges S. 37.

Benares, die heiligste Stadt der Hindu, S. 38.

Gewerbfleiß der Hindu. Shawlweberei in Kaschmir S. 40.

Sanfter und zur Wohlthätigkeit geneigter Charakter der Hindu S. 41, ihre Mäßigkeit und Einfachheit in Wohnung und Kleidung S. 42. Die mongolische Bevölkerung ist dagegen kriegerisch, herrschsüchtig, habsüchtig und üppig S. 43. Glänzender Hofstaat in Lucknau S. 44. Thierkämpfe u. s. w. (Katzengeschl. T. I. S. 15, T. II. S. 7. Die Gueber S. 6; ihre Religion S. 7.

Delhi S. 3, 47, und einige andere der ältesten berühmten Städte Indiens S. 47. Der romantische See von Udipur S. 12. Schönheit des Thales von Kaschmir S. 40. Der wunderbare Banianenbaum S. 48.

Einige Thierarten. Der Löwe (Katzengeschl. I. S. 15). Viele Gegenden Bengalens durch Tiger unsicher, die sonst daselbst heilig gehalten wurden (Ebendas. T. II. S. 1, 2). Gefährliche Eber (Schwein S. 12). Der langrüsselige Bär (Bären T. I. S. 7). Der Elephant S. 44. Der Gepard, statt des Hundes zur Jagd benutzt (Katzengeschl. T. III. S. 1).

China. Ungeheure Bevölkerung S. 1, 19. Sorgfältiger Anbau des Landes S. 2, durch die Regierung gefördert S. 4. Großer Gewerbfleiß S. 4. Feine Drechslerarbeiten, lackirte Waaren von seltener Schönheit, berühmtes Porzelan, Seidenwaaren S. 5.

Straßenscenen S. 7. Schauspieler, Gaukler S. 8. Das Laternenfest S. 8. Gedächtnißfeier der Todten S. 9. Schwimmende Städte S. 9.

Häusliches Leben S. 11. Lächerliches Ceremoniell S. 12. Gastmahle S. 13. Kleidung, Verstümmelung der Füße bei den Damen S. 11. Wohnungen S. 16. Gärten S. 21.

Religion des Fo S. 16. Der Buddhismus S. 17. Die Taoreligion S. 19. Die Religion des Confucius S. 20. Das Christenthum in China S. 21.

Große öffentliche Bauten S. 22. Kanäle S. 23. Die ungeheure chinesische Mauer S. 23.

Gute Gesetze S. 23, durch Despotie, Erpressungen und Bestechlichkeit der Beamten unwirksam gemacht und verhöhnt, S. 29.

Vegetation S. 27. Das Bambusrohr S. 24. Der Thee S. 25. Wichtigkeit des Handels damit S. 25. Rhabarber S. 28.

Thiere S. 28.

Canada. Wichtigkeit der englischen Besitzungen in Nordamerika S. 1. Fruchtbarkeit Canadas S. 1. Reichthum an Fischen und Wild S. 2. Bären (Bärengeschl. T. II. S. 5). Der Vielfraß (Bärengeschl. T. I. S. 10). Strenger Winter S. 4. Die großen Seen und Flüsse bilden herrliche Handelsstraßen S. 5, durch vortreffliche Kanäle verbunden S. 7. Beschwerden der ersten Ansiedelung S. 7. Quebek, Montreal S. 8. Die Indianer S. 8, ihre Bärenjagden (Bärengeschl. T. II. S. 10.)

Brasilien. Herrliches Clima und außerordentliche Schönheit der Natur S. 1. Ueppige, nie unterbrochene Vegetation S. 3. Selbst die Steppen (Llanos) nicht ohne dieselbe. Die Pampas (ungeheure Grasflächen) und die Campos (weite Hochebenen) S. 4. Die Fächerpalme ernährt und erhält allein

ein ganzes Volk S. 4. Die Urwälder S. 7. Die Staunen erregenden Lianen S. 7. Baumartige Farrenkräuter und Gräser S. 8.

Wilde Thiere, Schlangen, Krokodyle S. 2, 9. Der Jaguar (Katzengeschl. T. III. S. 3). Der Tapir und die Jagd desselben (Schwein S. 15). Das Nasenthier (Bärengeschl. T. I. S. 11.) Pracht der Vögel, der Insekten u. s. w. S. 2.

Produkte S. 5. Baumwollenpflanzungen S. 11. Kaffe S. 12. Der vielversprechende Bergbau ganz vernachlässigt S. 12. Diamanten sonst in großer Menge S. 12. Viehzucht. Im Innern ungeheure Heerden von Rindern und Pferden, aber ohne bedeutenden Ertrag S. 10. Die Gautschos, sehr geschickte Pferdebändiger (Katzengeschl. T. III. S. 5).

Geringe Bevölkerung S. 5. Erbärmliches Leben der Pflanzer S. 6. Fortwährende große Zufuhr von Negersclaven S. 13, für deren größten Theil indeß die Sclaverei ein Glück zu sein scheint S. 19. Creolen, Mulatten S. 19, 20. Die Indianer in noch fast ganz wildem Zustande S. 9, am zahlreichsten und die kräftigsten darunter die Botocuden S. 10.

Blick auf die Geschichte von Brasilien S. 13, wo Handel und Gewerbthätigkeit lange von den Portugiesen gänzlich unterdrückt waren, bis die Revolution von 1820 u. f. es von Portugal losriß. S. 14.

Wichtigste Städte und Volkszahl S. 16. Rio Janeiro S. 16. Herrliche Lage desselben S. 17. Der Hafen einer der schönsten in der Welt S. 18.

Die Wüsten Afrikas. Ihre enorme Ausdehnung und ihr trauriger Anblick (Kameel S. 1). Sie können nur mittels des Kameels durchwandert werden (Ebendas. S. 2, 4), das den raubenden Beduinen darauf Kleidung, Nahrung, Brennmaterial — alles zum Leben Nöthige liefert (Ebendas. S. 1, 3). Beschwerden und Gefahr der Reisen durch die Wüsten (Ebendas. S. 3, 7). Die Hyäne, der Schackal, der Fenneck (Hundegeschl. T. II. S. 7, 12). Der Löwe (Katzengeschlecht T. I. S. 1).

Die Südspitze Afrikas. Unsicherheit vor wilden Thieren (Katzengeschl. T. I. S. 3). Löwenjagden der Colonisten (Ebendas. S. 8) und der Buschmänner tiefer im Innern (Das. S. 12). Giraffenjagd (Giraffe S. 14). Das Flußpferd thut den Anpflanzungen großen Schaden (Flußpf. S. 3). Die Buschmänner und Hottentotten suchen es in Fallgruben zu fangen (S. 3). Seine Erlegung ein Fest (S. 5), eben so die Erlegung eines Nashorns (Nash. S. 6, 9). Gewandtheit der Buschmänner im Treiben von Heerden (Nash. S. 7). Das wilde Cap-Schwein (Schwein S. 14).

Das Katzengeschlecht. Der Löwe Taf. I. Der Tiger T. II. Der Leopard und Panther S. 6. Der Gepard T. III. S. 1. Der Jaguar S. 3. Der Kuguar oder Puma S. 6. Der Luchs S. 6. Der Baumtiger oder Riman Dahan S. 7. Die Unze S. 7. Der Ozelot S. 7. Die wilde Katze S. 7. Die Hauskatze S. 7.

Das Hundegeschlecht. Der Hund T. I. Der Wolf T. II. S. 1. Die Hyäne S. 7. Der Schackal oder Goldwolf S. 8. Der Fuchs S. 8. Der Fenneck S. 12.

Das Kameelgeschlecht. Das arabische Kameel S. 1. Das baktrische Kameel (Trampelthier) S. 6. Das Llama S. 10. Der Alpaca S. 12. Vicunna S. 12.

Die Giraffe.

Das Flußpferd.

Das Nashorn.

Das Schwein. Das wilde Schwein S. 10. Das aelianische Warzenschwein S. 14. Das Cap-Schwein oder Emgallo S. 14. Das aethiopische Schwein S. 14. Der Hirscheber S. 15. Die Pecaris S. 16.

Der Tapir S. 15.

Das Bärengeschlecht. Der Eisbär T. I. S. 1. Der langrüsselige Bär S. 7. Der Dachs S. 8. Der Waschbär S. 9. Der Koati oder das Nasenthier S. 11. Der Karkaju S. 12. Der Kinkaju S. 12. Der Landbär T. II.

Als sinnentstellenden Druckfehler wolle man verbessern: China, S. 32 Z. 16 von unten muß es heißen: Jede Behörde umgeht auch noch auf andere Weise u. s. w.

Spanien.

Tafel I.

In keinem europäischen Lande, das türkische Reich kaum ausgenommen, zeigt sich ein so auffallender und niederschlagender Kontrast zwischen dem Segen der Natur und dem Fluche menschlicher Verkehrtheit, als in der pyrenäischen Halbinsel [1]). Dieses große, schöne Land, nach allen Seiten von natürlichen Gränzen umschlossen, auch im Innern voll natürlich fester Lagen, ist durch seine lange, an zwei Meeren sich hinziehende Küstenlinie, mit einer Menge der trefflichsten Häfen, zum Welthandel, wie kaum ein anderes, geeignet, während große Flüsse den Verkehr im Innern erleichtern, und besitzt in seinem herrlichen Klima, in seinem fruchtbaren und durch den reichsten Wechsel von Bergrücken und Thälern, Hochebenen, Abhängen und Niederungen zu den Erzeugnissen fast aller Zonen geeigneten Boden die Grundlage eines selbstständigen und unerschöpflichen Reichthums, hat sich auch in der That in mehr als einem frühern Zeitraume dieser großen Vortheile erfreut und zeigt noch heute die mannichfaltigsten Denkmale alter Herrlichkeit und Macht und überfließenden Reichthums. Aber seit Jahrhunderten ist es in traurigem, mit wenig Unterbrechungen fortwährend zunehmenden Verfalle begriffen: seit einer Reihe von Jahren ist namentlich der schönste Theil der Halbinsel, Spanien, das wir hier besonders ins Auge fassen, ein Schauplatz der Zerwürfniß und Zerstörung, arm und entvölkert, zur Hälfte öde, ein Bild fast trostlosen, zur Auflösung sich hinneigenden Zustandes. Die Ursachen dieses Verfalls wird ein Blick auf die Geschichte des Landes uns leicht und sicher erkennen lassen.

Als die Urbewohner Spaniens nennt man die Celten und Iberer, jene in den nördlichen und nordöstlichen, diese in den südlichen und westlichen Gegenden, und gibt beiden zusammen für eine schon etwas spätere Zeit, wo sie sich nach und nach vielfach vermischt hatten, den Namen Celtiberer. Sie waren in eine Menge kleiner Völkerschaften getheilt, zwischen denen sich frühe Ansiedler aus Phönizien, Griechenland und Karthago niederließen. Später überströmten die Römer das Land und unterjochten es nach zweihundertjäh-

1) Diesen Namen führt der westliche Theil von Europa, welcher Portugal und Spanien in sich begreift, weil er, sonst überall vom Meere umflossen, nur durch das pyrenäische Gebirge mit dem übrigen Europa zusammenhängt.

rigen Kämpfen völlig. Während ihrer Herrschaft blühete es unter einer Reihe edler Statthalter herrlich empor: Künste und Wissenschaften, Handel und Gewerbe gediehen in dem Maaße, daß Spanien an Cultur und Wohlstand alle übrigen römischen Colonieen überragte. Dieser Glanz erblich aber völlig, als später in der Völkerwanderung die Schwärme des Nordens in das römische Reich einbrachen und auch Spanien von den wilden Schaaren der Alanen, Sueven und Vandalen überschwemmt ward, die dann wieder, theils früher, theils später, durch das große, anfangs im Dienste Roms, bald aber für sich selbst kämpfende westgothische Volk verdrängt, oder aufgerieben, oder unterjocht wurden. Letzteres behauptete dreihundert Jahre lang seine Herrschaft über Spanien, bis sich seine Macht in kleine Reiche aufgelöst hatte und ein Schwarm Mauren (Araber oder Sarazenen), der, von dem Feldherrn Tarikh geführt, an den Küsten von Andalusien landete, nach einer einzigen gewonnenen Schlacht (bei Xeres, im J. 711) nirgends einen bedeutenden Widerstand fand und, aus Afrika verstärkt, sich bald des ganzen Landes, bis auf einige der nördlichen Gebirgsgegenden, in welche sich die Reste der Gothen geflüchtet, bemächtigen konnte.

Unter den nun herrschenden maurischen Khalifen hatte Spanien eine neue Glanzperiode: es gewann eine gedrängte Bevölkerung, blühenden Ackerbau; die Pracht seiner Städte und Anlagen überragte Alles, was Europa damals kannte, und Wissenschaft und Poesie wurden mit glühendem Eifer gepflegt. Diese glückliche Zeit währte, bis die Mauren, nachdem längst der wüthende Feuereifer für ihren Glauben, welcher sie bei Eroberung des Landes durchglühet, der fanatische Drang, welcher den Halbmond nach Europa gebracht hatte, unter ihnen erloschen war, nachdem sie angefangen hatten, in ihrem Wohlstande zu erschlaffen, unter sich uneins wurden und ihre Macht durch Absonderung in mehrere Reiche sich zertheilte. Da fingen die zurückgedrängten Gothen, welche allmälig wieder neue Kräfte erlangt und schon vom Jahr 740 an im Norden sich wieder mehr und mehr ausgedehnt hatten, beständige Kämpfe an, durch welche die arabische Herrschaft in Spanien im Jahr 1250 auf den Staat von Granāda allein eingeschränkt, im Jahr 1492 aber gänzlich vernichtet wurde.

Das letztgenannte Ereigniß hatte die Vereinigung der beiden bedeutendsten unter den kleinen christlichen Reichen, welche sich während der langjährigen Kämpfe mit den Mauren in Spanien gebildet, herbeigezogen: die Vereinigung von Castilien und Aragon, welche unter dem Scepter ihrer durch Heirath verbundenen Herrscher, Ferdinands des Katholischen und Isabellens, eine so bedeutende Macht bildeten, wie noch keine den Mauren hier gegenübergestanden hatte; und da dem glücklichen Kampfe gegen diesen Feind bald die Entdeckung Amerikas und die Eroberung der reichsten Länder dieses

Welttheils für Spanien folgte, so schien letzteres einer neuen Glanzperiode entgegenzugehen, statt dieser aber keimte das Verderben aus beiden Begebenheiten auf, das seitdem fester und fester im Lande Wurzel faßte. Hatten schon die langen Kriege mit den Mauren die Bevölkerung geschwächt, so thaten dies noch mehr nach dem letzten derselben die großen Auswanderungen der Besiegten nach Afrika, und durch die Tausende, die nach Amerika zogen, um auf leichtem Wege Reichthümer zu erwerben, wie durch die, welche mit erworbenen zurückkehrten, oder solche in Spanien in Umlauf brachten, wurde das Land gleichmäßig verödet, durch jene die dünne Bevölkerung immer mehr vermindert, durch diese der Sinn des Volkes nach und nach gänzlich vom Ackerbau und von nützlicher Thätigkeit abgewendet, so daß die unermeßlichen Summen an Gold und Silber, welche damals und später aus Amerika nach Spanien flossen, nicht letzteres, sondern die betriebsamern Völker Europas bereicherten, von denen es seine Bedürfnisse erkaufen mußte. Und noch in anderer Beziehung wurden die Schätze Amerikas verderblich für das Land. Sie setzten Ferdinand und Isabellen, denen ihr größter Theil zufiel, in den Stand, die während der langen Kriege außerordentlich gewachsene Macht des Adels nicht allein in billige Schranken zurückzuweisen, sondern beinahe gänzlich zu unterdrücken, und eine völlig despotische Gewalt sich anzumaßen, welche, fortan bei den Königen bleibend, von vielen auf das Fürchterlichste gemißbraucht wurde, und um so mehr die Wohlfahrt des Landes untergrub, da sie mit der (1480 in Spanien eingeführten) Inquisition in Verbindung trat, Unterstützung in ihren Plänen von diesem Schreckensgerichte erwartend und empfangend, wofür demselben erlaubt wurde, in dem armen Lande furchtbarer zu wüthen, als in irgend einem andern.

Gegen alle diese Uebel, welche am Kern des Staates nagten, stach ein äußerer Glanz mächtig ab, den derselbe einige Zeit lang durch weitere wichtige Ländererwerbungen empfing. Neapel und Sicilien wurden erobert (1503), die reichen Niederlande und Burgund, welche Karl V., ebenso wie Spanien, erbte, vergrößerten das Reich; später (1580) kam Portugal, nach dem Aussterben seiner Regentenfamilie, dazu. Um so deutlicher trat aber bald die innere Zerrüttung des Staates an das Licht. Schon Karls V Sohn, Philipp II. (reg. v. 1556—1598), dessen fanatischer Glaubenseifer neue Verfolgung der noch immer zahlreich im Lande lebenden Mauren herbeiführte und diesem auf solche Weise neue Wunden schlug, denn 100,000 Familien wurden allein zur Auswanderung gezwungen (1570), verlor nach langen Kämpfen, die unermeßliche Schätze aufzehrten, einen großen Theil der Niederlande, welche er durch seinen finstern Despotismus zur Empörung gereizt hatte, und mußte, als Portugal an Spanien fiel, die größten und wichtigsten Besitzungen, welche dasselbe in fremden Welttheilen hatte, aufgeben.

Noch mehr aber sank das Reich — und bald zu völliger Unbedeutenheit herab — unter Philipps schwachen Nachfolgern. Eine neue Verfolgung der Morisken, oder Nachkommen der Mauren (1609), Empörung und Abfall des gemißhandelten Portugals (1640), ein dreizehnjähriger Krieg wegen der Erbfolge, nachdem (1700) der spanisch-österreichische Regentenstamm ausgestorben war, machten äußern Glanz und innern Wohlstand immer mehr sinken. Durch den letztgenannten Krieg gingen nicht allein der noch übrige Theil der Niederlande, Neapel und Sicilien, Mailand und Sardinien (auch von Karl V erworben), sondern sogar die Insel Minorca, nahe an Spaniens Küste, und Gibraltar, eine der wichtigsten Festungen im Lande selbst, verloren. Nicht besser ging es unter den nun folgenden unbedeutenden Regenten aus dem Hause Bourbon, wo Weiber und Günstlinge das Regiment führten, bis in neuerer Zeit die fast noch härtern Schläge folgten, welche Napoleon, und nach ihm beständige Bürgerkriege dem Lande gaben und noch geben.

Unsere Kupfertafel bietet einige Ansichten aus dem innern Theile von Spanien, dem Königreiche Castilien, dessen vorherrschender Charakter Nacktheit und Dürre des Bodens, im Winter rauhe Luft, im Sommer sengende Hitze ist, so daß der Bewohner, wenn er im Sprüchwort sagt: „die Lerche, welche durch Castilien zieht, muß ihr Korn mitbringen" im Ganzen nicht Unrecht hat. Gleichwohl finden sich auch manche Gegenden, wo die Natur schön und gütig, der Boden gesegnet ist, besonders in dem südlichen Theile, in Neu-Castilien, weniger in Alt-Castilien, von dessen Städten wir eine der bedeutendsten auf dem Mittelbilde erblicken. Es ist **Segovia,** mit stolzen Denkmälern einer entschwundenen Herrlichkeit. Wir sehen im Vorgrunde ein römisches Amphitheater, dahinter eine großartige römische Wasserleitung, von Trajan erbaut, links von dem Dome den noch ziemlich wohl erhaltenen Alcazar (Palast) der maurischen Könige, gegen welche Bauwerke der zunehmende Verfall des bewohnten Theiles der Stadt einen traurigen Kontrast bildet, und werden so an fast alle Hauptperioden der Geschichte Spaniens erinnert. Zur römischen Zeit gehörte Segovia zu den vielen Städten, die 50—100,000, ja halbe und ganze Millionen Einwohner gehabt haben sollen, wie denn die Bevölkerung des ganzen Landes damals auf 40 Millionen angegeben wird, während sie gegenwärtig höchstens 15 Millionen beträgt. Jetzt sind einige Tuchfabriken und ziemlich beträchtliche Schaafzucht der Hauptreichthum der Stadt und ihrer Umgegend, welche letztere das beste Futter in Spanien für die berühmten Merino-Schaafe bieten soll, in dem feinen, kurzen und nicht mit Unkraut oder sonst geringern Pflanzen, dagegen mit verschiedenen kleinen aromatischen Kräutern, besonders Tymian,

vermischten Grase. Der Wohlgeruch dieser Kräuter erfüllt, wenn auf sie getreten wird, weithin die Atmosphäre. Die Ziegen, welche in Tübet die Wolle zu den feinen Shawls geben, sollen ähnliches Futter haben, wogegen die im nördlichen Indien und Afghanistan bei ihren reichern Weiden grobes langes Haar bekommen.

Neben diesem eigenthümlichen Futter mag aber auch das wandernde Leben, das ein großer Theil der spanischen Schaafe führt, zur Güte ihrer Wolle beitragen, gleichwie das Fleisch des herumstreifenden Wildes wohlschmeckender und gesünder ist, als das der Hausthiere. Edelleute, hohe Geistliche und andere größere Gutsbesitzer vereinigen nämlich ihre Schaafheerden, so daß gewöhnlich 10,000, oft aber noch viel mehr Schaafe zusammenkommen, und lassen sie so unter Leitung einer Anzahl Hirten und Aufseher im Lande herumziehen. Eine solche Heerde heißt Mesta, die Aufseher nennt man Majorals. Letztere wählen die Weideplätze aus, sind überhaupt in der Schaafzucht wohl erfahren und werden deshalb auch gut bezahlt. Man hält jedem sogar ein Pferd, und er hat etwa 50 Hirten und Knechte unter sich. Die ganze Zahl der Leute, welche die wandernden Heerden in Spanien bewachen, mag sich, sofern die Ereignisse der letzten 10 Jahre nicht große Veränderungen darin hervorgebracht haben [2]), auf 50,000 belaufen, woraus man auf die Wichtigkeit dieses Zweiges der Industrie schließen kann. Deshalb ist auch, wie in andern Ländern die Erndte, hier die Schaafschur im Mai von Festlichkeiten begleitet. Die Heerden selbst bestanden im 16. Jahrhundert aus 7 Millionen Stück, sanken beim Beginn des nächsten Jahrhunderts auf $2\frac{1}{2}$ Millionen herab, stiegen dann aber wieder, und jetzt mag etwa der dritte Theil von den 19 Millionen Schaafen, die Spanien besitzt, zu den wandernden gehören.

Nachdem diese den Winter in den Ebenen von Estremadura, Leon, Alt- und Neu-Castilien und Andalusien zugebracht haben, ziehen sie zu Ende Aprils oder Anfang Mais nach Norden in die Gebirge von Aragonien, Navarra, oder Biscaya, auch in die Berge um Segovia, Soria und Buytrago; im September kehren sie in die Ebenen zurück. Auf diesem Wege haben sie das Recht, über die Gemeindetriften der anliegenden Dörfer zu wandern, und nur zu häufig verwüsten sie Alles, wie ein Heuschreckenhaufe. Auf den bebaueten Ländereien umherzustreifen ist ihnen zwar nicht erlaubt, aber die Besitzer derselben sind gezwungen, einen Pfad von 200—240 Fuß Breite zu lassen, ein bedeutender Verlust, wenn das Land besser angebauet

---

2) Was überhaupt freilich bei Manchem der Fall sein könnte, was wir hier von der spanischen Schaafzucht und von andern Eigenthümlichkeiten des Landes mittheilen.

wäre. Noch ein viel größerer Schade aber würde dann den reichen Ebenen zugefügt werden, wo die Heerden den Winter zubringen. Freilich müssen die Besitzer der Schaafe etwas dafür bezahlen, aber die Landeigenthümer haben keine Stimme bei Festsetzung dieses Etwas, und sind deshalb fast gezwungen, ihre Ländereien wüste liegen zu lassen, wie noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts viele unsrer Bauern in wildreichen Gegenden. Zwar sind von Zeit zu Zeit einige Bestimmungen „Gesetze der Mesta" genannt, gemacht worden, aber es ist zweifelhaft, ob nicht der Zufall die Sache besser geordnet haben würde, als sie, denn sie wurden von denen erlassen, die am meisten bei dem Mißbrauche ihren Vortheil fanden, von den Schäfereibesitzern, dennoch aber von mehreren Königen bestätigt. Zu ihrer Aufrechthaltung besteht ein eigener „Gerichtshof der Mesta", der die Wege bestimmt, welche die Heerden zu nehmen haben, und in Streitigkeiten mit Landbesitzern und unter den Hirten entscheidet.

Die Schaafe in Biscaya und in Asturien sind so klein und so schlecht gehalten, daß während der Kriege die englischen Soldaten sich oft weigerten, ein ganzes Schaaf statt 9 Pfund Hammelfleisch zu nehmen. Dies sind die Thiere, welche der schwarze Adler der Pyrenäen so häufig davon trägt. Er würde ein Schaaf von gewöhnlicher Zucht, oder ein Merino-Schaaf (worunter eben die wandernden verstanden werden) viel zu schwer finden.

Wir haben eben den schlechten Betrieb des Landbaues in Spanien zum zweiten oder dritten Male erwähnt, ohne noch auf das damit in Verbindung stehende 3. Bild unserer Kupfertafel hingedeutet zu haben. Es spricht dasselbe übrigens für sich allein, und wir wollen nur bemerken, daß man die in La Mancha gewöhnliche Art zu Dreschen keineswegs allein einer Lust an Versuchen persönlicher Gewandtheit und Bravur, aus der sie fast hervorgegangen zu sein scheint, zuschreiben darf, wiewohl dem Spanier solche Lust nicht fremd ist, sondern daß in allen Verrichtungen, des Ackerbau's sowohl als der meisten übrigen Gewerbe, dieselbe Gleichgültigkeit gegen alle Erleichterungsmittel, wie bei dieser Gelegenheit, ja eine gewisse Scheu vor jeder Anwendung einer Maschine sich ausspricht. Es möchte wohl für viele unsrer Rossebändiger eine nicht leichte Aufgabe sein, auf einem einfachen, nach vorn etwas emporgekrümmten Brete stehend, zwei und mehr muthige, leicht geschirrte Pferde, ohne Deichsel, in engem Kreise auf ausgebreiteten Garben herumzutummeln, bis alle Körner aus den Hülsen gefallen sind. Die Sichtung des Getreides von der Spreu besorgt dann der Wind, dem man nur in so weit an die Hand geht, daß man das Stroh in die Höhe wirft, wo denn die Körner fallen und die Spreu vom Winde entführt wird, eine Methode, die gewiß einfach, aber schwer zu vertheidigen ist.

So weit geht die Vernachlässigung alles Maschinenwesens, daß man im Allgemeinen nur zum Herumfahren in den Städten und zum Feldbau Wagen hat, und diese meist von der erbärmlichsten Form, wie die Bilder Nr. 5 und 6 zeigen. Fast alles Reisen, aller Waarentransport, geschieht, wie im Orient auf Kameelen, hier auf Maulthieren oder Pferden, ohne daß übrigens selbst nur hierzu dem Fremden durch eine Art Postanstalt die Hand geboten würde. Einzig auf den großen Kunststraßen von Bilbao über Madrid nach Sevilla und von Barcellona ebendahin giebt es Postanstalten, auch gehen hier Diligencen. Der Reisende in andern Gegenden Spaniens ist auf Maulthiertreiber (Arriëros) verwiesen, die unser Bild Nr. 1 darstellt, und von denen ihm besonders der Führer des Zugs (Majoral) häufig sehr gute Dienste leistet. Denn, wie seine Begleiter, auf einem der schwer bepackten und mit weittönenden Glocken und Troddeln von allen Farben reich gezierten Thiere sitzend und wohl 10 und mehr Stunden des Tags durch Berg und Schlucht fortziehend, ist dieser stets bereit, des Reisenden Gut gegen jede Gefahr durch Muth und Vorsicht zu schützen, an die manches am Wege stehende Kreuz mit dem Namen eines Ermordeten ernst genug mahnt, obwohl ein Mord auf der Landstraße ein „andalusisches Wunder" genannt wird.

Auf dem Bilde Nr. 5, welches ein Stück eines der größesten Plätze in **Madrid** darstellt, der zugleich der tägliche Versammlungsort einer Menge müßiger Leute aus allen Ständen ist und deshalb der gewöhnliche Schauplatz der vielen tumultuarischen Auftritte der neuern Zeit in dieser Stadt, tritt uns ein Zug aus dem Volksleben der letztern entgegen. Wir sehen einige Aguadores Asturiens, die in ihrem Anzuge von grobem Düffel und in ihren ledernen Mützen zu Hunderten bei den Springbrunnen auf ihren leeren Wasserfässern sitzen, oder mit gefüllten zu den höchsten Stockwerken stattlicher Häuser emporkeuchen. Aber in welchem Bilde ließe sich dieses Volksleben in Madrid nur einigermaßen vollständig darstellen mit seiner übergroßen Menge von Eigenthümlichkeiten? Hören wir denn wenigstens mit an, was ein geistreicher englischer Reisender davon sagt: „Ich habe" bemerkt er, „die meisten Hauptstädte der Welt gesehen, allein im Ganzen hat mich keine jemals so interessirt, als Madrid. Ich will mich hier nicht auf seine Straßen, seine öffentlichen Gebäude, Plätze und Springbrunnen einlassen, obwohl manche merkwürdig genug sind; denn Petersburg hat schönere Straßen, Paris und Edinburgh stattlichere Gebäude, London herrlichere Plätze, während Schiras weit prachtvollere Springbrunnen, obwohl nicht kühlere Gewässer, aufweist. Aber die Bevölkerung! — Innerhalb einer Lehmmauer, die kaum anderthalb Stunden im Umfange hat, befinden

sich an zweimalhunderttausend Menschen, welche sicherlich eine der merkwürdigsten Volksmassen bilden, die man irgendwo in der Welt findet, weil sie durch und durch eigenthümlich. Die Bevölkerung Konstantinopels ist freilich merkwürdig genug, indeß zu ihrer Zusammensetzung haben zwanzig Nationen beigetragen, Griechen, Armenier, Perser, Polen, Juden u. s. w., — aber die ungeheure Bevölkerung von Madrid, mit Ausnahme einiger dahin versprengten Fremden, besonders französischer Schneider, Handschuhfabrikanten und Perrückenmacher, ist durchaus spanisch. Hier giebt es keine deutschen Kolonieen, wie zu St. Petersburg, keine englischen Factoreien, wie zu Lissabon u. s. w. Dagegen welches bunte Gemisch von Spaniern! Die kraftvollen Aguadores von Asturien, die Caleseros von Valencia, müßig an ihre Fuhrwerke gelehnt, Tabak für ihre Papier-Cigarren raspelnd und auf Fahrlohn wartend; Bettler von La Mancha, Männer und Frauen, in grobes Wollenzeug gehüllt, ohne Unterschied am Thore des Palastes oder des Gefängnisses um ein Almosen bittend; Lakaien aus den Gebirgen; Haushofmeister und Schreiber in eigenthümlicher Tracht aus Biscaya und Guipuzcoa, deren Bewohner sich nicht leicht zu niedrern Diensten hergeben, für die genannten aber ihrer Biederkeit wegen sehr gesucht sind; zierlich gekleidete Toreros (Kämpfer bei Stiergefechten) aus Andalusien; Riposteros (Lastträger) aus dem äußerst armen Galizien; Verkäufer aus Katalonien, und viele andere; endlich die ächten Söhne der Hauptstadt, die 20,000 Manolos, der Pöbel von Madrid. Und nun noch die höhern Stände, die Damen und Herren, die Sennoras und Cavalleros! Was ich von letztern sah war übrigens nicht geeignet, mir einen hohen Begriff von ihnen beizubringen. Le Sage hat sie geschildert, wie sie vor beinahe 200 Jahren gewesen sind; seine Schilderung ist nichts weniger als einnehmend, doch glaube ich nicht, daß sie sich seit der Zeit der Abfassung jener Skizzen des berühmten Franzosen sonderlich gebessert haben. Der Spanier der niedern Klasse im Allgemeinen hat weit mehr Interesse für mich, mag er nun Manolo, Ackersmann oder Mauleseltreiber sein. Er ist kein gemeiner, sondern ein wirklich seltsamer Mensch, bei dem man viel von den ritterlichen Tugenden des Mittelalters, freilich aber auch von der Rohheit und Grausamkeit desselben, doch sehr selten nur niedrige und gemeine Laster findet, mit einem Geiste stolzer Unabhängigkeit, welchen man durchaus bewundern muß, unwissend, aber mit freisinnigen Ansichten. Die Bigotterie und der kleinliche Argwohn gegen Ausländer, wovon man so viel spricht, sind hauptsächlich nur den höhern Ständen eigen.

Wir haben schon bemerkt, daß die im Ganzen ziemlich schöne Hauptstadt Spaniens doch in ihren Anlagen und Gebäuden nichts besonders Merkwürdiges, keine Meisterwerke der Baukunst u. s. w. aufzuweisen hat. Das

größeste Bauwerk ist das auf unsrer 7ten Abbildung dargestellte Schloß[3]) welches auch durch seine hohe Lage und ungeheure Masse — die Seiten des Vierecks, welches es bildet, sind 500 Fuß lang, — wie durch seine citadellenartige Umgebung, aus der Ferne einen großartigen Eindruck macht, der aber in der Nähe durch Ueberladung mit geschmacklosen Verzierungen verloren geht. Eben so ist das Innere, besonders der Thronsaal, groß, aber nicht schön, überladen mit Gemälden von sehr verschiedenem Werthe[4]), mit Statuen, Vasen, Vergoldung, und mit Spiegeln, die an Größe ihres Gleichen suchen. Gegenwärtig ist nur ein kleiner Theil des Gebäudes bewohnt; denn es paßt für den jetzigen königlichen Hofhalt Spaniens, wie die Peterskirche für eine Dorfgemeinde passen würde, und der Fremde, der die unabsehbaren Reihen von kostbar ausgestatteten Zimmern und Sälen durchwandert, sieht nicht allein dicken Staub und ausgebreitete Spinnengewebe Zeugniß ablegen, wie wenig sie betreten werden, sondern findet auch nicht selten eines von Fledermäusen bewohnt, denen zerbrochene Fensterscheiben Aus- und Eingang gestatten.

Aber Nichts sind die Spuren des Verfalls des königlichen Glanzes, welche sich hier zeigen, gegen die im **Escorial** bemerkbaren: in jenem ungeheuren Prachtbaue, einige Meilen von Madrid, welchen der Aberglaube Philipps II. im Kriege gegen Frankreich, am Tage der Schlacht von St. Quentin, dem heiligen Laurentius gelobte und für den der finstere bigotte Sinn dieses Königs die öde, unfruchtbare Gegend, welche unser 6tes Bild darstellt, — wählte, sein Stolz aber, und der seiner Nachfolger — denn erst unter Philipp IV. ward der Bau ganz vollendet — mehr als sechs Millionen Ducaten aufwendete. Mit Allem, was die verschwenderischste Prachtliebe ausdenken konnte, waren und sind zum Theil noch, Kirche, Begräbnißcapelle der spanischen Könige, Kloster und Palast, die das Ganze bilden, ausgestattet; aber in den beständigen Bürgerkriegen der letzten Zeit ist das Kloster und der Palast verödet, haben die bessern Kunstschätze, so weit sie

---

3) Es ward in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von Karl III. erbauet, nachdem eine Feuersbrunst im J. 1734 den alten Königspalast zerstört hatte.

4) In der neuesten Zeit hat man viele ganz unwürdige Gemälde entfernt und durch gute aus den aufgehobenen Klöstern ersetzt. Unter den in den verschiedenen Sälen zerstreuten Bildern sind mehrere der berühmtesten von Titian, Raphael, Rubens, Paul Veronese, Correggio, Van Dyk, Mengs u. s. w.; besonders berühmt ist eine Venus, ein Adam und Eva von Titian, und die Kreuztragung Christi von Raphael, welche unter dem Namen: „lo spasimo di Sicilia“ bekannt ist. Aber der eigentliche Schatz des Schlosses an Gemälden besteht in Meisterwerken spanischer Maler, eines Velasquez, Murillo, Valdes, Juande Juanes, Zurbaran, Coello, El Moro und andrer.

transportabel, ihrer Erhaltung wegen nach Madrid geschafft werden müssen, während andere den Untergang fanden oder noch demselben entgegengehen. Nicht selten treiben jetzt rohe Soldatenhaufen in den prachtvollen Sälen ihr Wesen, die herrlichen Frescogemälde, die Bildhauerarbeiten vielfach beschädigend. Die schönen Gärten sind wüst und verödet; in der großen Kirche aber, wo sonst der Gottesdienst mit unglaublichem Pompe gehalten wurde, war ein deutscher Reisender vor wenigen Jahren Zeuge, wie vor kaum 10 Menschen eine Todtenmesse für eine spanische Königin von einem einzigen Weltgeistlichen aus dem Städtchen gehalten wurde.

Unter diesen Umständen macht schon der Anblick des ganzen Prachtbaues einen höchst melancholischen Eindruck, besonders wenn der Wind, der sich oft in den Spalten der Berge bricht und mit unglaublicher Heftigkeit um die Thürme und hohen Mauern weht, die Tausende von Fenstern klappern und klirren macht, und in den langen Bogengängen seltsame Töne hervorbringt. Wie wird aber dieser Eindruck noch durch manche historische Erinnerung, besonders in der Begräbnißcapelle der Könige, gesteigert! Eine der schrecklichsten ruft in dem Beschauer die Tribüne in der Nähe des Altars der Kirche hervor, wo Philipp II. an der gräßlichsten Krankheit langsam dahinstarb. Der mit Furcht und Grausen sein Königreich und die Welt erfüllt hatte, lag hier drei Jahre lang im Bette, wo er von seinem Kopfkissen aus den Altar sehen konnte, und wohnte auf diese Art den täglichen Messen bei, welche seine Einbildungskraft nur an die Strafen erinnerten, die seiner in jenem Leben warteten, weil er zweifelte, ob er immer das Rechte gethan, und sein Glaube ihn nicht zu dem Muthe sich erheben konnte, eine Vergebung zu hoffen.

Als die Westgothen in Spanien herrschten, war **Toledo**, das schon zu den Zeiten der Römer äußerst wichtig, die Hauptstadt des Landes, voller Gewerbthätigkeit, voll Reichthums, voll prächtiger Gebäude, mit 2—300,000 Einwohnern. Später, unter der maurischen Herrschaft, stieg sein Glanz noch höher, besonders als es bei der Zersplitterung jener Herrschaft in mehrere Königreiche Residenz einer maurischen Dynastie wurde. 50,000 Tuch- und Strumpfweber allein sollen damals in Toledo gelebt haben. Jetzt besteht die ganze Bevölkerung aus 15,000 Menschen, obgleich die Stadt immer noch nicht ohne Bedeutung ist, denn sie ist der Sitz des ersten Erzbischofs (Primas) von Spanien, und der Ruhm, die besten Degenklingen in Europa zu liefern, welcher in alten Zeiten zu einem äußerst lebhaften Handel mit diesem Erzeugniß seines Gewerbfleißes nach allen Ländern der Christenheit verhalf, ist ihr, wenn auch in verringertem Maaße, bis heute geblieben, und bewirkt fortwährend einen bedeutenden Absatz wenigstens in Spanien. Wirk-

lich möchten auch die Degenklingen von Toledo nicht oft von andern übertroffen werden; man sagt, daß das Wasser und der Sand des Tajo allein geeignet seien, ihnen die eigenthümliche Härte zu geben, die sie besitzen.

Die meisten Ueberbleibsel aber des frühern Glanzes von Toledo zeigen sich in den schönen Bauwerken. Die Kathedrale ist eine der prachtvollsten in Spanien, auch mehrere andere Kirchen ziehen durch ihre Schönheit den Kunstfreund an, besonders die Kirche de los Reyes, deren Bau die Königin Isabelle gelobte, während ihr Gemahl Ferdinand die Mauren bekämpfte. Mehrere haben leider durch die Barbarei der französischen Soldaten sehr gelitten. Unter den maurischen Bauwerken der Stadt ist das Bemerkenswertheste das Sonnenthor, eines der schönsten und besterhaltenen maurischen Thore in Spanien.

Als Alfons VI. sein Reich Castilien mit einem beträchtlichen Theile des jetzigen Neu-Castiliens durch Siege über die Mauren vergrößerte, war unter seinen Eroberungen die von Toledo (1085) die glänzendste und erfüllte die ganze Christenheit mit Freude.

Unter demselben Könige war es, wo der große Campeadōr (Kampfheld ohne Gleichen) Rodrigo Diaz, Graf von Vivar, genannt der Cid (Herr), ein in allem Wechsel des Glücks sich immer gleich bleibender Mann, der durch seinen Arm die Bewaffneten, durch seine Güte die Herzen bezwang, der Schrecken der Mauren, der Stolz und die Freude Castiliens, den glorreichsten Theil seiner Heldenrolle spielte, durch eine Reihe von trefflichen Romanzen verewigt, die noch heute von den Spaniern gesungen werden und von denen die schönsten durch Herder's Verdienst auch unser Eigenthum geworden sind.

In **Burgos,** der alten Königsstadt Castiliens, deren Dom unsre 2te Abbildung darstellt, zeigt man das Grab des Helden, welcher von einem alten spanischen Dichter die Krone der Ritter, wie jener Dom die Krone der Kirchen genannt wird.

In der That ist dieser Dom, dessen Bau zu Anfang des 13. Jahrhunderts von Ferdinand III. begonnen, viel später aber erst ganz vollendet wurde, ein wahrhaft wundervoller Bau. Der Reisende, welcher Burgos von ferne sieht, erstaunt über den Wald von prachtvollen gothischen Thürmen, welcher seine Stelle bezeichnet, und die Bewunderung wächst, je mehr er sich ihm nähert, je deutlicher er nach und nach die ungeheure Größe, und dabei die kühne Leichtigkeit der Form, die harmonische Anordnung und den unendlichen Ideenreichthum der Verzierungen überblickt. Im Innern ist fast keine nur kleine Stelle ohne Verzierungen, und doch ist dieser Reichthum keineswegs ermüdend, oder läßt den Gedanken an Ueberladung zu. Die Mannigfaltigkeit in den Formen, sowohl des Schnitzwerks von Holz,

als der Figuren von Stein, ist eben so groß, als die Zartheit ihrer Ausführung.

Außer dem Dom zeigt jedoch Burgos nur noch wenige Ueberbleibsel seiner frühern Größe, ja es hat selbst ein ziemlich verödetes Ansehen, obwohl die unregelmäßigen, meist engen, aber durch manches schöne Gebäude gezierten Straßen noch ziemlich belebt sind, trotz der Abnahme der Bevölkerung von 80,000 auf höchstens 12,000 Einwohner. Dieses öde Ansehen bewirken hauptsächlich die großen Klostergebäude, welche oft ganze Straßen einnehmen und seit Aufhebung der religiösen Orden in Spanien fast leer stehen, während sie früher von mehr als 900 Mönchen bewohnt wurden. Damals hatte die Stadt, neben 24 Kirchen und Kapellen, 22 Klöster und Abteien, und es ist deshalb natürlich, daß hier der priesterliche Geist ganz besonders tief Wurzel gefaßt hat.

Keine Kirche in Spanien kann sich eines größern Schatzes von Reliquien rühmen, als der Dom von Burgos, und keine Bevölkerung hängt fester am Glauben an deren wunderthätige Kraft. Es ist dieser Glaube so mit den Vorstellungen der Einwohner verwachsen, daß sie kein nur irgend bedeutendes Geschäft anzugreifen wagen, bevor sie dem Arm- oder Wirbelknochen irgend eines Heiligen ihre Ehrfurcht bezeigt und so der Hülfe des letztern sich versichert haben. Deshalb trifft man auch täglich fast ganz Burgos in der Kathedrale, wenn man sie zu verschiedenen Stunden besucht und durch alle Kapellen wandert, in deren mehreren zugleich Gottesdienst gehalten werden kann, ohne daß, bei der Größe der Kirche, dadurch eine Störung verursacht wird.

Burgos hat nicht den kahlen, öden Anblick der meisten Städte in Aragonien und Castilien. Malerisch liegt es am Fuße einer in pittoresker Masse sich erhebenden Anhöhe, welche die uralte Königsburg der Beherrscher Altcastiliens krönt. So weit das Auge reicht ist eine lachende Gegend, reiches Grün, kraftvolle Vegetation und — ein seltener Anblick in Spanien — majestätischer Baumwuchs sichtbar. Sorgfältige Kultur darf man freilich nicht erwarten, auch liegen die Dörfer weit auseinander; aber die Klöster und Villas, meistens ansehnliche Gebäude, in reizender, eine freie Aussicht beherrschenden Lage, rücken dichter zusammen, und ihre weißen Giebel und hohen, schön geformten Glockenthürme durchbrechen und überragen die dunkelgrünen Blättermassen, von denen sie umgeben sind.

Spanien.

Tafel II.

Andalusien, der südlichste Theil von Spanien, der uns auf dieser Kupfertafel entgegentritt, ist von Natur eins der gesegnetsten Länder der Erde, so recht eigentlich der Garten Gottes, mit welcher Benennung man oft fälschlich ganz Spanien bezeichnet. Eine südliche Vegetation drückt dem ganzen Lande den Stempel zauberischer Schönheit auf. Dort steht in immerfrischem Grün die Korkeiche; dort glüht die Granatblüthe in dem blaßgrünen Laube; dort rankt der Wein in üppiger Fülle an natürlichen und künstlichen Geländen, reich an den größten und köstlichsten Trauben, die meist getrocknet, als Rosinen, in alle Welt versandt werden; dort reift die Goldorange in reichster Fülle und verkündet die Dattel-Palme schon die Nähe Afrikas. Und wie viele Schätze der Pflanzenwelt mögen jene Länder noch bergen, die von wissenschaftlichen Reisenden bis jetzt noch so wenig betreten und durchforscht wurden, daß manche Theile Amerikas uns bekannter sind, als das Innere der südspanischen Gebirgsländer. — Dieser Natur aber entspricht der Mensch Südspaniens in der Eigenthümlichkeit seines ganzen Wesens, das schon im Aeußern, ja selbst in der Tracht, als ein romantisches und phantastisches sich zu erkennen gibt, so daß der Nordländer sich dort der Wirklichkeit entrückt und in das Zauberland der Poesie versetzt wähnen kann.

So zeugt dort Alles von gesteigertem Leben, und darum wurde auch schon in den ältesten Zeiten dieser Theil von Spanien als ein irdisches Paradies gepriesen und mit Wohnsitzen übersäet, besonders aber in der Periode der arabischen Herrschaft zum Sitze der Wohlfahrt und Pracht auserlesen. Das Gebiet von Granada allein, das von den Mauren am hartnäckigsten vertheidigt und am längsten behauptet wurde, zählte damals 2000 Dörfer und 130 größere und kleinere Städte mit 3 Millionen Menschen. Jetzt freilich beträgt die Gesammtzahl aller Ortschaften in ganz Andalusien nur noch ungefähr 800, die der Einwohner etwa 1,830,000. So viel vermag eine schlechte Regierung! — Unter solchen Verhälthissen zieht natürlich die Vergangenheit Andalusiens mehr an, als die Gegenwart, und wir haben deshalb zum Mittelbild unsrer Tafel eine Ansicht aus der **Alhambra** gewählt, jenem Königssitze der Mauren bei Granada, an dem sich so viele

große historische Erinnerungen knüpfen. Letztere hat Washington Irving in seiner anziehenden Schrift über die Alhambra gesammelt, die überall leicht zu haben ist; deshalb schweigen wir ganz davon, und geben nur eine kurze Darstellung der Alhambra in ihrem gegenwärtigen Zustande, indem wir sie an der Hand eines der neuesten deutschen Reisenden in Spanien [1]) betreten, welcher sie mit aller Lebendigkeit der frischen Anschauung schildert. „Wir haben", schreibt er „das Thor des Urtheilspruches (den Eingang in den Schloßhof, welcher seinen Namen von der Gewohnheit der arabischen Kalifen hat, vor dem Thore Rechtssprüche zu fällen) überschritten und wir stehen auf dem Platze der Cisternen, welche sich unter uns befinden, aber nicht sichtbar sind. Hier erblickt man zur rechten Hand den Palast, den Kaiser Karl V. aus den Materialien des durch ihn niedergerissenen Theiles des Schlosses erbauen ließ. Er ist viereckig, ganz von Quadersteinen, und hat vier große Thüren von Jaspismarmor. Die Fenstereinfassungen sind von schwarzem Marmor, mit Köpfen von Adlern und Löwen. Darüber und im Innern ist ein runder Hof, umringt von 32 marmornen Säulen oben, und ebenfalls 32 unten. Ein Gang oben hinter diesen Säulen herum führt zu sehr kleinen Zimmern. Das Dach in der Mitte fehlt. Auf diesem Platze scheidet sich nun die Alhambra in zwei Theile. Der Theil linker Hand war befestigt und beherrschte die Stadt durch eine Menge von Mauern und Thürmen, von denen viele schon ganz verschwunden sind. Dem Thore gegenüber, durch welches man eingetreten, sieht man nichts als nacktes und durch die Zeit verdorbenes Mauerwerk, und so war es natürlich, daß, wenn ich geglaubt alle Wunder der Alhambra hier anzutreffen, ich mich völlig getäuscht sah. Plötzlich öffnete aber mein Führer eine vorher wenig beachtete Thür, und mit einigen Schritten vorwärts befand ich mich in dem eigentlichen Innern des Wunderbaus. Scheint es doch, als wenn diese maurischen Fürsten die größte Freude an der Heimlichkeit und an der Ueberraschung gehabt hätten. Wir Europäer sind gewohnt, durch das Aeußere unsrer Häuser schon auf den Styl des Innern vorzubereiten und wir würden es sonderbar und völlig ungraciös finden, wenn ein von innen schöner Palast nicht auch schön von außen wäre; ja wir finden sogar bei den südlichen Völkern, namentlich den Italiänern, viel mehr Sorgfalt auf die äußere Architectur, als auf die innere Einrichtung verwendet, die öfters sogar aller und jeder Gemächlichkeit entbehrt. Wie verschieden hierin die Mauren dachten, davon hatte ich hier das merkwürdigste Beispiel. Denn kaum hatte ich die Schwelle dieser unbedeutenden Thür überschritten, als ich einen Theil des köstlichst ausge-

1) C. D. L. von Arnim.

legten Schmuckkästchen der Welt vor mir sah, dem das schönste Grün ein gewisses heimliches Leben einhauchte. Wenn ich mich des Wortes Schmuckkästchen hier bediene, so geschieht es, um ein für alle Mal die Idee von Größe denjenigen meiner Leser zu benehmen, die vielleicht früher glaubten, man staune vor den Wundern der Alhambra, wie man es vor den Monumenten der Römer und Griechen thut. Aber nichts von dem ist der Fall. Man fühlt sich beim ersten Anblicke aller der Herrlichkeit überrascht, angenehm überrascht, man fühlt sich bei näherem Anschauen wollüstig angezogen, man schwelgt in einer uns fremden Sphäre und in längst verflossenen Zeiten; dann geht man näher heran, bewundert und staunt über diese töpferische Filigranarbeit, geht dann ans Fenster, sieht die Sierra Nevada und die schöne Natur umher, und glaubt, wenn man es verläßt, man habe in einer Opium-Verzückung sich befunden und die wunderbarsten Gestalten um sich herumdrehen gesehn.

Das war der Eindruck des Ganzen bei mir. Ich komme zu den Einzelheiten.

Der Hof der Alberga oder der Myrthen macht den Anfang. Er ist ein längliches Viereck, das an beiden Enden Porticos hat, deren Bögen durch Säulen von Marmor, leicht und hübsch gehalten, unterstützt sind. In der Mitte befindet sich ein Bassin, bestimmt zu Bädern für die Diener des Königs, umgeben von Blumenbeeten und kleinen Orangenbäumen; die Wände sind mitunter verdorben, indessen erkennt man oben noch schöne Arabesken. Von hier treten wir in Comares Thurm, voll Verzierungen in Gold, Silber, Blau, Ultramarin, alles mit der höchsten Sauberkeit gearbeitet. Bald kommen wir in den Saal der Botschafter, welcher der größte und schönste in der Alhambra ist, und wo der König, in der Mitte sitzend, die fremden Gesandten empfing. Geschnitztes Holz, geschnittener Stein, Stuckwerk, Malerei auf Email, alles von der vortrefflichsten, aber auch mühsamsten Arbeit, findet sich in diesem Saale zusammen. Von solchem Reichthume an wundervollen Formen und den seltensten Farben umgeben macht man einige Schritte und befindet sich an verschiedenen Fenstern, wo man abwechselnd den Generalif — einen Lustgarten der maurischen Könige, der Alhambra gegenüber — die kostbarsten Gärten und die Hälfte von Granada erblickt, und die ganze Vega übersieht."

Es würde ermüden, wollten wir jedes Zimmer dieses Zauberschlosses beschreiben; wir treten nur noch in den berühmten Hof der Löwen, welchen unser Bild darstellt. Wie alles hier, zeigt er nichts Großes, nichts Erhabenes, die Arbeit an den Löwen ist sogar nicht anders als schlecht zu nennen; aber die schlanken Säulen, die reichen Arabesken, die zierlichen Mosaiken, die springenden Fontainen — Alles erinnert an die Paläste der Feenmährchen.

Und nun verlassen wir die Alhambra durch die sogenannte Ultima Porta — durch die der letzte König von Granada schritt, als er diesem Schloße seiner Väter für immer Lebewohl sagen und dem Könige Ferdinand den Schlüssel seiner Hauptstadt übergeben mußte — um mit einer geistreichen Landsmännin[1]) einen Ausflug in die Umgegend von Granada zu machen.

„Wir fuhren vorgestern", — erzählt sie, — „nach dem aufgehobenen Karthäuserkloster. Es war irgend ein hoher Festtag, Kreuzerfindung meine ich. In die Kirchen geht man nicht viel, sie haben ihre Zeit gehabt; dort findet man keine Menschen; sie versammeln sich in und vor den Häusern. Da sitzen sie in Gruppen beisammen, die Männer in ihrer allerliebsten Tracht, die Frauen mit einer Rose im zierlich geflochtenen, glänzend schwarzen Haar. Einer spielt die Guitarre, die übrigen hören zu, oder sie plaudern und schäkern. Aus den Häusern klingt das Geklapper der Castagnetten und durch die langen Balconthüren sieht man ab und an tanzende Frauengestalten. Dies ist Alles das Volk; man darf sich also keine eleganten Häuser oder irgend ein Raffinement von Luxus, oder Schaustellung, oder Eitelkeit denken; nein! es ist die alltägliche Unterhaltung, der gewohnte Gebrauch; aber eben in der Alltäglichkeit dieser heitern Sitten liegt für uns ernsthafte Leute ein unbeschreiblicher Reiz. So kamen wir nach der Cartuja, welche auf einem Hügel vor der Stadt grün und schattig liegt. Sie gehört jetzt einem Privatmann und das große weitläuftige Gebäude scheint keine Bestimmung zu haben. In Nebenhäusern wohnen Gärtner, Aufseher und dergleichen. Als wir an einem dieser Häuschen vorbeigingen hörten wir Guitarre und Castagnetten und blieben am offnen Fenster stehn. Es waren wohl ein Dutzend Frauenzimmer beisammen und amüsirten sich mit Tanz. Kaum gewahrte uns die Frau vom Hause, so lud sie uns ein, hereinzutreten, bot mir die Hand zum Willkommen, wie das bei Vornehmen und Geringen üblich ist, und der **Bolero**, der durch unsern Eintritt momentan unterbrochen war, begann von neuem. Er wird paarweise getanzt, die Tänzer schlagen selbst die Castagnetten dazu, und wer dies Talent nicht besitzt, schnippt mit den Fingern. Die Castagnetten geben den Takt an, ihr zierliches Gerassel lenkt die Bewegungen. Ein junger Mann spielte die Guitarre, d. h. er ließ ihre Saiten nicht sowohl klingen als schwirren, und eines der Mädchen sang dazu. Der Tanz selbst besteht aus Bewegungen einander gegenüber, die gewöhnlich am Schluß lebhafter werden. Die ganze Kunst liegt in der Weichheit und Rundung und in der Leichtigkeit

---

1) der Gräfin Hahn-Hahn.

dieser Bewegungen, denn die Füße haben keine schwierigen Pas auszuführen. Auch auf dem Theater ist es nicht anders, obgleich da mit einigen Verbrämungen von Pirouetten und Entrechats getanzt wird. Beiläufig: nie wird ein anderes Ballet auf der spanischen Bühne getanzt, als die Nationaltänze, und man liebt sie so leidenschaftlich, daß sie keinen Abend im Zwischenakt des Schauspiels fehlen dürfen. Der wesentliche Unterschied zwischen dem spanischen Tanz und dem unsern, auf und außer dem Theater, besteht darin, daß dieser mehr mit den Füßen, jener mehr mit dem Oberleib ausgeführt wird. Es ist ein beständiges Biegen und Wiegen und Schmiegen, das man bei uns gar nicht kennt. Die guten Bauermädchen in der Cartuja tanzten übrigens ohne alle verführerische Weichheit, derb und plump, wie ihre großen Füße und ihr starker Körper es voraussetzen ließen; aber auch ohne alle Ziererei und Ansprüche, so daß es doch recht lustig zu sehen war. Wenn sie ausgetanzt hatten, gingen sie zu jedem der anwesenden Männer und gaben ihm den Abracito, d. h. legten ihren Arm auf einen Augenblick auf seine Schulter, während er sie umfaßte, gerade wie bei unserm Walzer.

Unser Majoral hatte für gut befunden uns mit fünf Pferden spazieren zu fahren. Die Kutsche war des Umhangs von brauner Leinwand entkleidet, welcher auf der Reise die fünfzigjährige Frische ihres Lacks verhüllend geschützt hatte, und er fand jetzt die Equipage so elegant, daß er durchaus auf der Promenade eine kleine Umfahrt mit uns machen wollte. Es war die Stunde der großen Promenade auf dem reizenden Spaziergang el Salon; es wimmelte von Menschen, und ziemlich viel Wagen, worunter einige recht elegante, fuhren, wie in Italien, Schritt vor Schritt in den Fahralleen auf und ab. Wir hatten gar keine Lust uns mit unserm Fünfgespann in diese Corsofahrt zu stürzen, die Fremden werden ohnehin fürchterlich angegafft und die **Sennora muy rubia** (sehr blonde Dame) nun vollends! Aber dem Majoral wäre dies allgemeine Aufsehn gerade höchst schmeichelhaft gewesen, und so kostete es Mühe, seiner Phaëtons-Laune Einhalt zu thun. Der Salon ist eine ganz deliciöse Promenade! Vier Reihen prächtiger Bäume mit drei wasserreichen hochstrebenden Fontainen; zu beiden Seiten Fahrwege, und jenseits derselben kleinere Gänge zwischen Rosen und andern duftenden Gesträuchen, mit kleinen Fontainchen vermischt; überall Alles gut, reinlich und ordentlich gehalten. Wegen des großen Wasserreichthums und der vielen Bäume sind in Granada so viel Nachtigallen, wie ich nie gehört habe. Ungestört durch das große Menschengewimmel singen sie überall auf den Promenaden ihr glühendes Klagelied.

Die Menschen sehen hier heiterer als irgendwo aus, recht als ob ihnen das Leben nicht schwer würde. Das Bild der Zufriedenheit gibt

Niemand auf der Welt so lebendig, als ein junger Andalusier zu Pferd, der seine Querida (Geliebte) vor sich auf dem Sattel hat, welcher breit und stark gepolstert ist; die Frau sitzt da ganz bequem und der rechte Arm des Liebsten ist ihre Lehne. Das Pferd hat vor der Brust eine hochrothe Troddel, und Mähnen und Schweif sind oft mit bunten Bändern durchflochten. Die bunte Jacke, die gestickten Kamaschen des Mannes, der zierliche Kopfputz der Frau, kurz der ganze höchst zierliche und sorgfältige Anzug, der den Majo und die Maja (Prahlende) macht, — Alles vereinigt sich zu einem festlichen Bilde, und die zwei Leute schauen so munter drein, daß man ihnen wohl ansieht, wie die fröhliche Färbung nicht allein von der bunten Jacke herrührt. Die Kamaschen sind ein wesentlicher Theil des Anzugs. Sie sind aus gelbem Leder und, wenn sie einfach, mit Leder und Seide von derselben Farbe ausgenäht, wenn sie aber elegant, mit den buntfarbigsten Blumen in Seide über und über gestickt, unter dem Knie und über dem Knöchel zugeknöpft, an der Wade aber offen gelassen.

Es ist hübsch hier zu Lande, daß nicht bloß das Volk die Volkstracht trägt: der junge Mann, der sich Abends, wenn er in Gesellschaft geht, in einen Frack wirft, hat sonst die kleine kurze Jacke an und den allerliebsten andalusischen Hut auf, dessen Form von schwarzem Sammt und der Schirm Filz ist. Zwei Pompons auf derselben Seite, einer oben an der Form, der andere am aufwärts gebogenen Schirm, machen das Hütchen zierlich und verwegen, und die jungen Männer sehen gar nett damit aus, — keck, doch gar nicht brutal. Das ist wundervoll bei ihnen; man befindet sich immer wie in guter Gesellschaft.

Mit diesen netten Leuten contrastiren auf frappante Weise die schwarzbraunen Zigeuner, die, mit wenigen Lumpen nothdürftig bekleidet, keine andere Wohnung haben, als Höhlen im Berge der Alhambra und des Sacro Monte, und zum Erschrecken wild und schmutzig aussehen. Ich weiß nicht, ob man sie in Verdacht hat; genug, es geschehen häufig Mordthaten in Granada. Kürzlich hat man im Dickicht der Promenaden auf der Alhambra selbst einen ganz ausgeplünderten Leichnam — und heute früh auf dem Wege nach Sacro Monte wieder einen gefunden. Es geschehen aber keine Nachforschungen, weder bei Zigeunern, noch bei Christen. Einem unsrer Herren wurde eine Börse mit 200 Francs vor dem Theater aus der Tasche gestohlen. Er bemerkte es sogleich und zeigte es an, bekam aber den Trost, das sei schwer wieder zu erlangen. Daran ist auch nicht zu zweifeln, besonders wenn man bedenkt, daß einer der Polizeiwächter vor dem Theater — ein Presidario ist, d. h. ein Galeerensclave. In der That, man begreift nicht, wie bei solchen Einrichtungen noch irgend eine Ordnung bestehen kann. Kein Mensch fragt einem Morde nach; ein

Diebstahl vollends ist eine ganz unbedeutende, geringfügige Sache, nicht der Rede werth — vielleicht zugelassen zum Besten der armen Galeerensclaven.“

Raub und Raubmord sind überhaupt durch die beständigen Bürgerkriege in Spanien sehr gewöhnlich geworden, und in der That, es ist in solchen Zeiten wohl nichts natürlicher, als daß zu diesem schmählichen Erwerbszweige ein nicht geringer Theil einer Bevölkerung sich hinwendet, welche ohnehin an Mord aus andern Ursachen gewöhnt ist und diesen auch für kein besonders erhebliches Verbrechen hält. Der englische Missionair Borrow erzählt in letzterer Beziehung: „Einst, als ich mit einem Buchhändler durch die Straßen von St. Jago di Compostella spazierte, blieb dieser vor einer Kirche stehen und betrachtete sie aufmerksam. Da an dem Aeußern des Gebäudes nichts Merkwürdiges zu sehen war, so fragte ich ihn, aus welchem Grunde er so viel Notiz davon nehme. „Zu den Zeiten der Mönche“ erwiederte er — „war diese Kirche ein Asyl, wo die ärgsten Verbrecher sicher waren, wenn sie einmal sich dahin geflüchtet hatten. Alle fanden da Schutz, außer den Negros (wie die Liberalen genannt wurden.) Auch Mörder? fragte ich. „Mörder?“ versetzte er; „weit schlimmere Verbrecher als diese. Aber ich habe schon gehört, daß ihr Engländer den größten Abscheu vor dem Morde habt. Betrachtet ihr ihn wirklich als ein Verbrechen von großer Erheblichkeit? Die Mönche sahen ihn immer als eine Friolera (Bagatelle) an, doch nicht so z. B. das Verbrechen einer Heirath zwischen rechten Geschwisterkindern ohne vorhergegangene Dispensation, wofür, wenn man ihnen glauben darf, weder in dieser noch in jener Welt eine Abbüßung zu hoffen ist.“

In Granada und Malaga, wo der Mord am häufigsten sein soll, haben die Männer immer die Navaja im Gürtel, ein Brotmesser, anderthalb Fuß lang, in der Mitte anderthalb Zoll breit und sehr spitz zulaufend, das sie höchst geschickt auch zu andern Dingen als zum Brotschneiden zu gebrauchen wissen. Bei ihrem heißen Blute findet sich zu Zank und Streit und Haß immer Gelegenheit, und die Navaja, die immer bei der Hand ist, fliegt dann dem Gegner in die Rippen, und da das sonderbare Gesetz besteht, daß, wer bei einem Ermordeten gefunden wird, auf der Stelle des Mords verdächtig und gefänglich festgesetzt wird, deshalb aber Jeder Reißaus nimmt, der Abends Hülferuf oder sonstigen verdächtigen Lärm hört, so bringt sich der Mörder fast immer in Sicherheit.

So ist denn besonders der südliche Theil von Spanien so von **Räubern** heimgesucht, daß die Landsitze, selbst in der Nähe großer Städte, selten bewohnt, sondern nur am Tage von ihren Besitzern besucht werden können, daß es, wenigstens in den eben genannten beiden

Städten, und besonders in Malaga, durchaus gefährlich ist, des Abends nach dem Dunkelwerden noch auszugehen, und wäre es auch nur eine Straße weit, ja daß man kaum einen Schäfer ohne Gewehr und Messer, einen Landmann, der zu Markt fährt, ohne seinen Karabiner sieht. Zu reisen aber wagt Niemand, als in größerer Gesellschaft oder mit mehreren, zu seinem Schutze angenommenen Leuten, als welche die Diligencen gelegentlich einige von den Räubern selbst zu benutzen scheinen. So erzählt ein Engländer, welcher von Sevilla nach Madrid mit der Deligence fuhr: „Die Escorte, die uns nach Madrid begleiten sollte, bestand aus vier gut bewaffneten Kerlen, von denen zwei ritten, während die zwei andern den hintern Raum des Wagens einnahmen. Ihre Geschichte ist folgende. Die Sevillaer Diligence war in der letzten Zeit so häufig angehalten und geplündert worden, daß die Unternehmer derselben es durchaus nöthig gefunden hatten, entweder sie ganz aufzugeben, oder mit jenen unrechtmäßigen Weggelderhebern sich auf einen festen Fuß zu setzen. Das letztere war ihnen gelungen. Es war das Uebereinkommen getroffen worden, daß für eine sehr ansehnliche, jährlich zu zahlende Summe die Räuber für die Zukunft die Diligencen unangefochten lassen sollten, wofür sich die Anführer der stärksten Banden in den betreffenden Gegenden verbürgten, die nun auch die Diligencen auf jeder Fahrt begleiteten, und wir ernteten nun die Früchte dieses Vertrags. Die auch schon in andern Ländern erprobte Klugheit des alten Rathes, einen Dieb anzustellen, um Diebe zu fangen, da ein blinder Schelm in solchen Dingen noch so gut sieht, wie ein ehrlicher Mann mit offenen Augen, bewährte sich wieder. Auch die Räuber, die nicht bei dem Vertrage betheiligt waren, ließen sich im Ganzen so ziemlich abhalten, wiewohl immer noch hin und wieder einmal der Fall vorkam, daß die Diligencen angehalten und die Reisenden bis aufs Hemde ausgeplündert wurden. Derjenige Reiter, welchem die Anführung unserer Escorte anvertraut, war den übrigen an hübscher Gestalt und feinen Sitten weit überlegen, nett im andalusischen Costüm gekleidet, auf einem schönen, muthigen Pferde, und es war nicht schwer, in seinem kühnen, festen Blicke zu lesen, wozu er am geschicktesten sein mochte.

Wie Alles, besonders beim Südspanier, einen ritterlichen Anstrich hat, so ist auch der Räuber in Kleidung und Benehmen weit verschieden von seinen Standesgenossen in andern Ländern. Borrow fand mehrere im Gefängnisse sehr fein gekleidet, besonders mit schneeweißem Leinenzeug versehen; mehr noch aber überraschte ihn ihr gutes Betragen. „Ich nenne es gut" sagt er, „wenn man Alles in Betracht zieht, und wenn ich es mit dem der gewöhnlichen Klasse von Gefangenen in andern Ländern vergleiche. Sie hatten gelegentlich ihre Ausbrüche von wilder Lustigkeit, gelegentlich auch

Streitigkeiten, die sie in einem Winkel des inneren Hofes mit ihren langen Messern abzumachen pflegten, und deren Folge nicht selten der Tod oder eine schreckliche Wunde im Gesicht oder Unterleib war; allein im Ganzen war ihr Betragen unendlich besser, als man es von den Bewohnern eines solchen Ortes hätte erwarten sollen. Und doch war dies nicht die Folge irgend eines Zwanges oder einer besondern Aufsicht, welcher sie unterworfen waren, denn vielleicht in keinem Lande der Welt sind die Gefangenen so sich selbst überlassen und so ganz vernachlässigt, als in Spanien, da die Behörden keine weitere Sorge um sie haben, als daß sie nicht entfliehen, und auf ihre sittliche Führung auch nicht die geringste Aufmerksamkeit verwendet wird. Gleichwohl wird in den spanischen Gefängnissen das Ohr des Eintretenden nie durch jene gräßlichen Gotteslästerungen und Unzüchtigkeiten verletzt, wie in denen mancher andern Länder, noch er selber geschmäht. Ernst und Gelassenheit sind die vorherrschenden Charakterzüge der Spanier, und selbst der Räuber, die Momente ausgenommen, wo er in seinem Geschäft thätig, ist höflich und umgänglich und hat seine Freude daran, sich mit Besonnenheit und Anstand zu benehmen.

Das ritterliche Wesen seines Räubers scheint auch der Spanier gehörig zu würdigen. Einer unsrer Landsleute ward einst in Madrid befragt, ob es in Deutschland auch Räuber gebe, und auf seine Erwiederung, daß zuweilen deren auch angetroffen würden, konnte sich der Fragende nicht enthalten, mit einem gewissen Nationalstolz auszurufen: Aber gewiß keine, die solchen Muth haben, wie die unsrigen!

Auch das Bild Nr. 3. weist auf den wilden Charakter des Spaniers hin, indem es an ein höchst grausames Nationalvergnügen erinnert, dessen Abschaffung zwar in neuerer Zeit mehrmals von weltlichen und geistlichen Machthabern versucht, aber nicht für die Dauer durchgesetzt worden ist, da ein außerordentlicher Enthusiasmus dafür im Volke herrscht. Wir führen unsern Lesern das **Stiergefecht** mit den Worten eines englischen Reisenden, der es in Puerta Santa Maria, nicht weit von Cadix, sah, vor.

„Alles war bereit, und bei Trompetenklang wurde das Thor des Behältnisses, worin der erste Stier, weit geöffnet. Dieser stürzte in vollem Lauf auf den Kampfplatz, mit lautem Klatschen und einer unzähligen Menge wehender Taschentücher empfangen, stutzte einige Augenblicke über das ihm so neue Schauspiel, fuhr aber bald auf den nächsten Picadōr, den er bemerkte, los, und wurde von diesem mit der Spitze der Lanze so kräftig empfangen, daß er auf die Seite sprang und vor Schmerz und Wuth schrecklich brüllte. Schnell kam jetzt der zweite Picador herbei, um die Aufmerksamkeit des Thieres vom ersten abzuziehen; da er aber Pferd und Lanze nicht gleich in eine feste Stellung bringen konnte, wurde ersteres

beim Angriff des Stieres tödtlich verwundet und niedergestürzt, indeß der Picadōr selbst entkam, da es ihm gelang, sich eiligst weit hinweg zu wälzen, und die Banderillēros schnell wie der Blitz herbeisprangen, mit ihren flatternden Fahnen den Stier von ihm ablenkend, der nun wild um den Kampfplatz galoppirte und bald den dritten Picadōr mit solcher Stärke und Wuth angriff, daß er Pferd und Reiter hoch vom Boden aufhob. Ein lauter Schreckensruf des weiblichen Theiles der Zuschauer erscholl bei dieser Scene; als man aber bemerkte, daß der Picadōr nicht verwundet war, folgte schnell Lachen und Frohlocken, obgleich das arme Pferd mit hervordringenden Gedärmen nur noch wenige Schritte sich fortschleppte und dann todt niedersank.

So war denn der erste Theil dieses blutigen Trauerspiels beendigt; die todten Pferde wurden fortgeschafft, die Trompeten erklangen von neuem, und sechs Männer zu Fuß (die schon erwähnten Banderillēros) näherten sich, jeder mit einem Paar zwei Fuß langer Pfeile versehen, um deren untere Enden man netzartig geschnittene weiße und bunte Papiere gewunden hatte. Von diesen neuen Kämpfern ging einer leicht und kühn auf das Thier los, indem er es durch seine Geberden anreizte, und in dem Augenblick, wo dieses auf ihn zustürzte, mit gebeugtem Kopfe, um mit seinen Hörnern zu stoßen, sprang er gewandt seitwärts und bohrte seine beiden Pfeile in Rücken und Schultern des Stiers. Wüthend über diesen neuen Schmerz jagte letzterer wieder auf dem Kampfplatze umher und suchte die Pfeile los zu werden, doch bald traten ihm seine übrigen Gegner, einer nach dem andern, in gleicher Weise entgegen, bis seine ganzen Schultern von den Pfeilen bedeckt waren. Verfolgte er, rasend vor Schmerz, seine Peiniger, so schlüpften diese in schmale Ausgänge, die ringsum angebracht waren, oder sprangen auch über die Wand, welche den Kampfplatz von den Zuschauern trennte.

Mit diesen Grausamkeiten war es aber noch nicht genug: um das arme Thier noch rasender zu machen und eine weitere Abwechselung in seine Qualen zu bringen, wurde mit kurzen, mit eisernen Spitzen versehenen Racketen nach ihm geworfen, die im Fleisch stecken blieben und dann, losgehend, durch den Knall und durch das Feuer und den Rauch, in welche sie den Stier hüllten, ihn in starre Todesangst versetzten.

Endlich kam der dritte Auftritt, die Tödtung des Thieres durch den Matadōr. Dieser, als die wichtigste Person unter den Kämpfenden, war besonders herausgeputzt mit hellblauer seidener Jacke, Beinkleidern von demselben Stoffe, rother Sammtweste und weißen seidenen Strümpfen, alles reich mit Silber gestickt. In der linken Hand trug er eine rothe Fahne, in der andern ein großes Schwert. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, als er dem Sitz des Gouverneurs gegenüber sich verbeugte und sagte, er

werde nun, mit dessen Erlaubniß, zur Ehre seiner Dame und der ganzen Gesellschaft den Stier tödten, und dann, nachdem ihm die Erlaubniß zugewinkt war, festen Schrittes dem Thiere nahete, das die sechs Männer zu Fuß mit ihren Fahnen ihm zuzutreiben suchten. Als er ihm auf sechs Fuß nahe gekommen war hielt er ihm seine Fahne, unter welcher er das Schwert verbarg, entgegen, und stieß letzteres, als der Stier mit gesenktem Kopfe auf ihn zufuhr, über dessen Schulter bis fast an das Heft hinein, so daß das Thier wankte und in ein oder zwei Minuten niederstürzte, worauf ihm denn ein, mittlerweile von hinten herangekommener Mann noch ein scharf zugespitztes Instrument in den Nacken trieb. Der Matador zog darauf sein Schwert heraus, wischte es mit der Fahne ab, wendete sich unter dem lautesten Beifallklatschen wieder gegen den Gouverneur, verbeugte sich und trat ab. Dann ertönten die Trompeten noch einmal, drei bunt verzierte angeschirrte Pferde wurden hereingebracht, vor den todten Stier gespannt und dieser mit großem Pomp hinweggezogen.

Das ist das schreckliche Schauspiel, an dem sehr viele Spanier, welches Standes sie auch seien, mit dem größten Enthusiasmus hängen, zu dem sich stets Frauen sowohl wie Männer in großer Anzahl hinzudrängen. Soll etwas zur Entschuldigung der lebhaften Theilnahme an einem solchen Vergnügen gesagt werden, so kann es nur darin bestehen, daß die Tapferkeit und Gewandtheit, welche hin und wieder die Kämpfer zeigen, oft sogar Reisende aus Ländern, wo man solche Lustbarkeiten verabscheuen würde, so weit bestochen haben, daß sie Lobredner derselben geworden sind. Wenn diese Reisenden die Stierkämpfe als regelmäßige, offene Kämpfe darzustellen versucht wurden, wo Kraft, Muth und Geschicklichkeit sich ehrlich die Spitze bieten, wenn sie dieselben mit den olympischen Spielen der Griechen, mit den ritterlichen Turnieren des Mittelalters vergleichen; wie darf dann wohl ein richtiges Urtheil darüber vom Spanier, dem die Macht der Gewohnheit zum Theil ihre Abscheulichkeit verdecken muß, erwartet werden? Wie aber die Zahl solcher blinden Reisenden gering ist, so herrscht auch, glücklicher Weise, durchaus nicht in ganz Spanien eine gleich befangene Ansicht. Sehr Viele leben dort, welche die feige Grausamkeit erkennen und hassen, die in allen den aus der obigen Darstellung eines Stiergefechtes hervorgehenden Anstalten zu möglichster Erhöhung und Verlängerung der Qual der Stiere und zum Schutze der Menschen sich zeigen, Anstalten, die häufig noch vermehrt werden, indem man z. B. wenn der Stier aus seinem Stalle herausgelassen wird, die schwere Fallthür noch einmal sinken läßt, indem er eben unter derselben ist, um seine Kraft zu brechen; — und so darf man hoffen, daß diese Lustbarkeit zur Ehre der Spanier, trotz alles Widerstandes, doch bald aufhören wird, besonders da sich schon lange eine be-

deutende Verminderung der Theilnahme zeigt. Denn in früheren Zeiten wurden die Stierkämpfe in viel größerem Umfange und mit viel größerem Glanze ausgeführt. Könige und Prinzen verherrlichten dieselben durch ihre Gegenwart. Enorme Geldsummen gingen bei solchen Gelegenheiten ein und mancher Speculant fand dabei reichlich seine Rechnung, trotz der großen Kosten, welche die Decoration und anderweitige Einrichtung des Platzes und der Ankauf der schönsten Pferde und Stiere verursachte. Damals war es auch nichts Seltenes, daß junge Männer von Stande, reich als Picadores gekleidet, den Kampf mit dem Stier aufnahmen, zur Ehre ihrer Damen, die unter den Zuschauern waren, und mit Beifallklatschen und Kränzen ihren Muth belobten.

Gute Pferde wendet man jetzt nicht mehr leicht bei den Stierkämpfen an, sondern bedient sich im Gegentheil meist sehr elender dazu, an denen nicht viel verloren wird; die Stiere aber sind noch immer äußerst starke in voller Naturkraft aufgewachsene Thiere. Andalusien gilt für das Land, das die besten erzeugt. Eine der vorzüglichsten Raçen stammt aus Gaviria, eine der wildesten aus Ronda, welche auch, als besondere Raçezeichen, am Halse Zizzen haben. Die Manchegos, aus der Mancha, sind schön gebaute Thiere, mit langen, sehr scharfen Hörnern; da sie aber von berittenen Hirten mit Lanzen bewacht werden, so erschrecken sie häufig vor dem bloßen Anblick der Lanze, während die von unberittenen Männern bewachten Stiere unerschrocken den Kampfplatz betreten und furchtlos die Picadores angreifen. Die Kraft und Behendigkeit dieser Stiere übertrifft die aller übrigen europäischen Raçen. Es kommen Fälle vor, wo der Stier Pferd und Reiter ganz bis zur Höhe seines Nackens emporhebt und so eine Zeitlang schwebend erhält.

Das Stier-Amphitheater zu Sevilla ist das schönste in ganz Spanien und regelmäßig jeden Sonntag — am einzigen Tage wo es geöffnet ist — mit einer Beifall klatschenden Zuschauermenge angefüllt. Aber auch andere gewähren einen höchst imposanten Anblick und in Bezug auf das Schauspiel, welches ein Stiergefecht im Ganzen darbietet, stimmen Alle, die ein solches in einer größeren Stadt mit ansahen, darin überein, daß die Begeisterung, welche die Versammlung belebt, wo für eine Zeit lang der spanische Ernst mit Heiterkeit und Freiheit vertauscht erscheint, der Anblick der Frauen, welche hier, wohin bis jetzt keine Neuerung eindrang, alle in ihrer werthgehaltenen Nationaltracht sich zeigen, der malerische Anzug der Torreros, neben dem alten Costüm der Alguazils [1]), die unnach-

1) So heißen die, welche von Seiten der Regierung bei der Lustbarkeit eine Aufsicht führen.

ahmliche Anmuth und Würde, womit die Begrüßungen ausgetauscht werden, die Feierlichkeit, womit das Ganze geleitet wird, einen außerordentlichen Reiz haben.

Viel hat neben den beständigen Unruhen zur Verwilderung des spanischen Charakters das unglückliche Zollwesen in diesem Lande beigetragen. Die Zölle sind die Haupeinnahme der Regierung, also natürlich überaus hoch, und so reizen sie mächtig zum Schmuggelhandel an, der denn auch theils mit bewaffneter Hand von großen Schaaren auf die offenste und verwegenste Weise, theils von Einzelnen mit List, theils durch Bestechung, in einer Ausdehnung betrieben wird, wie sonst nirgends, und so Hehler, Räuber und Mörder in Menge bildet. Fast in jedem Wirthshause in den Gränzgegenden Spaniens trifft man Schmuggler an, die wir deshalb auch in der Gesellschaft vermuthen dürfen, welche sich auf unserm Bilde vor einer Schenke in Valencia gesammelt hat und in die malerische Tracht jener Provinz gekleidet ist. Die bis ans Knie reichenden Beinkleider von weißer Leinwand sind so weit, daß sie wie eine Tunika flattern; unter denselben beginnt der Strumpf, der bis zum Knöchel geht, und eine Art Sandalen schützt die bloßen Füße. Um den Leib ist eine hochrothe oder violette wollene Schärpe gewunden, auf der Schulter hängt die Manta, eine Art Shawl von buntgestreiftem Wollenstoff, der, wenn es kalt ist, ordentlich umgehängt wird, den Kopf aber bedeckt entweder ein spitzer schwarzer Hut, oder eine hinten herabfallende, sackähnliche rothe Mütze.

Höchst anziehend ist für den Reisenden in Andalusien die romantische Lage vieler Städte. Eine der schönsten hat **Ronda**, und der Reisend mag, nachdem er dieses gesehen, mit Entzücken die schöne Bay von Cadix betrachten, oder von der Alhambra aus die schneebedeckten Alpen Granadas überblicken, oder von den Mauern des alten Cordovas in die finstern Pässe der Sierra Morena hineinschauen — immer wird er sich dabei mit dem freudigsten Gefühl an die wunderbaren Züge dieser romantischen Stelle erinnern. Die Stadt liegt mitten in der hohen Bergkette, die den Namen Sierra de Ronda trägt, und deren luftige Spitzen, von Gibralter und Cadix sichtbar, wenn sie von der scheidenden Sonne beleuchtet werden, einen herrlichen Beitrag zu den reizenden Aussichten von diesen Städten liefern. Umgeben von der Felsenkette der Sierra und für alles Fuhrwerk unzugänglich — nur das unverdrossene Maulthier ist zum Hinaufschaffen von Lasten brauchbar — erscheint Ronda, wiewohl nicht unbedeutend, denn es hat über 12000 Einw., so von der Welt abgeschlossen, wie wenige andere Oerter. Die Stadt ist, längs des Abhanges eines schroffen Felsens gebaut, durch eine Spalte in demselben in zwei Theile geschieden, die durch eine

Brücke vereinigt sind, von welcher man mit Erstaunen und fast mit Schrecken in die finstere, enge Schlucht mehrere hundert Fuß tief hinabschaut, und nur mit Mühe auf deren Grunde die schäumenden Wasser des Guadiaro sich zwischen schwarze, gigantische Felsmassen hindurchwinden sieht.

Wenden wir uns nun noch in Spanien zu einer Stadt hin, wo uns, im Gegensatze zu den beständig wiederkehrenden Bildern des Verfalls, Wohlstand, Sicherheit, blühender Handel, rege Thätigkeit entgegentreten, — nach Gibraltar. Wir fahren von Algeziras aus, einer elenden spanischen Festung, deren dürftige Besatzung, so scheint es fast, mit vielem Trommeln den englischen Löwen in ihrer Nähe in Furcht zu erhalten sucht, da des kriegerischen Lärmens hier kein Ende, über die Bucht von Gibraltar, welche, so gesehen, sich wie ein Binnensee ausnimmt, indem man vor sich die uneinnehmbare Berghöhe hat, rechts das Festland Afrikas mit seinem grauen Gibil-Muza und der Felsenspitze von Ceuta, hinter sich die eben verlassene Stadt mit ihrem Walle von Gebirgen, links die Küste Spaniens. Mit jedem Augenblicke wird der Felsen, dem wir uns nähern, deutlicher sichtbar. Dort an seinem Fuße, und einen kleinen Theil des Abhanges bedeckend, liegt die Stadt mit ihren hohen Wällen, deren Kanonen bedeutungsvoll auf die Steindämme am Ufer und auf den Hafen gerichtet sind; darüber, dem Anscheine nach auf jeder Felsspitze, die irgend für die Vertheidigung, oder zur Vernichtung des Feindes benutzt werden konnte, blicken weiße Batterien hervor, auf den äußersten Punkten nach Afrika und Spanien hin hohe Kastelle und Thürme, welche die Umgegend von Land und Wasser beherrschen. Nicht weit vom Hafen geht das Schiff vor Anker. Wir treten, da wir jeden Augenblick den abendlichen Kanonenschuß erwarten müssen, nach welchem Niemand mehr in die Stadt eingelassen wird, eilig in das Boot, das vier genuesische Matrosen pfeilschnell ans Land rudern, und über die Zugbrücke in den langen unter dem Walle hindurch nach der Stadt führenden niedrigen Bogengang, wo die rothröckigen Schildwachen mit abgemessenen Schritten hin und hergehen, fern von allem müßigen Umschauen, Lachen und Sprechen mit den Vorübergehenden, das an den Thoren der spanischen Städte so gewöhnlich. Alles zeigt schon hier, daß man sich im Gebiete einer andern Regierung befindet.

Das Innere der Stadt, die am Felsen hinaufläuft, der, wo noch irgend ein Plätzchen zu einem Hause zu gewinnen war, ausgehauen ist, bis wo er zu steil wird, um Anbau zu erlauben, gewährt eine anziehende Erscheinung durch das unbeschreibliche Gewühl, das beständig die lange Hauptstraße fast gänzlich sperrt, und durch die Verschiedenheit und Neuheit

der Trachten und Fuhrwerke. Da sieht man neben Andalusiern eine Menge Engländer, Männer und Frauen, Soldaten in englischer Uniform und in der Tracht der Bergschotten, aus denen ein hier in Garnison liegendes Regiment besteht, Mauren und afrikanische Juden in morgenländischer Kleidung, Italiener, Griechen u. s. w., und von der Calessa hinauf bis zum londoner Gig alle möglichen Arten von Wägen, hört beständig bald Englisch, bald Spanisch, bald Arabisch sprechen — kurz, man lebt in England, in Spanien und in Afrika zugleich. Das Merkwürdigste aber bleibt in Gibraltar der Berg, der sich über der Stadt bis zu einer Höhe von einigen tausend Fußen emporthürmt. Ein Artillerie-Sergeant führt uns zu einem ungeheuren Felsen, wo er eine Thür zu einem dunkeln, gewölbten Gange aufschließt. Nachdem wir den Gang durchschritten, befinden wir uns auf einem Seiten-Pfade zwischen hohen Mauern und gehen langsam weiter, denn Eile würde hier von geringem Nutzen sein, da sie uns binnen einer Minute außer Athem bringen müßte. So kommen wir endlich dicht an den Rand des Abgrunds, welchen die ungeheure Felsenwand bildet, die sich steil über der Landenge zwischen Gibralter und Spanien — dem sogenannten neutralen Boden — erhebt und nackt und schaurig nach diesem Lande hinüberblickt; dann treten wir in die Kasematten ein, lange Gänge, die etwa 12 Fuß hinter der Außenseite des Felsens in denselben gehauen sind und, an zahlreichen Oeffnungen mit Kanonen besetzt, an der ganzen Nordseite des Berges höher und höher hinauflaufen bis zu einer furchtbaren Batterie, die das Meer umher und den Landzugang zugleich bestreift. Im Ganzen stehen 600 Kanonen auf dem Felsen, und hiervon mehrere 1300 Fuß hoch. Keine Festung in der Welt hat wohl größere Belagerungen ausgehalten, als Gibraltar. Die letzte und merkwürdigste durch die vereinigten Flotten der Spanier und Franzosen währte von 1779 an über 3½ Jahr. Damals lagen 47 Linienschiffe, nebst einer fast unzähligen Menge von Fregatten, Kuttern, Kanonirbooten u. s. w. und zehn furchtbare, für unwiderstehbar gehaltene schwimmende Batterien mit 212 Kanonen, sodann 40000 Mann Landtruppen vor der Stadt.

Auf die schwimmenden Batterien, eine Erfindung des Ritter d'Arçon, hatten die Belagerer ihr größtes Vertrauen gesetzt. Sie waren mit 6—7 Fuß dicken Wänden und Dächern von frischem Holze, Kork, Fellen und anderm Material so verwahrt, daß ihnen Kugeln und Bomben keinen Schaden zufügen konnten. Aber Elliot, der Befehlshaber in Giberaltar, schon längst von dem Baue dieser Fahrzeuge unterrichtet, war auch schon bedacht gewesen, andere Mittel zu ihrer Vernichtung auszusinnen, und als sie am Morgen des 13. September 1782, mit Verbrechern bemannt, denen man, wenn sie ihre Schuldigkeit thun würden, Freiheit und eine Pension von

200 Livres versprochen hatte, in Begleitung der übrigen Flotte (die aber, bis auf einige Schiffe, eine besondere, etwas mehr gesicherte Stellung einnahm) sich der Festung genähert und eine Zeit lang gefeuert hatten, regneten glühende Kugeln auf sie herab, unablässig den ganzen Tag lang, die Nacht hindurch, über 4000 Stück. Anfangs schien es zwar, als würde es damit nicht besser gelingen, sie zu vernichten, denn mit den 32pfündigen Kugeln und den größesten Bomben, die meist zurückprallten, oder wenigstens keinen Schaden thaten; am Nachmittag aber änderte sich der Stand der Dinge. Schon lange hatte man Rauch vom obern Theil des Admiralschiffes aufsteigen sehen; dieser vermehrte sich jetzt; bald war des Admirals zweites Schiff in gleicher Lage, augenscheinliche Unordnung am Bord von mehreren andern, und um acht Uhr des Abends hörten sie fast ganz auf zu schießen. Eine Stunde nach Mitternacht stand diejenige schwimmende Batterie, die am meisten im Feuer gewesen war, in Flammen, eben so eins der übrigen Schiffe, und das so nach allen Seiten verbreitete Licht machte es der englischen Artillerie möglich, mit der größten Genauigkeit zu zielen. Die Felsen, die Schiffe, — Alles war erleuchtet, und gewährte, zusammen mit dem beständigen Blitzen der Kanonen, einen schrecklich-schönen Anblick. Zwischen zwei und drei Uhr legten sechs der übrigen schwimmenden Batterien Zeugniß von der Wirksamkeit der glühenden Kugeln ab. Vergebens gab die Mannschaft auf denselben der spanischen Flotte durch Racketen Signale; diese konnte ihr nicht zu Hülfe kommen, nicht einmal ihre Böte senden, da 12 Kanonenböte, welche aus der Festung ausgelaufen waren und gleichfalls ein gewaltiges Feuer auf die schwimmenden Batterien machten, im Wege standen. Bei Tagesanbruch sah man dann erst recht, welchen Schaden die Engländer ihren Feinden zugefügt hatten, indem die Mannschaft der schwimmenden Batterien zum Theil auf Balken und Brettern umherschwamm, zum Theil auf den brennenden Fahrzeugen fürchterlich um Hülfe schrie. Jetzt eilten aber die Belagerten selbst, so gefahrvoll dies auch wegen der umher geschleuderten Gegenstände war, zum Retten herbei, und mehr als 350 Feinden wurde so das Leben erhalten. Bis zum Mittag waren noch fünf der Batterien in die Luft geflogen, die vier andern bis auf den Wasserspiegel abgebrannt.

So endigte diese berühmte Belagerung, denn wiewohl die Stadt noch einige Zeit eingeschlossen blieb, so unternahmen doch die Belagerer nichts Wichtiges mehr, um sie zu bezwingen, wozu sie wohl nach einem so gänzlichen Mißglücken den Muth verloren hatten.

Die Schweiz.

Tafel I.

Die Schweiz ist das Land der großartigsten Naturschönheiten in Europa, dabei äußerst reich an erhebenden historischen Erinnerungen und voll regsamen Verkehrs. Von welcher Seite man das Land auch betritt, allenthalben bemerkt man unermüdeten Fleiß und glückliche Anwendung nützlicher Erfindungen. Ein lebhafter Handel verbreitet sich nach vielen Richtungen. Für ihn, und für die zahllose Menge von Reisenden, die im Sommer beständig hier umherfluthet, sind Heerstraßen über Berge geführt, welche in die Wolken ragen, Brücken über Schlünde geworfen, von denen das Auge des Fremden sich mit Schaudern wegwendet. Die Städte erscheinen gleich eben so vielen emsigen Bienenstöcken. In den Thälern der niedrig gelegenen Gegenden wird der Ackerbau in großer Vollkommenheit getrieben, während die höhern den Heerden überlassen sind und ein Leben froher und partriarchalischer Einfachheit darstellen, das jene Vaterlandsliebe und jenen Biedersinn nährt, die zum Sprüchwort geworden sind.

Diese letztern Gegenden bestehen aus schneebekränzten Alpen mit dazwischen liegenden Thälern. Hier sieht man die Werke der Natur in ihren erhabensten Formen und den Menschen unaufhörlich beschäftigt, sie sich nutzbar zu machen, oder sich vor ihnen zu sichern; die Gefahren, welche die Natur seines Bodens herbeiführt, dienen nur dazu, sein Herz zu stärken und ihn zu verdoppelten Anstrengungen zu reizen.

In Ansehung großer Naturerscheinungen ist das berner Oberland, aus dem wir hier einige Ansichten geben, der gedrängte Inbegriff der ganzen Schweiz. Alpen, Eisgebirge, Schneelauinen [1]), Wasserfälle, Seen, Vegetation, alles ist daselbst in der Beschränkung von einigen Meilen vorzüglich großartig zu finden, so daß, wer dieses Land gesehen, sich rühmen darf, daß ihm die größten physischen Gegenstände der Schweiz nicht unbekannt seien. Oft glaubt sich der Reisende unter Trümmern einer gigantischen Vorwelt zu befin-

1) Schneelaui, im Plural Lauinen, Lauwinen (stets mit einem kurzen i ausgesprochen) ist der rechte Name, der von „lau" herkömmt, nämlich wenn der Schnee lau wird. Im gleichen Sinne sagt man in Tyrol: Schneelänen, von „leinen" aufthauen.

den: Berge, deren Höhe alles Augenmaaß verwirrt, umgeben ihn; herabgerollte Steinklumpen in den Tiefen, hinter die sich Hütten zur Sicherheit schmiegen; Ströme, die aus den Regionen der Wolken, wie geschmolzenes Silber, über die Felsen hinabfließen; Flüsse, in dem Momente zu Eis erstarrt, als sie zur Verheerung des Landes vom Gebirge herniederstürmten (gerade so kommen einem die Grindelwaldglätscher vor, wenn man sie zum ersten Male sieht); stundenlange Schneefelder, wie in dem fernsten Norden, und Seen, anmuthig wie die Augen des Frühlings; blendendes Licht und ungeheuere Schatten; Grausen und Lust, Sommer und Winter, Alles neben und durch einander; und Menschen in diesem Chaos wie Ameisen herumkriechend.

Diese Gegend ist deshalb von Reisenden am meisten besucht, und aus dem lieblichen Thal von Unterseen und Interlaken, das nahe vor den düstern Schlünden liegt, welche den Eingang zu den oberländischen Hochthälern und zu den stummen Einöden der Eiswelt bilden, ziehen im Sommer Tausende nach letztern hin. Ihr Weg geht gewöhnlich zuerst durch das Thal von Lauterbrunnen nach der Wengern-Alp, und gleich dieses Thal hat eine Menge erhabene Naturschönheiten aufzuweisen. Zwanzig Bäche stürzen von seinen Felsenwänden herab, unter ihnen, 900 Fuß hoch, der

Staubbach

dessen leichten Fall der Zeichner unsrer Bilder in No. 4 dargestellt hat, ohne indeß das Wogen des durchsichtigen Gusses, der von jedem Windstoß eine andere Form erhält, oder den Regenbogen, welcher sich bei Sonnenschein häufig in dem, von der Mitte des Falles an völlig zerstäubten Wasser zeigt, auch nur andeuten zu können.

Eben so wenig ist es möglich gewesen, bei der Abbildung vom

Fall des Reichenbachs

im Haslithal, nicht weit von Meiringen (vom Falle des Staubbachs aus fast, wie auf unserm Bilde, jenseit des Wetterhorns), das Schäumen und Toben darzustellen, mit dem sich die große Wassermasse zuerst über einen jähen Felsenabhang an hundert Fuß tief hinabstürzt, dann einen zweiten Sprung in ein von der Natur bereitetes Becken macht, daß die Felsen ringsum erschüttert werden, und mit fürchterlichem Ungestüm wieder aus demselben hervorkommt; dennoch wollten wir nicht unterlassen, wenigstens eine Idee von den Umgebungen dieser berühmten Wasserfälle zu geben und damit zugleich auf ihre vielen Brüder in der Schweiz hinzudeuten, die, der Rheinfall an ihrer Spitze, zu den größten Schönheiten dieses Landes gehören. Sie sind überaus zahlreich, und viele der kaum gekannten oder unbeachteten würden, in die Gebirge des mittlern Deutschlands versetzt, allein

hinreichen, die Gegend zu einem beständigen Wallfahrtsort für Freunde der schönen Natur zu machen.

Gelangt der Reisende, nachdem er das Lauterbrunnenthal durchwandert hat, auf die Wengern=Alp, so empfängt ihn hier, in öder Höhe, ein wirthliches Haus, dem gegenüber aus schrecklichen Abgründen die Jungfrau, in ihren Eismantel gehüllt, zu einer Höhe von 12,852 Fuß über dem Meere emporsteigt. Man sieht hier gefahrlos dem Sturz der Lauinen zu, welche die Sommerwärme fast täglich von den ungeheuren Schneemassen ablöst, die an den Seiten des Berges sich aufgehäuft haben. Das Murmeln eines fernen Donners verkündet den Fall der mächtigen Massen, die dem Auge wie stäubende Schneebälle erscheinen.

Von diesem prächtigen Schauspiel wendet sich der Zug der Bergpilger gewöhnlich nach den Glätschern, die am fruchtbaren Thale von Grindelwald zwischen zerrissenen und eisbelasteten Felswänden sich ausbreiten. Einen derselben zeigt unsere Ansicht des Wetterhorns, die zu einigen allgemeinen Bemerkungen über die

Berge und Glätscher (Gletscher)

der Schweiz veranlaßt. An den einzelnen Theilen der Alpen findet man im Allgemeinen ganz andere Formen, als an niedrigern Gebirgen. Während man bei diesen meist die krumme Linie vorherrschend, die einzelnen Berge als Kugelabschnitte und abgestumpfte Kegel trifft, sieht man in den Alpen, besonders in den höchsten Theilen, die gerade Linie vorwaltend[2]). Die steilhängigen, hoch aus ihrer Umgebung hervorragenden Riesengipfel stehen weit aus einander und berühren sich mit ihren Füßen oft unter mächtigen Eisfeldern, aus denen sie entweder ewig beschneiet, oder, wenn sie so steil sind, daß der Schnee sich nicht auf ihnen hält, als dunkle Pyramiden und scharfe Hörner sich erheben. Sind zwei oder mehrere derselben durch einen Bergrücken mit einander verbunden, so hat dieser meist einen scharfen, durch Spalten und kleine Schluchten zerrissenen First.

Der Schnee, welcher die höchsten Berggipfel bedeckt, ist sehr verschieden von dem in niedrigern Gegenden. Er besteht aus einer körnigen Masse, die selbst in der wärmsten Jahreszeit sich nicht zusammenballen läßt, und es ist deshalb nicht zu glauben, daß Lauinen sich in diesen höchsten Bergregionen bilden. In einer Höhe von mehr als 10,000 Schuh läßt der Fuß des Menschen, selbst an den heißesten Tagen, nur eine ganz wenig bemerkbare Spur im Schnee zurück, oder vielmehr im Firn, wie die eben be=

---

2) Während bei den Gebirgen in Deutschland die Grundlinie nicht selten 6 bis 8 mal so groß ist, als die Höhe, beträgt sie in den Alpen sehr oft nur das Dreifache der letztern.

schriebene körnige Schneemasse genannt wird, während die mit ihr bedeckten Berge Firner heißen.

Tiefer unten, wo der Schnee zu gewissen Zeiten an der Oberfläche schmilzt, in den Nächten aber aus dem so entstandenen Wasser Eis wird, kommen dann die Glätscher, die oben aus lauter Eiskristallen von 1–2 Zoll im Durchmesser bestehen, je tiefer sie aber nach den Thälern sich hinabsenken [3]), desto mehr dem Eise in diesen ähnlich werden.

Die Form der Glätscher ist sehr verschieden, je nach der Beschaffenheit des Bodens, auf dem sie aufliegen, und andern Umständen, wie plötzliche Aenderungen in der Temperatur u. s. w. Wo der Abhang nicht beträchtlich ist, sind sie meist eben und haben nur wenige Spalten, wo er steil, erheben sie sich, wie wir bei den Ansichten des Wetterhorns und des untern Theils des Zermatt-Glätschers bemerken, in tausendfältigen Spitzen und Zacken, mit jähnenden Schlünden dazwischen; und je steiler, desto seltsamere und wunderlichere Formen stellt gewöhnlich das Eisbett dar. Oft sind tiefe Spalten darin, die, wenn Schnee oder neuentstandenes dünnes Eis sie trügerisch verdeckt hatte, schon das Grab manches Menschen geworden sind, denn die Landleute, und besonders die Gemsenjäger, nehmen häufig ihre Wege über die untern Theile der Glätscher, und gerathen dann leicht in solche Spalten, wobei nicht jeder so glücklich davon kömmt, wie einst ein Wirth aus dem Dorf Grindelwald.

Dieser ging über den Glätscher zwischen dem Wetterhorn und Mettenberg. Schon hatte er eine beträchtliche Strecke zurückgelegt, als er auf einmal das Eis unter sich brechen hörte und in demselben Augenblicke in eine Vertiefung von einigen sechzig Fuß stürzte. Sein Arm war gebrochen und seine Hand verrenkt; dennoch hatte er Gegenwart des Geistes genug, um Versuche zu seiner Rettung zu machen. Betäubt und halb erfroren tappte er um sich und entdeckte auf dem Grunde seines Eisgefängnisses einen Kanal, durch welchen das Schneewasser sich einen Ausweg gebildet hatte. Behutsam drang er in diesen ein, die Sache war aber so beschwerlich, jeder Schritt, den er auf seinen Knieen und mit Hülfe seines Elbogens vorwärts that, vermehrte so sehr die empfindlichen Schmerzen, daß er bald daran verzweifelte, das Tageslicht je wieder zu erblicken. Seine Lebenswärme begann der tödtlichen Kälte der Höhle zu weichen und allem Anschein nach konnte er dem Tode nicht entgehen. Nur der Gedanke an seine Frau und

---

3) Auf der Nordseite der Berge findet man, aus den Ebenen hinaufsteigend, oft schon in einer Höhe von 3200 Fuß über der Meeresfläche Glätscher, auf der Südseite meist erst mit 7600—7700 Fuß; doch hängt hierbei natürlich viel von der Form der Berge und der sie umgebenden Thäler ab.

seine hülflosen Kinder regte ihn noch zu einigen Anstrengungen auf, und siehe da — Gott half! Nachdem er sich etwa zwanzig Klafter weit durch die Oeffnung gedrängt hatte, kam er plötzlich wieder in das Freie, folgte hier dem Bette des Wassers und gelangte so vom Glätscher herunter.

Unglücklicher endigte ein anderer Vorfall. Herr Mouron, ein Geistlicher aus der Gegend von Lausanne, wollte Beobachtungen über die große Eisfläche anstellen. Es fiel ihm dabei einer jener Eisschlünde auf, er trat näher hinzu, und um sich zu halten schlug er das spitze Ende seines Stabes in das Eis. Indem er sich nun, auf das obere Ende gestützt, vorlehnte, drang der Stab plötzlich viel tiefer ein, er verlor das Gleichgewicht und stürzte in eine Tiefe von fast 800 Fuß. Dies geschah vor den Augen des Führers, der nicht im Stande war, ihm beizuspringen. Als es nach vieler Mühe gelang, den Todten herauf zu bringen, fand man den Kopf zermalmt und einen Schenkel und Arm gebrochen.

Wo Steinblöcke, die von den höhern Theilen der Berge herabgestürzt sind, das Einwirken der Sonnenstrahlen auf einzelne Stellen des Eises verhütet haben, während dieses im Allgemeinen durch mehrere auf einander folgende sehr warme Sommer verringert wurde, da sind thurmähnliche Massen, mit jenen Felsblöcken darauf, stehen geblieben. Sie heißen Glätschertische und man sieht sie oft hundertweise von 20 bis 80 Fuß Höhe neben einander stehen. Sehr häufig stürzen solche Thürme mit ihren Steinköpfen endlich ein und vermehren mit wilden Trümmern das Grausige des Anblicks.

Kleinere Steine bilden lange Schuttlinien auf den Glätschern herab (wie die Abbildung No. 7 zeigt) und sammeln sich am Rande derselben nicht selten in solchen Massen, daß sie bis hundert Fuß hohe Hügel bilden.

Hier am Rande bildet die Eismasse auch häufig Höhlen (ebenfalls auf No. 7 bemerkbar), durch die oft das vom Schmelzen des Eises und Schnees entstandene Wasser einen Ausweg in die Thäler findet. Im Sommer hört man zuweilen unter den gewaltigen Massen der Glätscher mehr oder weniger deutlich Wasser hinströmen, das sich einen Kanal sucht oder erzwingt. Findet es bedeutende Hindernisse, so häuft es sich an, bis sein immer stärker werdender Druck die Eisdecke zerreißt, wo denn der hervorbrechende Strom oft weit umher Verwüstung anrichtet.

Eine andere Erscheinung an den Glätschern ist, daß der in ihren hohen Regionen häufige Wechsel der Temperatur oft, bei plötzlicher Erwärmung und daher erfolgter Verdünnung der Atmosphäre, aus ihren Spalten Windströmungen hervorgehen läßt, unerträglich kalt und Eispulver mit sich führend, so daß Schneegestöber aus der Erde zu kommen scheint.

Die Farbe einzelner Glätscherbruchstücke ist ausgezeichnet weiß und

hell, die ganzen Massen aber haben, je nach ihrer Stärke, ein helleres oder dunkleres Blau, in das sich oft ein sanftes Meergrün mischt, welches auch an manchen Orten über das Blau vorherrscht.

Längs der Alpenkette, vom Montblanc bis an die tyroler Gränze, gibt es über 400 Glätscher, deren viele 6 — 7 Stunden lang und $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Stunden breit sind, dabei 100 bis 300 Fuß dick. Die Sonne macht auf diese ungeheuren Massen nur einen geringen Eindruck an einzelnen Stellen und sie nehmen deshalb, wenn nicht sehr heiße Sommer kommen, im Ganzen zu, schieben sie auch, oft 20 — 60 Fuß im Jahr, tiefer in die Thäler hinab, wovon die Ursache vielleicht zum Theil in Abschmelzen an der Unterfläche, vermöge der Erdwärme, zu suchen ist.

Nichts macht einen feierlichern Eindruck, als die vollkommene Stille, welche neun Monate des Jahres hindurch diese gefrorenen Einöden erfüllt. Sobald aber der Sommer vorrückt, hört man von Zeit zu Zeit einen hohlen Donner, dem entfernter Kanonen gleich, oder einen heftigen Knall, verbunden mit einer Schwingung der Luft, welche das ganze Gebirge zu erschüttern scheint. Sie bedeuten einen plötzlichen Bruch der Glätscher.

Zuweilen wird durch ähnliche Töne, die aber an Stärke zunehmen, näher zu kommen scheinen und endlich in einem Krachen endigen, dem ein wogendes Gemurmel in den Bergschluchten folgt, die herrschende Stille unterbrochen. Richtet der Wandrer schnell das Auge nach dem Punkt, von wo dieselben zu ihm dringen, so bemerkt er manchmal eine mit der Schnelligkeit des Blitzes sich bewegende Masse, deren Lauf Wolken schneeigen Gestiebes, schimmernd und funkelnd, bezeichnen. Es sind dies die schon mehrmals erwähnten Lauinen, Schneemassen, welche im Sommer, wenn die Sonne in ihrer größten Stärke ist und die Eisschranken auflöst, den Bergabhängen entrollen, im Laufe anwachsen und öfters Felsstücke, Bäume und Gebäude mit sich fortführen oder vergraben *). Die Gewalt einer solchen herabstürzenden Schneemasse ist ungeheuer. In mehreren Gegenden der Schweiz findet man ganze Wälder von ihnen zerstört, Tausende von Bäumen theils nahe über dem Boden abgebrochen, theils mit der Wurzel abgerissen und in die Thäler geschleudert.

Schon der Luftdruck, welchen eine Lauine bei ihrem Sturze hervorbringt, wirft nicht selten auf nahen Anhöhen Menschen und Vieh um. [4])

---

*) Die so entstehenden Lauinen sind die sogenannten Roll- oder Schlaglauinen; bei den, meist weniger gefährlichen, Rutschlauinen schiebt sich ein Theil der Schneedecke langsam den Bergabhang hinab; Staub- oder Windlauinen bestehen aus lockern Schneemassen, Glätscherlauinen aus Eisblöcken.

4) Im Jahre 1806 setzte eine Lauine im Kalkanthal einen Wald von der einen Thalseite auf die andere und pflanzte eine Tanne auf das Pfarrhaus. 1808 wurden

So schrecklich wie die Gewalt der Lauinen, so wunderbar ist zuweilen die Rettung der Menschen dabei. Als im Jahr 1749 in der Nacht fast das ganze Dorf Rueras[5]) von einer Lauine fortgeschoben und verschüttet wurde, geschah dies bei einem Theil der Häuser so sanft, daß sie nicht allein ganz blieben, sondern die Bewohner nicht einmal aus dem Schlafe erwachten und am Morgen nicht begreifen konnten, warum es nicht Tag werde. Auch wurden von hundert Ausgegrabenen sechzig noch am Leben gefunden.

Einen andern merkwürdigen Fall erzählt ein Schweizer wie folgt: „Einer meiner Freunde wohnte in einem schmalen Thalgrund zwischen steilen, himmelhohen Bergen. Der Raum zwischeu denselben war von dem Wohngebäude, einem Garten davor und einem breiten Waldstrom ausgefüllt. Vom Strom erhebt sich eine jähe, hocherhabene Felswand, von der ein Bach stäubend zur Tiefe niederschwebt. Droben geht an der Wand ein 5 Fuß breiter Weg, ins Gestein eingehauen, von einem Dorfe nach einem andern, über den Bach aber eine Brücke von zusammengelegten rohen Baumstämmen, die, von unten gesehen, in der schwindlichten Höhe Strohhalmen gleichen.

„Diesen Weg am Berge, der von den da herrschenden Lauinenzügen den Namen der „Züga" trägt, wanderte zur Winterszeit ein armes Botenweib, den Lastkorb auf dem Rücken. Plötzlich ward die Unglückliche droben von dichtem Schneegestöber und Sturmwind überfallen. Sie blieb stehen; sie sah nichts mehr vor sich; sie konnte kaum athmen; sie fühlte den Boden nicht mehr unter ihren Füßen. Als der Windstoß vorüber war, fand sie sich von feinem Schneestaub bedeckt. Sie arbeitete sich daraus an die Luft hervor und sah sich mit Erstaunen und Verdruß neben dem Garten meines Freundes. Mit einer Lauine hatte sie die entsetzliche Luftfahrt von der Höhe ins Thal gemacht, ohne im mindesten beschädigt zu sein. Sie schüttelte murrend den Schnee aus ihren Röcken, kehrte bei meinem Freunde ein und forderte ein Glas Branntwein zu ihrer Stärkung, indem sie nur

---

in Selva, im Kanton Graubünden, 42 Menschen und 237 Stück Vieh verschüttet und 15 Jahre später ebendaselbst wieder 37 Menschen. Die Allmacht der Gewohnheit läßt den Alpenbewohner, hat er im Unglück nur das Leben gerettet, die zerstörte Hütte wieder an dieselbe Stelle hinbauen, wo sie vorher von der Lauine verschüttet wurde. Das Jahr 1820 zeichnete sich durch mehrere große Unglücksfälle durch Lauinen aus, bei deren einem, im Engadin, 61 Menschen, bei einem andern, im obern Wallis, 84 Menschen und 400 Stück Vieh umkamen. Beim letztern wurden 120 Häuser zerstört. Im Jahre 1827 verschüttete eine Lauine fast das ganze Dorf Biel in Wallis.

5) Im tavetscher Thale des Kantons Graubünden.

ihr Mißgeschick beklagte, den gleichen, weiten Weg noch einmal machen zu sollen.“

Die Berge, welche die Seitenäste des Alpengebirgs bilden und die Thäler einfassen, gehen gewöhnlich unten zuerst ziemlich steil hinauf, werden dann etwas ebener und sind hier häufig noch angebaut und von Ortschaften bedeckt, bis die sogenannte Waldregion kömmt, die wieder ziemlich steil bis gewöhnlich zur Mitte des Berges hinaufgeht und meist mit Bäumen bewachsen ist. Noch weiter hinauf folgt dann die Alpregion, von höchster Wichtigkeit für einen großen Theil der Bewohner der Schweiz, da sie den zahlreichen Heerden die trefflichste Nahrung liefert. Bäume kommen hier gewöhnlich nicht mehr fort, sondern man trifft nur mit Krumm- oder Knieholz und Gesträuch bewachsene Stellen an; dagegen zeigen sich überall, so weit das Auge reicht, mit einem schönen Grasteppich überdeckte Flecke, zerstreute Hütten, welche im Sommer Hirten und Heerden zum Aufenthalt dienen, erklingt überall das Geläute der Kühe und der fröhliche Ton des Hirtenhorns, und von den Felsen, die oft drohend über den Weg herüberragen, schauet die Ziege herab, als wollte sie den Wandrer belauschen. In der Alpregion erblickt man Frühling und Winter stets in unmittelbarer Berührung; jener streckt seine Arme bis an die Gränzen des ewigen Schnees aus, welcher die Gipfel der höhern dieser Berge ebenfalls bedeckt.

Die Sennhütten,

wenn sie nicht, was indeß nur bei einer geringen Zahl der Fall ist, aus übereinander gelegten Steinen bestehen, so daß man sie für einen Steinhaufen halten möchte, sind aus Holz gebaut, fast immer sehr schlecht, manchmal sogar ohne Thür und Fenster, mit einem einzigen großen Raume; die Stallungen, in welche das Vieh bei übelem Wetter, oder zum Melken, getrieben wird, noch erbärmlicher. Es gehört zum Aufbau derselben fast nichts als Tannenstämme, welche in Stücke von gleicher Länge geschnitten und an einander befestigt werden; dieß geschieht aber ganz einfach, ohne alle Kunst, und die Luft bläst durch die unausgefüllten Zwischenräume.

Das schräge, flache Dach besteht aus einer Lage von Fichtendielen, durch quer darüber gelegte Sparren befestigt und dann mit Felsstücken belegt (wie unser 2. Bild zeigt), um sie gegen heftige Winde zu schützen. Ohne diese Felsstücke würde der erste Sturm das Dach wegführen, ja selbst so, und obgleich dasselbe bei vielen Hütten die Erde berührt und also der Macht des Windes so wenig als möglich blosgestellt ist, kommen oft Fälle vor, daß eine Seite mit den darauf liegenden Felsstücken aufgehoben und

auf die andere geworfen wird, mit der Leichtigkeit, mit der ein Hauch das Blatt eines Buches umwendet.

Eben so wird das Vieh auf den Weiden, welche an Abgründe gränzen, leicht hinuntergestürzt, wenn ein solcher Windstoß es plötzlich überfällt; nähert sich aber der Orkan allmählig, so wissen die klugen Thiere sich schon zu schützen. Sie stellen sich dann mit dem Kopfe so, daß dieser dem Sturme nicht ausgesetzt ist, breiten ihre Vorderbeine aus einander und schlagen ihre Hufe in den Boden; und haben sie diese Stellung einmal angenommen, so vermag Nichts, sie wieder herauszubringen, bis der Sturm vorüber. Man könnte sie halb todt schlagen, sie würden keinen Schritt von der Stelle gehen, auf der ihr Naturtrieb sie festhält. Die Hirten sind indeß sehr aufmerksam, daß das Vieh auf seinen Weiden nicht von Orkanen übereilt wird, und bei dem ersten Zeichen eines eintretenden Sturmes sieht man Alles, auch Frauen und Kinder, herbeilaufen, um es auf Weideplätze zu treiben, die hinlänglich geschützt sind.

Sehr anziehend ist die Scene, wenn gegen Ende des Mai's das Vieh nach den größern Sennereien getrieben wird. Oft bildet es Züge von mehr als einer Viertelstunde Länge. Voraus geht ein ansehnlicher Stier von edler Zucht, um seinen Hals an einem reichverzierten ledernen Gehenk eine Glocke tragend. Dann folgen herrliche Kühe paarweise, jede durch Eigenthümlichkeiten der Glocke oder des Schmuckes ausgezeichnet. Den Mittelpunkt des Zuges bildet eine lange Wagenreihe, beladen mit dem zur Milchkammer gehörigen Geräthe, besonders mit Butten zur Käsebereitung, mit Oefen, Betten, Stühlen, Tischen u. s. w., auch mit einem Vorrath von mancherlei Lebensbedürfnissen. Den Schluß macht ein vermischter Haufe von meist über hundert Stück Vieh, jedes mit einer Glocke versehen und zu dem frohen Konzert mitwirkend. Vor Lust und um die Wette springen und brüllen die Kühe, bellen die begleitenden Hunde, mäckern die Ziegen, während die Mädchen singen, die Frauen schwatzen und die Männer ihre Pfeifchen rauchen.

In den vielen müßigen Stunden, welche die Hirten auf den Sennereien zubringen, während das Vieh ruhig seine Nahrung sucht, nehmen sie häufig

Uebungen körperlicher Gewandtheit

und Kraft vor, so das Hosenlüpfen, welches das Bild No. 1 darstellt. Es erinnert an die Ringerspiele des Alterthums. In gebückter Stellung nahen sich die kampffertigen Athleten, während jeder die Theile, bei welchen er ergriffen werden darf, Schultern und Hosengurt, so weit er kann vom Gegner fern zu halten sucht. Endlich drängen sie, Kopf an Kopf, Wirbel an Wirbel gestämmt, zusammen und haschen nach Gurt oder Schulter des

Andern. Eins oder das andere ergriffen, beginnt ihr wirkliches Ringen. Wer von Beiden zuerst zu Boden gestürzt wird, ist der Ueberwundene. Die gewaltigen Anstrengungen dieser Muskelstarken, ihre geschmeidigen Wendungen und Biegungen, ihre durch Gleichgewicht der Kräfte zuweilen erzwungene starre Ruhe, die plötzlich wieder in ungestüme Angriffe übergeht, ihre äußersten Machtversuche und Listen, die Fersen des Gegners vom Boden zu trennen, können eine lebendige Vorstellung vom Ringen des Herkules mit dem Anthäus geben.

Auch das Steinwerfen oder „Steinstoßen" (s. Abbild. No. 3) ist eine Kraftübung besonderer Art, die, wie die vorige, bei den jährlichen Hirtenfesten in Interlaken und bei andern Gelegenheiten ihre Rolle spielt. Wer den schwersten Stein am weitesten schleudert, empfängt unter dem Jubel der Zuschauer den Ehrenpreis: einen buntgestickten ledernen Kühr-Gürtel, oder eine Kappe von feinem Leder, oder eine Denkmünze, oder Geld im zierlichen Beutel. Der zu werfende Stein ist aber oft über einen halben oder ganzen Centner schwer und von runder, schwierig zu handhabender Gestalt. Wer ihn lüpft, muß ihn sich selber auf eine Schulter legen und dann erst schleudern. Im Jahr 1805 hob ein Mann von Urnäsch einen Stein von 184 Pfund auf und warf ihn zehn Schuh weit.

Die Stärke und Gewandtheit aber, die bei solchen Spielen die Schweizerhirten zeigen, wird noch von der überboten, welche die gefährliche, indeß bei der steigenden Seltenheit der Gemsen nicht so häufig als früher betriebene

Gemsenjagd

nöthig macht. Mit eisernen Spitzen unter den Schuhsolen und einem langen, mit Eisen beschlagenen Stab in der Hand, verfolgt der Jäger das geängstigte Thier bis an die unzugänglichsten Oerter, über Eis und Schneefelder, durch die gefährlichsten Schluchten klimmt er die Berge hinauf, indem er sich oft mit einem Beil Stufen in das Eis haut, springt von Felsen zu Felsen, ohne daran zu denken, wie er wieder herunterkommen will, bringt die Nacht ohne Feuer auf dem nackten Gestein in erstarrender Kälte zu, um am andern Morgen seiner Beute weiter nachzusetzen. Und ist er ihr endlich nah genug gekommen, hat nicht das, keinen Ausweg mehr erblickende Thier, noch ehe er darauf schießen konnte, in der Verzweiflung versucht, an ihm vorbei sich einen Rückweg zu öffnen, und ihn sovielleicht von seinem schmalen Standpunkt gedrängt und in einen Abgrund gestürzt, — ist es ihm geglückt, es zu erlegen: so tritt er, damit beladen, den meist noch gefährlichern Rückweg an, bei dem oft der geringste Fehltritt, das augenblickliche Abrutschen einer Hand oder eines Fußes das Leben kosten kann. Ueberall warten Gefahren auf ihn. Setzt er sich ermattet nieder und schläft ein, so kann er bei

schnell eintretender Kälte erfrieren; er kann von herabrollenden Felsblöcken oder Lauinen erschlagen, durch wüthende Orkane in Abgründe geschleudert, durch die oft plötzlich sich verbreitenden starken Nebel, bei denen man keinen Schritt weit sehen kann, aller Möglichkeit beraubt werden, gähnenden Schlünden aus dem Wege zu gehen. Stürzt er in einen solchen und wird nicht gleich zerschmettert, sondern kömmt mit einem Beinbruch oder anderer Beschädigung durch, so ist deshalb sein Schicksal meist um Nichts besser, denn sein Hülferuf verhallt ungehört in der Einöde und er endigt sein Leben langsam, von Hunger, Durst, Kälte und Schmerzen gefoltert.

Trotz dem steigert sich die Neigung zur Gemsenjagd bei Vielen zu einer unbezwinglichen Leidenschaft und erbt vom Vater auf den Sohn fort. Oft übergeben vermögende Bauern oder Handwerker, zu ihrem großen Nachtheile, Knechten und Gesellen fast die ganze Führung ihres Hauswesens, ihres Geschäfts, um nur immer nach Herzenslust den Gemsen nachgehen zu können, und häufig sind die Beispiele, wo Jäger, die beinahe tödtlich verwundet wurden, dennoch, sobald sie genesen, wieder an den Felsenwänden herumklettern, von denen sie vor kurzem erst gestürzt waren. Nur wenige davon sterben eines natürlichen Todes. Wir können uns nicht enthalten, die lebendige, freilich poetisch ausgeschmückte, Schilderung des unüberwindlichen Dranges dieser Leute nach der gefährlichen Jagd aus „Rud. Meyers Thierzeichnungen" mitzutheilen. „Mühsam beschleicht der Jäger die Gemsen auf steilen, wilden Pfaden. Er lauert ihnen auf dem Wechsel auf, spähet im Luegi, ob sie nicht ermüdet sich lagern, umgeht sie und gewinnt ihnen den Wind ab. Keine List, keine Ränke verschmäht er. Er kriecht auf dem Schneefeld mit nackten Füßen und baarhaupt hin, sein Auge unverwandt auf die Führerin gerichtet; er liegt bewegungslos, wenn sich diese gegen ihn wendet. Schaut er die Krümmung ihrer Hörner, dann zielet er und zielt so scharf; laut donnert der Schuß in allen Klüften und laut jauchzt der Jäger: die Fuhrgais ist gefallen; verwirrt und verlassen stürmen ihre Gefährten fort, zerstreuen sich zwischen Eis und Felsenklüften, und manche wird noch die Beute des unermüdlichen, des ränkevollen Jägers. Er schlürft das warme Blut der Gemordeten, ein Zaubertrank ist es ihm, der mit Muth und Entschlossenheit waffnet, der ihn sicher stellt gegen den Schwindel, daß dieser ihn aus dem Abgrund mit unsichtbaren Händen nicht hernieder reiße.

„Das ist dein Schicksal, muthige, offene, treue Gemse; du fürchtest keinen Feind, du trotzest Sturm und Wetter, doch Zauberkünsten entgehst du nicht. Aber können Nebel und Stürme, Klüfte und Gipfel dich nicht schützen, deinen listigen Feind nicht entmuthigen, so werden sie doch deine Rächer. Der Jäger gewinnt keine Ruhe mehr; ernst, einsilbig, verschlossen, denkt er nur auf sein blutiges Gewerbe; immer gieriger, immer frecher wird

er, und sein eigner Verfolger. Er muß empor zu den Höhen, bei Frost und Hitze, unter Sturm und Wettern jagt es ihn. Tag und Nacht ist sein Gang unter den grauen Felsen, das Morgenroth schaut ihn auf den Graten, die Nacht findet ihn auf hartem Lager. Er achtet die Abgründe nicht mehr, schreitet über ihnen dahin, auf schmalen Bändern, als auf geebneten Pfaden. Wie die Gemse findet er den Weg durch die Nebel. Gleichgültig wandelt er unter den Blitzen. Er schaut ernsthaft hernieder in die blühenden Thäler, in die schwarzen Klüfte, steht still und finster am Rande tiefblauer Spalten, setzt über die Schründe, flüchtet über Eiswände und blickt mit düsterer Sehnsucht zu den Häuptern der Gebirge empor. Er ist gefangen, er ist den kalten, grausen Mächten des Gebirges verfallen; er weiß es nicht. Die Zeit läuft aus, auf welche hin der Zaubertrank seine Wirkung thut; da findet ihn dann doch der Schwindel, oder die Nebel legen ihm Netze über den Eisschrund und der Fels läßt seine Bahn ausgehen. Der Jäger hat sich verstiegen, nicht vorwärts kann er, nicht rückwärts; unter ihm, hart zu seinen Füßen ist es lauter, mit der Hand reicht er in die Leere hinaus, die andere klammert sich fest am kalten Gesteine. Die Sonne geht unter, die Berge verglühen, erbleichen, die Nacht zieht ernst und schweigend empor; ihre Flammen blitzen am Himmel. — Da ermatten die Kräfte des Jägers, er schließt müde das Auge zu und stürzt hinunter auf die Klippen. Sein Leichnam ist zerschmettert, ihn legen die Freunde nicht ins Grab; dem Geyer allein ist der Weg zu ihm gebahnt. Nebel umschleichen das Gerippe, Regengüsse waschen es, die Sonne bleicht es ab, und es zerstreuen Stürme das lose Gebein. — Das hat das Blut der Gemse gethan!“

Wie halsbrechend in der Schweiz schon oft die gewöhnlichen Wege von einem Dorfe nach dem andern sind, zeigt unser sechstes Bild, welches einen solchen in der Nähe des Gemmi im Wallis darstellt. Acht, zum Theil ziemlich hohe Leitern übereinander führen hier einen steilen Felsen hinauf.

Brücke p. Gallerie auf dem St Bernardin.

Die Schweiz.

Erstes Buch.

[illegible]

So wie das große und erhabene Werk der Thaten eines [illegible] Helden in einzelnen Theilen erforscht, seine auf den [illegible] bahnten Pfaden durch andere immer mehr und mehr geebnet, endlich die sichern Straßen der Systeme und die Gemeingüter der wissensdurstigen Menschheit mit allen seinen Schätzen bereichert wurden, so wurde auch der Betrachtung Europas zuerst auf [illegible] sen betretenen Pfaden, später auf gebahnteren Wegen und endlich auf ten und sichern Kunststraßen in das erhabenste Gebiet der Wissenschaft mit seinen Zaubern und Schrecken eingeführt.

Diese Heiligthümer der Schöpfung waren somit dem Auge der meisten Sterblichen verschleiert, ihre Wunder selbst dem Forscher, dem Freunde der großartigsten Natur unendliche und nur allmälig zu besiegende Gefahren und Hindernisse entgegen.

Aber der gottentstammte Menschengeist, der sie feindlichen Gewalten Raum und Zeit durch die kühnen Werke seiner Kraft zu bändigen und sie gegenseitig dienstbar zu machen verstanden, der die Meere [illegible] Wege geglättet, getrennte Ufer verbunden, Ströme geleitet und [illegible] der Erde durchschnitten hat, der Wasser und Feuer sich zu [illegible] zu verbinden genöthigt, mit dem brausenden Sohne [illegible] Wagen beflügelt und dadurch den Lebenslauf des Menschen [illegible]

verlängert, ihm die Gelegenheit gegeben hat, eine größere Summe von Lebensfreude und irdischer Glückseligkeit zu consumiren, hat auch die Wunderwelt der Alpenwelt ihm aufgeschlossen.

Ferdinand Fellner nach Schmuzer

Die Schweiz.

Tafel II.

Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maulthier sucht im Finstern seinen Weg.
In Höhlen wohnt der Drachen gift'ge Brut;
Es stürzt der Fels und über ihn die Fluth.

So wie das große und erhabene Reich des Wissens zuerst von einzelnen Denkern in einzelnen Theilen erforscht, später auf den mühsam angebahnten Pfaden durch andere immer mehr und mehr gelichtet, endlich aber durch die sichern Straßen der Systeme und die Wegweiser der Schrift der wissensdurstigen Menschheit mit allen seinen Wundern erschlossen wurde: so wurde auch der Bewohner Europas zuerst auf schmalen, nur von Gemsen betretenen Pfaden, später auf gebahnteren Wegen und endlich auf breiten und sichern Kunststraßen in das erhabenste Gebiet der Alpenwelt mit seinen Zaubern und Schrecken eingeführt.

Diese Heiligthümer der Schöpfung waren sonst dem Auge der meisten Sterblichen verschleiert, ihre Wunder stellten dem Forscher, dem Freunde der großartigsten Natur unendliche und nur allmälig zu besiegende Gefahren und Hindernisse entgegen.

Aber der gottentstammte Menschengeist, der die feindlichen Gewalten Raum und Zeit durch die kühnen Werke seiner Kraft zu binden und sich gegenseitig dienstbar zu machen verstanden, der die Meere durchfurcht, Berge geglättet, getrennte Ufer verbunden, Ströme geleitet und das Innere der Erde durchschnitten hat, der Wasser und Feuer sich zu einem Zwecke zu verbinden genöthigt, mit dem brausenden Sohne derselben Schiffe und Wagen beflügelt und dadurch den Lebenslauf des Menschen gewissermaßen verlängert, ihm die Gelegenheit gegeben hat, eine größere Summe von Lebensfreude und irdischer Glückseligkeit zu consumiren, hat auch die Wunder der Alpenwelt ihm aufgeschlossen.

Unter den Werken menschlicher Kraft nehmen die kühnen Kunststraßen der Schweiz, und namentlich die über den Mont Cenis, Simplon, St. Gotthard, Bernhardin und Splügen eine hohe, ihre Erbauer ehrende Stellung ein. Sie alle führen den Wandrer aus dem Schooße Helvetiens über die hohen Alpen hinab in die Gärten Hesperiens und wechseln die Erzeugnisse und Reichthümer der Völker, die Blüthen der Kunst und Wissenschaft und das Licht des Nordens gegen das Leben und die Poesie des Südens aus. Wohl die schönste dieser Straßen und die am besten angelegte, so daß schwere Wagen, Kanonen ꝛc. bequem sie passiren können, ist

Die Straße über den Simplon

und wir wollen daher den Leser im geistigen Fluge jene herrliche Bahn entlang führen, die der mächtige Wille Napoleons in dem kurzen Zeitraume von 4 Jahren (1802 — 1806) über die Lepontischen Alpen legte.

Sie beginnt in Glies bei dem Marktflecken Brieg im Canton Wallis, steigt bis zu einer Höhe von 6390 Fuß, senkt sich auf piemontischem Gebiete in das Val d'Oscella und endigt nach 20stündigem Laufe in der Stadt Domo d'Ossola.

Umgeben von großartigen, mit ewigem Schnee bedeckten Bergriesen, deren König das Mäderhorn ist, vorüber an fürchterlichen Abgründen, von tobenden Alpenbächen durchbraust, getragen von kühn gewölbten Brücken, unter denen die Gantherbrücke die schönste ist, und gedeckt durch Gallerien gegen das Herabstürzen von Schneelauinen zieht sich dieses erhabene Bauwerk mit geringer Steigung über den stolzen Gebirgsrücken des Sempiano und gewährt in ewigem Wechsel die überraschendsten Nah- und Fernsichten.

Unter jenen durch die Felsen gesprengten Gallerien ist die Gallerie von Gondo die merkwürdigste. Schon von ferne vernimmt das Ohr das ewige Getöse eines wilden Alpenbachs, der, seine ungestümen Wellen durch düstre Schluchten wälzend, am Eingange der Gallerie herabstürzt und die Luft mit dem Staube seiner Wasserstrahlen erfüllt, in denen bei hineinschießenden Sonnenblicken Iris ihre magischen Farben spielen läßt, als wenn sie das Grauen des Todes mit dem lieblichen Zauber des Lebens bekleiden wollte.

Zögernd nähert sich der Fuß des Pilgers, denn drüben gähnt ihm ein düstrer Bergschlund wie der Eingang in die Unterwelt entgegen, an welchen die Phantasie das Dante'sche Motto:

„Laß alle Hoffnung fahren!"

malt. Aber eine sichre Brücke trägt uns über den tobenden Strom und mit getrostem Muthe wandern wir durch die 200 Schritt lange Gallerie

und begrüßen an deren Ende mit Entzücken wieder das himmlische Licht und die erhabene Aussicht auf die himmelanstrebenden Riesen der Schneeregion.

Die Straße über den Simplon ist die Hauptstraße vom mittlern Frankreich und der französischen Schweiz nach Italien; der schöne Weg dagegen, welcher über den Bernardino führt und der über den Splügen, verbunden mit der Straße am Rhein hinunter (Via mala u. s. w.) bilden die große Hauptlinie des geselligen und commerziellen Verkehrs zwischen Italien und Deutschland, bis zu den Häfen von Holland.

Der Weg über den Bernardino

war früher nur für Lastthiere zu benutzen, und als schon 10 Jahre lang die großen Straßen über den Mont Cenis und den Simplon zum leichten Verkehr zwischen Italien und der westlichen Schweiz und Frankreich bestanden, mußten hier noch weite Umwege über den St. Gotthard oder über den Brenner und Tende gemacht werden, wenn es sich um Transport auf der Achse handelte. Als aber 1814 der Friede hergestellt war, Nationalvorurtheile sich verloren und der Geist für große Handelsunternehmungen wieder erwachte, entwarfen die Graubündtner den trefflichen Plan zum Bau einer bessern Straße, und der Canton Tessin, welcher beim Gelingen desselben sehr interessirt war, bewilligte einen Vorschuß von 200,000 Fr. zu Bestreitung der Kosten, wollte auch außerdem die Vollendung und Verbesserung desjenigen Theiles des Weges tragen, der auf seinem Gebiete hinlief. Allein Oesterreich machte Einwendungen und wandte Alles an, um einen Plan zu vereiteln, dessen Ausführung die auf dem Splügen erhobenen Abgaben sehr vermindern mußte. Sein Einfluß vermochte die Tessiner, ihre eingegangenen Verbindlichkeiten förmlich wieder aufzukündigen. Aber die Graubündtner blieben fest bei ihrem Plan und ließen sich weder überreden, noch durch Drohungen einschüchtern; letztern setzten sie andere entgegen, nämlich den Weg über den Splügen, so weit er auf ihrem Gebiete, zu sperren. Diese Sprache machte allen Einwürfen ein Ende und die Arbeiten an dem Wege begannen 1818 unter der Leitung Pocobellis und gingen rasch vorwärts, von einer Actiengesellschaft eifrig betrieben und von der sardinischen Regierung durch Vorschüsse und Begünstigungen befördert. Die Straße ist 16 Stunden lang und kostete einschließlich der Entschädigungen, welche diejenigen erhielten, deren Grundbesitz durch sie geschmälert wurde, ungefähr 650,000 Thlr. 1824 wurde sie eröffnet, und ist jetzt eine der besten und sichersten über die Alpen, nirgends mehr eine Spur von solchen Schwierigkeiten bietend, wie General Lecourbe fand, als er im Jahre 1799 mit seinem Corps über den Bernardino zog.

Vor Allem waren sonst die Tourmentes (Schneewirbelwinde, Schneeorkane) sehr gefährlich. Diese sind immer eine äußerst furchtbare und nur zu oft eine zerstörende Erscheinung in den Alpen. An einigen Stellen kommen sie nicht gerade selten vor, z. B. auf dem Wege über den St. Gotthard von dem Rudunt-Alp bis zu dem Hospiz. Ihre Gewalt und ihr Ansehen können nicht unpassend mit denen der Sand-Wirbelwinde der arabischen Wüste verglichen werden, unter welchen zuweilen ganze Karavanen begraben wurden. Bei einem solchen Tourmente wird der obere Schnee der höheren Thäler in die Luft geführt, bildet dort Wolken, und fällt in die tiefen, engen Schluchten, durch welche der Weg gezogen ist, in solcher Menge hinab, daß alle Spur verschwindet und selbst die oft an den Straßen als Wegweiser hingesteckten Stangen begraben werden. Durch die Heftigkeit, mit welcher die Schneetheilchen fortgetrieben werden, wird dann die Kälte so schneidend, daß Entzündungen und Blasen auf der Haut entstehen, man heftige Schmerzen in den Gliedern empfindet und die Augen zum Theil oder ganz erblinden. In dieser bedenklichen Lage verliert dann oft der unglückliche Reisende, dem es an menschlicher Hülfe und den Mitteln fehlt, mit Sicherheit weiter zu reisen, alle Gegenwart des Geistes, übergiebt sich der Verzweiflung, und kommt da um, wo der Orkan ihn überraschte. Glücklicherweise sind solche Unglücksfälle jetzt wenigstens nicht so häufig als früher: die Erfahrung hat selbst für die schwierigsten Lagen Rettungsmittel gelehrt; allein ein Fremder, welcher in den rauhern Alpenpässen von einem eigentlichen Tourmente überrascht wird, ist doch immer in der äußersten Gefahr ein Opfer desselben zu werden. Wir wollen nur Einen unter den vielen unglücklichen Fällen anführen, die Reisenden zur Warnung dienen können, welche aus Nichtachtung des Rathes erfahrener Männer und allzu großem Selbstvertrauen sich unnöthigerweise in Gefahr begeben wollen.

Im Jahr 1817 kehrten fünf Hannoveraner aus Italien zurück und verließen das Dorf Bernardino zu einer Zeit, die man für so gefährlich hielt, daß man Alles anwandte, sie zurückzuhalten. Sie waren aber gegen alle Vorstellungen taub, lachten über die Besorgnisse, welche durch die bessern Erfahrungen Anderer nur zu sehr gerechtfertigt wurden, und entschlossen sich, auf jeden Fall über den Gipfel des Berges zu gehen. Ein Mann aus dem Rheinthal, welcher gerade anwesend war, erbot sich unter diesen Umständen sie zu begleiten, in der Hoffnung, daß er sie mit seiner Erfahrung von dem sonst allem Anscheine nach unvermeidlichen Tode retten möchte. Bald trat auch ein Schneeorkan ein und bestätigte das Schlimmste was man vorhergesagt; er hatte alle die schrecklichen Eigen-

thümlichkeiten, welche in diesen wilden Regionen so Wenige mit Glück bekämpft und überlebt haben. Die unglücklichen Fremden — Opfer ihrer eigenen Unbesonnenheit — konnten dem Aufruhr der Elemente nur ihre physische Kraft entgegenstellen, welche das traurige Ende wohl zu verschieben, allein nicht zu verhindern vermochte. Mit jener heroischen Hingebung, welche ihn bewogen hatte, sein eigenes Leben zu ihrer Beschützung zu wagen, that der Bergbewohner Alles, was ein Mensch konnte, seine unglücklichen Gefährten zu ermuthigen und ihnen behülflich zu sein; doch war Alles vergeblich: zu spät sahen sie, daß menschliche Anstrengung gegen solche Kräfte der Natur nichts vermag, und völlig erschöpft sanken sie Einer nach dem Andern in den Schnee, um in ihm umzukommen. Der Wegführer hatte allein noch Kraft und Muth genug, den Kampf fortzusetzen, so daß er nach vielen Beschwerden endlich mit dem Leben davon kam, allein seine Glieder waren vom Frost so ergriffen, daß er sie hernach nie wieder ordentlich gebrauchen konnte.

Wie vortrefflich jetzt auf der Straße über den Bernardino für den Reisenden gesorgt ist, zeigt unsre Abbildung, die den Augenblick darstellt, wo eben eine Lauine über eine der zum Schutze der Reisenden gegen solche Naturerscheinungen an gefährlichen Stellen angelegten Gallerien hinabgestürzt ist, von einer ungeheuern Menge dadurch in Bewegung gesetzten Schnees gefolgt.

Der Weg über den Bernardino führt vom Lago Maggiore und Bellinzona nach dem Rheinthal; ebendahin führt

Die Straße über den Splügen,

eine der ältesten über die Alpen, die man kennt, vom Comer See aus. Sie wurde in den Jahren 1818 — 1820 größtentheils von der österreichischen Regierung ganz umgebaut, erweitert und gesichert und so für Frachtwagen fahrbar gemacht. Unzähligen Gefahren mußte man bei diesem Bau begegnen, unzählige Schwierigkeiten überwinden; allein der Erfolg der Arbeiten auf dem Simplon und dem Bernardino hatte einmal zu ähnlichen Unternehmungen so sehr ermuntert, daß man jetzt für ausführbar hielt, was früher der menschlichen Kunst unerreichbar schien. So spaltete und durchbohrte man denn mit den bei jenen Bauten gewonnenen Erfahrungen die härtesten Felsen, schlug Brücken über tiefe Schlünde oder füllte solche aus, gab Bergströmen und Lauinen-Wegen andere Richtungen, oder traf Vorkehrungen zum Schutz gegen sie. Zierlichkeit und Dauerhaftigkeit zeigt sich überall in dem Bau der Straße glücklich vereinigt. Sie hat eine beinahe gleichförmige Breite von 15—18 Fuß, ist durch starke Holzgeländer an jedem gefährlichen Punkt gesichert, und senkt und hebt sich so

allmählig, daß das Zugvieh und der Treiber kaum viel besondere Anstrengung oder Vorsicht anzuwenden haben.

Den ganzen Weg von Chiavenna bis nach dem Dorfe Splügen zurückzulegen, gebraucht man etwa acht Stunden. Der höchste Punkt ist etwa 70 Fuß niedriger, als der auf der Straße über den Bernardino, nach Ebel 6,170 Fuß über der Meeresfläche. Von der italienischen Seite steigt der Weg etwas steiler auf, als von der schweizerischen.

Von der Zeit der Römer bis zum Mittelalter waren die Straßen über den Julier und Septimer die einzigen, welche die Reisenden wählten. Ueber den letztern hat man von Chur nach Chiavenna 21 franz. Meilen und es geht immer bergauf und bergab; allein über den Splügen hat man nur 18 und den Vortheil, daß sich der Weg regelmäßig und sanft neigt. Im 12. Jahrhundert findet sich ein Weg zwischen dem Dorfe Isola an der südlichen Seite des Splügen und dem Rheinthal erwähnt. Damals war ein Hospiz bei dem Schneehorn, welches aber auf mehrere Menschenalter von einem gewaltigen Gletscher begraben wurde, bis man auf dessen Oberfläche die Glocke des Fremdenhauses bemerkte und sie nach Isola brachte. Dies Ereigniß scheint zu Anfang des 14. Jahrhunderts stattgefunden zu haben und damals der Weg über den Splügen statt des früher gebrauchten gewählt worden zu sein. Als darauf in der Mitte des 15. Jahrhunderts das Defilé des Roffla und der Via mala fahrbar gemacht war, erhielt die Straße über den Splügen neue Wichtigkeit: sie eröffnete eine Linie directen Verkehrs zwischen Deutschland und der östlichen Schweiz und Italien, und glich der über den St. Gotthard in Betreff dessen, was sie für den Handel leistete, indem sie, wie diese, für Lastthiere und im Winter für kleine Schlitten breit genug war. In neuerer Zeit aber hat sie durch die neue Anlage, trotz der Anstrengungen des Canton Uri, auch die Straße über den St. Gotthard sehr zu verbessern, diese letztere in den Hintergrund gedrängt. Die Vortheile, welche durch sie für den Handel gewonnen worden sind, erhellen schon aus dem Umstande, daß Waaren, deren Transport von Chur nach Chiavenna sonst 6 — 7 Tage kostete, jetzt in 2 — 3 Tagen ankommen. Man rechnet, daß jährlich 25,000 Centner Waaren über den Splügen gehen und täglich acht bis neun Wagen den höchsten Punkt erreichen. Es ist der Fall gewesen, daß im Monat August an einem Tage über 200 mit Baumwolle für die Schweiz und Bauholz für Italien beladene Wagen über den höchsten Punkt des Berges gefahren sind. Die Zölle und andere Abgaben auf dem Bernardino, Splügen und der Via mala sind so vollkommen hinreichend, die ganzen Staatsausgaben des Cantons Graubündten, wo Niemand eine Abgabe be-

zahlt, zu decken, daß in den letzten Jahren stets noch übrig geblieben ist. Sie bringen jährlich etwa 150,000 Franken ein.

Der oberste Theil des Weges bildet einen Thalweg, durch welchen der Hanslebach seine donnernden Fluthen sendet. Geht man von hier abwärts und über die Graubündtner Gränze, so kommt man nach der Casa Cantoniera oder dem Hospiz des Splügen, wo man, wie auf dem Bernardino, verweilen und Erfrischungen erhalten kann. Wenn Schneestürme eintreten, welche in dieser schauerlichen Gegend nicht selten sind, so wird die Glocke des Hospiz fortwährend angeschlagen, damit Reisende, die sich verirrt haben, sich danach richten mögen. Dabei ist die Straße an den Seiten mit langen Stangen besetzt, welche über den tiefen Schnee hinwegragen, und den halb erfrornen Reisenden, wenn alle andern Merkmale fehlen sollten, nach dem Hospiz leiten. Schon hieraus ersieht man, daß, obgleich alles Mögliche geschehen um das wilde Ansehen des Weges zu mildern und den Reisenden gegen Gefahren zu schützen, sein ursprünglicher, schrecklicher Charakter doch, überhaupt genommen, nur wenig verloren hat, und in der That muß der Beherzteste selbst unwillkührlich schaudern, wenn er z. B. den fürchterlichen Rand des Kardinell erblickt.

Alles Schreckhafte aber, was der Reisende, der über den Bernardino oder über den Splügen aus Italien kömmt, auf seinem Wege bis in das Rheinthal angetroffen hat, übersteigt das, was er nun beim Fortsetzen seiner Wanderung nach Chur durch die

Via mala

sieht, die zu den interessantesten Erscheinungen in den Einöden der Alpen gehört. So viel man auch von diesem Felsenpaß, von seinen schauerlichen Schluchten, seinen unsichern Abhängen gelesen hat, so überraschend ist dennoch der Anblick desselben, denn jede Beschreibung muß hier weit hinter der Wirklichkeit zurückbleiben. Besonders der Raum zwischen den beiden Brücken, auf dem sich die eigenthümlichsten Züge dieses Passes vereinigen, nöthigt dem Reisenden das höchste Erstaunen ab. Der gähnende Gang, durch den er langsam fortschreitet, scheint sich bei einer heftigen Convulsion der Natur gebildet zu haben. Selbst mitten im Sommer dringt hier die Sonne kaum über den Rand der Schlucht herein; Dämmerung und zuletzt völlige Nacht umgiebt den Rhein, der sich in der Tiefe durch die Felsen drängt, nur von dem Leuchten des Schaumes unterbrochen, welchen der reißende Lauf des Stromes erzeugt. Von Stürmen und Lauinen oft getroffen, mit hohen Fichten besetzt, laufen die Felsen in eine Tiefe von 50 bis 60 Klaftern hinunter und steigen über dem Wandrer fast unabsehbar hoch hinauf. Ueber dem Schlund, welcher an einigen Stellen nicht

zehn Faden breit ist, hängen hohe Bäume an den Spalten und werfen geheimnißvolle Schatten hinein. Das Getöse des Stromes ist kaum vernehmbar, in solcher Tiefe windet er sich hin. Man wagt kaum über die Seitenwände der Brücken zu sehen, aber man verweilt gern auf ihnen, besonders auf der zweiten, und wirft Steine in den Rhein. Die Schlucht geht hier so senkrecht hinunter, daß die Steine ohne Hinderniß gleich in das Wasser stürzen. Blickt man aufwärts, so lassen die drohenden Felsen, dicht mit Fichten besetzt, welche sich oben fast zu vereinigen scheinen, nur den Anblick eines so kleinen Theils des Himmels zu, daß man glauben könnte, man schwebe zwischen diesem und dem Todtenreich. Welch eine Arbeit, hier eine Brücke zu bauen! Aus der Dunkelheit des verlornen Lochs (**Tron perdu**) gelangt man endlich, nachdem man an anderthalb Stunden durch diese Schlünde gewandert ist, freudig überrascht in das heitere Thal Domschleg, das reich an grünen Weiden und freundlichen Weilern ist, dann bald nach der lebhaften und gewerbreichen kleinen Stadt Thusis.

Sonst war die Via mala nur mit Mauleseln zu passiren, seitdem aber die Straßen über den Bernardino und Splügen verbessert sind und dadurch ein sehr lebhafter Verkehr entstanden ist, hat man auch hier einen vortrefflichen Fahrweg angelegt.

Unter den Hospizen auf den Alpenpässen dürfte das auf dem großen St. Bernhard schon deshalb das merkwürdigste sein, weil es die am höchsten gelegene menschliche Wohnung ist, 8000 Fuß über dem Meere. Der Winter dauert hier volle 8 — 9 Monate, und man hat Tage gehabt, wo der Fahrenheitsche Thermometer auf 20 bis 28 ° unter dem Gefrierpunkte stand. An gewissen Stellen nahe beim Kloster schmilzt der Schnee nie. In gänzlicher Abgeschiedenheit und steter Entbehrung der Bequemlichkeiten des Lebens, zugleich den nachtheiligen Wirkungen eines rauhen Climas und den vielen Lebensgefahren ausgesetzt, welche in ihren Arbeiten zum Dienst der Menschheit vorkommen können und zu denen sich jede Stunde bereit zu halten sie ihr Ordenseid verbindet, lebt hier eine Anzahl von Mönchen, zu deren Amte es gehört, in den 7 — 8 gefährlichen Monaten des Jahres täglich die Fahrwege zu untersuchen und die Bahn zu erhalten. Reisende können hier mit ihren Pferden unentgeldlich drei Tage verweilen und, sollte ihnen eine Krankheit zustoßen, bis sie hergestellt sind.

Ober-Italien.

Tafel I.

Von den Alpen herabsteigend nach Italien betritt der Reisende die große blühende Ebene zwischen dem Gebirge der Apenninen und dem adriatischen Meere, nicht so reich an classischen Erinnerungen, wie Mittelitalien, nicht so schön, wie Neapel, aber doch durch ihre üppige Fruchtbarkeit, durch die großartigen Landschaften, welche die südlichen Abhänge der Alpen mit den herrlichen Seen, die sich zu ihren Füßen ausbreiten, und die schönen Meeresufer bilden, ein reizender Landstrich. Vom Po, der durch die ganze Ebene hinströmt, und seinen zahlreichen Nebenflüssen, in Verbindung mit, zum Theil aus uralten Zeiten herstammenden Wasserleitungen, Schleusen und andern Vorrichtungen, trefflich bewässert, gewähren die Felder unter dem Einfluß eines milden Klimas zwei- ja dreifache Ernten; Gras wird vier- selbst fünfmal des Jahres gemähet; und so sind alle Erzeugnisse des Landbaues überaus beträchtlich, obgleich derselbe in vielen Gegenden mit den übrigen Quellen des Reichthums sehr gesunken ist.

Der Anblick der Getreidefelder ist für den Fremden überraschend. Sie müssen hier, bei der großen Wärme, möglichst viel Schatten haben und sind deshalb von Pappeln und Ulmen, zwischen welchen sich Wein hinrankt, von Maulbeer- nnd Obstbäumen umgeben.

Mit jedem Schritte nach Süden wächst die Mannichfaltigkeit der Vegetation. Schon in den obern Theilen der Lombardei, um Verona herum, findet man die Pistazie, den Granatapfel, die Dattelpflaume, den Zirbelbaum, die Kastanie in Menge, am Comer- und Gardasee an geschützten Stellen schon Feigenbäume und Oliven, auf der Südseite des Po aber Orangen, Maulbeerbäume und Pinien. Auch Reis wird schon an vielen Stellen Oberitaliens mit gutem Erfolg gebaut. Nur in der Nähe der höhern Alpengebirge, besonders in Savoyen, weicht das Klima ab: hier ist es, wie in der Schweiz. Dagegen glaubt man an der Meeresküste zwischen Nizza und Genua plötzlich tropische Luft zu athmen, und deshalb ist der Eintritt in Italien durch diese Gegend (vom südlichen Frankreich her) dem zum Vergnügen Reisenden nicht anzurathen; denn er sieht so zuerst,

was mit zum Schönsten des ganzen Landes gehört. Bis Neapel hinab trifft man keine solche, über jeden Ausdruck üppige Natur wieder, wie sie sich hier darbietet, und wer einmal unter den Palmenwipfeln von Bordighera und in den alten Olivenhainen von S. Remo gewandelt ist, vermißt eine solche Gegend nachher auf dem ganzen Wege. Das locale Klima dieses Küstenzuges, so nah an den nördlichen Ländern Europas, ist eine Art von Wunder.

Zum Zielpunkte der ersten Schritte, die wir in Italien thun, haben wir Mailand gewählt, die größeste [1]) und eine der wichtigsten und schönsten Städte Oberitaliens, die Hauptstadt des zu Oesterreich gehörigen lombardisch=venetianischen Königreichs, wo die Straßen über den Simplon, den St. Gotthard, den Splügen und das Wormser Joch (letztere die höchste in Europa, in neuerer Zeit von Oesterreich mit ungeheuern Kosten angelegt) sich sammeln, die Hauptstraßen von Deutschland und Frankreich her, und von wo aus dann wieder treffliche Landstraßen nach allen Gegenden Oberitaliens gehen und sich in Süden an die von Mittelitalien anschließen.

Ehe wir aber nach Mailand ziehen müssen wir nun schon, da wir uns im Lande der Lustreisen befinden und einmal die Landstraßen erwähnt haben, diese, als sehr interessant für den Reisenden, etwas näher betrachten, wenn wir auch unsre eigenen Wanderungen nur im Zimmer machen.

Ein Theil jener Landstraßen, besonders im mittlern und untern Italien, stammt noch aus den Zeiten der römischen Republick und der Cäsaren her. Damals waren von Rom, als dem Mittelpunkte des Reiches, nach fünf verschiedenen Richtungen mit den ungeheuersten Kosten Hauptstraßen nach den Gränzen gezogen worden, wobei man alle Hindernisse aus dem Wege geräumt, Berge durchstochen, Schluchten zugeworfen und so die Wege möglichst bequem für die römischen Heere eingerichtet hatte. Und diese Landstraßen, mit großen, genau zusammenpassenden Steinblöcken gepflastert, so vortrefflich, daß sie der geebneten Oberfläche eines Felsens glichen, haben eine solche Haltbarkeit bewiesen, daß viele große Strecken noch jetzt, nach Verlauf von 2000 Jahren, in unversehrtem Zustande sind. So wird den Regierungen Italiens die Sorge für gute Landstraßen leicht und der Reisende hat von dieser Seite keine Beschwerden zu fürchten. Dagegen ist er im Kirchenstaat und in Unteritalien nicht ganz selten Anfällen von Räubern ausgesetzt, die manche Schluchten der Apenninen besetzt halten, und deshalb dürfen bei ihm Wagen und Reisekleider nicht sehr kostbar, Geldbörse

1) Mailand hat 140,000 Einwohner, während Turin nur 120,000, Venedig 100,000, Genua noch etwas weniger zählt.

und Brieftasche nicht zu gut gefüllt sein, obgleich es auf der andern Seite unklug sein würde, gar zu wenig Geld bei sich zu führen, weil man sich dann persönlicher Gefahr von dem in seinen Hoffnungen getäuschten Gesindel aussetzte. Waffen bei sich zu führen hilft gewöhnlich nichts, weil bei Angriffen meist einige Räuber im Hinterhalte liegen und bei ernstlicher Gegenwehr gut genug auf den kühnen Reisenden schießen. Noch weniger hilft die von manchen Furchtsamen angenommene theure Militärbegleitung, die in der Gefahr meist sogleich entflieht und die Räuber erst recht anlockt, weil natürlich nur Reisende, die viel bei sich führen, sich ihrer bedienen. Uebrigens muß bemerkt werden, daß die Gerüchte von Räuberanfällen in Italien größtentheils übertrieben sind.

Die beste Zeit zum Reisen in Italien ist der Winter. Der Sommer ist zu heiß, so, daß das Land ein dürres Ansehen hat und das Klima in vielen Gegenden für den Nordländer höchst ungesund ist. Wer zu Ende des Sommers Oberitalien betritt, hier den Herbst zubringt, im December bis Neapel oder Sicilien geht, zum Carneval nach Rom zurückkehrt, hier das Frühjahr abwartet und sich vor dem Eintritt der heißen Jahreszeit nach den Alpen zurückflüchtet, hat die genußreichste Reise. Er findet dann überall frisches Grün und eine gesunde Luft, nur darf ihn der Gedanke an das warme Klima nicht verleitet haben, seine Winterkleider zu Hause zu lassen, denn obwohl er ihrer am Tage im Freien vielleicht ganz entbehren kann, je nachdem er den Winter trifft, so thun sie ihm doch in den Häusern gewiß Noth. Die dicken Steinmauern, welche im Sommer vor der Hitze schützen, machen im Winter die Zimmer kalt, und an Oefen fehlt es.

Außer den Diligencen, die zwar gut sind, aber durch ihre Schnelligkeit, wie bei uns, den Genuß der Reise sehr verkümmern, stehen dem Reisenden mehrere gute und billige Wege zum Fortkommen offen; besonders findet man Lohnkutscher (Vetturini) überall in großer Menge, und man kann mit ihnen auf jede beliebige Art, auf eine Strecke der Reise, auf Tage, allein oder mit Mehreren zu fahren, accordiren. Gewöhnlich geschieht es auf die Weise, daß der Vetturino für alle Bedürfnisse auf dem Wege, für Essen, Logis u. s. w. sorgt, wo ihm dann die Art, wie man leben will, genau bestimmt wird. Dadurch entgeht man den häufigen Prellereien der Wirthe. Für drei bis vier Thaler täglich fährt man auf diese Weise in einem bequemen Wagen, hat Mittags drei oder vier Gerichte, Wein so viel man will und ein ziemlich gutes Logis, wie man es nun in Italien trifft, wo die Gasthäuser allerdings ihre großen Unbequemlichkeiten für den Fremden haben. Zu den größten der letztern gehören die feuchten Schlafzimmer, die man häufig antrifft, und dann der Mangel an Reinlich-

keit, der überall herrscht, am meisten aber in den Wirthshäusern, weil dort fast gar keine weibliche Bedienung besteht. Der Kellner macht das Bette, reinigt das Zimmer u. s. w. und die Wirthin bekümmert sich weder darum, noch um die Küche.

Bei der großen Fruchtbarkeit des Landes sind alle Lebensmittel in Italien sehr billig und so reiset man auch dort mit mäßigen Kosten, wenn man nur zu handeln versteht. Das ist durchaus nöthig, denn Gastwirthe, Lohnkutscher, Jeder, mit dem der Reisende zu thun hat, sucht in der Regel ihn zu prellen, und er darf sich nicht die geringste Kleinigkeit in einem Gasthofe geben lassen, ohne sie vorher zu behandeln, will er sich nicht der Gefahr aussetzen, den doppelten Werth bezahlen zu müssen. Die Italiener selbst machen es nie anders. Besonders wo man sich längere Zeit aufhält, lebt man billig. In Rom erhält man gut meublirte Zimmer für 5 bis 8 Thlr. monatlich und ißt zu Mittag für 2—4 Groschen, an Table d'hôte mit Wein für 10 Groschen.

Doch jetzt zurück auf den Weg nach Mailand! Wer einen der vorhin genannten Alpenpässe überstiegen hat, der trifft sogleich auf eine der größesten Schönheiten Oberitaliens, auf die großen Seen, welche ein Theil der vom südlichen Abhange der Alpen herunterkommenden Wasser, in länglichen Becken sich sammelnd, bildet. Ihre niedrigen Ufer sind meist von sanftaufsteigenden Hügeln umgeben, die ein üppiges Grün bekleidet, während die schneebedeckten Gipfel der Alpen darüber hinwegschauen, und eine Menge reizender Landsitze und volkreicher Ortschaften spiegeln sich in ihren klaren Fluthen. Vielleicht einen Reiz mehr als die andern — doch wer mag mit Bestimmtheit behaupten, dieser oder jener sei der schönste? — erhält der Lago Maggiore, dessen krystallheller Spiegel, acht deutsche Meilen lang und fast überall eine Meile breit, zwischen grünbelaubten, nur auf der Ostseite zuweilen auch an nackten Bergen sich hinzieht, die schroff aus dem Wasser emporsteigen und den romantischen Eindruck des Ganzen erhöhen, durch die borromäischen Inseln, diese in den schönsten Rahmen der Natur gefaßten lieblichen Kunstwerke. Die anziehendste ist **Isola-Bella** (d. h. die schöne Insel), zu deren Beschreibung man die Erzählungen von der Insel der Kalypso und den Zaubergärten Armidens gebrauchen könnte. Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts war sie nichts als ein öder Fels, den nur die Fischer besuchten; da beschloß Graf Vitalliano, Haupt des Hauses Borromeo, von ihrer Lage entzückt, sie zu verschönern. Er und seine Nachfolger ließen eine Menge guter Erde herbeiführen und besonders den südöstlichen Theil nach großartigem Plane mit Terrassen schmücken, die durch Mauern gehalten werden. Diese sind mit Spalieren von duftenden Citronen-, Granat-,

Jasmin= und Orangenbäumen besetzt; auf den Ecken einer jeden Terrasse erheben sich zierliche Obelisken und Bildsäulen; auf der obersten sammelt sich in einer großen Cisterne das Regenwasser und fällt von da durch eine ungeheure Reiterstatue und mehrere andere Bildsäulen herab, wenn der Herr der Insel dieselbe in ihrem ganzen Glanze zeigen will; und Grotten unter den Terrassen, zum Theil mit schöner Steinmosaik am Boden, an den Wänden und der Decke verziert, in der alle Farbenschattirungen, welche nur die Rollkiesel der Bergströme, die gold= und silberähnlichen und die glimmerartigen Kiesel, nebst den Granit=Steinen darbieten, zu Muscheln und Rosetten, Kreisen und phantastischen Verschlingungen benutzt sind, gewähren erfrischende Kühle. Aber auch die übrigen Gartenanlagen entzücken durch ihr freundliches Ansehen und den Reichthum an Gewächsen des Südens, durch herrliche Gruppen von Maßholder, von Granatbäumen u. s. w., durch Orangengebüsche, durch beständig mit Früchten und Blumen geschmückte Lauben von Limonen und Citronen den Besucher, welcher inmitten der in ihrer Art einzigen Zierlichkeit und Gemüthlichkeit sich nur um so mehr des durch Gondeln und Fischerkähne belebten klaren Sees mit seinen dörferreichen blühenden Ufern und dem fernen Kranze von Alpen erfreut, so viel auch grämliche Kritiker über das künstliche Eiland zwischen so großartigen Naturschönheiten sich aufgehalten haben.

Wenige Stunden nachdem der Reisende den Lago Maggiore oder den Comer=See verlassen hat, erblickt er **Mailand** und fährt bald durch den schönen, mit Basreliefs und Statuen reich gezierten Triumphbogen aus weißem Marmor, den Napoleon als würdiges Thor seiner Straße über den Simplon beginnen, der Kaiser von Oesterreich aber vollenden ließ, in die glänzende Stadt ein, die auch im Innern überall zeigt, wie der korsische Emporkömmling es sich angelegen sein ließ, durch prachtvolle Bauwerke die Hauptstadt des von ihm gegründeten Königreichs Italien zu verschönern und die Augen seiner neuen Vasallen zu blenden. Das Wichtigste, was aus diesem Streben hervorging, ist der Fortbau — ja man kann sagen die Vollendung [1]) des herrlichen [2]) Domes, dieses bis zur gehofften Vollendung des Cölner Domes einzigen wahrhaft prächtigen gothischen Bauwerks aus

---

1) Denn was jetzt an demselben noch fehlt: mehrere der vielen Marmorthürme und die Hälfte der 10,000 Statuen, welche dem Plane nach angebracht werden sollten, ist, wiewohl höchst bedeutend, wenn es sich um dessen Herstellung handelt, doch so wenig gegen des Ganzen ungeheuren Reichthum an Verzierungen, daß man dessen Mangel kaum recht bemerkt.

2) im Jahre 1386 begonnenen und schon bis im 16. Jahrhundert immer einmal, dann aber bis zu Napoleons Zeit gänzlich liegen gebliebenen —

neuerer Zeit, und eines der prächtigsten aller Zeiten. Zu dem mächtig erhebenden Eindruck, den die gothischen Formen, die schlanken Thürme, die Spitzbogen an Decke, Fenstern und Thüren, die hohen, starken und dabei doch nicht schwer erscheinenden Säulenbündel mit ihren mannigfaltigen, meist dem leicht emporstrebenden Pflanzenreiche entlehnten Verzierungen, mit einem Worte das Hochstrebende des ganzes Baues und das durch die gemalten Fenster erzeugte magische Helldunkel hervorbringen, gesellt sich bei dem mailänder Dome noch ein eigener Reiz dadurch, daß das Ganze aus dem herrlichsten Material, aus weißem Marmor, besteht, und dieser noch nicht vom Alter geschwärzt ist, so daß die Zierlichkeit der Spitzthürmchen, der Arabesken und Schnörkel doppelt lieblich in die Augen fällt.

Eine Fortsetzung der lombardischen Ebene nach Westen zu bildet Piemont (d. h. Fuß der Gebirge), der Haupttheil des Königreichs Sardinien, an den sich nordwestlich und südlich die andern Theile dieses Reiches, so weit sie auf dem Festlande liegen, dort Savoyen, hier Genua, anschließen. Sie haben alle einen sehr verschiedenen Charakter. Savoyen, dessen Herzöge seit dem spanischen Successionskriege nach und nach das Gebiet an sich brachten, das ihre Nachkommen jetzt als Könige von Sardinien beherrschen, stimmt in seinem Anblick, wie schon erwähnt wurde, mehr mit der Schweiz als mit Italien überein. Seine rauhen Felsen und Berge steigen bis in die Region des ewigen Schnees hinauf. Hier ist der Mont Cenis, 8670, der Mont Iseran, 12418, der kleine St. Bernhard, 7993, der Montblanc, der höchste Berg in Europa, 14760 paris. Fuß hoch. Dazwischen bieten zwar niedrigere Berge reiche Weide und ziehen sich manche fruchtbare, angenehme Thäler hin, aber zu vereinzelt und von allem Verkehr abgeschnitten, auch an vielen Stellen zu oft durch schnell anschwellende reißende Waldbäche, durch Lauinen und Bergstürze Zerstörungen ausgesetzt, als daß selbst der emsigste Anbau die Bewohner gut ernähren könnte, und die **Savoyarden** sind deshalb, wiewohl äußerst arbeitsam, doch im Ganzen höchst arm. Die Noth zwingt jährlich Tausende nach Frankreich zu ziehen, eine Menge Aeltern, ihre Kinder dorthin zu schicken, um ihren Unterhalt zu suchen. Die meisten wandern nach Paris, viele selbst nach London, wo sie, oft nur in elende Lumpen gehüllt, die fast keinen Schutz gegen Kälte und Nässe gewähren, bei jedem Wetter vom Morgen bis zum Abend auf den Straßen sich umhertreiben und durch einen Leierkasten, durch ein Lied, durch ein Paar aus der Heimath mitgebrachte und mühsam zu einer Art Tanz abgerichtete Murmelthiere kleine Gaben zu erlangen suchen, daneben zu jedem Dienste bereit, der ihnen eine Wenigkeit eintragen kann. Sehr viele ernähren sich auch,

besonders in Paris, durch das Reinigen der Feueressen, in Städten wie die zuletztgenannte, wo die Essen meist sehr hoch und äußerst eng sind, ein überaus beschwerliches und oft sehr gefährliches Geschäft. Und doch sind die, welche es treiben, wohl immer noch ungleich glücklicher daran, als manche ihrer Brüder, die in London Unmenschen in die Hände fallen, welche dort nicht selten ein Gewerbe daraus machen, 20 bis 30 Kinder zum Betteln umherzuschicken, die ihnen Alles, was sie bekommen, bringen müssen, und dafür ein höchst elendes Obdach und die dürftigste Nahrung erhalten, bei der nur ein Mensch existiren kann. Bringen die armen Kinder Abends nicht genug nach Hause, — gewöhnlich wird verlangt, daß sie täglich 5 Schilling (nah an 2 Thlr.) erwerben, — so werden sie mit Prügel empfangen, und oft sieht man deshalb um diese Zeit in den Straßen eins und das andere von ihnen bitterlich weinen, aus Furcht vor der ihm drohenden Strafe.

Viel ergiebiger als Savoyen ist das bereits genannte Piemont, dessen östlicher Theil besonders Reis, Getreide, Wein und Obst in Menge erzeugt, noch mehr aber Seide, welche als die beste in Italien, und überhaupt in ganz Europa, gilt. Auch sind in Turin und in einigen andern Städten noch ziemlich große Seidenfabriken, der größte Theil der Seide aber wird roh ausgeführt. Ehemals war dies anders, und Turin, wie mehrere andere Städte Oberitaliens, namentlich Genua und Venedig, wegen seiner schönen Seidenzeuge, besonders Sammt und Damast, der reich mit Gold- und Silberstickereien verziert wurde, weit berühmt. Ueberhaupt sind die einst so bedeutenden Manufacturen Italiens sehr gesunken. Der Wollenmanufacturen in Florenz, die einst 30,000 Menschen ernährten, sind nur noch wenige, und sie liefern geringe Arbeiten; Glaswaren, wie Spiegel, Glasperlen, Fernröhre u. s. w. werden zwar noch in Venedig gefertigt, aber lange nicht mehr in der Menge und Güte, wie sonst. Nur in Leinenzeugen, unter denen die Musline von Tarent noch großen Ruhm haben, in Porzelan, das Neapel vorzüglich gut liefert, in einigen Kunstsachen, wie Kameen und Mosaikarbeiten, mit denen Florenz und Rom bedeutenden Handel treibt, und in Strohhüten hat Italien seinen alten Ruf bewahrt. Letztere, von denen man jährlich wohl für eine Million Thaler ausführt, werden besonders von den Landleuten in Toskana geflochten. Häufig sieht der Reisende ganze Familien vor den Häusern mit dieser Arbeit beschäftigt, wie denn überhaupt in Italien, auch in den Städten, ein großer Theil der Handarbeiten im Freien oder bei weit offenen Thüren vorgenommen wird, so daß die Werkstätte oft einen Theil der Straßen und Gassen ausmachen.

Wieder einen ganz andern Charakter hat das Gebiet von **Genua.** Es liegt am Meere hin, an den steilen Abhängen der Apenninen, die hier

von den Seealpen nach Osten auslaufen und nicht, wie weiterhin, durch eine breite Ebene von der See getrennt werden, sondern bis an das Ufer derselben enge Thäler und Schluchten bilden. Nur an zwei Orten gehen fahrbare Straßen darüber hinweg, nach Piemont der steile, hohe Paß der Bochetta, und eine andere Straße nach Parma. So ist diese Küstenstrecke mit ihrem Verkehr fast allein auf das Meer angewiesen, welchem Umstande vielleicht Genua einen Theil der Größe verdankt, die es einst erreicht hat, eine Größe, von der freilich jetzt kaum noch ein Schatten übrig ist. Denn was sind die, wenn auch ziemlich bedeutenden Sammt-, Damast- und Satinmanufacturen, die 150 Schiffe etwa, welche die Erzeugnisse jener, so wie die Produkte des Gebietes der Stadt und Piemonts ausführen, was die kaum 100,000 Einwohner für eine Stadt, die in den Annalen des Handels, des Reichthums und Glanzes in Italien einzig — und kaum das — hinter Venedig zurücksteht? Nur in den, oft schon von außen mit herrlichen Freskogemälden verzierten Palästen, auf welche, wie auch in andern Städten Italiens, der Reichthum der bessern Zeiten zum großen Theil verwendet wurde, zeigt sich noch die ehemalige Größe, um so mehr, da die vornehmen Familien, obgleich zurückgekommen, ja oft sogar in Armuth versunken, doch so lange als irgend möglich den Glanz ihrer Häuser zu bewahren suchen und häufig den letzten Heller auf diese verwenden. Deshalb heißt Genua auch noch immer in Italien **la superba** (die Prächtige).

Der gut befestigte Hafen, um den und um die Stadt sich Hügel an Hügel reihen, weit hin von Gärten und unzähligen Villen bedeckt, und in wellenförmigen, grünen Terrassen bis zur Höhe nackter Gebirge emporsteigend, ist durch die Schönheit seiner Lage, durch die rege Thätigkeit, durch die Verschiedenheit der Trachten, Sitten, Sprachen, die man dort sieht und hört, ein höchst interessanter Punkt für den Reisenden. Und wie verstärken die großen Erinnerungen, die sich an ihn knüpfen, den Eindruck, welchen sein Anblick macht! Von hier gingen die Flotten aus, die den Venetianern, denen von Pisa, von Amalfi, den Sarazenen die Herrschaft über das mittelländische Meer streitig machten, die Korsica und halb Sardinien unterwarfen, die genuesische Kaufleute auf den Thron von Chios setzten, im Angesicht Constantinopels eine italienische Feste gründeten, die Tartaren an der Mündung des Don bekämpften und auf dem ganzen schwarzen Meere herrschten. Hier auch, auf dem ruhigen und geräumigen Wasserspiegel, übte sich Columbus, noch ein Kind im Lenken eines Fahrzeuges, faßte Columbus, als Mann, die erste Idee zu der Reise, welche die Erde um einen Welttheil vergrößert hat.

Ober-Italien.

Tafel II.

Wenn irgend eine Zeit das erfreuliche Schauspiel der Republiken der alten Welt wieder erneuet hat, so sind es die Jahrhunderte, wo viele Städte der Lombardei, die schwäbischen und rheinischen Bundesstädte, die Reichsstädte, die Hansestädte bei freien Verfassungen in der herrlichsten Blüthe standen, wo in ihren Mauern glänzende Tugenden aufkeimten, ein Geist waltete, welcher sich kühn dem der hochgefeierten griechischen und römischen Welt an die Seite stellen konnte. Auch ging von diesen Städten, nachdem lange Jahre Deutschland und Italien unter schwerem Drucke tyrannischer Fürsten, herrschsüchtiger Geistlichen und raubgieriger Ritter geseufzt hatte, und unter der Last vielfacher Kämpfe aller dieser gegen einander, eine neue Ordnung der Dinge, eine rechtlichere, menschlichere, friedsamere Existenz über beide Länder aus, als eine herrliche Folge der Kreuzzüge, die den ersten Anstoß zu dem kräftigen Aufblühen jener Städte gegeben hatten. Durch sie hatten sich neue Ansichten, ein lebendigeres Selbstgefühl, ein gewaltiger Drang nach Freiheit im Volke verbreitet, welcher in der, ebenfalls durch sie herbeigeführten, Erschöpfung des Adels mächtige Unterstützung fand. Denn dieser war aus Geldnoth gezwungen, Tausenden seiner Leibeigenen zu verstatten, sich abzulösen, von denen dann die intelligentesten die Bevölkerung der Städte mehrten, gezwungen, seine Güter an reiche Städter zu verpfänden und sie endlich in deren Händen zu lassen zu wachsender Bereicherung. Auch ließ jene Erschöpfung — und zugleich große Verminderung des Adels, denn wie viele Ritter fanden im Morgenlande ihr Grab! — zuerst die Fürsten daran denken, sich von diesen unruhigen, ehrsüchtigen Vasallen frei zu machen, wozu das sicherste Mittel Begünstigung der Städte war, deren viele überdies schon aus den Kreuzzügen den directen Vortheil der Erweiterung ihres Handels gezogen hatten. So wuchs in den Städten die Bevölkerung, der Verkehr, der Gewerb- und Handelsfleiß, der Reichthum; und da bald hier und da mehrere zum gegenseitigen Schutze gegen den aus Noth immer raublustiger werdenden Adel zusammen treten mußten, bildeten sich aus

ihnen so mächtige Gemeinwesen, daß sie immer wichtigere Freiheiten von den Königen erkaufen, oder sogar ertrotzen konnten. Eine glorreiche Zeit begann für sie, wo fleißige Hände Wall und Mauer um friedliche Wohnungen zogen, wo jeder Hausvater, wenn's galt, sein Schwert um die Hüfte hing und mit Hellebarde oder Streitkolben hinauszog zum Thor, ungerechten Angriff abzuschlagen; wo warme Begeisterung für das Gemeinwesen und für die Religion, zu welcher die Unsicherheit des Handels die Gemüther mit Macht hindrängte, die herrlichen Raths- und Gemeindehäuser, die kühnen, phantastischen Dome erbaute, die noch jetzt der köstlichste Schmuck jener Städte sind. Sie glichen Ameisenhaufen, wo Tausende ein- und ausliefen und Nahrung und Schätze herbeiführten. In allen Häusern wurde gehämmert, gewebt, irgend ein Gewerbe getrieben, in den Kaufhäusern wimmelte es von Menschen und in den Häfen flatterten tausend Segel. Auf den hohen Schulen aber baueten nicht weniger emsig wackere Lehrer das Reich der Wissenschaften an, und in stillen Werkstätten sah man eifrig die Künstler schnitzen und malen, um die ernsten Sorgen des Lebens durch der Künste arglose Heiterkeit zu verscheuchen.

Vornehmlich in Italien, das einst als weltgebietende Macht der Freiheit aller Völker den Untergang gebracht hatte, blüheten die freien, republikanischen Städte herrlich empor. Sie hatten schon den meisten directen Vortheil von den Kreuzzügen genossen und die wechselnde Macht der römischen (deutschen) Kaiser, die öftern Zwischenreiche in Deutschland, die Kämpfe der päpstlichen und kaiserlichen Partei (der Guelfen und Ghibellinen, im 12. und 13. Jahrhundert) begünstigten ihr Streben nach Unabhängigkeit, ihren Handel über die Maßen. Auch strömte von den lombardischen Städten zuerst neuer Verkehr, neues Gewerbe, neues Leben über alle benachbarten Länder aus, brach in ihnen das Morgenroth eines neuen Tages für die Wissenschaften, für die Künste an, dessen wohlthätige Strahlen nach Nord und West über die Alpen drangen und ganz Europa erhellten.

Die wichtigste unter diesen Städten war **Venedig**, das flüchtige Bewohner der umliegenden Küsten auf den kleinen, unfruchtbaren Strecken Landes, die über die Lagunen (vom Meer bedeckte Niederungen) im nordwestlichsten Winkel des adriatischen Meeres emporragten, und früher von den blühenden Ufern des Festlandes nur mit Verachtung waren angeblickt worden, gegründet hatten, als Attilas Hunnenschaaren diese Ufer verwüsteten (452). Seit dem Jahre 697 hatte ein Doge die kleine Republik geleitet, deren Bürger sich anfangs dürftig durch Fischfang und Handel mit Salz, dem Erzeugnisse ihrer Wohnsitze, nährten bis sie sich durch Be-

triebsamkeit andere Nahrungsquellen eröffneten und zu einer Art Wohlstand gelangten. Von dieser Zeit an hatten sie sich dann mühsam gegen Seeräuber, gegen Pipin, den Sohn Karls des Großen, dessen Habsucht ihr wachsender Wohlstand anlockte, und gegen das Meer, das seiner alten Herrschaft sich wieder zu bemächtigen strebte, vertheidigen müssen, endlich gegen Griechen, Sarazenen und Normannen vielfache Kämpfe bestehen, um ihre Handelsschiffe zu sichern, und unter diesen Kämpfen war das Gemeinwesen mächtig erstarkt, ja es waren bereits Eroberungen in Istrien und Dalmatien gemacht worden. Da kamen die Kreuzzüge und mit ihnen die Zeit, wo sich Venedig zum höchsten Glanze emporschwingen sollte. Es gesellte sich den Kreuzfahrern bei. Aber während die Franzosen, und nachher auch andere Völker, aus abergläubischer Frömmigkeit jene wenig überlegten, kostspieligen Kriege unternahmen und sich dadurch auf's Aeußerste schwächten, halfen ihnen die Venetianer in der wohlüberdachten Absicht, ihren Handel weiter auszubreiten. Sie lieferten Schiffe und Lebensmittel gegen einen Antheil an der Beute, gegen vollkommene Handelsfreiheit in allen eroberten Seestädten, bekamen so den Handel mit Smyrna, mit Aleppo, mit Joppe, mit Ptolemais, mit Tyrus und Damiette in die Hände, und beim vierten Kreuzzuge wußte der alte, fast gänzlich blinde Doge Dandolo die Kreuzfahrer so schlau zu leiten, daß sie, wider ihre Absicht, fast allein für den Vortheil Venedigs kämpften. Er gebrauchte die damaligen Unruhen in Konstantinopel, wegen welcher sich auch ein kaiserlicher Prinz nach Venedig geflüchtet hatte, zum Vorwande, die Flotte dahin zu führen und diese Stadt zu erobern (1204), und die Thaten der Venetianer wurden hierbei nicht von den kühnsten Rittern Frankreichs übertroffen. Unermeßliche Beute wurde den Siegern zu Theil, von der man sich einen Begriff machen kann, wenn man liest, daß der Antheil der Franzosen, nachdem sie davon 50,000 Mark für die Flotte und den Unterhalt an ihre Bundesgenossen gezahlt hatten, noch 40,000 Mark Silber (an 4,800,000 Rthlr.) betrug, das nicht gerechnet, was der einzelne Krieger sich an Kostbarkeiten zugeeignet hatte. Und außer ihrem Antheil an solcher Beute erhielten die Venetianer von dem gestürzten griechischen Kaiserreiche das, was ihnen für Schiffahrt und Handel am meisten nützte: Seestädte in Romanien (Thracien), einen Theil der Insel Negropont (Euböa), mehrere Inseln des Archipelagus, besonders Candia (Creta), und ein Stück von Griechenland. Jetzt stand die Republik auf dem höchsten Gipfel ihrer Macht. Durch ihre Flotten, durch ihre Handelsfreiheiten in den wichtigsten Städten am mittelländischen Meere, durch ihre Besitzungen auf dessen Küsten und Inseln,

hatte sie sich die vollkommene Herrschaft über dasselbe erworben [1]); der Handel mit dem Morgenlande lag ganz in ihrer Hand; sie allein führte den Ländern Europas die reichen Erzeugnisse Ostindiens und Arabiens zu, die damals zu Lande bis an die Häfen des schwarzen und kaspischen Meeres, und später nach den syrischen und egyptischen, nach Smyrna, Aleppo, Akre, Damietta und Alexandrien gebracht und hier eingeschifft wurden, die Gewürze Astens, Ebenholz, Seide, Perlen, Diamanten u. s. w. Die Reichthümer, die daraus in der Republik zusammenflossen, wuchsen ins Unendliche mit dem wachsenden Bedarf Europas, und bald rief der Staat in dem Glanze, welcher in ihm herrschte, in der Pracht seiner Aufzüge und Ceremonien, in dem weit verbreiteten Einflusse seines Scepters die glänzendsten Träume der Romanze ins Leben. Stolz warf der Doge, wenn der Himmelfahrtstag kam, von dem Bucentaur, einem prachtvollen, hierzu erbauten Schiffe, den Vermählungsring in das Meer, als Zeichen seiner Herrschaft über dasselbe, und noch bis zum Falle der Republik wurde diese Ceremonie jährlich wiederholt, obgleich die unbeständige Gemahlin längst auch die Fesseln anderer Herren trug.

In jenen Zeiten des Glücks sah man ein reges, munteres Leben auf den offenen Plätzen der Stadt und auf den Canälen. Im Broglio, auf dem Rialto war ein beständiges Gedränge von geschäftigen Leuten, besonders aber auf dem Marcusplatze. Hier, wo der Mittelpunkt der mächtigen Republik, der große Markt Europas, der Tempel des Vergnügens der Venetianer war, trieben sich bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, je nach den Zeiträumen, beständig Kaufleute und Schiffer der verschiedensten Völker umher; hier sah man Polen, Slaven, Perser, Armenier, Griechen, Türken, Juden, Christen aller Secten, jeden in anderer Kleidung, mit andern Sitten. Im achtzehnten Jahrhundert war der Platz mit blauen Zelten umgeben, unter denen Türken, Griechen und Armenier saßen mit untergeschlagenen Beinen, ein Bild des unthätigen Lebens der Morgenländer, die ihre Tage mit Kaffe- und Sorbet-Trinken und Rauchen hinbringen. Hier war des Abends bis spät in die Nacht der weite Kreis der rundum laufenden Arkaden tageshell erleuchtet und warf bis in des Platzes Mitte leuchtende Strahlen über eine Menge Menschen jedes Standes und Alters hin, die auf dem ebenen Marmorboden hin und wieder wogte. Sänger und Musikanten zogen von einem Zelte zum andern, Schaaren von Dienern, mit Erfrischungen beladen, vertheilten sich überall unter den Haufen, Puppentheater, Taschenspieler zogen den Pöbel um sich, und Impro-

[1]) Nur auf dem westlichen Theile, zwischen Italien und Gibraltar, trieben noch Genua und Pisa Handel.

visatoren fanden willige und fröhliche Zuhörer. Mit ineinandergeschlagenen Armen, die Augen auf den Boden geheftet, bildete das Volk einen Kreis um den Erzähler, und wenn dieser sich nun des Mitgefühls seiner Zuhörer künstlich bemächtigt und seine Erzählung bis zu ihrer Catastrophe fortgeführt hatte, die oft im Wegschleudern eines Dolches, oder im ärgerlichen Zurückwerfen eines Briefes bestand, so ahmte er diese Scene mit Lebendigkeit nach und warf seinen Hut unter die Menge, aus deren Händen er ihn mit kleinen Münzen gefüllt zurückerhielt.

Auch die Canäle waren belebt von Musik und Gesang und bunten, erfreulichen Scenen. In helle Farben gekleidet stehen noch jetzt die Ruderer auf ihren schwarzen Gondeln, und nichts kann hübscher sein, als ihr Anblick, wenn sie mit einer gewissen Eleganz in ihren Stellungen, die dem Italiener meist eigen ist, die leichten Barken schnell über die Wellen dahin führen, wenn die glänzenden Vordertheile derselben von polirtem Eisen im Sonnenscheine hell leuchten und aus den spielenden Wogen zurückschimmern. Aber jetzt verrichten sie schweigend ihre Arbeit; sonst hatten sie eine große Fertigkeit im Singen. Ueberall hörte man an stillen Abenden auf den Canälen die Verse der Lieblingsdichter Italiens aus ihrem Munde ertönen, oft abwechselnd gesungen von mehreren, die in der Nähe hielten.

Diese Fülle der Schätze, diese Pracht des öffentlichen und Privatlebens hatten der Republik den Namen „der Reichen" gegeben. Aber ihre Größe ist dahingeschwunden; der verschwenderische Glanz ihrer Wasserpaläste ist verblichen, ihre Gentiluomi sind ihres reichen Schimmers beraubt, alle die köstlichen Schauspiele, die ihre Canäle, ihre Plätze sahen, sind nicht mehr; der Bucentaur liegt rostend und verwitternd da. Das Sinken ihres Reichthums hat die venetianischen Edlen von dem Schauplatze ihres vormaligen Glanzes vertrieben, sie haben ihre Wohnungen verlassen, und Juden bewohnen jetzt oft die herrlichsten Paläste. Die Contarini, die Morosini, die Falieri, die Dandoli, die Foscari, die Grimani, die Priuli, die Cornari, Familien, die sonst den Fürsten Europas an die Seite gesetzt wurden, leben nur noch in der Erinnerung. In den letzten vierzig Jahren sind nahe an hundert der prächtigsten Paläste der Stadt verkauft und niedergerissen worden, bis sich zuletzt die österreichische Regierung in das Mittel schlug und dem Werke der Zerstörung Gränzen setzte. Beim Schluß des 17. Jahrhunderts hatte Venedig 200,000 Einwohner, beim Untergange der Republik 140,000, 15 Jahre später nicht 100,000. Erst in neuerer Zeit hat es sich durch die große Sorgfalt der österreichischen Regierung wieder etwas gehoben. Man kann sich aus dem Umstande, daß Bettler häufig den Titel venetianischer Nobili anzunehmen wagen, einen

Begriff von dem Grade machen, bis zu welchem diese herabgesunken sind. „Die Anzahl dürftiger Personen in Venedig", sagt ein Reisender, welcher die Stadt um d. J. 1815 besuchte, „die sich Nobili nennen, ist sehr groß. Ich bin zu wiederholten Malen von solchen Leuten von anständigem Aeußern auf dem Marcus-Platze angesprochen worden, die mit Dank das geringste Geschenk annahmen. Oft sah ich Frauen mit verschleiertem Gesicht auf den öffentlichen Plätzen knieen und hörte von meinem Führer, daß es arme venetianische Nobili seien. Die Dürftigkeit hat aus der Brust der Gondoliere die Liebe zu Musik und Dichtung verscheucht. Wenige nur kennen noch die Stanzen Ariosts und Tassos, die sie ehemals so gern sangen. „Man muß fröhlichen Muth haben, so etwas zu lernen", sagte mir einer, „aber sehen Sie auf meine Kleider und auf mich! — wir schwinden mit einander dahin." Und je mehr auch noch das gefallene Venedig an vielen Orten ein trauriger Schimmer umgiebt, je vielfältiger der reiche Schmuck seiner Hallen und Kirchen an die Siege erinnert, welche denselben erwarben, an den ungeheuren Reichthum pracht- und kunstliebender Kaufleute, welcher die trefflichsten Gemälde eines Titian, Tintoret, Paul Veronese, Giorgione und anderer hier vereinigte — desto mehr überläßt sich der Reisende dem traurigen Eindrucke, welchen der Anblick des Falles solcher Größe immer hervorbringt, einem Eindrucke, der gleichwohl mit Recht zurückgedrängt werden sollte.

Denn nachdem im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts von den Vornehmen sowohl die Gewalt der Herzöge (Dogen) sehr eingeschränkt, als auch den Bürgern jede Theilnahme an der Regierung entrissen worden war, ging von der Versammlung kleiner Tyrannen, die jetzt die Gewalt über den Staat in Händen hatte, ein so schrecklicher Despotismus aus, daß aus ihrem Munde es nur wie Heuchelei klang, wenn sie von Freiheit der Republik sprachen und das Ende ihrer Herrschaft den Menschenfreund nur mit Freude erfüllen kann.

Die Geschichte des schrecklichen Tribunals der Staatsinquisition, das man für nothwendig zur Sicherung der Republik gegen alle Versuche einer Umwälzung hielt, und das lange Zeit eine despotische Macht über Leben und Güter der Venetianer ausübte und dem Canal neben dem Dogenpalaste, über dem wir auf unsrer zweiten Abbildung die bedeckte Brücke, die Seufzerbrücke genannt, rechts vom Palaste erblicken, mit seinen Opfern füllte, ist ein merkwürdiges Denkmal der finstern Grausamkeit früherer Zeit. Alles was sich auf dieses Gericht bezog war in ein tiefes Dunkel gehüllt; keiner der Inquisitoren trug ein äußeres Zeichen seines Amtes; der Befehl vor ihnen zu erscheinen ging nie im Namen des Ge-

richts aus, sondern in dem seines Secretairs. Ward dem Befehle nicht Folge geleistet, so erhielt der Messer grande, das Haupt der Polizei, den Auftrag, den Widerspenstigen zu ergreifen, aber nicht in seinem Hause, sondern unvermuthet an einem abgelegenen Orte. Unter jeder Standesklasse hatte das Tribunal seine Spione, unter Adel, Bürgerschaft, Geistlichkeit, denen Belohnungen jeder Art zuflossen, wenn sie irgend eine Entdeckung machten. Jeden fremden Gesandten umlauerten vier derselben, die sich unter einander selbst nicht kannten, und wenn es diesen nicht gelang, die Geheimnisse des Fremden zu erspähen, so erhielt einer den Auftrag, sich als Verbannter in sein Haus zu flüchten, um nachher seinen Beschützer zu verrathen. Wenn eine Person verdächtig war, aber die Spione nichts wider sie herausbringen konnten, so wurde eine Kreatur des Tribunals an sie abgesendet, um ihr im Namen eines fremden Gesandten bedeutende Summen Geldes anzubieten, wenn sie demselben irgend ein Staatsgeheimniß verriethe, und verschwieg sie diesen Antrag, so war ihr Fall gewiß. Zeigte aber Jemand einen solchen wirklich von einem Fremden ausgehenden Antrag an, so mußte er sich dem Anscheine nach auf denselben einlassen, bis die Inquisition alles wußte, was ihr zu wissen nöthig war. War eine Hinrichtung beschlossen, so geschah sie nie öffentlich, sondern das unglückliche Opfer des Gerichts wurde in der Nacht in den Canal Orfino gestürzt. Nahm ein Venetianer, der wegen irgend eines Verbrechens angeklagt war, seine Zuflucht in das Haus eines Gesandten, so wurde er durch Meuchelmord bei Seite geschafft. War es nöthig, gegen einem aus dem Rathe der Zehner, dem obersten Staatsgerichte, die Macht des Tribunals auszuüben, so wurde er vergiftet. — Das sind einige der fürchterlichen Gesetze dieses abscheulichen Tribunals, dieser nie schlafenden, nie ein Unrecht verzeihenden Gewalt, die beständig ganz Auge, ganz Ohr, überall gegenwärtig war, am meisten da, wo sie am wenigsten vermuthet wurde. Sie drang in die einsame Kammer, in das Heiligthum, überall suchte und fand sie ihre Opfer. Natürlich wurden bei einem so schnellen und von dem Urtheile Weniger abhängenden Gerichtsverfahren häufig auf den unbegründetsten Verdacht hin Personen dem Tode geopfert und die Leidenschaften der Richter hatten freies Spiel hinter der sichern Schutzwehr des undurchdringlichen Geheimnisses.

Am meisten litten die Dogen darunter. Hatten diese schon früher, als der Staat noch völlig Republik war, eine schwere Stellung gehabt, dem auf seine Freiheit eifersüchtigen Volke gegenüber, so wurde sie jetzt, bei beschränkterer Macht und im steten Kampfe mit der aristokratischen Partei, zu einer höchst gefährlichen. Wähnte diese doch schon in jedem

Privatmanne, der sich durch irgend eine Handlung auszeichnete, einen gefährlichen Widersacher, so, daß sie einst einen Marineoffizier, der sich große Liebe bei den Matrosen erworben hatte, und dem es durch dieselbe gelang, einen blutigen Streit zwischen Matrosen und Bürgern zu schlichten, heimlich bei Seite schaffte, und einen Kaufmann, der in einer Zeit großen Mangels an Lebensmitteln Korn unter die Armen vertheilt hatte, in das Staatsgefängniß verschloß. Und größer mußte natürlich ihre Besorgniß vor dem Dogen sein, dem sie deshalb stets feindlich gegenüberstand.

Ein fürchterliches Beispiel von der Ungerechtigkeit, wozu die Eifersucht der Nobili gegen die Dogen führte, bietet die Geschichte des Francesco Foscari. [1]) Ein edler Name, noch glänzender geworden durch die Dienste, die der, welcher ihn jetzt trug, der Republik geleistet hatte, durch seine Reichthümer, seinen kühnen Muth und durch Söhne, die den hohen Geist ihres Vaters geerbt, machten den eben genannten Dogen zu einem Gegenstande der besondern Eifersucht des Adels. Der erste Schlag, den sein Glück erhielt, war der Tod dreier seiner Söhne im Laufe der ersten acht Jahre seiner Regierung; aber obgleich das Gebäude seiner Größe dadurch mächtig erschüttert war, wagten seine Feinde doch jahrelang noch nicht, die Entwürfe in Ausführung zu bringen, die sie zu seinem Fall geschmiedet hatten. Das glänzende Kriegsglück, welches seine Regierung auszeichnete und der Republik den Besitz von Brescia, Bergamo, Ravenna und einem großen Theile der Lombardei erwarb, brachte noch auf einige Zeit die Stimmen des Neides und der Opposition zum Schweigen. Endlich bot sich im Jahr 1445 eine Gelegenheit dar, dem Herzen des Dogen eine unheilbare Wunde zu schlagen. In diesem Jahre zeigte ein florentinischer Exilirter, ohne Zweifel von den Feinden Foscari's dazu angestellt, den Staatsinquisitoren an, daß Jacopo Foscari Geschenke von dem Herzog von Mailand angenommen habe. Der Rang und die Stellung des Angeschuldigten konnten ihn nicht vor der grausamen Strenge schützen, mit der die Staatsverbrecher in Venedig behandelt wurden: der Sohn des Dogen wurde wie der gemeinste Diener der Republik auf die Folter gebracht, und obgleich kein Bekenntniß von ihm erzwungen werden konnte, so mußte doch der Vater selbst seine Stimme geben zu seiner lebenslänglichen Verbannung nach Napoli di Romania. Auf der Reise nach seinem Exile wurde er in Triest in Folge der erlittenen Folter krank und nur mit großer Mühe erlangte sein Vater, daß in Rück=

---

[1]) Wir erzählen dieselbe hier, da wir voraussetzen müssen, daß unsern Lesern Byrons Trauerspiel „Die beiden Foscari" nicht bekannt ist.

sicht auf seinen Zustand der Ort der Verbannung gewechselt wurde und er nach Treviso gehen durfte, unter der Bedingung, daß er sich jeden Morgen dem Gouverneur der Stadt zeigen sollte. Seine Gemahlin folgte ihm.

Fünf Jahre hatte so Jacopo Foscari in Treviso zugebracht und sich nach und nach von den Folgen der Tortur erholt, als sich den Feinden seines Hauses eine neue Gelegenheit zeigte, ihre unmenschliche Verfolgung zu erneuern. Im Jahre 1450 wurde Almoro Donato, Haupt des Rathes der Zehner, ermordert, und da man an dem Tage, wo dieser Meuchelmord geschah, einen Diener Jacopo Foscaris in Venedig gesehen hatte, so wurde der Verdacht auf diesen gewälzt. Der Diener ward ergriffen und gefoltert, aber kein Bekenntniß, das die Ehre seines Herrn angriff, konnte ihm entlockt werden; — er hatte einige gleichgültige Bestellungen in Venedig auszurichten gehabt. Dennoch wurde Foscari nach Venedig berufen und von neuem der größten Strenge der Tortur unterworfen, und obgleich nichts als Leugnen des ihm zugeschriebenen Verbrechens aus ihm erpreßt werden konnte, ward er dennoch von seiner Gemahlin getrennt und weiter von Venedig hinweg, nach Candia, verbannt, und dem, welcher ihn angezeigt hatte, eine Belohnung gegeben. Kurze Zeit darauf beichtete ein Mann von niederem Stande auf seinem Sterbebette, daß er der Mörder Donatos sei. Vergebens lehnte sich nun der alte Foscari gegen die Ungerechtigkeit auf, einen Bürger in der Verbannung zu lassen, wenn das Verbrechen, um deswillen er verbannt, von einem andern eingestanden sei; der unbeugsame Rath der Zehner verweigerte, seinen Ausspruch zu widerrufen, und der unschuldig Verbannte mußte mit zerstörter Gesundheit und gebrochenem Herzen seine Jahre fortwährend im Exil verschmachten. Zuletzt wurde ihm dieses so unerträglich, daß er einen Brief an den Herzog von Mailand schrieb, worin er ihn um seine Fürsprache beim Senate von Venedig anflehte. Aber die Spione, die ihn umgaben, fingen den Brief auf und überlieferten ihn dem Rathe der Zehner, und der unglückliche Foscari mußte noch einmal in Venedig erscheinen, wurde noch einmal der Tortur unterworfen. In seinen Qualen sagte er aus, daß er den Brief in der Absicht geschrieben habe, daß er in die Hände des Rathes fallen solle, wohl wissend, man werde ihn dann noch einmal nach Venedig berufen, wohin er sich seiner Gemahlin und seiner Eltern wegen gesehnt habe. Auf dieses Geständniß wurde das Verbannungsurtheil von neuem bestätigt und mit einem Jahr Gefängnißstrafe geschärft. Die Bitte, seine Verwandten sehen zu dürfen, wurde zwar bewilligt, doch sollte die Zusammenkunft in einer der öffentlichen Hallen des herzoglichen Palastes stattfinden. Hier weinten seine Mutter und seine Gattin über die von Tortur,

Krankheit und Kummer abgezehrte Gestalt; aber der Doge bewahrte selbst in diesem schrecklichen Augenblicke die Standhaftigkeit des viel geprüften Mannes und als sein Sohn ihn anflehte, zu versuchen sein Schicksal zu lindern, sagte er zu ihm: Geh, und gehorche denen, die hier auf Erden herrschen — über dieselbe hinaus reicht ihre Macht nicht. — Kaum hatte der Unglückliche den Ort seines Exils erreicht, als er, erschöpft von seinen Leiden, starb.

Nun war noch der Sturz des ehrwürdigen Dogen selbst die Aufgabe seiner Feinde. Zu den unversöhnlichsten derselben gehörte Jacopo Loredano. Sein Vater und sein Onkel waren heftige Widersacher des Dogen gewesen und unter Umständen gestorben, die den Verdacht erregt, als sei dieser an ihrem Tode schuld. In jener Bitterkeit des Gefühls, das die Menschen oft zu den wunderlichsten Aeußerungen ihres Hasses verleitet, hatte Loredano in seinen Handelsbüchern eine Rechnung mit seinem großen Feinde begonnen, indem er ihn als Schuldner für das Leben seines Vaters und seines Onkels eingetragen, und die gegenüberstehende Seite freigelassen. — Diese Blutrechnung auszugleichen wurde das Ziel seines Lebens, und als er zum Mitgliede des Rathes der Zehner ernannt war, fehlte es nicht an Gelegenheit, die Schuld einzutreiben.

Mit gebrochenem Herzen über den Tod seines Sohnes, unfähig sich der Staatsgeschäfte anzunehmen, lebte der Doge eine Zeit lang in seinem Palaste, sich den Augen des Volkes entziehend. Hierauf bauete Loredano seine Entwürfe. Er schlug im Rathe vor, daß man zur Wahl eines andern Dogen schreiten solle. Von einem solchen Verfahren gab es in den Annalen der Republik noch kein Beispiel und der Rath zögerte, eine so gewaltsame Maßregel zu ergreifen. Er machte in Gesammtheit dem Dogen seine Aufwartung und suchte zuerst ihn zu freiwilliger Verzichtleistung auf seine Würde zu vermögen; aber der stolze Geist Foscaris hatte ihn noch nicht verlassen und er erwiederte, daß er geschworen habe, der Republik treu zu dienen und sein Amt nur niederlegen werde, wenn man es von ihm nehme und ihn seines Eides entbinde. Das geschah in einer neuen Versammlung des Rathes und er erhielt den Befehl, sich binnen dreier Tage der Zeichen der herzoglichen Macht zu begeben. Gehorsam diesem Ausspruche lieferte er den Dogenring ab, der in seiner Gegenwart zerbrochen wurde, und gestützt auf seinen Bruder verließ er den Palast, wo er 35 Jahre lang als das Haupt der Republik gelebt hatte. Ein Secretair, der sah, wie er die Riesentreppe hinabsteigen wollte, sagte ihm, daß er lieber einen der Seiten-Ausgänge wählen möchte, weil die Riesentreppe von Bürgern bedeckt sei. „Nein", antwortete Foscari „diese Stufen bin

ich heraufgestiegen und so will ich auch auf diesen hinabsteigen." Das Volk gab ihm vielfache Zeichen seiner Betrübniß und seiner Ehrfurcht, und eine solche Aufregung herrschte in der Stadt, daß der Rath der Zehner es nöthig fand, eine Proclamation zu erlassen, die bei Todesstrafe verbot, von Foscaris Absetzung zu sprechen.

Die Wahl eines neuen Dogen ging vor sich und am 30. October 1457 wurde Paschal Malipieri zur höchsten Würde des Staates erhoben. Die große Glocke von St. Marcus verkündete Foscari, was geschehen. Da überwältigte Schmerz und Unwille den von Alter und tausendfachem Wehe schon an den Rand des Grabes gebrachten Mann, und ehe die Glockentöne verhallt, war er nicht mehr. — Jetzt schrieb Loredano in seinem Handlungsbuche auf Foscaris Conto: „Er hat bezahlt!"

Gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts stand die Republik nicht allein noch immer im alten Glanze da, sondern es schien sogar dieser sich noch mehren zu wollen, denn um selbe Zeit wurde die Insel Cypern von ihrem letzten Könige den Venetianern vermacht und in Italien dehnte sich deren Herrschaft über immer mehr Seestätte, selbst bis ins Königreich Neapel, aus. Desto unheilschwangerer aber für sie nahte das 16. Jahrhundert heran. Die fast zu gleicher Zeit gemachten Entdekkungen von Amerika und eines Seeweges nach Ostindien droheten, Venedig seinen Handel zu entreißen, ein furchtbares Bündniß [1]) aber des deutschen Kaisers, der Könige von Frankreich und von Spanien und des Papstes, die alle eifersüchtigen Hasses gegen die Republik voll waren, sie zu zerstören. Und wie rühmlich sie auch durch Muth und Tapferkeit, durch den Patriotismus ihrer Bürger, von denen jeder freudig einen Theil seines Reichthums dem Gemeinwesen zum Opfer brachte, und durch eine kluge Politik, die ihre Feinde zu trennen, ja den Papst zu ihrem Bundesgenossen zu machen verstand — wie rühmlich sie auch durch dies Alles die ihr von dem Bunde von Cambray drohende Gefuhr abzuwenden wußte: gegen die verderblichen Folgen der Entdeckungen des Columbus und Vasco de Gama suchte sie vergeblich ein Mittel ausfindig zu machen. Sie, die zu beugen mächtige Könige und der Papst vergebens gesucht hatten, mußte sich ihren Ruhm von zwei kühnen Schifffahrern nehmen lassen. Der Handel mit Ostindien, der Venedig am meisten bereichert hatte, war ihm unwiederbringlich verloren, denn die Portugiesen, und bald auch andere Völker, konnten auf dem neuen Wege die dortigen Erzeugnisse billiger erhalten, als Venedig sie

---

[1]) Zu Cambray 1508 geschlossen.

zu liefern vermochte; viele davon erzeugte auch Westindien und gewann damit durch seine Nähe den Vorrang; von beiden Indien aber wußte Antwerpen den Haupthandel an sich zu reißen, wurde von der Zeit an noch mehr als früher der große Marktplatz Europas und Venedig hörte auf, ihm das Gleichgewicht zu halten.

Indeß blieb die Republik noch Jahrhunderte lang reich und mächtig genug, um eine nicht unbedeutende Stelle unter den europäischen Mächten einzunehmen. Vorzüglich ihre Seemacht war noch lange äußerst wichtig, und die Besitzungen in Oberitalien, die sie bis zu ihrem Untergange behielt, waren beträchtlich. Auch konnten nur langjährige Anstrengungen und heiße Kämpfe — die Schlacht von Lepanto [1]) machte Constantinopel erzittern — die Türken in den Besitz von Cypern bringen (1571), von Candia (1669) und von Morea (1715), dessen Städte nur als Schutthaufen in ihre Gewalt kamen, und der Papst wendete noch einmal vergeblich seine Macht auf, um die stolze Stadt zu demüthigen (1606). Diese hatte nämlich nie geduldet, daß die geistliche Macht in ihre öffentlichen Angelegenheiten eingreife, wie das zu jener Zeit in andern Staaten so vielfach geschah; die Rechte des Papstes in Venedig waren äußerst beschränkt. So durften z. B. die Jesuiten hier nur ein einziges Kloster errichten, und immer nur auf drei Jahre ward ihnen der Aufenthalt gestattet, nach deren Verlauf es jedesmal wieder von der Regierung abhing, ob sie die Erlaubniß erneuern wollte; auch wurde über ihr Verfahren die sorgfältigste Aufsicht gehalten. Als nun Camillo Borghese auf den päpstlichen Stuhl gelangte (unter dem Namen Paul **V.**), da begann über solche Einschränkungen ein heftiger Kampf. Der neue Papst war entschlossen, eine feste Gewalt in Venedig auszuüben, dieses dagegen, in allen Kirchenangelegenheiten das alte Herkommen beizubehalten. Borghese hatte einst gesagt, daß, wenn er Papst wäre und die Venetianer ihm Veranlassung zur Unzufriedenheit gäben, er den Bannstrahl gegen sie schleudern würde, worauf ihm Leonardo Donato, damals venetianischer Gesandter in Rom, geantwortet: „Und wenn ich Doge wäre, so würde ich den Bann des Papstes verachten.“ Und, merkwürdig genug, standen jetzt beide zugleich an jenen Stellen, beide entschlossen, ihre Drohungen in Erfüllung gehen zu lassen. Eigentlicher Grund zu Feindseligkeiten von Seiten des Papstes waren zwei Grundgesetze der Republik, welche den Bau neuer Kirchen ohne Erlaubniß der Regierung und Abtretung von Gütern an die Geistlichkeit verboten, — offene Veranlassung die Einkerkerung eines Mönchs wegen

1) Siehe Rom, Taf. **I.** S. 9 die Anmerkung.

begangenen Frevels an der Ehre eines Bürgers, trotz der Forderung des Papstes, daß der Verbrecher vor das geistliche Gericht gestellt werden solle, ja sogar kurz darauf die Wiederholung desselben Verfahrens bei einem ähnlichen Falle. Der Streit wurde mit einer noch nicht erhörten Heftigkeit geführt, und zuletzt belegte Paul den ganzen Staat mit Excommunication. Venedig war erstaunt über das Beginnen, aber nicht in Furcht gesetzt. Der Rath befahl, daß der Gottesdienst nach wie vor fortgesetzt werde und alle Weltgeistlichen gehorchten mit einigen wenigen Ausnahmen. Der Großvicar von Padua antwortete, daß er handeln werde, wie es der heil. Geist ihm eingebe; „Gut", erwiederte ihm die Magistratsperson, welche den Befehl gebracht, „aber Sie mögen wissen, daß dem Rathe der Zehner der heilige Geist bereits eingegeben hat, Jeden hängen zu lassen, der sich seiner Anordnung widersetzt." Der Pastor von Santa Maria, der seine Kirche geschlossen hatte, sah am andern Morgen einen großen Galgen vor seinen Fenstern errichtet, vergaß augenblicklich des Papstes Verbot, öffnete die Kirche wieder und hielt Gottesdienst wie gewöhnlich. Die Jesuiten, die sich weigerten, wurden sogleich vertrieben. Nachdem der Streit lange Zeit von beiden Seiten hartnäckig fortgeführt, wurde die Republik durch die Vermittelung Frankreichs vermogt, die beiden Priester dem Richterspruche des Papstes zu unterwerfen, dagegen mußte dieser, wenig befriedigt, die Excommunication aufheben, obgleich Venedig alle seine Gesetze behielt und sich unverminderter Unabhängigkeit rühmte.

Nach und nach wurde indeß die Abnahme des Handels und des Reichthums auch in den öffentlichen Angelegenheiten nur allzu sichtbar, immer mehr und mehr ging die Republik rückwärts, und als nun die französische Revolution begann, war es schon lange Jahre die Maxime der Regierung gewesen, mit jedem Opfer die Erhaltung des Friedens zu erkaufen. Auch jetzt nahm sie sich vor, eine strenge Neutralität zu beobachten. Aber kaum hatten die Franzosen Verona und Padua eingenommen, so erschienen sie Venedig gegenüber. Da, am 30. April 1797, berief der Doge die verschiedenen Staatsbehörden zusammen, um über die Lage der Republik zu berathschlagen. Die Meinungen waren verschieden, — Mitternacht war schon vorüber und noch kein Entschluß gefaßt, als ein Brief vom Befehlshaber der venetianischen Flotille übergeben wurde, mit der Nachricht, daß die Franzosen schon Vorbereitungen zur Blockade träfen. Bestürzung bemächtigte sich eines Jeden und der Doge ging zitternd im Saale auf und ab und rief „Selbst diese Nacht werden wir nicht mehr in unsern Betten sicher sein!" Wie hatte sich der Geist in Venedig seit jener Zeit verän-

dert, wo der alte blinde Dandolo den Batterien Constantinopels gegenüberstand! Zuerst wurde beschlossen, daß man den Franzosen Widerstand leisten wolle, aber die Mittel waren zu schwach; was hätte man mit verfallenen Festungswerken, mit einem Arsenal ohne Vorräthe, mit einer Kriegsflotte in der schlechtesten Verfassung ausrichten können? Es blieb nichts übrig, als die Bedingungen einzugehen, die Napoleon von Mailand aus vorschrieb. Ihnen zu Folge hörte die Herrschaft des großen Rathes auf. Am 16. Mai 1797 wurden 3000 Mann französischer Truppen am Marcusplatze ausgeschifft, von einem Theile der Bevölkerung mit Jubel, von dem andern mit Thränen und Wehklagen empfangen. Das erste, was die neue Regierung vornahm, war die Zerstörung der Gefängnisse der Staatsinquisition; dann wurde das goldene Buch verbrannt, in welchem der Adel eingetragen, während der Löwe auf dem Marcusplatze das Motto erhielt: „Die Rechte der Menschheit." — 1798 kam dann Venedig an Oesterreich und sank während der Kriege zwischen diesem und Frankreich immer tiefer herab. Als aber endlich Napoleon von seinem mit dem Blute unzähliger Opfer der gierigsten Herrschsucht besudelten Throne gestürzt war, da wandte die österreichische Regierung der ihr zugefallenen Stadt die löblichste Sorgfalt zu. 24 Millionen Lire wurden seitdem auf öffentliche Bauten, auf Wiederherstellung und Ersetzung der verfallenen Brücken, auf Reinigung der Canäle, auf Verbesserung des Hafens verwendet, letzterer im Jahre 1830 zum Freihafen erklärt und dadurch, wozu jetzt noch eine Eisenbahn nach Mailand kömmt, dem Handel neuer Schwung gegeben. Und nachdem so die Aufgabe, die Stadt in ihrem Ruin aufzuhalten, vollkommen gelöst ist, arbeitet man nun sogar sehr eifrig an ihrer Verschönerung. Die Straßen werden neu mit Steinen belegt, an Quais und Brükken entstehen geschmackvolle Ballustraden, Gas erhellt in der Nacht den Haupttheil der Stadt, den Marcusplatz allein mit 150 Flammen.

Die Einwohnerzahl Venedigs beträgt jetzt 105,000, die der ganzen Lagunen-inseln aber, von denen die Stadt 70 einnimmt, 117,000, Chioggia nicht mitgerechnet. Es hat 235 Paläste ersten und 1027 zweiten Ranges und gegen 18,300 Häuser.

Jene Paläste sind, da die Kirchen meist keinen guten Baustyl haben, der Hauptschmuck der Stadt. Sie entfalten hier den classischen Geschmack Palladios, dort die leichte Grazie Sansovinos, da wieder die großartigen Ideen San Michelis und müssen als die schönsten Privatgebäude angesehen werden, die je errichtet wurden. Dazu wird die angenehme Wirkung, die sie hervorbringen, durch die Lage der Stadt mitten im Wasser, als schwämme sie auf dem Meere, noch außerordentlich erhöht. Zwischen

ihnen bilden Canäle die Hauptstraßen, wo Gondeln die Stelle der Wagen vertreten und den wohlhabenden Venetianer von Palast zu Palast führen, während der ärmere auf großen Umwegen durch die überaus engen, mitunter nur 2 — 3 Fuß breiten und immer wieder von Canälen durchschnittenen Gassen und über die 450 Brücken von einem Ende der Stadt zum andern gelangt.

Den günstigsten Eindruck macht Venedig auf den Reisenden, wenn er am Marcusplatz, dem prächtigsten öffentlichen Platz in Italien (s. d. Mittelbild u. d. Abbild. Nr. 2) landet. Hier reihen sich die imposantesten Gebäude um ihn her, hier ist das Herz Venedigs, der Mittelpunkt des Lebens der ganzen Stadt, Spaziergang, Markt, Alles vereinigt, was in andern Städten zerstreut angetroffen wird. Kaufgewölbe für Waaren und Kunstsachen aller Art, Wechsel- und andere Comtore, Kaffehäuser u. s. w. füllen die Säulengänge, die sich auf allen Seiten umherziehen, und Tag und Nacht wogt eine Menge Menschen hier umher. — Am Eingange zum kleinen Platze (auf Abbild. 2 sichtbar, auf dem Mittelbild hinten rechts hineinlaufend), der an das Meer stößt, stehen zwei herrliche Granitsäulen, von denen die eine die Marmorstatüe des heil. Theodor, des frühern Schutzpatrons der Stadt, die andere einen ehernen geflügelten Löwen trägt, das Sinnbild des heiligen Marcus[1]), rechts der herzogliche Palast, an den sich die Marcuskirche anreiht, links die Bibliothek, eines der berühmtesten Werke Sansovinos. Hinter dieser läuft dann der größere Platz (s. d. Mittelbild) links hinein, von der neuen (auf dem Bilde rechts) und der alten Procuratorie (links), in denen ehemals die ersten Beamten der Republik wohnten, und der Marcuskirche umgeben. Der schönste Gesichtspunkt ist vor der letztern, wo man beide Plätze übersieht und zugleich jenseits des Canals die Kirche von St. Giorgio maggiore, ein Meisterwerk Palladios, erblickt.

Am meisten von allen diesen Gebäuden zieht unstreitig die Marcuskirche die Aufmerksamkeit auf sich, mit ihrer verschwenderischen Pracht und ihrer wunderbaren — unglücklichen —Mischung griechischer, gothischer und orientalischer Bauart, das Dach mit fünf Kuppeln versehen, die ihr fast das Ansehen einer Moschee geben. Nirgends sieht man vielleicht wieder so viele Säulen auf einen kleinen Raum zusammengedrängt, als hier. Nahe an 300 sind bei den Pfeilern der Fronte angebracht, 300 andere auf der Ballustrade. Die gleiche Verschwendung herrscht im Innern, das mit da-

---

1) Zwischen diesen Säulen wurde der Doge Faliero enthauptet, aus dessen Geschichte Byron ebenfalls den Stoff zu einem Trauerspiel entlehnt hat, und seit der Zeit ging keiner der venet. Nobili da hindurch.

durch dunkel und schwer erscheint, ja selbst arm, trotz aller Vergoldung, alles Porphyrs, alles orientalischen Marmors und der glänzenden Mosaikarbeiten[1]), welche Wände, Gewölbe und Fußboden bedecken, — oder wohl eigentlich durch dies alles, denn eine solche Verschiedenheit von Farben könnte selbst die Wirkung der reinsten Baukunst zerstören. Man sieht Nichts und tritt auf Nichts, als Kostbarkeiten. Der Boden ist mit Achaten, Lazulis, Chalcedon, Jaspis, Porphyr und anderen kostbaren Marmorarten künstlich ausgelegt, eben so die Wände, welche der Einbildungskraft die Bilder von Menschen, Vögeln, Häusern, Blumen und tausend andern Gegenständen vorspiegeln; die Decke ist vom prächtigsten Mosaik. Von den fünf Kuppeln ist die mittelste sehr groß und wird von 36 Marmorsäulen getragen. Unter ihr ist der Hochaltar, bedeckt von einem prächtigen Thronhimmel, worauf, und auf den Säulen von Parischem Marmor, die ihn tragen, die Geschichte der Bibel eingegraben ist. Hinter dem Hochaltar sind vier Säulen von durchsichtigem orientalischen Alabaster, welche, wie erzählt wird, von den Ruinen des Salomonischen Tempels hierher gebracht sind. Ueberhaupt ist das Ganze mit dem Raube Constantinopels und des Morgenlandes bereichert, mit den Denkmälern zahlreicher Siege. Das köstlichste derselben sind die vier bronzenen Pferde des Lysippus über dem Haupt-Eingange, die zuerst Neros, dann Trajans Triumphbogen in Rom zierten, von Constantin nach Constantinopel gesandt, nach der Einnahme von Constantinopel hierher geführt, nach 6 Jahrhunderten nach Paris gebracht und dort auf dem Triumphbogen auf dem Carousselplatz aufgestellt, und nach Napoleons Fall zurückgegeben wurden. Der große Doge Dandolo hatte sie den Venetianern erworben, und ein Abkömmling desselben, Schiffcapitain in österreichischen Diensten, erhielt deshalb von Oesterreich den ehrenwerthen Auftrag, sie von Paris zurückzuführen.

---

1) Die Marcuskirche ist das unschätzbarste Museum von Mosaikarbeiten, wo man, beginnend mit dem 11ten Jahrhundert, das Fortschreiten dieser Kunst durch alle Zeiten verfolgen kann.

Rom.

Tafel I.

Selten möchte wohl ein Reisender bei seiner Ankunft in Rom schnell mit sich einig werden können, welchem Gegenstande in dieser berühmtesten Stadt der Welt er zuerst seine Aufmerksamkeit schenken soll, hat ihn nicht etwa ein besonderer Zweck dorthin geführt. Und was ist natürlicher als das? Ist doch Rom den größesten Theil der Jahrhunderte hindurch, deren Geschichte bis auf uns gekommen, die Hauptstadt der Erde gewesen, ihr Gesetze vorschreibend erst mit dem Schwert in der Hand, als ein wahrer Sitz des Kriegsgottes, dann, nachdem es von den Völkern des Nordens zerstört und wie ein Phönix aus Trümmern und Asche wieder erstanden war, mit dem Panier der Christuslehre gerüstet; knüpft sich doch an die „ewige Stadt", wie sie so oft von Dichtern und Rednern genannt worden ist, fast alles Große und Denkwürdige, was seit drittehalb Jahrtausenden geschehen, so daß an unzählige der wichtigsten Ereignisse bald hier die weiten Sandwüsten und Marktplätze der Vergangenheit erinnern, bald dort Denkmäler, Kirchen, Paläste; üben doch noch, und nicht ohne Mitwirkung einer Pracht des Cultus, die in Rom sehenswerth genug, von hier aus die „Nachfolger des heiligen Petrus" eine ungeheure geistige Macht aus über viele Millionen in fast allen Ländern der Erde; und übertreffen doch die Werke der Maler-, der Bildhauer- und Baukunst, mit denen die Stadt geschmückt ist, die aller andern Städte. Wie nun wählen in Rom? — was zuerst sehen?

Die meisten von Denen, welche von Jugend auf mit dem klassischen Alterthume vertraut sind, eilen zuerst dahin, wo die wichtigsten Spuren jener alten Zeit zu suchen sind; — begleiten wir sie!

Man kann drei oder vier Städte unterscheiden, welche den Namen Rom tragen: die, welche die Gallier zerstörten (391 v. Chr.); die von

---

Anmerkung. Um den beschreibenden Text nicht zu oft zu unterbrechen, haben wir, neben einigen speciellen Angaben, die nur für manche unsrer Leser Interesse haben möchten, auch einige Notizen aus der Geschichte des Mittelalters, welche uns nöthig schienen, in Anmerkungen beigefügt. Ueber die alte Geschichte Roms hat wohl Jeder ein Werk zur Hand, weshalb es unnütz gewesen sein dürfte, die angeführten Begebenheiten aus derselben näher darzustellen.

Augustus verschönerte, unter Nero niedergebrannte [1]); dann die, welche Nero wieder aufbauete und Gothen, Vandalen und andere germanische Völker verwüsteten; endlich die neuere Stadt. Letztere füllt nur einen Theil des Raumes aus, den die Beherrscherin der Welt einnahm. Sie verbreitet sich über das ehemalige Marsfeld und der Tiber entlang, und krümmt sich um den Fuß des Capitols, auf der Seite, von welcher es auf der Abbildung No. 2. zu sehen ist. Wendet sich der Beschauer auf die andere Seite dieses Hügels, auf die im Mittelbilde dargestellte, so sieht er wenig aus neuerer Zeit; die Ruinen des alten Roms liegen in einsamer Majestät vor ihm, über die sieben Hügel hingestreuet. Selbst der palatinische Berg, auf dem ursprünglich die ganze Stadt lag und der immer der Haupttheil derselben, der am meisten bevölkerte Punkt war, wird jetzt nur durch zwei Villas und ein Kloster einigermaßen belebt. — Die Tempel, Paläste und Säulengänge liegen zum Theil in so gestaltlosen Massen da, daß die höchste Gelehrsamkeit der neuern Architekten und Alterthumsforscher sich vergeblich abgemüht hat, ihre einstige Gestalt zu ergründen. Von dem großen kaiserlichen Palaste sind nur noch einige gewölbte unterirdische Gemächer vorhanden. Von vielen merkwürdigen Gebäuden des alten Rom läßt sich nicht einmal der Ort bestimmen, wo sie standen; ja eigentlich sind nur von den allergrößten derselben erkennbare Trümmer vorhanden. Besonders haben

Das Capitol

(die ehemalige Burg) und das Forum [2]) solche charakteristische Auszeichnung, daß man sich in Betreff ihrer nicht irren kann. Ersteres, mit einem Theil des letztern, von diesem aus gesehen, stellt unser Mittelbild dar, auf welchem uns zuerst rechts der Triumphbogen des Septimius

---

1) im Jahre 64 v. Chr. Ob, wie erzählt wird, Nero selbst Rom hatte anzünden lassen, „um eine lebendige Vorstellung des Brandes von Troja zu bekommen!“ dürfte wohl zweifelhaft bleiben. Er selbst wälzte die Schuld auf die Christen und ließ sie dafür im ganzen Reiche auf das Grausamste verfolgen. — Neun Tage brannte die Stadt, und von ihren 14 Abtheilungen wurden 10 ganz oder doch größtentheils, mit den schönsten Alterthümern, ein Raub der Flammen. Nero ließ nun die Straßen breiter und gerader anlegen, die öffentlichen Plätze vergrößern, untersagte, Häuser unter 60 — 70 Fuß Höhe zu errichten, und bauete viel auf eigene Kosten, denn die gewöhnlichste Leidenschaft der Großen, die Bauwuth, beherrschte auch ihn im höchsten Grade.

2) Forum nannte man theils Marktplätze, theils Plätze zu Volksversammlungen u. s. w., oft mit Säulengängen und sonstigen Prachtanlagen geschmückt. Das wichtigste Forum in Rom war das **Forum romanum**, auch schlechtweg Forum genannt, und von diesem ist hier die Rede. Wir kommen später darauf zurück.

Severus [1]) entgegentritt. Das noch ganz erhaltene, wiewohl sehr beschädigte, marmorne Gebäude zieren an beiden Hauptfronten vier hervorspringendr kannelirte Säulen von römischer Ordnung und — leider äußerst verstümmelte — Basreliefs, welche alle Flächen bedecken, Begebenheiten aus den Feldzügen des Septimius darstellend, dann Triumphzüge, Siegesgöttinnen mit Trophäen, geflügelte Genien, Flußgötter, Soldaten, gefangene Barbaren u. s. w., wo nur Raum, und auch sämmtliche Glieder des Gebälks strotzen von Zierrathen, durch welchen Reichthum das Gebäude gewiß einst einen glänzenden Anblick gewährte, wenn auch sein Styl nicht eben der edelste ist. Zu Severus Zeiten war die Bau- und Bildhauerkunst in Rom längst von der Höhe herniedergesunken, die sie unter den Kaisern des ersten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung, unter August, Vespasian, Titus, Nero, Trajan, Hadrian erreicht hatte. Oben auf dem Triumphbogen stand ehemals in der Mitte der Kaiser mit seinem ältesten Sohn auf einem von sechs Rossen gezogenen Siegeswagen, auf jeder der vier Ecken aber Krieger zu Pferde und zu Fuße, sämmtlich aus Bronze.

Fast gleichen Zuschnitt haben die vier andern Triumphbogen, die sich von den sechs und dreißigen während der Regierungszeit der Kaiser errichteten noch in Rom vorfinden, und von welchen der dem Constantin nach seiner Ueberwindung des Maxentius gewidmete der größeste, so wie durch die von dem Triumphbogen des Trajan an dessen Forum dazugenommenen Basreliefs — es fehlte an tüchtigen Künstlern zu neuen — der schönste ist [2]).

Die Triumphzüge, zu denen diese Bauwerke errichtet wurden, werden uns von den alten Schriftstellern als höchst großartig und feierlich geschildert, mögen aber doch bei aller Pracht auch viel Lächerliches gehabt haben. Sie waren auf die Masse des Volkes berechnet. Vom Marsfelde aus gingen sie [3]) durch die Hauptstraßen und Plätze der Stadt nach dem Capitol, voran Musikanten und Sänger, denen geschmückte Opferthiere, auf Wagen

---

1) Diesem Kaiser und seinen Söhnen Geta und Caracalla im J. 203 nach Chr. wegen ihrer Siege gegen die Parther, Araber u. s. w. vom Senate errichtet.

2) Die andern zwei sind dem Titus (71 n. Chr.) und dem Claudius Drusus Germanicus (745 n. Chr.) errichtet. Ersterer, mit Basreliefs, welche sich auf die Zerstörung Jerusalems beziehen, steht am Ende des Campo vaccino, letzterer bildet jetzt das innere Thor der Porta di S. Sebastiano. (Unser Plan von Rom wird die öfter vorkommenden Bemerkungen in Betreff der Lage der römischen Ruinen verständlicher machen.) Der Bogen des Dolabella ist kein Triumphbogen, sondern zu einem andern, aber unbekannten Zwecke erbaut.

3) durch die Triumphalstraße über den Campus und Circus Flaminius durch die Porta triumphalis.

geladene Beute und Geschenke folgten, neben welchen man Tafeln mit den Namen besiegter Völker und Könige trug. Dann kamen die in Ketten gelegten gefangenen Heerführer, von Lictoren (Gerichtsdienern) gefolgt, und in ihrem Geleite wieder Sänger und Tänzer, nebst einem Spaßmacher, der zu besonderer Belustigung des Volkes die Gefangenen verhöhnte; hierauf der Triumphator selbst in goldgesticktem Purpurgewande, die Siegerkrone auf dem Haupt, das Gesicht mit Mennige bemalt, in der linken Hand einen Lorbeerzweig, in der rechten ein elfenbeinernes Scepter, um den Hals die **bulla aurea** (eine goldene Kapsel) mit — einem Amulet gegen den Neid! Der Triumphwagen, auf dem auch oft die Söhne des gefeierten Siegers sich befanden, war mit Gold oder Elfenbein geziert, wurde von vier weißen Rossen oder von Elephanten gezogen, und hinten auf stand ein Sclav mit einer goldenen Krone, der dem Triumphator beständig die ziemlich affectirt klingenden Worte zurief: „Bedenke, daß du ein Mensch bist!" Nun kamen die Consuln und Senatoren, denen zur Seite die Legaten und Volkstribunen ritten, dann das Heer, das außerdem die Stadt nicht betreten durfte. Auf dem Capitol angelangt gab der Sieger **pro forma** den Befehl, die Gefangenen hinzurichten, und dankte dem Jupiter, dem er Geschenke brachte und in dessen Schooß er seine Krone niederlegte. Hierauf wurden die Opferthiere geschlachtet, man speis'te das Volk, und der Triumphator hielt mit seinen Freunden ein Mahl, von dem man ihn mit Musik und Fackeln nach Hause brachte. Unter den Kaisern beschränkte sich diese ganze Ehre allein auf sie selbst, während die Feldherren nur die Siegeszeichen, golddurchstickte purpurfarbene Kleider[1]), ein elfenbeinernes Scepter u. s. w., erhielten.

Links vom Triumphbogen des Severus stehen drei korinthische Säulen (auf unserm Bilde bemerkt man nur zwei, da die dritte von der rechts befindlichen verdeckt wird); sie sind Reste eines Tempels des Saturn[2]), an dessen Vorhalle sie eine Ecke bildeten. Bis im Jahre 1811 waren zwei Drittel derselben verschüttet, wie denn überhaupt zwischen dem Capitolin und dem Palatin überall sich Schutt angehäuft hat, an einzelnen Stellen wohl 35 — 40 Fuß hoch, und da, wo er noch nicht von kunstliebenden Päpsten um die Ruinen weggeräumt und das Nachstürzen durch Mauern verhütet wurde, die untern Theile jener bedeckt. Mit diesem Tempel des Saturns war der große Prachtbau des Tabulariums verbunden,

---

1) eine **Toga picta, Tunica palmata.**

2) sonst irrthümlich für Ueberbleibsel eines Tempels des **Jupiter tonans** gehalten.

und beide bargen die dem römischen Staate gehörigen Schätze, zu manchen Zeiten ungeheure Summen, in der ganzen Welt zusammengeraubt.

Noch weiter links sieht man in acht jonischen Säulen auf hohem Unterbau wahrscheinlich Reste eines Tempels des vergötterten Vespasians, von dessen Sohne Domitian erbaut [1]). Eine in einem alten italienischen Werke [2]) (von 1431) enthaltene Nachricht über diesen Tempel zeigt recht deutlich, wie großes Unrecht die jetzigen Römer den Ueberwindern ihrer Vorfahren thun, wenn sie, wie es Mode ist, die Zerstörung jedes Bauwerks ihrer Stadt jenen zuschreiben. Der Verfasser des erwähnten Werks erzählt nämlich, daß er bei einem frühern Aufenthalte in Rom das Marmorgebäude noch vollständig erhalten sah, in der Zwischenzeit aber hätten die Römer den ganzen Tempel und einen Theil des Porticus niedergerissen und zu Kalk verbrannt, die Säulen zertrümmert. [3])

Hierauf folgt noch mehr links im Vorgrunde die im Jahr 608 dem Kaiser Phocas errichtete Ehrensäule. [4]) Aus der schönen Arbeit daran ist zu schließen, daß sie von einem ältern Gebäude oder Denkmale genommen wurde. Auf ihr stand die goldene Statüe des Kaisers, der, ein schändlicher Bösewicht, nach sechsfachem Mord des tapfern und tugendhaften Kaisers Mauritius und seiner fünf Söhne, die alle in Gegenwart des Vaters enthauptet wurden, sich durch Verrath auf den Thron von Constantinopel schwang, wo er, bis die Nemesis ihn ereilte und das wüthende Volk seinen mit Ketten beladenen Leichnam durch die Straßen zerrte und dann ins Feuer warf, allen Lastern fröhnend despotisch regierte, tödtlich gehaßt, aber gefürchtet. Wie jede Zeit ihrer Bedrücker werth ist und sich dieselben förm-

---

1) Sie bildeten allem Anschein nach die hintere Seite dieses Tempels, dessen Eingang vom obern Theile des Vicus jugarius her sein mochte, in dessen ungefährer Richtung der links auf unserm Bilde bemerkbare Weg nach dem Kapitol hinaufläuft. Die schlechte Arbeit daran (an der vierten Säule sind die Stücke sogar falsch auf einander gesetzt, so daß sie oben dicker als unten) scheinen auf eine spätere Herstellung hinzudeuten. Lange Zeit wurde diese Ruine gewöhnlich dem Tempel der Concordia zugeschrieben, der aber rechts neben dem Tempel des Saturn gestanden hat.

2) von Poggius.

3) Da auch die Tempel des Saturns und der Concordia sich noch kurz vorher als ziemlich erhalten erwähnt finden, um dieselbe Zeit aber der Senatorenpalast errichtet wurde, so könnten wohl diese prachtvollen Bauwerke als Material zu dem gräulichen Gebäude hinter den eben beschriebenen Ruinen — denn dies ist der Senatorenpalast — verbraucht worden sein. Wir kommen bei der Schilderung des Colosseums auf ähnliche Barbarei der Römer des Mittelalters.

4) Wie aus der Inschrift des 1813 ausgegrabenen Postaments hervorgeht. Sie ist 54 pariser Fuß hoch.

lich erzieht, indem sie ihnen schmeichelt, so wurde dem Wütherich während seines Lebens diese Ehrensäule gesetzt.

Von Rom zur Zeit der Könige ist so wenig übrig, daß wir nicht umhin können des, auf unserm Bilde links hinter dem Triumphbogen des Severus unter der Kirche **St. Giuseppe de Falegnami** liegenden, wahrscheinlich von Ancus Marcius angelegten Mamertinischen oder Tullianischen Gefängnisses zu gedenken, wohin einst Staatsverbrecher und oft die bei den Triumphzügen aufgeführten gefangenen Könige und Feldherren gebracht wurden, um erdrosselt, dann in der Nähe des Forums zur Warnung ausgestellt und endlich in die Tiber geworfen zu werden — ein Gräul, vor dem man erbebt, der jedoch ähnlich und tausendgestaltig überall, sogar bei den Griechen, und im Mittelalter auch bei uns einheimisch, wenigstens dem Buchstaben zufolge noch im Criminalrecht zu finden ist.

Wie oftmals Namen der Heiligen und Märtyrer zu Rom antike Bauwerke vor Zerstörung eifriger Christen, schützte der des heiligen Petrus den mamertinischen Kerker, in dessen unterm Raume, einer alten Sage nach, der Apostel vor seiner Hinrichtung durch Gebet den noch jetzt vorhandenen Quell hervorrief, um seine Leidensgefährten sowohl als die ihn bewachenden Centurionen damit zu taufen.

Das gewaltige Gebäude hinter dem Triumphbogen und den Tempeltrümmern ist der Palast des Senators, zu dessen beiden Seiten man, rechts durch den Triumphbogen und dann die Treppe hinter demselben hinauflaufend, den alten **Clivus asyli**, links einen Weg, welcher ungefähr die Stelle des **Vicus jugarius** einnimmt, also zwei ehemalige Hauptzugänge zum Capitol sieht. [1]) Einen derselben hinansteigend, gelangte man auf den wichtigsten Punkt des alten Roms. Hier standen aus den Zeiten der Könige, der Republik, der Kaiser eine Menge Tempel und öffentliche Gebäude, die jetzt fast völlig verschwunden, durch mittelalterliche und andere Bauwerke ersetzt, aber in der Geschichte zu oft genannt sind, um vergessen zu werden. Hier lag vielleicht einst Saturnias (Italiens) älteste Hauptstadt, das von Baumgruppen umgebene Asyl, die Hütte des Tatius, das Haus des Romulus, der Tempel des **Jupiter optimus maximus**, dessen Unterbau die sibillinischen Bücher einschloß, das Staatsarchiv und Schatzhaus des Reichs (**Tabularium**) u. s. w. Wie später die Schätze der Christenheit nach St. Peter und den übrigen Basiliken, strömten sonst die der eroberten Provinzen nach dem Capitol, und jeder triumphirende Feldherr und Imperator überhäufte den Tempel des capitolinischen

---

1) Der **Clivus capitolinus** ging zwischen dem Vespasians- und Saturnstempel links hinauf.

Jupiter mit reichen Geschenken. Doch diese Herrlichkeit ging zu Ende. Seit Constantin dem Gr. geschah nichts für des Tempels Erhaltung, und Honorius[1]) beraubte ihn der seine Pforten zierenden Goldbleche, Genserich, nachdem er ihn geplündert (455), der Hälfte seiner Deckplatten von vergoldetem Erz; ähnlich ging es mit den übigen Gebäuden — doch blieb noch viele Jahrhunderte lang das Capitol der Mittelpunkt der Stadt. Zu Ende des 10. Jahrhunderts wurde, wie es heißt, der Gegenpapst Johann XVI. nach altrömischer Sitte vom tarpejischen Felsen (auf der einen Seite des Capitols) gestürzt. Amtliche Verrichtungen und feierliche Handlungen des neuerstandenen Senats schienen durch den alten heiligen Ort mehr Weihe zu bekommen, und wie in dem zur Feste gewordenen Grabmal Hadrians (auf das wir gleich kommen werden) den Sitz roher Gewalt, so sah man im Capitol den Sitz des jedem Römer zustehenden unveräußerlichen Rechtes. Hier wurde (1341) Petrarka gekrönt[2]), hier pflanzte Cola Rienzi (1346, s. Anm. weiter hinten) das Panier bürgerlicher Freiheit auf und fiel als Oper seines politischen Wahns; hier wurde das Volk in den weitern endlosen Fehden zwi-

---

1) oder Stilicho? Zu Ende des 4ten Jahrhunderts.

2) Bekanntlich einer der berühmtesten italienischen Dichter und Gelehrten, eine Zierde des 14. Jahrhunderts, aber unglücklich durch sein schwärmerisches und rastloses Wesen. Obgleich seine Abstammung aus einer vornehmen florentinischen Familie und seine großen Kenntnisse und Talente ihm Ansprüche auf eine höhere geistliche Stelle gaben, nachdem er nach dem Tode seines Vaters, dem zu Liebe er Rechtswissenschaft studirt hatte, zum geistlichen Stande übergetreten war, konnte er sich doch nicht entschließen, ein eigentliches Amt anzunehmen, sondern lebte nur der Dichtkunst und den Wissenschaften, und ließ sich allein zu Botschaften in Staatsgeschäften gebrauchen, die der innern Unruhe zusagten, welche ihn so umhertrieb, als hätte er keine Heimath, wiewohl er in mehreren Städten Häuser besaß. Vielfach beklagt er sich in seinen auf die Nachwelt gekommenen Briefen über diesen peinlichen Zustand seines Gemüths. So war sein Aufenthalt bald zu Avignon und Vauclüse, bald zu Mantua, Mailand, Padua, Venedig, Rom oder andern italienischen Städten. Durch seine Schriften machte er seine Gelehrsamkeit gemeinnützig und eröffnete seinen Zeitgenossen die Quellen derselben, die damals sehr wenig bekannten Schriften der griechischen und lateinischen Classiker, mit solchem Eifer, daß ihm unter den Erweckern der alten Literatur eine der ersten Stellen gebührt. Hauptsächlich aber erwarb er sich unvergänglichen Ruhm durch seine Gedichte, unter denen 310 an Laura von Sade gerichtete Sonette, Canzonen und Sestinen, voll feuriger Phantasie, glühender Liebe und süßer Schwermuth, geschmückt durch die anmuthigste Darstellung, die vorzüglichsten sind. Außer ihnen besitzen wir von Petrarka lateinische Eclogen und poetische Briefe und ein lat. Epos „Afrika", dessen Held Scipio ist. Zwar ward letzteres nicht vollendet, doch brachte es ihm den Dichter-Lorbeerkranz, den er zu Rom auf dem Capitol am ersten Ostertage 1341 unter großen Feierlichkeiten empfing; denn nicht allein die höhern Stände achteten ihn hoch, sondern auch der gemeine Mann, der überhaupt

schen Adel, Bürgern und Papst wieder und wieder versammelt. Durch die aufgeräumten Triumphbogen zog auch Kaiser Karl V.[1]) zum Capitol, und wie früher die Consuln und Imperatoren im Tempel des Höchsten der Götter, wurde hier (im J. 1571) nach der gewonnenen Schlacht von

---

damals in Italien den Gelehrtenstand sehr schätzte, ehrte ihn mit Enthusiasmus, und man pflegte ihn immer nur den göttlichen Petrarka zu nennen. Die Venetianer schenkten ihm ein Haus, der Papst verlieh ihm mehrere geistliche Pfründen, und Kaiser Karl IV. den Titel eines Pfalzgrafen. Seine Sonette sind wohl in mehr als 200 Ausgaben erschienen und in alle Sprachen des gebildeten Europa übersetzt worden. Mit welchem Eifer er den Wissenschaften lebte ist aus vielen Stellen seiner Briefe zu sehen. So sagt er in einem derselben: „Ich mag mich rasiren oder mein Haar verschneiden lassen, ich mag reiten oder essen, bei Allem lese ich entweder selbst, oder lasse mir vorlesen. Auf dem Tische, wo ich esse, und neben meinem Bette habe ich Schreibmaterial, und wenn ich in der Nacht aufwache, so schreibe ich, obgleich ich es am Morgen oft nicht lesen kann;" dann wieder in einem andern aus seinen spätern Jahren: „Gleich einem müden Wandrer beschleunige ich meinen Schritt desto mehr, je näher ich dem Ende meiner Reise komme. Ich lese und schreibe Nacht und Tag; es ist meine einzige Beschäftigung. Ich bin erschöpft vom Wachen, meine Hand ist müde vom Schreiben, mein Herz schwer von Sorge." Er wurde 70 Jahr alt. Die vier letzten Monate seines Lebens brachte er in völliger Entkräftung und Niedergeschlagenheit zu, und am 19. Juli 1374 wurde er todt auf seinem Bibliotheks-Stuhle, mit dem Kopfe auf einem Buche ruhend, gefunden, in dem Dorfe Arquā bei Padua, wo er die letzten Jahre gewohnt hatte, und wo man noch in anmuthiger Lage auf dem Vorsprunge einer Anhöhe sein Haus, auf dem Kirchhofe sein von vier Lorbeerbäumen beschattetes Grabmal zeigt,

— — — — beide klein,
Ein mehr verwandt Gefühl uns zu verleihn,
Als Pyramidenprunk und stolzer Leichenstein.
Das traute Dörfchen dort in schatt'ger Kühle
Wo er gewohnt, wie scheint es so gemacht
Für die, die in der Sterblichkeit Gefühle,
Vom Glück getäuscht, auf ein Asyl bedacht,
In stille Berge fliehn und Waldesnacht!
Die lauten Städte liegen fern im Thale,
Umsonst daß jed' in hellem Glanze lacht,
Da jene Nichts mehr reizt . . . .

Byron, in Harolds Pilgerfahrt, 3r Gesang.

1) zu Rom im J. 1536 mit den größesten Ehren empfangen, nachdem er diese Stadt wenige Jahre vorher (1527 — 28) hatte erstürmen und plündern und den Papst 9 Monate lang in der Engelsburg belagern lassen. Diese Einnahme Roms, bei welcher der Anführer von Karls Heer, Herzog Karl von Bourbon, sein Leben aufopferte, gehört zu den, leider so zahlreichen Stellen der Weltgeschichte, welche den höchsten Schauder erregen. Es ist hier nicht der Ort, von den zahllosen Schandthaten viehischer Rohheit zu sprechen, deren Schauplatz die unglückliche Stadt wurde, und wir bemerken deshalb nur, daß dabei 10,000 ihrer Einwohner durch Mangel und Mißhandlungen das Leben verloren und viel mehr noch, und zwar viele der reichsten Bürger am Bettelstab, nach Neapel, Ancona, Florenz und

Lepanto [1]) Marc-Antonio Colonna jubelnd vom Volke empfangen. Endlich, als das Meteor der französischen Revolution auch Italien entzündete, standen die entarteten Enkel der alten Quiriten wieder am Fuß des capitolinischen Hügels und erwarteten von dort ihr Heil, als vor dem blutigen pariser Freiheitsbaume in der Mitte seines Generalstabes Alexander Berthier die

---

Venedig auswanderten, um dem Hunger und den Seuchen zu entgehen, die selbst noch nach dem Abzuge der Kaiserlichen in Rom fortwütheten. 85,000 Bewohner hatte letzteres vor der Einnahme gezählt, nach ihr rechnete man noch 32,000.

Eine vorzügliche Schilderung dieser Begebenheit findet man in den „historischen Basreliefs (Halle 1809)" und viele interessante einzelne Scenen aus der Belagerung der Engelsburg in dem von Goethe herausgegebenen „Leben Benvenuto Cellinis", welcher sehr thätig bei der Vertheidigung der Burg war.

Originell war das Betragen des Kaisers dabei. Mit grenzenloser Freude empfing er die Nachricht von der Eroberung Roms; aber er suchte seine wahren Empfindungen vor seinen spanischen Unterthanen zu verbergen, denen die Mißhandlungen des geheiligten Statthalters Christi und seiner Hauptstadt ein Gräuel waren. Er mißbilligte daher öffentlich, was ihn insgeheim entzückte, versicherte, Bourbon habe Rom wider seinen Willen und Befehl angegriffen, und heuchelte die größte Betrübniß über das Waffenglück seines Heeres. Ja dieser große Meister in den Künsten der Verstellung, die er als das Hauptstück der Staatskunst ansah, erschien sogar nebst seinem ganzen Hofe in Trauerkleidern, hob die Lustbarkeiten über die Geburt seines Sohnes Philipp auf, und ließ in allen spanischen Städten feierliche Gebete für die Befreiung des Papstes halten, die ihn doch nicht mehr als einige Schriftzüge an seine Feldherren gekostet hätte.

1) Noch war in Italien der Schrecken nicht vergessen, welchen Solimans zahlreiche Heere, Sieg auf Sieg erfechtend, in der Christenheit verbreitet, noch schmerzten die Wunden, welche ihre Verheerungen an den italienischen Küsten geschlagen hatten, als die Erorberung der Insel Cypern durch Solimans Nachfolger, Selim II., die Furcht vor den Türken aufs Neue steigerte. Die vereinigte spanische, venetianische und päpstliche Flotte, im Hafen von Messina liegend, hatte, bei Uneinigkeit der Anführer, in schmählicher Unthätigkeit Famagusta, die letzte venetianische Besitzung auf Cypern, in die Hände der Osmanen fallen sehen, die in schändlicher Wortbrüchigkeit die Einwohner hinmordeten oder in die Sclaverei führten. — Jetzt fing sie endlich an sich zu schämen: unter dem Oberbefehl des Don Juan de Austria suchte sie die türkische Flotte im Meerbusen von Lepanto auf, da wo vor Zeiten die alte Korinth prangte, und hier, in der Nähe des Vorgebirges Actium, das schon an den entscheidenden Sieg Augusts über seinen Mitbuhler um die Herrschaft der römischen Welt, über den Marcus Antonius, erinnerte, in einer der größesten und blutigsten Schlachten, die je auf dem Meere gekämpft wurden, gelang es ihr, die Feindin bis auf wenige Schiffe zu zerstören.

Seit der entsetzlichen Niederlage, welche Sultan Bajazeth II. im J. 1402 von dem Mongolen Timur erlitt, hatte die Osmanen kein so schrecklicher Schlag getroffen. Darf man den Berichten der Geschichtschreiber trauen, so wurden 20,000 von ihnen getödtet oder von den Wellen verschlungen, 4000 gefangen und an's Ruder geschmiedet, und 10,000 Christensclaven befreit. Ueberdem wurden 30 Galeeren ver-

hochtönenden, aber, wie fast alle Proclamationen der französischen Feldherren, gänzlich hohlen Worte sprach: „Empfanget, ihr ehrwürdigen Manen des Brutus, Cato, Pompejus, Cicero, Hortensius, wo ihr oft die Rechte des Volkes vertheidigtet (!), die Huldigung der freien (!) Franken. Die Söhne der Gallier, der von euren Vätern gefürchteten Gallier, bringen euch jetzt den Oelzweig des Friedens, um die Altäre der Freiheit wieder aufzurichten, die der erste Brutus gegründet.“ Eine politische Liebeserklärung à la française, die gleichwohl viele bethörte.

Bei der Mangelhaftigkeit der uns überkommenen Nachrichten und bisherigen Untersuchungen läßt sich die Lage vieler einst auf dem Capitolin befindlichen Gebäude und Plätze nicht bestimmen, weshalb Jeder seiner Phantasie die Zügel schießen lassen und z. B. nach Belieben auf der Ost- oder Westspitze den großen Jupitertempel annehmen kann. Alles hat sich hier gänzlich verändert, so weit, daß das Capitol dem offenen Forum, dem es sonst mit den Hauptzugängen eine prachtvolle Fronte zukehrte, jetzt nur, wie wir gesehen haben, eine höchst unscheinbare Seite zeigt, und sich nach der entgegengesetzten, sonst geschlossenen, gewendet hat (s. Abbild. Nr. 2), wo es aber leider von einem Geniste elender Gassen verborgen wird, bis man nahe davorsteht und dann plötzlich und freudig den schönen Anblick der drei nach Michel Angelos Plane ausgeführten großen Gebäude, welche das moderne Capitol ausmachen, und die zu ihnen hinaufführende, zum Empfang Kaiser Karls V. angelegte breite Cordonate, sammt der Kirche Santa Maria in Araceli erblickt, deren Prachttreppe zu Weihnachten bei

---

senkt und 130 nebst 300 Kanonen und einer unermeßlichen Beute fielen den Christen in die Hände.

Aber auch diese hatten ihren Sieg theuer erkauft. Sie verloren 10,000 Mann und 15 Galeeren. Unter den Todten von höherem Rang betrauerten vorzüglich die Venetianer ihren Anführer, den trefflichen Barbarigo, unter den Verwundeten war Cervantes, der unsterbliche Verfasser des Don Quixote, welcher unter Colonna diente, während der Schlacht sehr tapfer focht und durch einen Schuß die linke Hand verlor.

Schnell erscholl im Westen und Osten Europas die Nachricht von diesem großen Siege. Constantinopel gerieth dadurch in Schrecken und der Schmerz des Sultans war so heftig, daß er in mehreren Tagen keine Nahrung zu sich nahm. Bei den verbündeten Mächten dagegen verbreitete sie das allgemeinste Frohlocken. In Venedig wurden glänzende Feste gegeben und der Jubel des freudetrunkenen Volkes stieg bis zu Ausschweifungen. Dort und in Rom öffnete man die Kerker, stellte allgemeine Dankgebete an und feierte von den Kanzeln durch Gedächtnißreden das Andenken der in der Schlacht gefallenen Krieger. Der Papst stiftete ein jährliches Fest zum Andenken der Schlacht und seinem Feldherrn Colonna ward nach dem Vorbilde der alten Römer die Ehre eines Triumphs zuerkannt.

der Feier des Präsepiofestes, wenn von ihrer Höhe herab das durch einen Maronitenlaienbruder am Oelberge geschnitzte Christkind, mit Diamanten bedeckt, zu dreien Malen feierlich dem anbetenden Volke gezeigt wird, das auf den 124 Marmorstufen knieet, eine wahrhaft anschauliche Himmelsleiter gläubiger Christen scheint.

Oberhalb der Cordonata begegnen uns rechts und links auf hohen Piedestalen die Heldenbrüder Kastor und Pollux in antiken, colossalen marmornen Statüen, welche ehemals beim Theater des Pompejus standen; weiterhin zu beiden Seiten die sogenannten Trophäen des Marius, früher auf dem Wassercastell der **aqua Julia**, durch ihre geschmackvolle Anordnung berühmt; noch weiterhin mit Erdkugeln gekrönte Säulen, von welchen die eine [1]) die erste Miglie vor der **Porta capena** des alten Roms bezeichnete. [2])

Und nun sind wir auf dem im Mittelalter [3]) lange zum Markt benutzten und damals von häßlichen Häusern und Buden bedeckten Platze des jetzigen Capitols, wo wir vor uns den senatorischen Palast, dessen Rückseite wir schon auf dem Mittelbilde gesehen, links das Museum, rechts den Palast der Conservatoren haben, in deren Mitte sich Marc Aurels Reiterstatue aus früher vergoldetem Erz, eines der bedeutendsten Kunstdenkmale aus den Zeiten der römischen Kaiser, erhebt. Nicht sieghaft, aber in edler Haltung scheint der Kaiser mit ausgestrecktem rechten Arm das Volk segnen zu wollen. Sein Roß ist kein schlanker, leichtfüßiger Araber oder Numidier, sondern ein schweres, speckhalsiges Thier, dessen Lebendigkeit gleichwohl dem Michel Angelo die begeisterten Worte: „es scheint zu leben, zu gehen!“ abnöthigte.

Der senatorische Palast ist eine taube Nuß, aber das Museum und der Palast der Conservatoren enthalten Kunstsammlungen vom höchsten Werthe, nur denen des Vatikans nachstehend, über die wir noch sprechen werden. Auch in den 22 Kapellen der Kirche S. Maria in Araceli wimmelt es von Gemälden.

Hat uns die Ansicht des Capitols vom Forum aus bereits eine der vielen Ehrensäulen Roms gezeigt, so wenden wir uns jetzt am natürlichsten zur 3. Abbildung, welche die schönste und besterhaltene unter denen, die noch vorhanden sind, darstellt. Es ist die

---

1) rechts.

2) aber ohne die Erdkugel (die zwar antik, doch nicht ursprünglich zur Säule gehörig). Die andere Säule ist der Symmetrie wegen neu gemacht.

3) bis 1477.

Säule Trajans,

diesem Kaiser, in dem sich so harmonisch die Tugenden eines Weltherrschers mit denen eines Privatmannes vereinigten, im Umfang des schönsten seiner Bauwerke errichtet, in seinem Forum, das alle frühere Foren Roms an Herrlichkeit weit überbot. Die Zerstörungen der Barbaren, der Römer und der Zeit haben diesen Prachtbau so bis auf den Grund getroffen, daß man, bis Napoleon befahl, die Ueberbleisel aus dem verdeckenden Schutte auszugraben,[1]) nicht einmal dessen Umfang kannte, ja daß darüber selbst noch jetzt — wie es scheint unlösbare — Zweifel obwalten. Nur die Ehrensäule stand noch[2]), wiewohl geraume Zeit auch bis über das Fußgestell verschüttet[3]), und die herrlichen Basreliefs darauf waren schon lange für die neuern Künstler, besonders für Raphael und seine Schüler[4]) eine reiche Fundgrube von Vorbildern gewesen, und noch jetzt muß sie leider die ganze alte Pracht des Forums allein vertreten, dessen ausgegrabene dürftige Ueberreste in einer[5]) durch eine Mauer abgeschlossenen und mit einem Eisengeländer umgebenen Vertiefung, angeblich in früherer Ordnung, um sie her aufgestellt sind. Zu ihnen und zu dem Piedestal der Säule gelangt man mittelst hinabführender Treppen, unter denen in den dort angebrachten Gemächern noch andere daselbst gefundene Fragmente zu sehen sind, die freilich neben der Säule nicht sonderlich interessiren. Letztere, aus weißem Marmor, mit der Statue darauf etwa 140 Fuß hoch, ist durch eine Wendeltreppe im Innern zu ersteigen, unter welcher eine Grabeskammer befindlich, wo in goldener, noch zur Zeit Theodorichs existirender Urne die Asche des Kaisers aufbewahrt wurde,[6]) dessen vergoldetes colossales Erzbild, mit dem Erdball in der Rechten, auf der Säule stand. Papst Sixtus V. ließ es durch ein 23 Fuß hohes des Apostels Petrus, ebenfalls aus vergoldetem Erze, ersetzen. Meisterhaft ist die Anordnung des, die Feldzüge Trajans darstellenden, sich spiralförmig 23mal um den Säulenschaft windenden Frieses, dessen 2500 menschliche Figuren höchst

---

1) was 1812 — 13, wiewohl nur mangelhaft, geschah.

2) vielleicht wieder mit dadurch erhalten, daß sie schon im Mittelalter einer Kirche, später mit dieser einem Kloster angehörte, auch wohl durch die Legende, Gregor der Große, entzückt von der Schönheit des Forums, habe den Trajan durch Gebet so lange ins Leben zurückgerufen, als er bedurft, ihn zu bekehren und des Paradieses theilhaftig zu machen.

3) das Paul III. ausgraben ließ, der auch zum Einzuge Karls V. 3 Kirchen und 200 das Forum Trajans belastende Gebäude wegzubrechen befahl.

4) Giulio Romano benutzte sie fleißig für seine Sala di Constantino.

5) 330 Fuß langen und 143 Fuß breiten.

6) nach andern Nachrichten in der Kugel, oder sogar in der Spitze des Speers, welche die eben zu erwähnende Statue hielt.

charakteristisch und schön in den Köpfen, Stellungen und Drapirungen gebildet sind. Hierzu kommen noch die Pferde, andere Thiere, Kriegsmaschinen, Festungen, Brücken, Schanzen, Waffen, Fahnen, Trophäen, Feldzeichen u. s. w., und doch erscheint nirgends eine Ueberladung. Auch in der Einfachheit des Capitells und überhaupt der ganzen Form der Säule, augenscheinlich darauf berechnet, daß der Fries nicht verdunkelt werde, zeigt sich der gute Geschmack des Bildhauers.

Außer der trajanischen Ehrensäule und der schon erwähnten des Phocas sind in Rom noch die antoninische und die aurelianische, sowie die Schiffschnäbelsäule vorhanden, welche Duillius zum Andenken seines Sieges über die kartaginensische Flotte errichten ließ.

Unter einer andern Art von Denkmälern des alten Rom, den eigentlichen Grabdenkmälern, steht das, jetzt den Namen der

Engelsburg

führende, und, wie dieser zeigt, zur Burg umgestaltete Grabmal Hadrians durch seine Größe, neben seiner historischen Wichtigkeit, obenan. Um seiner ungemessenen Eitelkeit zu genügen, und weil das jenseits des Flusses auf dem Marsfelde gelegene Erbbegräbniß der Augusteer nicht mehr Raum bot, begann Hadrian für sich und seine Nachfolger den Bau, der alle andern, zu gleichen Zwecken errichteten überbieten, und alle Zeiten überdauern sollte, erlebte aber die Vollendung nicht; indeß wurde nach letzterer seine Asche hier beigesetzt, die jedoch schon seit Jahrhunderten, mit allen Sarkophagen und Urnen, welche in der im Innern des Unterbaues befindlichen Grabeskammer waren, und sammt der Marmorbekleidung dieser, wieder verschwunden. Ueber die ursprüngliche Gestalt dieses Mausoleums, das übrigens noch mit dem Augusts, der Cäcilia Metella, der Plautier bei Tivoli und einigen andern eine gewisse Familienähnlichkeit zeigt, läßt sich wenig entscheiden. Wahrscheinlich war der, ein großes Viereck bildende, Unterbau mit Marmor bekleidet, und auf demselben erhob sich ein kolossales rundes Gebäude, von einer Gallerie von freistehenden korinthischen Säulen umgeben [1]), auf dem vielleicht noch ein zweites ähnliches Geschoß ruhete. Dieser ganze Oberbau soll mit weißem Marmor bekleidet und mit einer großen Menge Statuen besetzt gewesen sein, die Spitze aber eine Quadriga mit dem Standbilde Hadrians geziert haben.

Aurelian oder Honorius zog das Mausoleum durch angebaute Mauern in die Befestigung Roms; nach und nach wurde es zu einem Castell und Staatsgefängniß umgeformt und verlor sein prächtiges Ansehn, da die

1) deren Höhe mit dem Gebälke 24 Ellen betrug.

Kunstwerke daran theils weggeschafft wurden, theils bei verschiedenen Belagerungen zu Grunde gingen. So ließ Theodosius den obern Theil des Gebäudes ganz wegnehmen und die Säulen zu der, 1823 abgebrannten, Paulskirche benutzen, so warfen (im Jahr 537) Belisars griechisch-römische Truppen die noch vorhandenen Bildsäulen den stürmenden Gothen entgegen.[1]) Und selbst von dem bloßen steinernen Kern wäre nach allen Zerstörungen, die das Bauwerk erlitten,[2]) schwerlich noch viel übrig, hätte nicht das Interesse der Päpste, deren persönliche Sicherheit — behufs welcher auch ein bedeckter Gang aus dem Vatikan nach der Engelsburg geleitet war — bei Volksunruhen und manchen andern Vorfällen auf ihr beruhte, fortwährend seine Herstellung erfordert.[3])

Als Staatsgefängniß wurde die Engelsburg, je größerer Anstrengung der Päpste es bedurfte, ihre sinkende Macht zu behaupten, desto häufiger gebraucht, und mancher der Geschichte nicht unbekannte Mann fiel hier von Henkershand.

Zum Namen Engelsburg gab eine Vision Gregor des Großen Veranlassung. Als dieser zur Zeit einer Pest in Prozession über die älische Brücke (die jetzige Engelsbrücke) zog, erschien ihm über der Burg der Erzengel Michael, das Racheschwert in die Scheide steckend, und zur Erinnerung hieran erbauete er eine kleine Kirche auf der Burg, wurde später auf dem höchsten Punkte derselben eine kolossale Engelsfigur aufgerichtet.

Bei großen Kirchenfesten, wie zu Ostern, am Peterstage u. s. w., ertönt von der Engelsburg aus Kanonendonner, als Signal des Anfangs und Endes des Festes. Am Abend vor dem Peterstage werden auch häufig

---

1) Einige berühmte Bildwerke sind später in den Gräben verschüttet gefunden worden: die kolossale Büste Hadrians im Vatikan, der jetzt in München befindliche Barbarinische Faun u. s. w.

2) Im Jahre 998 vertheidigte es der römische Patrizier Crescentius Numantius hartnäckig gegen Kaiser Otto III., und im Jahre 1083 wurde darin Papst Gregor VII. vom Kaiser Heinrich IV. belagert. (Wir werden bei den Kirchen Roms auf die durch Jahrhunderte sich hinziehenden Streitigkeiten zwischen den Päpsten und den deutschen Kaisern kommen). Im 11ten und 12ten Jahrhundert im Besitz der Orsini hatte die Engelsburg ebenfalls viel auszuhalten, und als im J. 1379 Alexander VI. und Clemens VII. um den Besitz der päpstlichen Krone stritten und die Burg, deren Besatzung für Clemens war, sich an Alexander ergeben mußte, nachdem sie der Stadt großen Schaden zugefügt, wurde von den aufgebrachten Bürgern ihre völlige Zerstörung beschlossen, an der man wenigstens arbeitete, denn man verbrauchte eine große Menge Quadern von ihr zum Straßenbau. Wiederum wurde sie, wie wir bereits erwähnt haben, im J. 1527 9 Monate lang gegen das Heer Kaiser Karls V. vertheidigt, bis der feige Clemens VII. capitulirte.

3) Am meisten that Papst Urban VIII. für die Befestigung.

hier Feuerwerke abgebrannt, die einen bezaubernden Anblick gewähren. Fünftehalb Tausend Raketen, zugleich angezündet, erheben sich in einem garbenartigen Bündel, der sich kreisförmig erweitert, und stürzen dann, nachdem sich die Feuersäule ganz entfaltet hat, schnell herab, ein nicht unwürdiges Bild eines vulkanischen Ausbruchs.

Während von vielen Tempeln des alten Roms keine erkennbare Spur mehr gefunden wird, oder nur theils größere theils kleinere Ruinen sich erhalten haben, wie wir schon einigen vor dem Capitol begegneten, sind andere später in Kirchen umgewandelt worden. Drei der letztern finden wir auf der 1sten und 6ten Abbildung. Der vordere auf der 6ten ist

der sogenannte Tempel der Vesta

auf dem „schönen Ufer" der Tiber, wie der Stadttheil an der **Ponte rotto** (zerbrochnen Brücke) sonst hieß. Er führt seit Jahrhunderten diesen Namen, da man aber außer dem großen Tempel der Vesta, der im Forum gestanden hat, keinen andern dieser Göttin in Rom von irgend einem alten Schriftsteller erwähnt findet, so ist wahrscheinlich der Grund jener Benennung nur in der Unwissenheit und Unbedachtsamkeit früherer Alterthumsforscher zu suchen. Ovid erzählt, Numa habe der Vesta einen Tempel von runder Form geweiht, Horaz, daß die ausgetretene Tiber diesen Tempel unter Wasser gesetzt; das paßt beides prächtig auf Form und Lage der Ruine, und so erhielt sie ohne Weiteres ihren Namen, um so unbedenklicher, da keine andere sich vorfand, die dem wahren Vestatempel augenscheinlich angehörte. Neuere Alterthumsforscher haben sie bald für einen Tempel des siegenden Herkules, bald für den einer andern Gottheit angenommen, wie verschieden aber auch in dieser Beziehung die Meinungen sein mögen — so existirt doch nur eine einzige über die Schönheit des Bauwerks. Dies (von 170 Fuß im Umfang) ist aus parischem Marmor und hatte 20 (35 Fuß hohe) cannelirte korinthische Säulen, von denen jetzt eine fehlt. Die Capitelle sind leider alle sehr beschädigt, das Gebälk und das alte Dach längst verschwunden; statt des letztern findet sich ein ordinaires Ziegeldach. Aber nicht allein durch dieses waren sonst die schönen Säulen äußerst entstellt, sondern man hatte auch die Räume zwischen ihnen mit einer Backsteinwand ausgefüllt, die erst auf Befehl Napoleons hinweggenommen ist, so daß man nun wieder durch die Säulen die runde, oben mit Mauersteinen ergänzte, Cella sieht, aus weißem Marmor, dessen Stücke so schön zusammengefügt sind, daß sie das Ansehen einer einzigen Masse haben. Als Kirche ist das Gebäude dem heiligen Stephan geweiht.

Ihm gegenüber sehen wir die Kirche **S. Maria Egiziaca**, welche nach der gewöhnlichen Annahme einst der Tempel der **Fortuna virilis** war, den

Servius Tullius am Ufer der Tiber erbaute. Obgleich nun ein so hohes Alterthum ihr schwerlich beizulegen sein dürfte, so trägt sie doch in ihrem steinernen Material — später wandte man nur Marmor zu den Tempeln an — und in ihrer einfachen, soliden Bauart den Charakter der Zeiten der Republik.[1]) Hinter der Kirche **S. Maria Egiziaca** zeigt unser Bild noch das Haus des Nicola di Rienzi,*) der **Ponte rotto** gegenüber gelegen.

Der dritte der zu Kirchen umgewandelten Tempel, dessen Abbildung wir geben, ist zugleich das am besten erhaltene Bauwerk des alten Roms

Das Pantheon.

Noch hat es seine Säulenhalle, die einfach und groß sich aufthut, seine majestätische, von den schönsten Marmorsäulen getragene Kuppel, durch deren offene Mitte allein ein ruhiges Licht in das Gebäude fällt, noch seinen trefflichen Fußboden von Porphyr, wenn auch achtzehn Jahrhunderte es in dunklere Farben gehüllt haben, wenn auch die Statuen, die seinen Carnies (sein Gesims) zierten, die Bronzebekleidung, welche auf der Kuppel glänzte, das Silber, das dieselbe von innen bekleidete, verschwunden sind.

Marcus Agrippa, der Liebling des Augustus, ließ diesen Tempel im J. 26 vor der christlichen Zeitrechnung dem rächenden Jupiter errichten und mit Bildhauerwerken des Atheners Diogenes schmücken, von denen Constantius die besten nach Constantinopel bringen ließ. Den Namen Pantheon erhielt es entweder, weil den darin befindlichen Statuen des Mars und der Venus die Attribute aller Götter beigegeben waren, oder weil die majestätische Wölbung seiner Kuppel die Wölbung des Himmels nachahmte. Im Giebel war aus vergoldeter Bronze der Kampf Jupiters mit den Giganten dargestellt, im Grunde des Porticus aber standen in Nischen die Statuen des Augustus und des Agrippa. Die sieben großen Nischen im Innern, zwischen denen jetzt Altäre angebracht sind, scheinen die Hauptstatuen des Tempels enthalten zu haben.

Papst Bonifacius **IV.** weihete das Gebäude im Jahr 607 zu einer Kirche ein, die er der heil. Maria widmete; tausend Jahre darauf nahm Papst Urban **VIII.** die Bronzen des Porticus weg, um daraus das colossale Tabernakel der Peterskirche durch Bernini gießen zu lassen, und ließ durch denselben Künstler zwei geschmacklose Thürme daraufsetzen (im J. 1632).

---

1) Sie ist von länglich viereckiger Form, in der von Vitruv Pseudoperipteros benannten Gestalt der Tempel, nämlich nur scheinbar um und um mit Säulen umgeben, weil dieselben, mit Ausnahme der Vorhalle, nur zum Schmuck angebrachte Halbsäulen sind, die in der Mauer der Cella zu stehen scheinen. Die Säulen sind cannelirt und von jonischer Ordnung, was auch wohl für das hohe Alter des Gebäudes spricht, denn bei den später erbauten Tempeln wurde fast durchgängig die vielverzierte korinthische Säule angewendet.

Die Schönheit des Pantheons ist von allen neuern Künstlern anerkannt worden. Raphael wünschte, daß kein anderes Monument seine Gebeine decken möchte, als die Kuppel des Pantheons; Lorenzetto stellte seine schöne Statüe der Madonna del Sasso als schützenden Engel des großen Malers hier auf, und die Gebeine des Hannibal Caracci ruhen in der Nähe dieser Schutzheiligen. Auch Thorwaldsen schmückte die Kirche mit dem schönen einfachen Cenotaph und der Büste Consalvis.

Weite und Höhe des Pantheons betragen gleichmäßig 137 Fuß. Der Durchmesser der Oeffnung in der Kuppel ist 27 Fuß, die Säulenhalle 103 Fuß lang, 41 Fuß tief, die Thür noch antik, mit bronzenen Flügeln,

---

*) Nachdem durch den Streit des herrschsüchtigen Papstes Bonifaz VIII. mit Philipp dem Schönen von Frankreich und der römischen Aristokratie, durch des erstern Gefangenschaft und durch die vom römischen Adel ihm widerfahrene Schmach, welche seinen Tod (1303) bewirkt hatte, die Uebersiedelung des päpstlichen Hofes nach Avignon, im südlichen Frankreich, unter Clemens V. herbeigeführt worden, herrschte zu Rom unbegrenzte Anarchie. Alle festen Schlösser in und außer den Mauern hielten, sammt den antiken Riesenbauten, römische Adelige mit rohen, kampflustigen Tagedieben, Räubern und sonstigem Gesindel besetzt, welche, die gegen einander feindlichen Colonna und Orsini an der Spitze, sich endlos befehdeten, in der zur Wüste gewordenen Stadt Unzucht trieben, stahlen, brandschatzten, mordeten und sich überhaupt zu Zwingherren des Volkes aufwarfen. Allerdings blieb diesem ein Schatten früherer Verfassung, denn immer noch ernannten die 13 Quartiere Roms ihre Caporioni (Magistratspersonen), der Papst aber den adeligen Senator, in dessen Hand höchste Justiz und bewaffnete Macht lag, und der gewöhnlich nothgedrungen die Verbrechen des mächtigen Adels überhaupt, oder wenigstens willig die seiner Partei übersah. In dieser Noth des Bürgers trat Rienzi auf, dessen Unternehmen eine der interessantesten Episoden der neuern Geschichte Roms bildet. Wir finden ihn zuerst als einen Patrioten, begeistert durch die große Geschichte seines Vaterlandes, entflammt in Liebe für Freiheit, bei dem Bestreben seine Mitbürger für seine Pläne empfänglich zu machen, durch mystische Reden und Bilder ihre Phantasie erhitzend; dann als glücklichen Leiter eines Volksaufstandes gegen den tyrannischen Adel, als Begründer und Haupt eines Unternehmens, welches dem ausgearteten Rom mit republikanischer Verfassung und Sitte seine ehemalige Freiheit und Größe wiedergeben sollte; endlich als Tribun die Gewaltthätigkeit der vornehmen Familien unterdrückend, Ordnung in die Staatsverwaltung bringend, gute Gesetze gebend, sich der höchsten Autorität mit Würde und Weisheit bedienend, so daß der in Avignon residirende Papst Clemens VI., unter dessen Oberherrschaft er die neue römische Republik stellte, und auswärtige Fürsten den glücklichen Emporkömmling (er war öffentlicher Notar gewesen) ihres Beifalls und ihrer Freundschaft versichern. So war Rienzi, ehe der Besitz der Macht ihn berauscht hatte.

Auf der nächsten Stufe seiner Laufbahn finden wir ihn dagegen von königlichem Pomp, von Wachen und allen Zeichen des Herrschers umgeben, aller Mäßigung und Klugheit vergessend, womit er sein Werk begonnen, durch Stolz in Si-

durch bronzene Pilaster eingefaßt. Von den korinthischen Säulen im Innern stehen je zwei vor jeder Nische zwischen zwei Pilastern, welche die Ränder der Nische bilden. Die mächtige Form der Kuppel steht aber zu diesen Säulen- und Pilaster-Stellungen, welche den Raum auf eine kleinliche Weise theilen, in keinem Verhältnisse, und deshalb gehören die letztern wahrscheinlich einer der spätern Veränderungen, vermuthlich der des Hadrian an, so daß die sämmtlichen Nischen früher offen waren und eine großartige Theilung des untern Raumes bewirkten, die mit der Form der Kuppel harmonirte.

---

cherheit gewiegt. Eine kindische Eitelkeit, eine bürgerliche Aufgeblasenheit hat sich des Mannes bemächtigt, der so oft den Stolz und die Aufgeblasenheit Anderer gerügt hatte. Er vermehrt die Feste, um desto öfter in seinem Schmucke erscheinen zu können; seine Frau läßt sich von Hofdamen umringt sehen. Und als nun gar mehr und ehrenvollere Gesandtschaften kommen, als die Venetianer, wie sie sagen, ihre Person, ihre Güter, ihre Schiffe, ihre Colonien zur Vertheidigung des glücklichen Zustandes, den er in Rom herbeigeführt, anbieten; als eine Gesandtschaft Ludwigs von Bayern ihn bittet, die Aufhebung der Excommunikation zu bewirken, die der Papst gegen jenen ausgesprochen, Könige Bündnisse mit ihm schließen und ihn ihren theuren Freund nennen — da verwirrt sich der Kopf Rienzi's ganz und die wilde Phantasie einer Weltherrschaft steigt in ihm auf. — Er bricht vor dem versammelten Volke in die Worte aus: „Ich werde über den Weltkreis richten mit Gerechtigkeit", haut mit dem Schwert nach allen Himmelsgegenden in die Luft und sagt bei jedem Streiche: „Dies ist mein," und läßt sich mit sieben Kronen, als Symbol der 7 Gaben des heiligen Geistes, krönen. — Durch Rienzis Uebermuth gegen ihn aufgebracht, wendete sich der Papst von ihm ab, leistete keiner der Fürsten, die ihm früher Beistand zugesagt, Hülfe, als er deren gegen die vertriebenen Adeligen bedurfte, welche ein Heer aufgebracht hatten und feindlich gegen Rom heranzogen, in diesem aber eine Gegenrevolution zu bewirken wußten. Er mußte fliehen. Zwar kehrte er nach einiger Zeit, unterstützt von Papst Innocenz VI., der kein besseres Mittel wußte, die ihm feindlichen Großen in Rom zu demüthigen, zurück, noch immer von einer großen Anzahl Einwohner willig aufgenommen, vertrieb noch einmal die Adeligen und wurde zum römischen Senator ernannt; da er aber durch das erfahrene Mißgeschick nicht weiser geworden war und durch übertriebenen Aufwand und Druck sich die Gemüther des Volkes immer mehr entfremdete, so dauerte die neue Herrschaft abermals nicht lange, und kurz nachdem er Rom der Oberherrschaft des Papstes wieder unterworfen hatte, entstand auf Anstiften des Adels eine neue Empörung, an die sich diesmal das ganze Volk anschloß. Von einem Haufen desselben wurde Rienzi an der Treppe vor dem Capitol ermordet.

Rom.

Tafel II.

Unter allen hochliegenden Punkten Roms, von denen man sich weiter Aussichten über die ewige Stadt erfreut, hat wohl keiner eine vortheilhaftere Lage, als der farnesische Garten auf dem palatinischen Berge, wo Romulus seine Stadt gründete und später die prächtigen Kaiserpaläste standen, von denen jetzt nur noch wenige, fast gestaltlose Ruinen übrig sind. Von diesem Punkte ist das

Panorama

aufgenommen, welches der obere und untere Theil unsrer Kupfertafel darbietet. Man denke sich die rechte Seite des obern Theils an die linke des untern, und wiederum die rechte dieses letztern an die linke Seite des obern Theils angefügt, so hat man die ganze Aussicht, die sich hier nach allen Seiten hin dem Auge darbietet. Die sechs Hügel, über welche, außer dem palatinischen, die Stadt sich ausbreitete, sind, theils näher, theils ferner gelegen, ziemlich deutlich zu erkennen: oben links der aventinische, wo der alte Waffenplatz war, durch die Ueberreste des Circus maximus von dem palatinischen getrennt; weiter rechts der capitolinische, der Sitz der höchsten Götter und der Hauptpunkt des alten Roms, den wir schon bei der vorigen Tafel näher kennen lernten; unten links der quirinalische, wo die Sabiner ihre Stadt hatten, jetzt Monte Cavallo, weiter rechts der viminalische mit den Bädern Diocletians, dann der esquilinische, wo Horaz, Properz, Virgil wohnten; rechts der Mons Caelius. Dicht unter dem Beschauer aber breitet sich das ehemalige Forum romanum, jetzt Campo vaccino, mit seinen Umgebungen aus, und träumend irrt der Blick von dem Capitol mit den davorstehenden Tempelruinen und dem Triumphbogen des Septimius Severus [1]) zu den Ueberresten des Tempels Antonins und der Faustina, den mächtigen Wölbungen des Tempels des Friedens, dem Triumphbogen des Titus [2]), den Ruinen des

1) s. die Beschreibung von Taf. I. S. 2 u. f.
2) s. ebendas. S. 3. Anm. 2.

Tempels der Roma und der Venus, die ganze öde Wahlstätte entlang, über die der Winter der Zeit hinweg gegangen ist, ohne einen Frühling nachzuführen, auf der die Scherben einer großen Welt umhergeworfen liegen, und verliert sich in die zahllosen Stufen, Sitzreihen, übereinander gethürmten Bogengänge und Treppen, die

Das Colosseum

bilden. Von allen Ruinen Roms ist diese letztere bei weitem die großartigste. Wie ein Gebirge mit tiefen Klüften, aus denen in den Zeiten barbarischer Verachtung der Alterthümer die Steine zu ganzen Kirchen und Palästen gebrochen sind, steht sie da. Man steigt staunend von einem Sitze der Zuschauer zum andern empor und blickt vom sechsten über die Klippen auf den runden, grünenden Krater des ausgebrannten Vulkans hinunter, der einst auf einmal 9000 Thiere verschlang und sich mit Menschenblut löschte. Zwölftausend Gefangene sollen an diesem Riesenbau gearbeitet haben, der nach Einigen in fünf, nach Andern in noch nicht drei Jahren vollendet wurde, und noch weit mehr verbluteten darin. Grausen erregende Scenen treten hier vor die Phantasie des Beschauers. Hier sah das römische Volk den blutigen Fechterspielen zu, die, wie vieles Römische, von den düstern Etruskern entlehnt (zur Sühne der Geister ihrer Erschlagenen opferten sie an deren Gräbern die Gefangenen), ursprünglich bei Leichenbegängnissen, bei den Saturnalien und Minervenfesten gebräuchlich, späterhin blos als Volksbelustigung dienten und, unter den Kaisern zur höchsten Mordsucht ausartend, erst durch das siegende Christenthum (seit 325) eingeschränkt und von Honorius, als das Volk den morgenländischen Mönch Telemachos, der gegen die amphitheatralischen Spiele eiferte, im Colosseum erschlug oder steinigte, (405) gänzlich abgeschafft wurden. Einem so rohen, heimathlosen Soldatenpöbel, wie es in Rom gab, der dem Kriegsglück Wachsthum und Größe dankte, kamen Scenen dieser Art als Fortsetzung seines täglichen Treibens sehr gelegen, so daß auch früher bei Gastmahlen Gladiatoren zur Erheiterung der Gesellschaft auftraten. Daß ihre Ernährer und Meister, die Lanisten, um die Schaulust der Masse zu erhöhen, es bei Abrichtung der Fechter nicht an Mannigfaltigkeit der Waffen, Angriffs- und Vertheidigungsarten fehlen ließen, versteht sich von selbst. Daher die Eintheilung in **Secutores, Retiarii, Thraces** u. s. w. Anfangs wurden nur Verbrecher, Sclaven und Gefangene zu Gladiatoren benutzt, jedoch später kämpften auch Freigeborne auf Tod und Leben in der Arena des Colosseums, selbst Vornehme, selbst Frauen, und zuletzt, um den Beifall der gesunkenen Menge zu erringen, selbst Kaiser, z. B. Nero, Commodus und Caracalla.

Eine andere nicht minder blutige Art theatralischer Ergötzungen waren die Thierkämpfe, entweder der Thiere unter sich, oder mit Menschen. Und wie vertraut man auch mit derlei Schauspielen aus den Schilderungen Indiens und des ganzen Orients sein mag, wo sie nicht selten sind, doch erschrickt man, wenn man von den römischen Thierkämpfen liest. L. C. Metellus ließ (252 v. C.) 142 den Karthagern abgenommene Elephanten im Circus defiliren und sie, weil man nicht wußte, was man damit anfangen sollte, mit Pfeilen erschießen — bei so schwer zum Tode verwundbaren Thieren wohl eine tagelange Qual. Im J. 169 v. C. wurden bei den von den Aedilen Scipio Nasica und P. Lentulus gegebenen Circusspielen 63 Löwen, 40 Bären und mehrere Elephanten aufgeführt, im J. 93 von Sylla 100 männliche Löwen, im J. 58 von Aemilius Scaurus 150 Panther nebst einem Flußpferd und 5 Krokodilen; Pompejus aber ließ bei Einweihung seines Theaters 600 Löwen und 410 Panther kämpfen, auch 20 Elephanten gegen bewaffnete Männer streiten. Unter den Kaisern nahmen die Zahlen noch zu. Augustus allein ließ 3500 wilde Thiere in den öffentlichen Spielen erlegen, unter anderm in dem unter Wasser gesetzten Circus Flaminius 36 Krokodile in Stücke hauen. Bei Einweihung der Thermen des Titus ließ der vorgeblich sanfte Imperator 9000 wilde und zahme Thiere umbringen, ja sogar Weiber kämpfen; Domitian ließ, um das Schauspiel noch interessanter zu machen, Schaaren von Thieren bei Fackelschein erschlagen; Trajan feierte den Sieg über den dacischen König Decebalus 123 Tage lang, wobei 10,000 Gladiatoren auftraten und 11,000 zahme und wilde Thiere umkamen. Mit Ausnahme Mark Aurels geht so die Geschichte weiter. Probus pflanzte bei seinem Triumph im Circus einen Wald, den er mit 1000 Straußen, 1000 Ebern, 1000 Dammhirschen, 1000 Löwen, eben so vielen Löwinnen, einer gleichen Anzahl syrischer Leoparden, 300 Bären, Gemsen und Muffelthieren bevölkerte. Die römischen Kaiser regierten ganz für den Pöbel, dem sie die Herrschaft dankten und gaben ihm Feste und Spiele. Ihr Beispiel wurde öfter copirt, nur waren dem jedesmaligen Zeit- und Volksgeiste nach die Spiele sehr verschieden, im neuern Paris z. B. prahlerisches Geschwätz und Gepinsel in Theatern, in der Gallerie zu Versailles u. s. w.

Damit die wilden Thiere nicht in der Verzweiflung die Mauer des Podiums (der Einfassung des Kampfplatzes [Arena], hinter der die Sitze der Zuschauer begannen,) überspringen konnten, waren daran mit langen Spießen versehene drehbare Cylinder angebracht, von denen sie mit ihren Tatzen abglitten.

Im Colosseum gab es oft so viel Blut, daß man es mit zuströmendem Wasser abspülen mußte, so daß ein See aus der Arena wurde. Als Naumachie (Teich, wo Seetreffen als Schauspiel dargestellt wurden,) war es indeß wohl, selbst bei der Kleinheit der damaligen Schiffe, nicht groß genug. Dagegen gab August in der jenseits der Tiber besonders dazu ausgegrabenen Naumachie im J. 2 v. C. ein großes Seetreffen. Zwei Abtheilungen der Flotte stellten athenische und persische Schiffe vor, unter denen dreißig mit erzenen Schnäbeln versehene Triremen und Quadriremen (Dreiruderer und Vierruderer) waren. Ohne die Ruderer soll es dabei wohl 30,000 Kämpfer gegeben haben.

Und diesem Henkerprunk und dauerndem Blutbade, dem steten Weheruf verwundeter oder sterbender Gladiatoren, dem Angstgebrüll, Geheul und Geächz das Leben in tausend Qualen aushauchender Menschen und Thiere schaueten und hörten von den Sitzen ringsum 80 bis 100,000 vor Seligkeit jauchzende Menschen zu, durch den Götzendienst und die Soldateska verdummt, in privilegirtem Mordsinn erzogen, und die hiervon aus der Hauptstadt in die Provinzen versetzt wurden, weiheten letztere in ihren Blutdurst ein. Daher, weil so etwas niemals ganz ausstirbt, heute noch die Stiergefechte in Spanien und andere grausame Schauspiele in den einst von Römern eroberten Ländern.

Nachdem wir die Ruinen des Forums und seiner Umgebungen betrachtet haben, wo jetzt Alles so einsam ist, als scheute sich die Gegenwart, die Geister der Helden und der blutigen Unmenschen zu stören, die man unwillkührlich hier herumwandeln wähnt durch die verfallenen Bogen und Tempel, begrüßen wir freudig die Pracht und das rege Leben, die uns in dem Mittelbilde unsrer Kupfertafel entgegentreten. Es zeigt uns dasselbe

Das Forum, wie es einst war,

natürlich nur annähernd, da kaum von einigen wenigen Gebäuden genügende Abbildungen aus dem Alterthume übrig sind, aber doch so treu, wie nur irgend die gelehrtesten Alterthumsforscher mit langjährigen Bemühungen aus jenen Abbildungen und aus den Beschreibungen der römischen Schriftsteller, sorgfältig mit den Ruinen verglichen, seine frühere Gestalt zu erkennen vermochten. Auch wird schwerlich in dieser Hinsicht die Abbildung weit von der Wahrheit hinwegleiten; aber unmöglich ist es ihr, den Glanz der Marmorsäulen, der vergoldeten Statüen wiederzugeben, und deshalb gewährt sie nur eine dürftige Idee von der Schönheit des Ganzen, wenn nicht die Phantasie des Beschauers überall auf das Freigebigste

nachhilft. Es muß derselbe ganz daran denken, daß weder früher, noch gleichzeitig, noch eigentlich später, irgend eine Stadt, Babylon, Memphis, Syracus, Alexandrien und das liebliche, kunstreiche Athen nicht ausgenommen, sich an Größe und Herrlichkeit mit Rom messen konnte; daß, nachdem Constantin der Große, in der Absicht, Byzanz ihm gleich zu machen, es zahlloser Kunstschätze beraubt hatte, Constans, von dorther kommend, nicht aufhören konnte, das Forum und die zahllosen Prachtbaue anzustaunen.

Die meisten der auf dem Bilde sichtbaren Gebäude kennen wir schon aus der Beschreibung der ersten Tafel von Rom; unter den übrigen ziehen vor allem rechts und links die beiden Basiliken, die zu Versammlungen, besonders der Kaufleute, deren Börsen sie bildeten, zum Spazierengehen bei schlechtem Wetter und zu ähnlichen Zwecken dienten und von denen die aemilische mit einer zahllosen Menge von Säulen aus phrygischem Marmor prangte, den Blick auf sich. Vor der julischen Basilika und auf den Rostris [1]) sind die in der Geschichte Roms so berühmten Rednerbühnen sichtbar. Von diesem Winkel seines Forums aus beherrschte Rom die Welt. Hier entwickelte sich in den großen Volksversammlungen (Comitien), wo die Annahme der vom Senate anempfohlenen Gesetze, Krieg und Frieden u. s. w. nach Anhörung dessen, was die Redner dafür und dagegen zu sagen hatten, beschlossen wurde, jene Staatsklugheit zur vollsten Blüthe, die Rom zur Welthauptstadt machte, und deren oberste Grundsätze waren: wo irgend möglich immer nur mit Einem Feinde zu schlagen; nie nachzulassen, bis derselbe gänzlich im Staube lag; nie Frieden anzunehmen in Unglück, wenn auch der Friede mehr als der Sieg brächte, sondern gegen den sieghaften Feind nur desto trotziger zu sein; mit der Larve der Großmuth, der Uneigennützigkeit anzufangen, als ob man nur Leidende zu schützen, nur Bundesverwandte zu gewinnen suchte, bis man den Bundesgenossen befehlen, die Beschützten unterdrücken und über Freund und Feind als Sieger triumphiren konnte.

Während die Heere eroberten, berieth sich der Senat, der sich zum Richter über alle Völker aufwarf, wie man Denen das Wiederaufkommen unmöglich machen wollte, die einmal zu Boden geworfen waren. Dem überwundenen Volke wurden seine Länder genommen und diese an die Bundesgenossen vertheilt. Letztere brauchte man zum Kriege gegen den Feind, und hatten sie geholfen andere Staaten über den Haufen zu werfen, so vertilgte man sie selbst, wie ein unnütz gewordenes Werkzeug. Immer waren

---

1) Von den Schiffsschnäbeln so genannt, die zum Andenken gewonnener Seeschlachten ringsum angebracht waren.

die Römer die Angreifenden, aber immer entschuldigten sie ihren Angriff mit einer Verletzung des Rechts, die sie dem Feinde vorwarfen. Sie behielten immer Recht, weil sie frech genug waren, es immer zu behaupten.

Diese und ähnliche, vom Gemüth verabscheute, und sogar vom kalten Verstande nur halb gebilligte Grundsätze waren es, welchen Rom seine ungeheure Größe verdankte. Durch sie wurde es gleich in den ersten Jahrhunderten nach seinem Entstehen das Grab von ganz Italien, denn einmal an sein Joch geknüpft, kamen alle Italiener, ungeachtet aller Freiheiten, die man diesem und jenem Volke gewährte, zuletzt doch dahin, daß Jedermann nur in Rom Glück, Ansehen, Recht und Reichthum suchte. Jene Grundsätze waren es ferner, die im Kampfe mit Karthago nicht etwa blos von einem Eroberungskriege sprechen, sondern den Senat förmlich und feierlich darüber berathen ließ, ob überhaupt ein Karthago auf der Erde zu dulden sei; die bewirkten, daß die Römer sich den gesunkenen Griechen bei den isthmischen Spielen als Befreier ankündigten und dann als solche ihre, wie ihrer Unterdrücker Städte plünderten und all ihr Land zur römischen Provinz machten; mit denen sie sich endlich, bald als Erben, bald als Vormünder, bald als Schiedsrichter und Friedensstifter, in Gallien, Hispanien, Germanien, in Kleinasien, Syrien, Pontus, Armenien und Egypten eindrängten, bis ihr Scepter von dem schottischen Waldgebirge an bis hinab in die arabische und gegen die äthiopische Wüste, und von dem bestrittenen Parthien bis zu den Gestaden des atlantischen Oceans herrschte, alle Länder um das mittelländische Meer herum in weitem Kreise ihnen gehorchten.

Eben durch diese Größe aber, die es auf so verabscheuungswürdigem Wege erreicht hatte, fiel auch Rom, und jene Stelle des Forums, von der wir vorhin sprachen, wurde nun der Schauplatz einer der ersten nähern Ursachen seines Falles. Hier sah man die große Masse der römischen Bürger (nach Syllas Tode zählte man deren 450,000), durch ihre Eroberungen hochmüthig gemacht, durch die beständigen Kriege und die ungeheuern Reichthümer, die aus den geplünderten Ländern nach Rom geflossen waren, verderbt, durch Geschenke, Spiele, Prachtaufzüge, Schmeicheleien von den Parteihäuptern verführt, den öffentlichen Berathungen die verderblichsten Richtungen geben, gegen die ein Senat von etlichen Hunderten nicht anzukämpfen vermochte, wenn seine Mitglieder auch weniger in Ueppigkeit und Wollust versunken gewesen wären, als es der Fall.

Der Luxus hatte sich in Rom, wo sich Erzeugnisse und Genüsse aller Länder aufgehäuft, bis zu einer gräuelvollen Größe erhoben. Von den schlichten Sitten der Vorfahren war keine Spur mehr vorhanden. Bei

den Gastmahlen der Vornehmen fand die unsinnigste Verschwendung statt und die parfümirten, mit Blumen bekränzten, auf weiche Polster hingestreckten und von Tänzerinnen, Sängerinnen, Fechtern unterhaltenen Gäste legten eine wahrhaft viehische Freß- und Saufsucht an den Tag. So weit ging dies, daß es allgemeine Sitte wurde, unter dem Essen den vollgestopften Magen durch warmes Wasser zum Ausleeren zu reizen, um für neue Speisen Platz zu machen. In gleicher Art was Alles, was von schwelgerischen Genüssen die reichste Erfindungsgabe ausstinnen konnte, in Rom zu finden, und wenn man die Schilderungen eines Plinius lies't, so muß man gestehen, daß das üppige Hofleben in Frankreich im 17. und 18. Jahrhundert nur ein schwacher Schatten der römischen Ueppigkeit war. Nimmt man die Satyren des Petronius und Juvenal in die Hand, so weiß man kaum, worüber man mehr erstaunen soll, ob über die Frechheit, mit welcher man genoß, oder über die Unverschämtheit, mit welcher diese Gräuel gemalt werden.

Auch daß in dem beständig Krieg führenden Reiche natürlich das Militair eine äußerst wichtige Stellung einnahm, trug zum Falle Roms wesentlich bei. In früheren Zeiten, unter den Königen und während der Blüthe der Republik, herrschte, wie damals überhaupt bei Allem, was römisch hieß, in dem Heere ein einfacher, kräftiger Geist. In der Uebung der Waffen aufgewachsen, mit anerzogenem eisernen Gehorsam und stolzem Selbstgefühl trat der Jüngling aus guter Familie in die Reihen der Krieger und strebte, sich hier durch edle Sitten und durch Tapferkeit auszuzeichnen. Die letzte Klasse der Bürger, die ohne allen Besitz war, blieb vom Kriegsdienste ausgeschlossen, so lange nicht die äußerste Noth drängte, durch sie das Heer zu vergrößern; dagegen mußte jeder andere Bürger ohne Unterschied vom 17. bis zum 46. Jahre zum Kriegsdienste bereit sein, an dem die wichtigsten Rechte hingen, denn um z. B. eine obrigkeitliche Würde erlangen zu können, mußte man zehnmal im Felde gewesen sein. Man kämpfte für seinen Heerd, für die Ehre und für den Nationalruhm, und in diesem Sinne waren die Belohnungen und Strafen angeordnet. Jene bestanden in Ehrenkränzen, Ehrenketten u. s. w., in Beförderung zu Befehlshaberstellen, für die Heerführer in Triumphzügen; diese in Hinstellen auf einen besondern Platz, in Campiren außerhalb des Lagers, in Herunterseţen im Range. Die überwundenen Feinde ließ man zur Schmach unter dem Joch, einer quer über zwei aufrechtstehende Spieße hinlaufenden Stange, hindurchgehen, wie unsere vierte Abbildung es darstellt. Dieser gute Geist wich aber später aus den Kriegslagern. Mit der Monarchie kamen stehende Heere, die besoldet wurden und zum Theil aus Pöbel und aus gedungenen Aus-

ländern bestanden, auf. Diese kümmerten sich wenig um die Ursachen, um die Erfolge des Krieges, den sie gern beendet oder verlängert sahen, je nachdem Beute oder Beschwerde es wünschen ließ. Ihr einziges Ziel war Geld und Wohlleben, und da bei der Entartung der Bürger die ganze Macht des Staates auf ihnen beruhete, setzten sie lange Zeit nach Belieben Diejenigen, die durch rohe Tapferkeit, Kriegsglück und Freigebigkeit ihre Gunst zu erwerben wußten, oft die allerschlechtesten Menschen aus dem Pöbel, auf den Thron, den sie durch Mord wieder für andere Lieblinge frei machten, wenn ihnen jene nicht mehr gefielen.

Neben vielen andern Einrichtungen der Römer hat ihr Rechtswesen einen großen Einfluß auf Sitten und Verfassung der meisten europäischen Staaten ausgeübt — deshalb geben wir in unserer zweiten Abbildung die Darstellung einer römischen Gerichtsscene. Dasselbe Volk, das, als es lebte, gegen die ganze Welt ungerecht war, hat uns merkwürdiger Weise in seinen Gesetzen den Grundstein einer universellen Gerechtigkeit hinterlassen, und es giebt jetzt wohl kaum eine einzige Gesetzgebung, die nicht mehr oder weniger auf die römische begründet wäre. Es war das erste Volk der Erde, durch dessen ganze Geschichte ein immerwährendes Streben nach Recht und Gerechtigkeit läuft. Seine ganze innere Geschichte ist ein ununterbrochener Rechtsstreit, was durch die vollendete Darstellung seines Geschichtsschreibers Livius ungemein deutlich hervortritt. Und wie hätte nicht ein Volk eine sehr vollkommene Gesetzgebung zu Stande bringen sollen, das von seinem frühesten Gesetz (der zwölf Tafeln) an bis auf Justinian, also bei tausend Jahre, über alle möglichen Rechtsverhältnisse und Rechtsfälle dachte und stritt und alle Verfassungsformen durchprobirte? Selbst in den Ungerechtigkeiten der Römer, so widersinnig dies auch klingen mag, zeigt sich, daß das Rechtsgefühl bei ihnen lebendiger, als bei allen übrigen Völkern der alten Welt war, denn stets gaben sie sich die größte Mühe, ihre herrschsüchtigen Angriffe durch die angebliche Verletzung eines Rechtes zu beschönigen, welche sich der Feind habe zu Schulden kommen lassen.

Rom.

Tafel III.

Hat der Reisende die bedeutendsten Denkmäler des alten Roms aufgesucht, so wendet er mit Recht seine Aufmerksamkeit zunächst auf die Kirchen, deren Zahl (mit Inbegriff der Kapellen sind ihrer 330) und Pracht, wie keine andere Stadt auf der Erde sie aufzuweisen hat, an eine zweite Blüthenzeit Roms, in der es kaum weniger groß als in seiner ersten dastand, erinnert.

Wenn die Geschichte weniger Länder ein so außerordentliches Interesse hat, wie die Roms, selbst noch nach dem Untergange des Reiches der Cäsaren, so ist die hier aufgeblühete Macht eines Oberhauptes der christlichen Kirche die Ursache dieser Erscheinung. Unmittelbar nach jenem Untergange lag die Stadt völlig darniedergesunken da und schien Nichts als der gebeugte Sclav ihrer rohen, aber tapfern Besieger; ihre Größe war dahingeschwunden, der alte Geist des Volkes schien für immer entflohen zu sein, unter den Gefallenen war sie die am meisten Gefallene, und in den Stürmen, die Europa verheerten, war die finsterste Wolke, die den Himmel verdunkelte, die, welche über dem königlichen Rom schwebte. Aber während es so aller frühern Größe beraubt war, während es so dahingestreckt lag, der leblose Körper eines Weltbeherrschers, begann neue Lebenskraft durch seine Adern zu strömen. Es war bestimmt, noch einmal dem Erdkreis Ehrfurcht einzuflößen, und das mit einer unwiderstehlichern Macht, als die war, welche es auf dem Gipfel seines frühern Ruhmes ausübte.

Der Kampf zwischen Heidenthum und Christenthum hatte mehr als ein Volk ergriffen und jeder Fortschritt, den das letztere machte, brachte den Völkern, bei denen es Eingang fand, neue Kraft und Stärke, nicht allein durch den Einfluß seiner Lehren auf das Fortschreiten der Civilisation, sondern auch selbst durch die Kämpfe, welche seine Einführung kostete, Kämpfe, die der Menschen Thatkraft neu hoben. Und Rom, das schon früh der Mittelpunkt des neuen Glaubens wurde, genoß diese Vortheile am meisten. Wahrscheinlich würde es ohne sie für immer darniedergelegen, und Gras und Schutt, welche seine Campagna und seine Ruinenplätze decken, auch die Stellen überzogen haben, die jetzt noch mit Kirchen und Palästen geschmückt sind.

Das Christenthum brachte schon früh in dieser zum einstigen Sitze geistlicher Herrschaft bestimmten Stadt einen reinen, edlen Heroismus hervor, der den Glanz der Heldengröße, welchen die frühere Geschichte über dieselbe verbreitet hatte, verdunkelte. Die ersten Anpflanzer des Christenthums waren Männer, deren Herzen der Wohlfahrt ihres Geschlechts geweihet waren, und die mit der bewundernswürdigsten Bereitwilligkeit ihr Leben auf dem Blutgerüste oder am Kreuze für die Sache der Wahrheit hingaben. Aber kaum war der Kampf entschieden, kaum standen die Heiligthümer in denen Tausende zu den Göttern um irdische Güter gebetet hatten, den christlichen Priestern offen, so tauchte das Streben nach denselben irdischen Gütern, nach Reichthum, Glanz, weltlicher Macht, auch in diesen auf, — ein Streben, das Christus und den eben genannten ersten Verbreitern seiner Lehre, diesen Männern voll Selbstverleugnung, Geduld und Demuth, völlig fremd gewesen war. Fast überall, wo das Christenthum festen Fuß gefaßt hatte, wollten die höhern Geistlichen die Herren spielen. Den obersten Bischöfen von Rom (später Päpste genannt) gelang dies, von Pipin und Karl dem Großen befördert, besonders seit sie einmal zum Besitz der weltlichen Herrschaft über Rom und die umliegende Gegend gekommen waren, am besten. Zwar wurde ihre Macht später auf einige Zeit wieder sehr geschwächt, sie waren sogar seit Ottos Kaiserkrönung (936) vom deutschen Kaiser, der zugleich das Oberhaupt Italiens war, abhängig; aber bald konnten Leo IX. und Stephan IX. dem päpstlichen Stuhle neue Macht verschaffen, brachte Bischof Hildebrand im Jahre 1061 Alexander II. auf jenen Stuhl, ohne den kaiserlichen Hof zu befragen, und gewann endlich derselbe Hildebrand, nachdem er selbst Papst geworden, eine Gewalt in allen damaligen christlichen Staaten, die für einen Priester ohne Beispiel in der Geschichte ist. Die Größe, welche sie erreichte, und die Mittel, welche dazu verhalfen, verdienen eine nähere Erwähnung.

Hildebrand, eines Zimmermanns Sohn aus Soave, in der strengen Zucht des Klosters zu Clugny [1]) aufgewachsen, war voll Ehrgeiz, Muth Scharfsinn und rastloser Thätigkeit, und von unendlicher Charakterfestigkeit. Als er durch diese Eigenschaften bis zum Kardinal, d. h. bis zur höchsten geistlichen Würde nach der päpstlichen, gestiegen, war er es, der während Kaiser Heinrich IV., solcher Anmaßung günstiger, Minderjährigkeit die merkwürdige Verordnung zu Stande brachte: „wenn ein Papst stirbt sollen die Kardinäle (also nicht mehr, wie bisher, das Volk, dessen Wahl dann der Kaiser zu bestätigen hatte) einen andern wählen, die übrigen ihm gehorchen,

1) im südlichen Frankreich, Departement der Saone und Loire.

auf daß der heilige Stuhl nicht fernerhin von Laien verkauft und die heiligen Rechte verrathen und verwahrlost werden. Mit Vorbehalt der Rechte Heinrichs, Königs der Deutschen, unseres vielgeliebten Sohnes, der bald Kaiser sein wird, oder wer sonst vom Papste persönlich zu einem römischen Kaiser gekrönt werde.“

Nach Alexanders II. Tode bei zahlreicher Versammlung zum Papste gewählt (1073) [1]) und unter dem Namen Gregor VII. auf dem heiligen Stuhle sitzend, fuhr er dann im gleichen Geiste fort, zuerst daran zu arbeiten, die Kirche gänzlich unabhängig vom Staate zu machen. Er suchte die Geistlichen aller europäischen Länder von ihren Regierungen loszureißen und sie unter einander als einen eignen, vom Staate abgesonderten Stand zu verbinden, dessen Oberhaupt einzig und allein der Papst sein sollte. Zu diesem Zwecke erklärte er, daß er die Kirche nicht länger durch Simonisten und verehelichte Priester wolle verwalten lassen.

Simonisten nannte man solche Geistliche, die ihre Stellen von den Königen und Fürsten erkauft hatten, weil ein gewisser Simon zur Zeit der Apostel Wunderkräfte für Geld kaufen wollte. Es ist wahr, der Handel, welcher mit den geistlichen Stellen getrieben wurde (die Simonie), war höchst ärgerlich. Die Könige, oft in Geldverlegenheit, gaben die erledigten Bisthümer und Abteien den Meistbietenden; die Geistlichen dagegen suchten durch alle ihnen mögliche Mittel von ihren Gemeinden Geld zu erpressen, um sich einträglichere Stellen kaufen, oder die erkauften bezahlen zu können, und solchen Unfug abzustellen wäre allerdings ein des Papstes würdiges Bemühen gewesen; allein Greger benutzte dies nur, um den Fürsten überhaupt das Recht zu nehmen, geistliche Stellen zu besetzen. Er behauptete, die Investitur, d. h. die Belehnung der Bischöfe mit ihrer Würde, sei immer das Vorrecht der Päpste gewesen; sie hätten es nur einstweilen den Fürsten überlassen, diese aber hätten sich durch den Handel, den sie mit den Kirchenämtern getrieben, desselben unwürdig gemacht. Er drohete also mit Bannflüchen dem Fürsten, der wieder ein geistliches Amt vergeben, und dem Geistlichen, der dasselbe aus eines Fürsten Hand annehmen würde, setzte auch mehrere Bischöfe deshalb ab. Die Fürsten Europas aber mußten es ruhig geschehen lassen, da sie fast alle beständig zu thun hatten, ihre mächtigen, immer zum Aufruhr geneigten Vasallen im Zaum zu halten, und

---

1) wobei er Cäsars Comödie der Verweigerung des Diadems wiederholte, um durch den Schein der Demuth diejenigen Bischöfe, welche ihm abgeneigt waren, so wie den deutschen Kaiser, zu gewinnen, dessen Rechte durch die ohne sein Zuthun erfolgte Wahl und Einsetzung gekränkt wurden.

das Volk, mit dessen Hülfe sie dies allein konnten, zu abergläubisch war, als daß der Bannfluch des Papstes nicht bewirkt haben sollte, daß es von ihnen abfiel.

Das zweite Gesetz, welches Gregor zur Erreichung seines Zweckes gab, war: es solle kein Priester weiter eine Frau nehmen, und wer eine habe, solle sich von ihr scheiden, bei Strafe der Absetzung. Dies erregte allgemeinen Schrecken und Aufruhr unter den Geistlichen. Der Erzbischof von Mainz schrieb nach Rom: er habe zwar die Geistlichen seines Kirchspiels zusammenberufen und ihnen den Befehl bekannt gemacht, aber er zweifle, daß er dessen Befolgung durchsetzen werde. Sogleich erschien ein neuer Legat mit der Antwort: er müsse sie durchsetzen, bei Verlust seiner Würde. Der Erzbischof berief seine Geistlichen zu einer neuen Versammlung, auf der es aber so unruhig herging, daß er sammt dem päpstlichen Legaten in Lebensgefahr gerieth. Aehnlich ging es an vielen Orten; doch Gregor blieb standhaft, — er nahm nichts zurück; und wenige Jahre nachher war die Ehelosigkeit unter den Geistlichen allgemein eingeführt.

Durch diese Einrichtungen gewann der Papst unendlich an Macht. Die Geistlichkeit aller Länder war jetzt allein von ihm abhängig, denn kein Fürst konnte ihr etwas geben noch nehmen; sie hatte nichts als sein Interesse zu verfolgen, seine Pläne zu betreiben, denn keine Sorge für Weib und Kinder lag ihr ob. Auch trat Gregor bald, so ausgerüstet, mit weitern Entwürfen hervor. Diese bestanden in nichts Geringerem, als in dem Erkämpfen der Oberherrschaft der Kirche, d. h. ihres sichtbaren Oberhauptes, des Papstes, über alle christlichen Staaten — ein Riesenplan, der gleichwohl halb und halb erreicht wurde. Der deutsche König Heinrich IV. beförderte dies zuerst durch seine Weigerung, das Investiturrecht aufzugeben. Kein König hätte wohl in einer ungünstigern Lage sich dem Papste widersetzen können, und sein Schicksal mußte jeden andern Fürsten davon abschrecken. Heinrichs Vater (Heinrich III.) und Großvater (Konrad II.) hatten schon als deutsche Kaiser viele Großen des Reiches durch despotischen Sinn gegen sich aufgeregt, besonders durch ihr willkührliches Verfahren mit den durch Tod erledigten Reichslehen, die sie häufig nicht, wie es bisher Sitte gewesen, den Kindern der Verstorbenen Grafen und Herzöge gegeben, sondern Andern zugetheilt, oder auch selbst behalten hatten. Diese Aufregung hatte Heinrich IV. vermehrt durch sein ausschweifendes Leben, durch Verstoßung seiner Gemahlin, durch ungerechte Entsetzung mehrerer Herzöge[1]), besonders Ottos, Herzogs

---

1) Rudolphs von Rheinfelden, Herzogs von Schwaben, und Bertholds von Zähringen, Herzogs von Kärnthen.

von Baiern, eines sächsischen Grafen. Als dieser zum Herzog Magnus von Sachsen geflohen, war Heinrich gegen denselben gezogen, hatte ihn gefangen genommen, in seinem Lande, besonders am Harz, viele Burgen erbauen lassen und diese mit fränkischen Soldaten besetzt, durch welche das Land ausgeplündert worden war, bis die Sachsen ein großes Heer gegen ihn aufgebracht und ihn vertrieben hatten. Jetzt waren sie aber aufs Neue von ihm geschlagen worden, und da mittlerweile die Streitigkeiten wegen des Investiturrechts zwischen Heinrich und Gregor ausgebrochen waren, suchten sie bei letzterm Hülfe, der sich ihrer natürlich gern annahm, um mit ihrem Beistande Heinrich zu demüthigen. Er schickte Gesandte an diesen, die ihn aufforderten, sich in Rom vor dem geistlichen Gerichte einzufinden, um über die Verbrechen Rechenschaft zu geben, deren er angeklagt worden. Heinrich, erstaunt und entrüstet über diese stolze Forderung, berief (1076) die geistlichen Häupter des Reiches, welche meist wegen des Verbotes der Ehe gegen Gregor aufgebracht waren, nach Worms, und hier faßte man den allzukühnen Entschluß, den Papst abzusetzen. Kaum war die Nachricht davon nach Rom gekommen, so schleuderte Gregor seinen Bannstrahl auf den Erzbischof von Mainz, auf alle Bischöfe und Aebte, welche dem wormser Beschlusse beigepflichtet, endlich auf den König selbst, den er der deutschen und italienischen Krone verlustig erklärte, dessen Unterthanen er von ihrem Eid und allem Gehorsam lossprach, „weil", wie er sich ausdrückte, „wer die Ehre der Kirche antaste, die seinige zu verlieren mehr als verdiene — und auf daß die Völker wissen sollten, daß der Sohn des lebendigen Gottes seine Kirche auf einen Fels, nämlich St. Petrus, gebaut, und daß die Pforten der Höllen nichts vermöchten gegen ihn!"

Die Wichtigkeit des gewagten Schrittes ganz erkennend, suchte Gregor sein Recht aus der Geschichte zu erweisen. Er folgerte, daß da, wo er das Recht zu bannen habe, er auch absetzen könne, daß das Recht, die Unterthanen vom Eide der Treue zu entbinden, nur aus der Schlüsselgewalt fließe. In einem Schreiben sagte er, sich an die Apostel Petrus und Paulus wendend: Ihr, Väter und Erste der Apostel, zeigt aller Welt, daß, wenn ihr die Gewalt habt zu binden und zu lösen im Himmel, ihr auch das Recht besitzet, die Kaiserthümer, Königreiche, Fürstenthümer, Herzogthümer, Markgrafschaften und Grafschaften und alle Besitzthümer der Menschen auf Erden zu vergeben, sie seien und heißen, wie sie wollen. Wie oft habt ihr Patriarchen, Primaten, Erzbischöfen und Bischöfen ihre Würden genommen, um sie heiligen Männern zu geben! Wenn ihr nun das Geistliche richtet, was müßt ihr erst im Weltlichen thun? — Und wenn ihr über die Engel richtet, die über die mächtigsten und stolzesten Fürsten gebieten, was müßt

ihr erst mit ihren Knechten thun? — So zeigt den Königen, den weltlichen Fürsten, eure Gewalt! Sie müssen sich fürchten, eure Gebote zu übertreten! Ihr, Sankt Peter und Sankt Paul, vollzieht von nun an euer Urtheil über Heinrich IV., damit alle Welt wisse, wie er nicht durch Zufall, sondern durch eure Macht gefallen!"

Heinrich kümmerte sich anfangs wenig um den Bannfluch, aber die Unzufriedenen unter den Großen in Deutschland benutzten ihn bald, ihrem Könige den Gehorsam aufzukündigen, und seine Freunde wagten nicht allein keinen Schritt gegen die ungeheure Kühnheit des heiligen Vaters zu thun, sondern mußten sogar ebenfalls bald abfallen, als sie sahen, wie der Bann alle Gemüther darniederhielt. Wenn die Deutschen hätten festhalten wollen an ihrem Könige, so würde das Interdict auf sie gefallen sein, welches dem Lande, das es traf, einen schauervollen Anblick gab; aller Gottesdienst hörte auf, die Altäre wurden entkleidet, alle Kruzifixe und Heiligenbilder zu Boden geworfen; keine Glocke rief mehr zum Gebet kein heiliges Sakrament wurde gespendet, die Todten ohne Gebet, ohne Sang und Klang in ungeweihete Erde gescharrt, die Ehen nicht vor dem Altar, sondern auf dem Todtenacker eingesegnet; niemand durfte den Andern grüßen; jeder Anblick sollte verkünden, daß das Land ein Land des Fluchs sei. So erklärten denn auf einer Versammlung die sämmtlichen Fürsten, zum Theil froh der günstigen Gelegenheit, den König zu stürzen, zum Theil trauernd, ihn nicht halten zu können, — sie erkennten Heinrich nicht länger als ihren Oberherrn, und es gelang diesem nicht, sie zu weiterem Nachgeben zu bewegen, als zu dem Versprechen, die Wahl eines neuen Königs noch ein Jahr zu verschieben, für den Fall, daß er sich vom Banne frei machen könne.

Um dies zu bewirken pflegten die mit Bann Beladenen nach Rom zu reisen und den Papst um eine Kirchenbuße zu bitten. Sie wurden dann gewöhnlich mit einem wollenen Büßerhemde angethan, und mehrere Tage an einer Kirchthür zu stehen verurtheilt, wobei sie fasten, beten und sich vor allen Vorübergehenden demüthigen mußten. Dann erlaubte ihnen endlich ein Geistlicher in die Kirche zu kommen und gab ihnen gegen gewisse Gebühren die Absolution (Lossprechung). Heinrich lag jetzt Alles daran, diese zu erlangen; zudem hoffte er, man werde mit dem büßenden Könige eine Ausnahme machen, und entschloß sich deshalb zur Reise. Mühsam, und erst nach mancher vergeblichen Bitte, brachten seine Diener so viel Geld zusammen, um die Kosten der Reise bestreiten zu können, welche Heinrich denn mit seiner Gemahlin und seinem kleinen Sohne antrat, nur von wenigen Getreuen begleitet. Aber bald erfuhr er, daß seine Feinde, denen daran lag,

daß er im Banne bleibe, die Pässe über die Alpen zwischen Deutschland und Italien besetzt hielten. So mußte er sich nach Frankreich wenden und von dort (im Januar 1077) im härtesten Winter über die unwegsamsten Eisgebirge ziehen. Oft war er auf den Gletschern in Lebensgefahr, oft kroch er auf Händen und Füßen, oder glitt auf Rücken oder Bauch einen glatten Abhang hinab. Die Frauen mußten, in Ochsenhäute gehüllt, an Seilen hinabgelassen werden; eben so brachte man die Pferde über gefährliche Stellen, indem man ihnen die Beine zusammenband und sie an Stricken hinunterließ, wobei mehrere umkamen. So reisete eine deutsche Kaiserfamilie nach Italien, den Papst um Gnade zu bitten!

Als Heinrich endlich die Thäler Piemonts glücklich erreicht hatte, sammelten sich die Italiener in großer Anzahl zu ihm, denn sie meinten, er komme den Papst zu züchtigen, den sie auf das Bitterste haßten und mit allen Schandnamen belegten. Aber Heinrich wies sie zurück, vielleicht nicht ganz klug; denn der Papst erschrak bei der Nachricht von seiner Ankunft in Italien so, daß er sich, auf der Reise nach Deutschland begriffen, um dort in eigner Person die Absetzung Heinrichs zu betreiben, schnell vom Wege abwandte und in das feste Schloß Canossa[1]) begab, welches einer Freundin von ihm gehörte. Doch in welche Freude löfete sich sein Schrecken auf, als er hörte, in welcher Demuth der König ihm nahe! — Heinrich wandte sich nun an Mathilde, Besitzerin von Canossa, seine nahe Verwandte; sie sollte milde Bedingungen für die Lossprechung vom Banne bewirken. Doch Gregor wollte ihn anfangs gar nicht vor sich lassen, und als er endlich nachgab, verlangte er, der König solle im Bußgewande vor ihm erscheinen und zum Zeichen der Aufrichtigkeit seiner Reue ihm seine Krone übergeben, mit dem öffentlichen Bekenntnisse, daß er derselben unwürdig sei. Nur durch vieles Bitten brachte es Mathilde zuletzt so weit, daß der Papst sich damit einverstanden erklärte, daß Heinrich ohne alle Begleitung in den vordersten Hof der Burg eingelassen werde, dort aber seine Kleidung mit einem bloßen wollenen Hemde vertausche, und mit entblößtem Haupte und barfuß unter freiem Himmel auf seine (des Papstes) Entscheidung harre. Hier ließ er ihn denn bei dem scharfen Winterfroste, bebend vor Kälte, drei Tage lang stehen, trotz der dringenden Fürbitten aller im Schlosse Anwesenden, und sprach ihn endlich am vierten nur unter der Bedingung vom Banne los, daß er ruhig nach Deutschland gehe und sich aller Ausübung der königlichen Gewalt enthalte, bis auf einem Reichstage entschieden sei, ob er König der Deutschen bleiben könne, oder nicht.

---

1) im Gebiete von Modena, bei Reggio in Oberitalien.

Auf gleiche Weise maßte sich Gregor mit Erfolg eine Aufsicht über fast alle christlichen Staaten an, gab Rath dem einen Regenten, forderte Rechenschaft vom andern, und hörte als Richter die Klagen der Unterthanen an; denn der Papst sei, erklärte er, als Stellvertreter Petri und Oberhaupt der Christenheit, der sichtbare Statthalter des unsichtbaren Gottes auf Erden und daher geborener Lehnsherr aller Könige und Kaiser. König Boleslav II. von Polen, der den Bischof von Krakau, weil ihn dieser excommunizirt, erschlagen hatte, setzte er ab, entband dessen Unterthanen des Eides und gebot den Bischöfen, fernerhin keinen König ohne ausdrückliche Einwilligung des Papstes zu krönen. Die Könige von Ungarn, Salomo und Geisa, und König Sueno von Dänemark sollten — so gebot er — ihre Kronen als Lehen vom heiligen Stuhle nehmen. Dem Herzoge von Dalmatien und Kroatien bewilligte er die königliche Würde gegen Tribut- und Vasallen-Eid. In Frankreich erhob er Tribut und schrieb an Philipp I.: „Bemühe dich St. Petro zu gefallen, der dein Reich wie deine Seele in seiner Gewalt hat, und der dich im Himmel wie auf Erden binden und lösen kann!" Den Spaniern zeigte er, daß ihr Land ein Besitzthum St. Petri sei, weshalb sie ihm Tribut geben müßten u. s. w.

So steuerte Gregor rüstig auf eine geistliche Universalmonarchie los, und obwohl es Heinrich IV. gelang, sich an ihm zu rächen durch Vertreibung aus Rom (1084) und Einsetzung eines andern Papstes (Clemens III.), obwohl Gregor's erste Nachfolger an Klugheit und Entschlossenheit ihm nicht glichen, so stieg doch die päpstliche Macht immer höher. Die deutschen Kaiser waren die Einzigen, die ihr noch entgegenzutreten vermochten, und diese kämpften, durch beständigen Streit mit den Herzögen, mit Gegenkaisern, oft mit ihren eigenen Söhnen, geschwächt, unglücklich gegen sie an. So verlor späterhin selbst das, eine Zeit lang so glorreich und mächtig dastehende, Haus der Hohenstaufen seit Innocenz des III. Auftreten (1197) eine Krone nach der andern in diesem Kampfe, bis es endlich in seinem letzten Sprößlinge auf dem Schaffot verblutete.

Unter allen Nachfolgern Gregors war aber auch keiner an Ueberlegenheit des Geistes und an Ehrgeiz ihm so ähnlich, als jener Innocenz, der ihn dabei noch an Kühnheit der Entwürfe und an Glück in seinen Unternehmungen übertraf. Er erreichte, was seinen Vorgängern zu Erfüllung der Pläne Gregors, so weit sie möglich, übrig geblieben war, und man kann sagen, daß unter ihm Rom zum zweitenmal die Welt erobert hatte.

Hundert Jahre nach ihm trat noch einmal ein Papst, Bonifaz VIII., ganz in Gregors Fußtapfen, ja suchte selbst Innocenz III. zu überbieten; aber er war auch der letzte Gottesgewaltige, Oberrichter, Oberlehnsherr der

ganzen Christenheit im Zeitlichen und Ewigen. Die Kreuzzüge, welche viel beigetragen hatten, die Macht und den Umfang der Hierarchie (geistlichen Alleinherrschaft) auf den höchsten Gipfel zu bringen, waren zugleich der Verbreitung höherer Bildung durch den Besuch fremder Länder, und zwar der alten Wohnsitze der Cultur, wie durch Belebung der Schiffahrt und des Handels günstig gewesen, und diese wurde jetzt eine Klippe, an welcher das Fortbestehen der geistlichen Herrschaft in ihrer bisherigen Größe scheiterte, als sie, je mehr die Päpste sie durch neue Gesetze zu vollenden suchten, desto drückender wurde. Nach mancher stillen Gährung oder blutig gerächten Empörung Einzelner sowohl als ganzer Genossenschaften [1]) gegen die Hierarchie, brach (1303) ein stolzer, habsüchtiger König von Frankreich, Philipp der Schöne, sammt seinem mächtigen Adel und Klerus (Geistlichkeit), endlich das Scepter der päpstlichen Despotie. Bonifaz starb vor Aerger über seine Händel mit Philipp, und sein zweiter Nachfolger, Clemens V. der dem König zur gräuelvollen Vernichtung der Tempelherren so willig die Hände bot, wanderte (1309) nach Avignon in die sogenannte babylonische Gefangenschaft der Päpste.

Von da an sank die Macht der letztern unaufhaltsam; ihre Rolle als Weltbeherrscher war ausgespielt, denn erfüllt war, was, dem Rathe Gottes zufolge, durch dieselbe geschehen sollte. In einer Zeit roher Gewalt, wo noch keine ausgebildete Politik Gleichgewicht und Frieden zwischen den Staaten Europas zu vermitteln und zu erhalten wußte, wo es in denselben nur Herren und Knechte gab und kein angesehener Bürgerstand den beständigen Anmaßungen der Könige und ihrer mächtigen Vasallen gegen einander wehren konnte, wo nirgends unter Weltlichen Sinn für Gewerbe, für Wissenschaft und Kunst herrschte, da konnte es nicht anders als wohlthätig sein, wenn der geistliche Stand, welcher damals im alleinigen Besitze der Bildung war, nicht allein unabhängig von den Königen, sondern auch gefürchtet von denselben dastand, als Richter über Fürsten und Völker, als Gesetzgeber, und einflußreicher Lehrer. Daß zuletzt die wohlthätige Gewalt, die er lange geübt, ausartete, das hatte sie mit den meisten menschlichen Einrichtungen gein; zu gleicher Zeit wurde sie aber auch durch die von ihr selbst herbeigeführten staats- und civilrechtlichen Verhältnisse, durch steigende Bildung Aller und wachsende Bedeutung des Volkes überflüssig, und sank. Ein Staat nach dem andern machte sich von den Verpflichtungen frei, die Rom ihm auferlegt hatte; Bann, Interdict, Inquisition, und wie die Glaubenswaffen alle heißen, die lange eine, uns jetzt fast unglaublich scheinende Kraft gehabt,

1) Arnold von Brescia, 1144, die Albigenser u. s. w.

verloren an Ansehn und somit an Wirkung; die deutschen Kaiser, mit ihren Ansprüchen auf die Herrschaft über Rom, wurden wieder gefährlichere Feinde und belagerten den Papst mehrmals in seiner Hauptstadt, oder verjagten ihn aus derselben, wie wir beim Besprechen der Engelsburg schon erwähnt haben; der Adel Roms sträubte sich mächtig gegen die geistliche Herrschaft (s. unter Capitol), ja das Kostnitzer Concilium (1414—18) stellte selbsten Grundsatz fest, daß eine allgemeine Kirchenversammlung in Glaubenssachen über den Papst sei u. s. w., — bis dieser den allerhärtesten Schlag durch die Reformation (von 1517 an) empfing.

Nach dem Vorhergehenden ist leicht zu glauben, daß, wie wir bereits bemerkt haben, die Kirchen Roms an Pracht alle übrigen auf der Erde übertreffen. Am meisten gilt dies von der **Peterskirche**. Ununterbrochenes und immer wachsendes Erstaunen erfüllt den Reisenden von dem Augenblicke an, wo er den Platz vor dieser Kirche betritt, von zwei ungeheuren, ein wahres Volk von Statuen tragenden Colonaden umschlossen, der bequem 60—80,000 Menschen fassen kann, — bis er endlich unter der Hauptkuppel des Heiligthums, an der Stelle steht, die unser Mittelbild zeigt. So sorgfältig auch der Künstler dasselbe ausgeführt hat, so gut auch die in der Nähe des riesenhaften Hauptaltars versammelten Menschen einen Maaßstab für die Größe des Baues abgeben können: so erwatte man doch nicht, einen richtigen Begriff von derselben dadurch zu erlangen. Das ist, wie Goethe sagt, durch eine Zeichnung nicht möglich, und sogar beim Anschauen des Gebäudes selbst sieht man erstaunt alle Maaßvergleichung schwinden, und geräth immer von neuem, wie beim Betrachten unseres Bildes, wenn man von den winzigen Figürchen auf dem Boden zu der himmelhohen Kuppel emporschaut, in den Irrthum, Alles für kleiner zu halten, als es ist. Nur bei Einzelheiten kann man die Größe recht inne werden, wenn man z. B. an Statuen, die beim Ueberblick des Ganzen wie Kinder erscheinen, herantritt und die ungeheuersten Riesenfiguren findet. Die außerordentliche Harmonie aller Theile des Baues unter einander ist die Hauptursache dieser Erscheinung. [1])

---

1) Zahlenangaben über Größe, Kosten u. s. w. werden den Meisten eben so wenig, als Abbildungen, einen rechten Begriff von der Riesenhaftigkeit des Baues zu geben vermögen; doch können wir uns nicht enthalten, wenigstens einige zur Vergleichung mitzutheilen.

Die Kolonaden vor der Kirche bestehen aus 4 Reihen, in denen 284 Säulen und 88 Pfeiler drei bedeckte Gänge bilden, welche zusammen 82 Palmi messen,

Die Peterskirche liegt auf der Stelle, wo der Circus des Nero war, und wo bei der ersten großen Christenverfolgung die fürchterlichsten Gräuel ausgeübt wurden, wo man eine Menge Christen mit Brennmaterial bestrich und wie Fackeln verbrannte, oder, in Thierhäute genähet, zu Tode hetzte.

(italien. Werkschuh von 99 Pariser Linien) und in deren mittlerem zwei Wagen neben einander fahren können. Die Höhe der Säulen und Pfeiler beträgt 57½ Palmi, mit Inbegriff der Basen und Capitelle. Auf der Balustrade um das Dach der Säulengänge nach dem Platze zu stehen 162 Statuen. Diese Kolonaden kosteten 850,000 Scudi (à 1 Thlr. 9 gr.) das Pflastern des Platzes 88,000 Scudi. Die Springbrunnen, welche zu beiden Seiten des aus einem einzigen Stück rothen Granit bestehenden, 1180 Palmi hohen, Obelisk aus Heliopolis stehen, den Sixtus V. im Jahre 1586 in der Mitte das Platzes aufrichten ließ, haben ganze Bündel Röhren, aus deren mittelsten das Wasser 64 Fuß hoch aufsteigt. An keinem Gebäude des griechischen und römischen Alterthums, selbst die riesigen Dorerbaue zu Selinus und Agrigent (Girgenti) auf Sicilien mit eingerechnet, gibt es größere Säulen, als die acht, 126 Fuß hohen, korinthischen, sammt den vier Pilastern und sechs halben Pilastern an der Vorderseite, obgleich z. B. die Säulen am Jupitertempel zu Agrigent so groß sind, daß Goethe in einer Canellirung derselben vollkommen Platz fand.

Das Innere der Kirche hat 575 Fuß Länge, und 417 Fuß Breite, da wo diese am größesten ist, und in der Hauptkuppel 390 Fuß Höhe. Es enthält 30 Altäre. Die Zahl der Säulen, welche diese Altäre, die Kapellen u. s. w. verzieren, beläuft sich auf 148.

Die vier Säulen von vergoldeter Bronze, welche den erzenen Baldachin über dem Tabernakel (auf unserm Bilde in der Mitte) tragen, wiegen 186,392 Pfd. Die Kosten der Arbeit beliefen sich auf 60,000, die der Vergoldung auf 40,000 Scudi. Die Höhe des Tabernakels mit dem auf dem Gipfel stehenden Kreuz ist 129 Palmi, ziemlich drei Viertel von der des Farnesischen Palastes, eines der größten in Rom.

Die Baukosten der ganzen Kirche betrugen bis Ende des 17. Jahrhunderts 46,800,500 Scudi, wobei jedoch 100,000 Scudi für den Bau und 12,000 für das Abtragen des von Bernini errichteten Glockenthurms, die Kosten des Niederreißens der alten Basilika, die Modelle (das noch vorhandene von Ant. Sangollo, in das man hineingehen kann, kostete allein 4184 Scudi) und 900,000 Scudi für den erst 1784 ausgeführten Bau der neuen Sakristei nicht mit eingerechnet sind. Bei solchem ungeheuren Geldaufwande scheint nicht übertrieben, wenn man den Bau der Peterskirche als die Haupt-Veranlassung der Reformation betrachtet. Die Päpste trieben, um ihn fördern zu können, den anstößigen Ablaßhandel im größesten Style. Zur Erhaltung der Kirche ist die Congregazione della reverenda Fabrica di S. Pietro niedergesetzt, die jährlich 30,000 Scudi verbraucht, ihre Besoldung inbegriffen, und mit dieser fortwährenden Ausgabe mag denn wohl die Peterskirche bis jetzt 80—100,000,000 Thaler kosten.

Bei alledem erhielt der große Peruzzi, einer der Baumeister der Kirche, jährlich nur 250 Scudi, so daß er mit Weib und Kind hungern mußte, und Papst Paul III.

verloren an Ansehn und somit an Wirkung; die deutschen Kaiser, mit ihren Ansprüchen auf die Herrschaft über Rom, wurden wieder gefährlichere Feinde und belagerten den Papst mehrmals in seiner Hauptstadt, oder verjagten ihn aus derselben, wie wir beim Besprechen der Engelsburg schon erwähnt haben; der Adel Roms sträubte sich mächtig gegen die geistliche Herrschaft (s. unter Capitol), ja das Kostnitzer Concilium (1414—18) stellte selb sten Grundsatz fest, daß eine allgemeine Kirchenversammlung in Glaubenssachen über den Papst sei u. s. w., — bis dieser den allerhärtesten Schlag durch die Reformation (von 1517 an) empfing.

Nach dem Vorhergehenden ist leicht zu glauben, daß, wie wir bereits bemerkt haben, die Kirchen Roms an Pracht alle übrigen auf der Erde übertreffen. Am meisten gilt dies von der **Peterskirche**. Ununterbrochenes und immer wachsendes Erstaunen erfüllt den Reisenden von dem Augenblicke an, wo er den Platz vor dieser Kirche betritt, von zwei ungeheuren, ein wahres Volk von Statuen tragenden Colonaden umschlossen, der bequem 60—80,000 Menschen fassen kann, — bis er endlich unter der Hauptkuppel des Heiligthums, an der Stelle steht, die unser Mittelbild zeigt. So sorgfältig auch der Künstler dasselbe ausgeführt hat, so gut auch die in der Nähe des riesenhaften Hauptaltars versammelten Menschen einen Maaßstab für die Größe des Baues abgeben können: so erwakte man doch nicht, einen richtigen Begriff von derselben dadurch zu erlangen. Das ist, wie Goethe sagt, durch eine Zeichnung nicht möglich, und sogar beim Anschauen des Gebäudes selbst sieht man erstaunt alle Maaßvergleichung schwinden, und geräth immer von neuem, wie beim Betrachten unseres Bildes, wenn man von den winzigen Figürchen auf dem Boden zu der himmelhohen Kuppel emporschaut, in den Irrthum, Alles für kleiner zu halten, als es ist. Nur bei Einzelheiten kann man die Größe recht inne werden, wenn man z. B. an Statuen, die beim Ueberblick des Ganzen wie Kinder erscheinen, herantritt und die ungeheuersten Riesenfiguren findet. Die außerordentliche Harmonie aller Theile des Baues unter einander ist die Hauptursache dieser Erscheinung. [1])

---

1) Zahlenangaben über Größe, Kosten u. s. w. werden den Meisten eben so wenig, als Abbildungen, einen rechten Begriff von der Riesenhaftigkeit des Baues zu geben vermögen; doch können wir uns nicht enthalten, wenigstens einige zur Vergleichung mitzutheilen.

Die Kolonaden vor der Kirche bestehen aus 4 Reihen, in denen 284 Säulen und 88 Pfeiler drei bedeckte Gänge bilden, welche zusammen 82 Palmi messen,

Die Peterskirche liegt auf der Stelle, wo der Circus des Nero war, und wo bei der ersten großen Christenverfolgung die fürchterlichsten Gräuel ausgeübt wurden, wo man eine Menge Christen mit Brennmaterial bestrich und wie Fackeln verbrannte, oder, in Thierhäute genähet, zu Tode hetzte.

(italien. Werkschuh von 99 Pariser Linien) und in deren mittlerem zwei Wagen neben einander fahren können. Die Höhe der Säulen und Pfeiler beträgt 57½ Palmi, mit Inbegriff der Basen und Capitelle. Auf der Balustrade um das Dach der Säulengänge nach dem Platze zu stehen 162 Statuen. Diese Kolonaden kosteten 850,000 Scudi (à 1 Thlr. 9 gr.) das Pflastern des Platzes 88,000 Scudi. Die Springbrunnen, welche zu beiden Seiten des aus einem einzigen Stück rothen Granit bestehenden, 1180 Palmi hohen, Obelisk aus Heliopolis stehen, den Sixtus V. im Jahre 1586 in der Mitte das Platzes aufrichten ließ, haben ganze Bündel Röhren, aus deren mittelsten das Wasser 64 Fuß hoch aufsteigt. An keinem Gebäude des griechischen und römischen Alterthums, selbst die riesigen Dorerbaue zu Selinus und Agrigent (Girgenti) auf Sicilien mit eingerechnet, gibt es größere Säulen, als die acht, 126 Fuß hohen, korinthischen, sammt den vier Pilastern und sechs halben Pilastern an der Vorderseite, obgleich z. B. die Säulen am Jupitertempel zu Agrigent so groß sind, daß Goethe in einer Canellirung derselben vollkommen Platz fand.

Das Innere der Kirche hat 575 Fuß Länge, und 417 Fuß Breite, da wo diese am größesten ist, und in der Hauptkuppel 390 Fuß Höhe. Es enthält 30 Altäre. Die Zahl der Säulen, welche diese Altäre, die Kapellen u. s. w. verzieren, beläuft sich auf 148.

Die vier Säulen von vergoldeter Bronze, welche den erzenen Baldachin über dem Tabernakel (auf unserm Bilde in der Mitte) tragen, wiegen 186,392 Pfd. Die Kosten der Arbeit beliefen sich auf 60,000, die der Vergoldung auf 40,000 Scudi. Die Höhe des Tabernakels mit dem auf dem Gipfel stehenden Kreuz ist 129 Palmi, ziemlich drei Viertel von der des Farnesischen Palastes, eines der größten in Rom.

Die Baukosten der ganzen Kirche betrugen bis Ende des 17. Jahrhunderts 46,800,500 Scudi, wobei jedoch 100,000 Scudi für den Bau und 12,000 für das Abtragen des von Bernini errichteten Glockenthurms, die Kosten des Niederreißens der alten Basilika, die Modelle (das noch vorhandene von Ant. Sangollo, in das man hineingehen kann, kostete allein 4184 Scudi) und 900,000 Scudi für den erst 1784 ausgeführten Bau der neuen Sakristei nicht mit eingerechnet sind. Bei solchem ungeheuren Geldaufwande scheint nicht übertrieben, wenn man den Bau der Peterskirche als die Haupt-Veranlassung der Reformation betrachtet. Die Päpste trieben, um ihn fördern zu können, den anstößigen Ablaßhandel im größesten Style. Zur Erhaltung der Kirche ist die Congregazione della reverenda Fabrica di S. Pietro niedergesetzt, die jährlich 30,000 Scudi verbraucht, ihre Besoldung inbegriffen, und mit dieser fortwährenden Ausgabe mag denn wohl die Peterskirche bis jetzt 80—100,000,000 Thaler kosten.

Bei alledem erhielt der große Peruzzi, einer der Baumeister der Kirche, jährlich nur 250 Scudi, so daß er mit Weib und Kind hungern mußte, und Papst Paul III.

Hier bauete Constantin der Große eine Kirche, die durch den Besitz der Gebeine des Apostels, von dem die römischen Bischöfe ihre Macht herschrieben, geheiligt wurde, und in und an der im Lauf mehrerer Jahrhunderte ein Reichthum an Verzierungen aus edlen Metallen sich sammelte, welcher den der jetzigen Peterskirche weit übertroffen zu haben scheint.[1]) Als nach verschiedenen Zerstörungen durch Sarazenen u. s. w., der Glanz des Gebäudes dahingeschwunden war und es zu verfallen drohete, beschloß Nicolaus V. es von Grund auf neu und herrlicher aufzurichten. 1450 ward der Bau begonnen, aber schon nach 5 Jahren, nach dem Tode dieses Papstes, blieb er liegen, bis 1503 Julius II. ihn wieder aufnahm und er nun über ein Jahrhundert lang, während das Staatsgebäude des römischen Stuhls zum Theil einsank, von 18 Päpsten fortgeführt wurde, die einen großen Theil ihrer Schätze darauf verwendeten, von mehreren der größesten Künstler jenes glänzenden Zeitalters geleitet.[2])

---

rechnete es für eine ganz außerordentliche Gnade, daß er dem Künstler noch 100 Scudi an sein Sterbebett sandte. Ueberhaupt muß man, um die hier aufgezählten Geldsummen als ein Maaßstab benutzen zu können, nicht außer Acht lassen, wie bei der hohen Geistlichkeit und dem Adel Roms zur Zeit der Erbauung der Peterskirche Hochmuth und Geiz mit einander Schritt hielten. Derselbe Papst Paul III. zahlte dem Annibale Caracci für die ganze Galerie Farnese, an welcher er acht Jahre mit seinen Verwandten und Gehülfen arbeitete, 500 Goldgulden.

1) Ueberall hingen zwischen den Säulen kostbare Purpurteppiche, durchwirkt mit heiligen Geschichten; Alles strotzte von Silber, Gold und Mosaiken. Honorius hatte das Dach mit den erzenen, vergoldeten Deckplatten des von Hadrian errichteten Tempels der Roma und Venus decken, Leo III. ein 140 Pfd. schweres Lesepult verfertigen lassen. Unter dem Hauptbogen des Querschiffs war ein Balken, auf welchem Leo III. das Bild des Heilands aufstellte; er hatte eine 1352 Pfd. schwere Silberbekleidung. Die höchste Pracht aber zeigte sich an der Confession und dem Hauptaltar. Die erstere schmückte Leo III. mit Goldblech, worauf heilige Geschichten dargestellt und mit einem Mosaik, unter welchem der Erlöser stehend gebildet war. Den Boden belegte er mit Goldblech 453 Pfd. schwer. — Ueber dem Altar stand, nach alter Sitte, ein Tisch für die heiligen Gefäße. Karl der Große schenkte hierzu einen goldenen, und dazu gehörende Sachen. Das Ciborium, das Leo III. auf den Hauptaltar setzte, war von vergoldetem Silber, vier silberne Säulen trugen es und es wog 2,704¼ Pfd. Der Baustyl scheint geschmacklos gewesen zu sein.

2) Bramante, Giuliano da Sangallo, Fra Giacondo, Raphael, Peruzzi, Antonio Sangallo, Michel Angelo, Vignola, Giacomo della Porta, Domenico Fontana, Carlo Maderno, Giovanni Fontana leiteten nach einander den Bau bis 1626, wo die Einweihung erfolgte, die erstern, bis Michel Angelo, nach fast stets wechselndem Plane. Ohne des letztern außerordentliche Thätigkeit und Rechtlichkeit würde wahrscheinlich noch viel längere Zeit bis zur Vollendung des Gebäudes vergangen

Solche ungemeine geistige und äußere Kräfte hätten ein Meisterwerk der neuern Kunst können entstehen lassen, wenn gleich vom Anfange dem Ganzen ein fester, geprüfter, alles Nothwendige umfassender Plan zum Grunde gelegt worden wäre. An einem solchen mangelte es aber, oder es fanden sich wenigstens nach dem Tode Bramantes, der die vier Pfeiler und die sie verbindenden Bogen, welche die Kuppel tragen sollten, aufgerichtet hatte, weder Risse noch Modelle vor, und so wurde bis zu Michel Angelo nach den abweichenden Ansichten des jedesmaligen Baumeisters und Papstes fortgebauet, woraus sich das Gemisch von Gutem und minder Schönem entwickelte, das jetzt der Dom in seiner Vollendung zeigt, besonders da später auch wieder von Michel Angelos Plane abgegangen wurde, der so weit vortrefflich war, als der Zwang gestattete, welchen diesem Künstler die Form des einmal Hingebauten auferlegte. Paul V. nämlich, welcher den päpstlichen Stuhl im Jahre 1606 bestieg, fand, daß an der Fronte der Kirche einige Theile nicht angebracht seien, die für den katholischen Cultus nothwendig, z. B. daß an dem Portale der Balkon fehle, von welchem herab, nach dem Herkommen, der Papst dem Volke bei hohen Festen den Segen ertheilte; ja er fürchtete sogar, die Kirche möchte für die große, bei manchen Feierlichkeiten anwesende Volksmenge noch von zu geringem Umfange sein. Demzufolge wurde noch in den letzten Jahren des Baues Michel Angelos Plan, zum Nachtheil des Eindrucks sowohl des Aeußern als Innern, von Carlo Maderno abgeändert, und durch Verlängerung des Schiffes ein Haupttadel herbeigeführt, welchen man jetzt dem Innern macht: der Umstand, daß man vorn in der Kirche fast nichts von der imposanten Kuppel sieht; an der Vorderseite aber entstanden die unzähligen Vorsprünge und überhaupt die vielen kleinen Theile, die dem Ganzen, dessen mächtige ausgedehnte Fläche das Mittel zu einer großartigen Anlage bot, in geistiger Hinsicht ein unbedeutendes Ansehen geben. Glücklicher Weise fand man für zwei Thürme, die man auf den Ecken der Façade errichten wollte, und die der Wirkung der Kuppeln auf dem mittlern Theile der Kirche nicht geringen Eintrag gethan haben würden, die Grundmauern nicht fest genug, nachdem der eine schon bis zu

---

sein. Er brachte unter die saumseligen Werkmeister neues Leben und schnitt ihre Betrügereien ab. Durch seinen Plan, der im Wesentlichen festgehalten wurde, sollen gegen die frühern 300,000 Scudi und 50 Jahre erspart worden sein. 28 Jahre stand er dem Bau vor, bis er, 90 alt, starb. Der Vorbau ist von ihm ausgeführt; die Kuppel bauete Giacomo della Porta (in nur 22 Monaten, da er sechshundert Arbeiter Tag und Nacht dabei anstellen konnte), die Kolonaden (erst 1660 begonnen) Bernini.

beträchtlicher Höhe aufgeführt war, und riß letztern wieder weg. — Einzelnes von der Unzahl von Kunstschätzen zu besprechen, welche die Peterskirche in sich schließt (was allzu weit führen würde) können wir um so eher unterlassen, da dieselben doch gegen die des Vatikans, auf die wir noch kommen werden, in den Hintergrund treten, und die meisten Beschauer der Kirche uns hierin mit ihrem Beispiele vorausgehen.[1]) Selten fällt es einem, der letztere nicht oft und lange besuchen kann, ein, die Denkmäler, Statüen, Gemälde, Mosaiken u. s. w. näher zu betrachten, so sehr reißt jeden der große Eindruck des Ganzen hin; der Beschauer ist trunken von der Erhabenheit desselben und kann nicht dazu gelangen auf Einzelnes viel zu achten. Man sollte meinen, die ungeheure Größe müsse beklommen machen, aber sie tritt, wie wir schon erwähnt haben, wegen der Harmonie aller Theile nicht grell hervor, und es richtet sich im Gegentheil, wie Byron sehr gut bemerkt (Harolds Pilgerfahrt, 4. Ges. V. 155), hier der menschliche Geist, von dem Genius des Ortes ergriffen, riesenhaft empor.

Nun denke man sich erst diese Kirche, wenn an einem der hohen Feste der Papst in aller seiner Herrlichkeit, umgeben von den höchsten Prälaten, hier Gottesdienst hält vor vielen Tausenden; wenn am Frohnleichnamstage unter Kanonendonner und Glockenklang die große Prozession, mit dem Papste, den Kardinälen und übrigen Prälaten in der Mitte, in endlosem prächtigen Zuge daraus hervorschreitet, eine unabsehbare Reihe schimmernder Fahnen, Kreuze, Monstranzen, Baldachinen zwischen zahllosen glänzenden Kerzen entwickelnd; wenn in der Osterwoche das unbegreiflich tiefe Mi-

---

1) Nur wollen wir mit wenigen Worten die Kunstwerke nennen, die gerade auf unserm Bilde am meisten in die Augen fallen. Die über den Fenstern der Kuppel befindlichen Mosaiken stellen den Heiland, die heil. Jungfrau, die Apostel und andere Heilige dar, nach Zeichnungen von Arpino. In den Bogenwinkeln der vier Pfeiler sind die 4 Evangliſten (wovon 2 auf unserm Bilde bemerkbar), ebenfalls in Mosaik, von Giovanni da Velchi und Cesare Nebbia ausgeführt. In den untern Nischen stehen die kolossalen Bildsäulen der h. Veronika und Helena und des heiligen Longinus und Andreas, letztere, von Franz Quenois (oder Quesnoy) il Fiamingo, ein besonders ausgezeichnetes Werk. In den vier Loggien über diesen Statuen werden die nach den Gebeinen des heil. Petrus (in einem Gewölbe unter dem Hauptaltare) berühmtesten Reliquien der Kirche aufbewahrt: das Schweißtuch der h. Veronika, ein Stück vom Kreuze Christi, von der h. Helena entdeckt, die Lanze, mit welcher der Soldat, der nachmalige h. Longinus, Christi Seite durchstach, und der Kopf des heil. Andreas. Die Loggien, die nur von den Domherren der Peterskirche betreten werden dürfen, sind sehr geschmackvoll und von Urban VIII. nach Angabe Berninis angelegt. Jede ist mit zwei gewundenen Marmorsäulen verziert, die sonst vor dem Hauptaltare der alten Peterskirche standen.

ferere Allegris, dieses Räthsel und Wunder der heiligen Musik, von Hunderten von Stimmen in dem ungeheuren Raume ertönt, und von der Loggia herab der Papst den Segen über das auf die Knieen sinkende Volk ausspricht; oder gar wenn an den Abenden des Oster- und des Peterstages (28. Juni) die große Beleuchtung der Kirche stattfindet, wobei sie einen Anblick gewährt, der, wie schön der Reisende ihn auch vorher sich gedacht, doch fast immer seine Erwartungen weit übertrifft, — wenigstens haben wir noch keinen anders darüber urtheilen hören — so daß er allein recht gut eine Reise nach Rom werth sein dürfte. Selbst Hr. G. Nicolai, in Berlin welcher in der Beschreibung seiner Reise nach Italien überall fast nur das Unangenehme dieses Landes; die Unreinlichkeit, die Prellerei, welcher der Reisende häufig ausgesetzt ist u. s. w. hervorhebt, und gegen die übertreibenden Schilderungen der Enthusiasten ankämpft, — ist von letzterem Anblicke doch entzückt. „Um ein Viertel auf Acht Uhr etwa," erzählt er, „schlugen wir den Weg nach der Peterskirche ein. Der Mond stand am unbewölkten Himmel und schien den Glanz der Erleuchtung beeinträchtigen zu wollen. Die zu der Kirche hinführenden Straßen, die Engelsbrücke, der Borgo nuovo, vecchio und S. Spirito, sowie die Piazza rusticucci und die Piazza di St. Pietro, wimmelten von Menschen und Wagen. So todt Rom gewöhnlich ist, so strömt doch bei geistlichen Festen die ganze Bevölkerung zusammen. Alle Zugänge waren mit päpstlichen Dragonern besetzt, um Unordnungen zu verhüten. Die Wagen stellten sich in dichten Reihen rechts und links vor dem Obelisken des Petersplatzes auf, von wo aus man die Façade und die drei Kuppeln der Kirche übersehen kann. Unser Lohnbediente sagte uns, daß um 9 Uhr, nach unsrer Art die Tagesstunden zu zählen, [1]) die Erleuchtung beginnen würde. Drei Glockenschläge, setzte er hinzu, geben das Zeichen, und 500 Menschen sind zur Erleuchtung angestellt. Betrachten Sie das Kreuz auf der großen Kuppel, mit dem ersten Schlage sehen Sie es in Flammen, beim zweiten sehen Sie die Kuppel, beim dritten das ganze Gebäude erleuchtet! Und so geschah es. Weithin hallte der erste Schlag der Glocke, als urplötzlich das Kreuz im Brillantfeuer strahlte; ein lauter Schrei der Bewunderung durchdrang die Versammlung. Und wieder ertönte der eherne Ruf, und Tausende von großen und kleinen Feuern flammten über den Kuppeln und an der Façade des ungeheuren Gebäudes empor. Der dritte Schlag erleuchtete das Ganze, mit den Portiken, welche den

1) Die Italiener zählen sie von Sonnenuntergang an gerechnet bis 24, so daß, wenn die Sonne (wie zu Ende Juni) dort um 8 Uhr untergeht, um 9 Uhr ora prima (1 Uhr) bei ihnen ist.

Platz einschließen. In diesem Augenblicke brannten 4400 große Lampen und 784 ungeheure Feuerbecken, in malerischer Anordnung nach den Hauptlinien des herrlichen Gebäudes und in der Art vertheilt, daß die mächtigen Flammen der Feuerbecken in der Umgebung der strahlenden Lampen wie feurige Rosetten unter glänzenden Brillanten erschienen. Der Anblick war feenhaft. Vor dem Glanz des Feuers erblich der Schimmer des Mondes. Auf den Wasserstrahlen der Springbrunnen hüpften spielend Millionen funkelnder Edelsteine. Wir glaubten Armidens Zauberpalast vor uns zu sehen.“

Sonst wurde die Schönheit dieses Anblicks noch dadurch erhöht, daß man durch die große Mittelpforte der Kirche, die sich nur an hohen Festtagen aufthut, die Aussicht auf den von unzähligen Kerzen erleuchteten Hochaltar und den in wechselndem Widerschein glühenden bronzenen Baldachin darüber hatte. Diese prachtvolle Erleuchtung des Hauptaltars und überhaupt des Innern der Kirche ist aber seit 1824 sehr eingeschränkt worden, wegen der Unordnungen, welche oft dabei vorfielen, und allerdings, bei dem Charakter des römischen Volks und dem Zusammenfluß so vieler Fremden, durch die mangelhaften Vorkehrungen, welche man traf, nicht beseitigt werden konnten. Noch neuere Reisende klagen über letztere, mehr aber frühere. Hören wir z. B. was Wilh. Müller, der treffliche, uns allzufrüh durch den Tod entrissene Dichter, im J. 1818 darüber schreibt. Nachdem er die uns schon bekannte Ansicht des Platzes und die Aussicht auf den erleuchteten Hochaltar geschildert hat, fährt er fort: „Der Portikus und die Schwellen sind mit duftenden Blumen und Blättern bestreut und reiche Guirlanden flattern in den Thüren. Im Innern sind die Wände von oben bis unten mit purpurnen damastenen Tapeten behängt, und rechts und links strahlen erleuchtete Altäre aus der Dämmerung der Seitenschiffe hervor. Aber, bin ich in einen Ballsaal oder in eine Kirche getreten? Arm in Arm wandelt man mit fröhlichem Gespräche in dem breiten Hauptschiffe auf und nieder: Engländer und Engländerinnen mit festen, raschen Schritten, die Römer langsam und erschöpft, die Damen schwer auf den Kavalier gelehnt. Auch Geistliche treiben sich mit umher, noch im feierlichen Gewande des hohen Festes. Die Müden ruhen auf den Bänken ringsum, Einige sind entschlummert, ein Spaßvogel schreckt sie auf, die Umsitzenden lachen laut. Durch die dunkeln Seitenschiffe streifen Schweizer mit blinkenden Lanzen, um Unordnungen zu verhüten; die Hunde, die nicht lange Friede halten, wenn viele beisammen sind, geben ihnen immer zu thun.“

Die lebendige Schilderung Müllers macht uns Lust, noch ein Stück daraus mitzutheilen, um das Bild der ganzen Festlichkeit zu vollenden.

„Gegen den Hochaltar — fährt er fort — ist der Andrang fühlbar; jeder Christ will dem Heiligen so nahe als möglich stehen; aber zwei Schweizer bewachen die Thür, die durch das steinerne (auf unserm Bilde bemerkbare) Geländer auf zierlichen Stufen zu der Pforte hinabführt, die das Gewölbe unter dem Altare verschließt. Man beugt sich weit über letzteres hinüber und schauet mit Neid und Sehnsucht auf die Beglückten hinab, die sich durch die hartherzigen Hüter vermittelst ihres Sternes oder ihres fremden Gesichtes einen Weg zu bahnen wußten. Ein anderer Haufe drängt sich rechts hin nach der bronzenen Statue des Patrons [1]), um ihm den Fuß zu küssen. Heute wird diese Berührung von ganz besonders segensreichen Wirkungen sein: darum will Keiner dem Andern nachstehen. Mann und Weib, vornehme und gemeine Köpfe, schon mit halboffenen Lippen, streben auf die blankgeküßten Zehen los und scheuen weder Drang noch Stoß. Der Heilige hat sein Staatskleid übergezogen: reiche, bunte Seidenstoffe, mit Gold und Steinen durchwebt, decken ihn von oben bis unten; nur der schwarze Kopf, die Hände und der Fuß gucken mohrenhaft aus der Umhüllung hervor.

Nach und nach löschen die Chorknaben die Kerzen auf den Seitenaltären aus, und der Schein des erleuchteten Platzes dringt mit Macht durch die Thüren der dämmernden Kirche und ruft das schaulustige Volk zu neuer Augenweide. Ich blieb hinter dem Hochaltare sitzen, bis die Schweizer mich hinausboten, die von dort anfingen die zurückgebliebenen Festgänger zum Aufbruche zu nöthigen. Sie schließen zu dem Behufe eine Reihe und schreiten so durch alle drei Schiffe bis zu dem Ausgange der Kirche fort, die aufgescheuchte Menge vor sich hertreibend.

Blendend und betäubend empfing mich der Platz. Wie mit schimmernden Armen umschließt der hohe Säulengang die dunkle Runde, aus deren verworrenem Gewühle die beiden Springbrunnen hell und laut in silbernen Strahlen sich erheben, mit denen die Wiederscheine der Lampen ihr unermüdliches Spiel treiben. Die Musikchöre klingen und verhallen in dem wachsenden und fallenden Getümmel; Wagen rasseln über das Pflaster; Kutscher schreien den Fußgängern zu; Verkäufer bieten Erfrischungen aus, die Hauswirthe ihre Fenster und Balkone; Andere laufen mit leichten Stühlen auf Kopf und Schultern dienstfertig umher. Ich drang vorwärts durch Menschen, Thiere, Stühle und Wagen, bis zu der äußersten Gränze des Platzes: da wendete ich mich schnell um, und Kirche und Kuppel flammten in einem Anblicke vor mir auf.“

---

1) am letzten Pfeiler des Mittelschiffes rechts. Der Heilige hebt die rechte Hand zum Segnen auf, in der linken hält er die Schlüssel.

Wie bei der eben geschilderten religiösen Festlichkeit, so spricht sich auch bei allen andern in Rom der Hang des Volkes nach glänzender Aeußerlichkeit aus, ein Hang, der wesentlichen Einfluß auf die Gestaltung des katholischen Gottesdienstes gehabt hat, und in Betracht dessen der Vorwurf unbegründet erscheint, den man so oft der katholischen Geistlichkeit in Italien macht, durch prunkvolle Ceremonien und Feste dem Volke zu schmeicheln, durch abergläubische Lehren es in Unwissenheit zu erhalten, um desto leichter es beherrschen zu können. Der Katholicismus, wie er jetzt in Italien erscheint und wirkt, ist die für jenes Land nothwendige Form des Christenthums. Nicht der unsichtbare Gott und das schlichte heilige Wort, nicht innere Buße und der stille Dank des Herzens, nicht der gehoffte Lohn der fernen Ewigkeit sind im Stande den Italiener zu leiten und zu zähmen: er will Bilder, Wunder, heilige Ehren und heilige Strafen, Ablaß und Bannfluch u. s. w.; er bleibt im Verhältniß zu uns Nordländern immer ein Kind, jetzt sogar ein verzogenes. Der Priester aber, der Erzieher des Volkes sein soll durch Lehre und Beispiel, muß sich nothwendig nach dem Charakter und den Fähigkeiten seines Zöglings richten.

Will man in dieser Beziehung den Geist des römischen Volkes recht kennen lernen, so haben die Feste in den kleinern Kirchen der römischen Landstädte und Flecken ein eigenthümliches Interesse, indem sie jenen Geist unverhüllter und unbefangener aussprechen, als die in der Peterskirche, in der Lateranskirche (dem Range nach die erste in Rom) *), in Sta. Maria Maggiore und andern, wo die Größe und der Glanz des Gebäudes, die Macht der Kunst und die Würde der Geistlichkeit nicht selten eine an sich kleinliche Feier heben und verherrlichen. Wir Protestanten haben unter allen unsern Festen nur eins, das wir, wenigstens in unserm Hause, gleichsam als Kinder begehen, das Weihnachtsfest. Die römischen Feste haben aber sämmtlich diesen Charakter einer Kinderfeier, wenn wir sie aus unserm strengen männlichen Gesichtspunkte betrachten: da ist kein Unterschied in den Tagen der Freude, der Buße, des Dankes und der Trauer; alle sind sie Spiele, wie die Kinder sie lieben, bunt und laut, mit Puppen, Blumen und Lichtern.

Wir wollen kein Gewicht legen auf die Krippen des Weihnachtsfestes, die unsern Begriffen näher stehen; aber auch die heilige Woche bietet in einigen Kirchen von Rom Feierlichkeiten zur Schau, die einer fröhlichen Gaukelei ähnlicher sehen, als einem Gedächtnißfeste der Leiden Christi. Wir müssen hier nochmals zu dem trefflichen Buche Wilh. Müllers über Rom

*) weil sie die Pfarrkirche des Papstes ist. In ihr werden die Päpste gekrönt und sie nennt sich **Omnium urbis et orbis ecclesiarum mater et caput** (aller Kirchen Roms und der Erde Mutter und Haupt).

zurückkehren. „In einer kleinen Kirche unfern dem spanischen Platze" — erzählt der Verfasser — „sah ich eine transparente Decoration mit dem Berge Golgatha und den drei Kreuzen ausgestellt. Auf jeder Seite der Kirche, zunächst diesem Hintergrunde, war eine hohe Bühne aufgeschlagen, und auf jeder stand ein wohlgenährter Mönch, der sich, recht in dramatischer Form, mit seinem Gegenmann, unter den lächerlichsten Verrenkungen des Leibes, wie der Stimme, über die letzten Leiden des Erlösers besprach. Dazwischen ließ sich bisweilen eine hinter dem Vorhange versteckte Instrumentalmusik hören, die den Rednern Zeit zum Räuspern und Verblasen gab.

„Am Abend des Dreikönigstages ist ein Theater ähnlicher Art in der Kirche Ara Celi, auf der Höhe des kapitolinischen Berges, eröffnet. Der ganze Tempel ist finster, nur hinter dem Vorhange, der die heilige Bühne verdeckt, wanken Lichter auf und ab, und die Leute können die Zeit nicht erwarten, daß er sich hebe: sie drängen sich an die Leinwand, zupfen und ziehen, bücken sich und stellen sich auf die Zehen, um nur einen Blick in die geheimnißvolle Werkstatt zu werfen. Endlich beginnt eine sanfte Musik, Alles verstummt und der Vorhang hebt sich. Da sitzt die Jungfrau, mit steifem damastenen Rocke und karminrothen Backen, ein dickes Wachsbild im Schooße haltend, und umher knien und stehen die heiligen drei Könige in den wunderlichsten Posituren und Kostümen. Die Figuren sind von Holz, mit den grellsten Farben bemalt; dazu hat man sie noch mit Gold und Silber beklebt, das in der hellen Beleuchtung über die Maaßen flimmert. Der Moment, in welchem die Gruppe dargestellt ist, gibt dem Ganzen ein gespensterhaftes Ansehen von Versteinerungen: denn jeder ist in lebhafter Bewegung begriffen, so daß man beim ersten Anblicke fast vor Ueberraschung erschrickt, nachher aber die gespannte Ruhe nicht ohne Angst betrachten kann. Einer, der eben auf die Kniee fallen will und im halben Sinken schwebt, erregt besonders viel Theilnahme. Als ich nach geendeter Feier aus der Kirche trat, stand eine kleine musikalische Gesellschaft im hellen Mondscheine auf der großen breiten Treppe. Zwei Frauen trugen ein dialogisirtes Lied vor, das ein Paar Kinder mit einer Laute und Triangel begleiteten. Die eine Sängerin stellte die heilige Jungfrau vor, die andere eine Zigeunerin, von der sie mit ihrem Kinde Speise und Trank auf ihrer Reise begehrt. Ich kaufte mir das fliegende Blatt und stellte mich in den Kreis der Zuhörer bis das Lied zu Ende war.

„Nicht lange darauf zog mich die Einsegnung der Thiere nach der kleinen Kirche ihres Schutzpatrons, des S. Antonio Abbate, am Platze Sta. Maria Maggiore. Dieses Fest, das so oft beschrieben worden ist, gehört zu den lustigsten der Stadt und wird, sowohl vom Priester wie von der Ge-

meinde, recht eigentlich wie ein Spaß oder eine Fopperei behandelt. Der Weihpriester im Ornate steht mit seinem nassen Wedel vor der Thür der Kapelle, neben ihm ein Knabe, der die Bilder des Heiligen austheilt, die, an Stallthüren genagelt, von heilbringender Wirkung sind. Rosse mit Staatskutschen, Reitpferde, Esel und Schweine werden in rascher Folge vor die Pforte geführt: der Priester murmelt ein Paar Worte und spritzt seinen Wedel in kreuzendem Schwunge über die Thiere aus. Dabei macht er sich und den Umstehenden zuweilen die Freude, den Wedel recht tief in das Wasser zu tauchen und durch einen derben Guß die Thiere scheu zu machen, oder auch die Führer und Reiter mit dem Ueberflusse zu bedecken. Diese necken ihrerseits den Priester dadurch, daß sie die Thiere zum Springen und Schreien reizen, oder das eingesegnete Vieh zum zweiten Male vorführen, oder auch durch die Schnelligkeit ihres Gaules der Büchse des Priesters das schuldige Geldstück entziehen. Die Reichen schicken statt des Geldes große Wachskerzen anden Heiligen, und dafür macht denn der Priester die Ceremonie etwas länger und anständiger.“

Eine kirchliche Handlung wie die eben beschriebene gränzt, unsern Begriffen nach, ziemlich nah an Unfug, für den Römer aber, der sonst noch andere gewohnt war, hat sie nichts Anstößiges. Gab doch ehemals die Familie Colonna, deren Palast an die Kirche der heiligen Apostel stößt und mit ihr durch mehrere Fenster in Verbindung steht, dem Volke jährlich am 1. Mai ein Fest, wo von den obgenannten Fenstern aus Geflügel in die Kirche geworfen wurde, um welches man sich dann heftig stritt. Zugleich hing man an einen vom Gewölbe herabgelassenen Strick ein Schwein, welches unterhalb auf einem dazu eingerichteten Gestelle stand. Jeder der sich des Thieres bemächtigen wollte, wurde bei dieser Gelegenheit von oben begossen. Und Clemens der VII. selbst fand dies Fest ergötzlich.

So etwas sieht man jetzt nicht mehr in Kirchen und an Kirchenfesten, man müßte denn das von Goethe so unübertrefflich schön geschilderte Carneval, aus dem unser zweites Bild eine Scene darstellt, wegen seines Zusammenhanges mit den vierzigtägigen Fasten vor Ostern, als ein solches betrachten. Dagegen sind lange Prozessionen, von Mönchsorden und Brüderschaften angeführt, — die bei besondern Gelegenheiten wohl mit manchen Zeichen der Buße, sogar barfuß vorgenommen werden, wie denn noch im letzten Jubeljahr (1825) selbst der Papst mit bloßen Füßen, begleitet von allen hohen Würdenträgern und geistlichen Orden, einen feierlichen Umzug nach den Basiliken hielt, — dann Haufen von Leuten aus dem niedern Volke, die sich, wie auf unserm ersten Bilde im Colosseum, um einen predigenden Mönch versammelt haben, Suppenaustheilungen vor den Klöstern und andere Zeichen des beständigen Strebens der Geistlichen, auf und für das Volk zu wirken, sehr gewöhnliche Erscheinungen in Rom.

Constantinopel.

Tafel I.

Constantinopel, die Hauptstadt des osmanischen oder türkischen Reichs, aus der wir hier einige Ansichten geben, ist so außerordentlich reich an großen historischen Erinnerungen, an sehenswürdigen Bauwerken und Einrichtungen, an herrlichen Umgebungen, an Merkwürdigkeiten des Volkslebens u. s. w., daß wir vergebens suchen würden, auf dem geringen Raume, der uns dazu offen steht, eine umfassende Schilderung dieser Stadt zu geben. Deshalb theilen wir nur Einzelnes aus einer solchen mit, je nachdem die Bilder auf dies oder jenes Bemerkenswerthe hindeuten.

Das mittlere derselben zeigt den Hof der Moschee Bajazeds, und steht wohl schon deshalb mit Recht an der Spitze der Abbildungen aus Constantinopel, weil gewöhnlich die Reisenden, welche dieses besuchen, nichts Angelegentlicheres zu thun haben, als sich eine Erlaubniß zu verschaffen, die großen Moscheen zu besehen. Diese erhalten aber in der Regel nur hohe Personen, bisher selbst jeder europäische Gesandte nur einmal, so lange er dort verweilt, daher denn nothwendig Viele ihren Wunsch nicht befriedigt sehen. Kein goldner Schlüssel öffnet die Thüren der türkischen Moscheen, und selbst wenn ein Firman (schriftlicher Befehl) des Sultans den Priestern gebietet, ihr Heiligthum Fremden aufzuschließen und zu zeigen, thun sie es augenscheinlich ungern. Die Moschee Ejubs (nach dem Fahnenträger des Propheten so genannt), wo der Großsultan bei seinem Regierungsantritt mit dem Schwerte Mahomeds umgürtet wird, was die Bedeutung unserer Krönung hat, darf sogar nie von Andern als Mahomedanern betreten werden.

Im Ganzen sind der

Moscheen

in Constantinopel gegen 500, wovon die größern von den Türken Dschami, d. h. Versammlungsörter, die kleinern Mesdschids, d. h. Anbetungsörter, genannt werden. Aus dem letztern Namen scheint durch Verdrehung und Verstümmelung das von uns gebrauchte Wort Moschee entstanden zu sein. Unter den Dschamis haben die, welche nach der Eroberung der Stadt durch die Türken aus christlichen Kirchen entstanden, oder von Sultanen und Sultaninnen gebaut sind, den Vorzug vor den von Wesiren gegründeten und allein das Recht, in den heiligen Nächten von innen und außen bis

an die Spitze der Kuppel hinauf, prachtvoll beleuchtet zu werden. Ihrer sind in und bei Constantinopel 36.

Die vornehmste unter allen ist die Aja Sofia, oder die große Sophien-Moschee (im Hintergrunde der 7ten Abbildung die letzte links), aus der alten griechischen Cathedrale zur heiligen Weisheit entstanden, die Constantin der Große im Jahr 325 n. Chr. gründete, spätere Kaiser aber[1]), nachdem sie mehrmals von Feuer und Erdbeben gelitten hatte, fast ganz umbaueten, worauf sie für eins der ersten Prachtgebäude der Welt galt. Die Türken haben dann bei Einrichtung der Kirche zu einer Moschee Vieles geändert, besonders von den innern Verzierungen Alles weggeschafft, was auf die christliche Religion Bezug hatte. Nur an den Ecken und Bogen des mittlern großen Domgewölbes, das 180 Fuß hoch ist, erkennt man noch deutlich die Umrisse von Seraphim, Marien- und andern Heiligen-Bildern in Mosaik; an die Stelle der meisten übrigen ähnlichen Verzierungen sind Verse aus dem Koran, oft mit wahrer Riesenschrift, mit Buchstaben bis zur Höhe von 10 Ellen, gekommen.

In den Nächten des Ramasans (der großen Fasten) wird die Kuppel von einigen tausend Lampen erleuchtet, die in drei Kreisen über einander hangen. Dergleichen Lampenreife, nur mehr oder weniger prachtvoll, finden sich, mit Straußeneiern, künstlichen Blumen und Büscheln von Rauschgold verziert, überhaupt in allen Moscheen.

Nicht nur in der Sophien-Moschee, sondern auch in allen andern, welche vormals christliche Kirchen waren, besteigt der Geistliche, welcher am Freitage (dem Sonntag der Türken) das Gebet für den Sultan zu verrichten hat, das Minber (die Kanzel) mit einem hölzernen Schwert in der Hand, zum Andenken der Eroberung durch dasselbe, und ihm zu beiden Seiten sieht man zwei Fahnen, wovon die eine an den Sieg des Islams (muhamedanischen Glaubens) über das Judenthum, die andere an den über das Christenthum erinnert.

Mit einzelnen Gegenständen in der Moschee sind abergläubische Sagen, der Türken sowohl als der Griechen, verknüpft. Die, entweder aus dem Stein hervordringende, oder vielleicht auch künstlich daran gebrachte, Feuchtigkeit der sogenannten schwitzenden Säule wird z. B. von den Türken für ein Wunder wirkendes Heilmittel gehalten, durch Berührung des Propheten entstanden[2]). Die Griechen glauben dagegen, eine zugemauerte

---

1) Justinian besonders, und Basilius II.

2) Bekannt ist, daß Mahomed an solchen abergläubischen Meinungen, die bei den Bekennern seiner Lehre sehr gewöhnlich sind, nicht Schuld ist, sondern selbst frei erklärt hat, er thue keine Wunder. Dagegen wird das viele Gute, das seine

Thür an der nördlichen Seite der Gallerie, werde von dem Bischof bewacht, der eben Gottesdienst verrichtete, als die Mahomedaner Constantinopel einnahmen, und jetzt in seiner vollen Amtstracht hinter der Thür sitze, in der Bibel lesend. Er werde einst, meinen sie, wenn die Stadt wieder in die Hände der Christen falle, hervortreten und am Hochaltar die erste feierliche Messe lesen; bis dahin aber würden die vereinigten Anstrengungen aller Maurer Stambuls (Constantinopels) die Thür nicht öffnen können.

Die prächtigste Moschee in Constantinopel ist die Suleimans des Großen, nahe am Hafen, auf unserm Bilde von höher liegenden Häusern und Bäumen verdeckt, ein Meisterwerk der saracenischen Baukunst[3]). Mit ihr sind auch alle Arten frommer Stiftungen, die bei andern Moscheen nur einzeln angetroffen werden, vereinigt, nämlich Elementarschulen (Mekteb), Akademien (Medresse), ein Hörsaal für die Lesung des Korans (Darol Kiraet), eine Arzneischule (Medresse tibb), ein Hospital (Darosch schifa), eine Armenküche (Imaret), ein Unterkunftsort für Reisende (Karawan Serai), eine Bibliothek (Kitabchane), eine Brunnenanstalt (Sebilchane), ein Versorgungshaus für Fremde (Tawchane), und ein Begräbnißort (Turbe).

Ferner ist diese Moschee auch die allgemeine Schatzkammer für Privatpersonen. Eine kostbar verzierte Gallerie längs der ganzen nördlichen Seite des Gebäudes ist voll von Koffern verschiedener Größe und Form, von der einfachen Lade aus Cypressenholz an, welche dem Krämer zur Aufbewahrung seiner Schätze dient, grün angestrichen und verziert mit vielen großen, buntscheckig und plump gemalten Blumen, bis zu der schweren Geldkiste eines verwiesenen Großen oder reisenden Banquiers. Sie stehen hier eine auf der andern bis unter das Dach, jede mit einer Marke, die nur dem abwesenden Eigenthümer und dem zeitweiligen Aufseher bekannt ist. Die der Moschee Suleimans anvertrauten Güter werden beim Empfang von dazu bestellten Beamten sogleich sorgfältig in ein Buch eingetragen, mit beigefügter näherer Beschreibung, und was einmal so deponirt ist, bleibt unversehrt; Niemand rührt es an, gleichviel wie lange es dauert, bis der Eigenthümer es zurückfordert, oder welche Veränderungen mittlerweile in der Regierung und Verfassung des Landes eintreten mögen. Personen aus allen Nationen, Bekenner aller Religionen dürfen ihr Gut hier niederlegen und versichert sein, daß es ihnen unversehrt zurückerstattet wird, sobald sie es wiederfordern.

Religionslehre enthält, durch seine Beförderung der Sinnlichkeit, seine Anregung zur Unduldsamkeit, und durch den erschlaffenden Glauben an unbedingte Vorherbestimmung des menschlichen Schicksals sehr verdunkelt.

3) 1550—1555 von Sinan, dem größten Architecten des osmanischen Reiches, erbaut.

Die hier aufgehäuften Schätze an Gold, Silber und kostbaren Stoffen sollen von unermeßlichem Werth sein und viele Kisten hundert Jahre auf der Gallerie gestanden haben. Sie sind weder bei Volksempörungen vom Volke, noch je von der türkischen Regierung angetastet worden, die auch nicht einmal ein Lagergeld oder sonstige Abgaben fordert. Oft fehlte es ihr an Geld, aber immer zeigte sie sich hier redlich, was nicht so allgemein bekannt ist, als es zu sein verdient.

Die Höfe der Moscheen in Constantinopel sind sämmtlich mit Marmor gepflastert und von hohen Bäumen beschattet, unter denen sich häufig Gruppen von Muselmännern versammeln, ihre Teppiche ausbreiten, der Ruhe pflegend ihre Pfeife rauchen, und die Andächtigen betrachten, die vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne den Ort besuchen. Auf jedem gewährt eine Fontaine den Gläubigen das erforderliche Mittel, sich zu waschen, ehe sie in die Moschee treten.

Neben diesen Fontainen breiten auch Trödler, meistens Pilgrime, in ihren grünen Turbanen und mit langen Bärten, ihre Matten aus und bieten Reliquien aus Mecca, Amulete, Wohlgerüche, Pfeifenstücke aus Bernstein oder Elfenbein, Schminke und Spielwerk für den Harem u. s. w. zum Verkaufe aus.

Diese herumziehenden Handelsleute besitzen meistens einen trockenen Witz, welcher den Türken sehr gefällt, und daher sammeln sich bald ganze Haufen von Zeitvertreib suchenden Leuten um sie, deren pittoreske Tracht und würdevolle Haltung dem Maler einen willkommenen Stoff darbieten. Der ansehnliche Effendi mit seinem Turban aus Kaschemir und seinem kostbaren Pelze steht hier neben dem Soldaten in rother Mütze und blauem Rock. Zu ihren Füßen niedergekauert bemerkt man den auf seine Abstammung von dem Propheten stolzen Emir in einem grünen, langen Kleide, die Pfeife in der Hand, wie er von der Unterhaltung in seiner Umgebung nichts zu verlieren sucht und dabei ruhig die Knöpfchen seines Rosenkranzes durch die Finger laufen läßt. Neben ihm sitzt wohl ein Derwisch in seinem kegelförmigen Hut von grauem Filz, ein Santon oder Heiliger, durch Unreinlichkeit ausgezeichnet, manchmal auch ein dicht verschleiertes Frauenzimmer in einem schweren Mantel von dunkelem Tuche und Stiefeln oder Pantoffeln von gelbem Maroccoleder.

Neben den Menschen sieht man auf diesen Höfen beständig Schaaren von Tauben, ja mitten durch die Moscheen fliegen sie oft hin, ohne im Geringsten gestört zu werden; denn sie sind den Türken heilig, und wer eine tödtete, möchte leicht sein Leben auf das Spiel setzen.

Die Moschee des Sultans Bajazed, welche unser Bild darstellt (auf dem untern Bilde die dritte von der Sophienmoschee aus) hat

einen ganz besonders orientalischen Charakter, hauptsächlich in dem hervorstehenden Thor, das mit vergoldeter Arbeit geschmückt und oben mit einer Kuppel versehen ist, welche durch einen gewaltigen vergoldeten Stern gekrönt wird. Die ausgezackten Bogen daran sehen aus, als ob sie aus Stalactiten beständen, die Flügelthüren haben eingelegte Arabesken aus Perlmutter.

Die Moschee Achmeds I., auf der 7ten Abbildung die nächste an der Sophienmoschee, ist die einzige im ganzen osmanischen Reiche, die sechs Minarets hat (selbst die des heiligen Hauses zu Mecca hat nur vier) und außerordentlich reich an Kostbarkeiten aller Art. In ihr findet jährlich zur Feier des Geburtsfestes des Propheten eine Versammlung des Hofes und aller Staatsbehörden statt; nach ihr begiebt sich der Sultan an den zwei großen Festen des Beirams in Begleitung des ganzen Hofstaates, um die vorgeschriebenen Gebete zu verrichten; in ihr hängt die jedesmalige letzte Decke der Kaaba zu Mecca[4]), welche die Caravane, die jährlich eine neue hinführt, dagegen zurückbringt.

Interessant ist das Aufbrechen solcher Pilgerzüge nach Mecca, die sehr häufig stattfinden, da jeder Muselmann nach den Vorschriften des Korans (seines Religions-Gesetzbuches) wenn irgend möglich wenigstens einmal in seinem Leben eine Wallfahrt nach dem Geburtsort Mahomeds unternehmen muß, und sich deshalb bei jeder Veranlassung Tausende frommer Verehrer des Propheten auf einer weiten Ebene hinter Scutari[5]) versammeln, hier, auf Einrichtung ꝛc. des Zuges wartend, ihre Zelte aufschlagen, ihre Fahnen wehen lassen und den Ihram oder die heilige Kleidung anlegen, von welchem Augenblicke es ihnen nicht mehr erlaubt ist, etwas zu tödten — ein Verbot, dem sie so genau folgen, daß sie selbst Ungeziefer nicht erdrücken. Dies ist eine Thatsache und erklärt die Unreinlichkeit, den ekelhaften Zustand der türkischen Santos (Heiligen) und Hadschis[6]), welche sich in der Stadt

---

4) Die Kaaba ist das verehrteste Heiligthum der Mahomedaner, ein altes arabisches Gebäude, von welchem Mahomed vorgab, daß es von Adam angelegt, durch die Sündfluth zerstört und durch Abraham und Ismael wiederhergestellt worden, um Gott darin anzubeten. Ein schwarzer, mit Silber eingefaßter Stein, welcher darin eingemauert ist, soll dem Abraham durch den Erzengel Gabriel bei dem Bau des Tempels überbracht worden, und anfangs schneeweiß gewesen, durch die vielen Thränen aber, die jener über die Sünden der Menschen vergoß, schwarz geworden sein. Nach ihm richtet jeder Mahomedaner beim Gebete das Gesicht; die Pilger berühren ihn mit großer Ehrfurcht und küssen ihn. Die Kaaba hat eine ganz silberne Thür, die jährlich nur zweimal geöffnet wird. Von außen wird sie alle Jahre mit neuem, stets vom Großsultan geschenkten schwarzen Seidenzeuge umhängt, in welchem Sprüche aus dem Koran mit Gold eingenähet sind.

5) Der auf dem asiat. Ufer des Bosphorus liegenden Vorstadt von Constantinopel.

6) Zu der Würde eines Hadschi gelangt der, welcher persönlich eine Wallfahrt

herumtreiben, und die man nicht ohne Gefahr, angesteckt zu werden, berühren kann.

Folgende Beschreibung eines Augenzeugen mag von der pitoresken Erscheinung des Aufbruchs einer Karavane einen Begriff geben.

„Es schien, als wollten sich alle Einwohner von Scutari auf die Pilgerreise machen, so voll war's auf der weiten Fläche. Nach einiger Zeit ordneten sich dann die verworrenen Massen. Zuerst erschien der Emir-Hadschi, oder Anführer der Wallfahrer, in einer Sänfte, von stattlichen Mauleseln getragen, und von andern Hadschis begleitet. Die Pilger schieden sich dann in mehrere Haufen oder Züge, welche durch vorausgetragene Paniere mit Inschriften bezeichnet wurden, und ihnen folgte eine Reihe Kameele mit Tragbetten für diejenigen, welche sonst vielleicht wegen Erschöpfung zurückbleiben müßten. Hieran schlossen sich andere Haufen von Mitziehenden, unter denen welche, die heulten und sich wie Besessene gebehrdeten, für die sie auch gehalten wurden, und neben anderm Gesindel auch Possenreißer, welche zur Belustigung der Anwesenden allerlei lächerliche Sprünge machten. Dann folgten bewaffnete Reiter, und den Beschluß machte ein großer Haufe Kameele, welche mit Nahrungsmitteln und allerlei Geräth beladen waren, auch mit Fackeln, um damit zu leuchten, wenn man des Nachts reisete.

„Besonders zog meine Aufmerksamkeit das Kameel auf sich, das den Mahmet trug, oder die heilige Decke, welche diesmal aus Ballen Sammet bestand, worauf verschiedene Stellen des Korans in Gold gestickt waren. Es war weiß, mit einem rothen Federbusche, einer kostbaren Schabracke und Glocken verziert, und wurde für heilig gehalten, ja von den Meisten für dasselbe, welches Mahomed auf seiner Flucht von Mecca nach Medinah (Hedschra) geritten und dem Allah ein so wunderbar langes Leben geschenkt. Man drängte sich ungestüm herzu, um das Thier zu berühren, und die, welche nicht nahe genug kommen konnten, lösten ihren Turban auf und warfen einen Zipfel desselben nach ihm, damit durch diese Berührung wenigstens ein Theil ihrer Kleidung geweihet werde.“

Die schlanken, zierlich gebauten Thürme, von denen an jeder Moschee einer, bei den größern zwei bis vier sind, heißen Minarets. Von ihren

---

nach Mecca gemacht hat, gewöhnlich versteht man aber, wie hier, unter dieser Benennung solche Leute, die ein Gewerbe daraus machen, Wallfahrten für Andere zu unternehmen. Es ist nämlich erlaubt, die anbefohlene Reise durch einen Stellvertreter machen zu lassen und so bezahlen fast Alle, die es können, lieber beträchtliche Summen an diese Frommen, als daß sie sich selbst den, durch verschiedene Vorschriften des Korans noch vergrößerten Beschwerden einer weiten, gefährlichen Reise unterziehen. Natürlich liegt es im Interesse der stellvertretenden Pilger, nach ihrer Rückkehr von einer Reise sich in erbärmlichen Umständen sehen zu lassen.

Gallerien rufen junge Geistliche, Muessim[7]), die Gläubigen täglich fünf mal zum Gebet (Glocken haben die Mahomedaner nicht), eine Stunde vor Sonnenaufgang, dann bei diesem, dann des Mittags, bei Sonnenuntergang, und zuletzt noch eine Stunde nach demselben.

Bei Sonnenuntergang wenigstens verrichtet gewöhnlich jeder Türke sein Gebet in der Moschee. Hat er sich am Brunnen im Vorhofe Hände, Füße und Bart gewaschen, so tritt er ein, richtet das Gesicht nach Mecca, hält, wie unsere 6te Abbildung zeigt, beide Hände offen zu beiden Seiten des Gesichts, gleichsam die Ohren zu, und fängt an, laut vor sich hin zu beten. Dann nimmt er die Hände wieder weg, hält sie gerade vor sich und verbeugt sich, fällt nieder auf die Kniee, berührt mit der Stirn die Erde und küßt diese. Nun erhebt er sich wieder und wiederholt dieselben Ceremonien. Endlich fährt er noch mit den Händen über das Gesicht, verbeugt sich von beiden Seiten und geht. Die Frauenzimmer verrichten ihre Andacht abgesondert in der vordern Halle.

In den Fasten beten die Geistlichen in den Moscheen Tag und Nacht fort; die strengsten sind in dem Monat Ramazan und dauern vier Wochen. Während dieser Zeit darf der Türke bei Tage nichts essen und trinken, nicht einmal Wasser, keine Blume riechen, und, was für ihn das Schlimmste ist, nicht einmal Tabak rauchen. Sobald aber die Sonne untergeht und der Ruf von den Minarts ertönt, fällt Alles über das bereitstehende Essen und Trinken und die schon gestopfte Pfeife her.

Unmittelbar darauf ist das Beiramsfest, das fröhlich unter Kanonendonner und einem Paradezug des Sultans nach der Moschee Achmeds gefeiert wird, wie das zweite Beirams- oder Neujahrsfest, welches gewöhnlich in unser Frühjahr fällt[8]).

Ein sehr eigenthümlicher Gottesdienst ist der der Derwische. Diese bilden unter den mahomedanischen Geistlichen eine Art Bettelorden, stehen aber beim Volke in hoher Achtung. Wir geben zu der Abbildung No. 3 folgende Schilderung eines Deutschen, welcher im J. 1833 einem solchen Gottesdienst in der Vorstadt Pera beiwohnte.

„In der Gallerie eines runden Tempels, dessen geräumige Mitte ringsum durch Säulen und eine Barriere abgesondert war, versammelte sich zur bestimmten Zeit eine Menge Volks, Türken und Türkinnen (letztere natürlich

---

7) Die gewöhnlichen Prediger in den Moscheen heißen Scheichs, die Geistlichen, welche an den Freitagen das Gebet für den Sultan verrichten, Khatibs, die, welche vorbeten und die Geschäfte bei Verheirathungen, Beschneidungen und Begräbnissen besorgen, Imams.

8) Das Jahr der Türken richtet sich nach dem Monde und weicht deshalb sehr von dem unsrigen ab.

verhüllt) Juden, Griechen, Franken u. s. w. — denn hier ist Jedem der Zutritt gestattet — um dem Schauspiel beizuwohnen, das gegeben werden sollte. In der obern Gallerie saßen die Weiber, unten die Männer auf Strohteppichen.“

„Allmählig traten in den mittlern Saal, dessen Boden von Holz und sehr glatt polirt war, neun barfüßige Derwische mit hohen weißen Filzhüten, wie Blumentöpfe geformt, in langen Talaren, die auf dem Boden schleppten, und nach einem tiefen Bücklinge nach Osten hin, dem Eingange gegenüber, hockten sie schweigend an der Barriere nieder. Der Aelteste und Vorsteher unter ihnen, ein Greis, nahm seinen Platz an jener Ostseite auf einem rothen Teppich und stand während der ganzen Scene nur anfangs einmal auf, zum Gebete, das er, in seine an einander gelegten und vor die Brust gehaltenen flachen Hände blickend, unverständlich vor sich hinmurmelte. Kaum war er fertig, als sich vom Chore her eine von andern Derwischen veranstaltete gräßliche Musik erhob, auf, der Himmel weiß was für Instrumenten gespielt, ohne alle Spur von Takt und Harmonie. Kleine Pfeifchen und kleine Trommeln schienen die Hauptinstrumente zu sein. Die Zuschauer aber hörten mit vieler Andacht zu und unsere Derwische begannen nun einen langsamen, höchst feierlichen Rundgang längs der Barriere, sich jedesmal tief bückend, wenn sie vor dem Vorsteher auf dem Teppich vorbeigingen.“

„Nachdem sie dreimal die Runde gemacht hatten schwieg die Musik, und die acht standen nun im Kreise in gleicher Entfernung einer vom andern. Jetzt begann das Trommeln und Pfeifen von neuem, nur noch wilder und kreischender; die Derwische warfen schnell ihre weiten Talare ab und erschienen nun mit entblößtem Halse, in weißen baumwollenen Jacken bis an den Gürtel, und statt der Beinkleider in langen, breiten Weiberröcken von derselben Farbe. Nun bewegten sie sich langsam in derselben Richtung wie früher vorwärts und bückten sich wieder tief vor dem Greise, gleich darauf aber begannen sie einer nach dem andern sich mit großer, aber doch gravitätischer Geschwindigkeit, wie ein Kreisel um sich selbst herum zu drehen. Der Kopf ward dabei feierlich etwas auf die Seite geneigt, das Kinn gehoben, die Augen halb geschlossen, Arme und Hände zu beiden Seiten ausgebreitet, was ihnen zugleich Würde und beim Drehen Haltung gab. Endlich dreheten sich alle acht in derselben Richtung, und allmählig längs der Barriere sich fortbewegend, so regelmäßig und gleichförmig, daß die anfängliche gleich große Entfernung des einen von dem andern nie gestört ward. Der Kopf schwindelt dem Zuschauer vom bloßen Ansehen dieses fürchterlichen Tanzes; aber den Tänzern selbst schwindelt er nicht, denn nach 10—15 Minuten schweigen die Instrumente und jeder steht wie angenagelt auf seinem Flecke, wie vor dem Tanze, in durchaus gleicher Entfernung

von einander. Die Musik beginnt von neuem, und der dreimalige Rundgang, und nachher der Tanz, werden wiederholt; eben so endlich zum dritten und letzten Male, nur schweigt bei diesem die Musik nicht, sondern jeder Tänzer dreht sich, so lange die Beine ihn aufrecht halten. Einer brachte es bis auf 35 Minuten. Ihre todtbleichen, hagern und feierlich ernsten Gesichter, die nur anfangs auf einige Zeit sich rötheten, bedecken sich mit tropfendem Schweiße, die nackten Füße brennen wie Feuer, die Augen schließen sich und es tritt jene Verzückung eine, auf die es abgesehen ist, und in der sie Mahomed zu sehen wähnen."

„Endlich, wenn die Kräfte sie verlassen, machen sie Halt und werfen sich knieend zu Boden, andere Derwische eilen herbei und bedecken sie mit den weiten Talaren, und das Schauspiel hat ein Ende."

Dies ist der Gottesdienst der tanzenden Derwische; es giebt noch eine andere Secte, die durch Heulen Gott verehren und deshalb heulende Derwische genannt werden.

Einen eigenthümlichen Zug der Umgebung von Constantinopel bilden die

Begräbnißplätze

deren hohe Cypressen man fast auf allen Anhöhen gewahrt. Sie nehmen ungeheure Räume ein und dehnen sich, wo das Terrain es zuläßt, immer weiter aus, denn kein Todter wird an einer Stelle begraben, wo schon ein anderer geruhet hat, so daß man von dem sterbenden Muselmann mit dem vollkommensten Rechte sagen kann, er steige in ein ruhiges Grab hinab.

Der ausgedehnteste Begräbnißplatz ist der von Scutari, welchen man eine Todtenstadt nennen möchte. Er ist der erste mit Constantinopel verbundene Gegenstand, welchen der Reisende nach der Fahrt durch die Dardanellen entdeckt; aber wie auch seine Größe sich nach und nach mehr entfaltet, je weiter das Schiff durch das Gewässer vordringt, so kann man von dort aus sich doch keinen richtigen Begriff von seinem Umfang machen. Seine Cypressen kleiden über drei englische Quadratmeilen in das düstere Trauergewand des Todes und wehren von Gräbern ohne Zahl das Licht der Sonne ab.

Man kann sich nichts Feierlicheres denken, als die Wirkung der tiefen Dunkelheit dieses Leichenhofs mit seinen tausend sich durchkreuzenden Fußwegen, welche nur schwach gezeichnet sind, da es auch um Mittag hier nur dämmert, und mit seinen Millionen Denksteinen.

Nach einer ziemlich allgemein bei den Türken angenommenen Meinung werden sie einst wieder aus Europa vertrieben werden, und deshalb suchen stets sehr viele eine Stelle in diesem Gewirr von Gräbern zu erhalten, um ihre Asche vor Verunreinigung durch die Ungläubigen zu schützen. So geschieht es, daß in der Umgebung ein Jahr nach dem andern der Umfang

der Weinberge und Kornfelder kleiner wird, während die Cypressenhaine an Ausdehnung gewinnen; die Sichel des Schnitters und das Messer des Winzers finden immer weniger Beschäftigung.

Bei jedem Begräbniß pflanzt der dabei beschäftigte Imam eine Cypresse an das obere Ende und eine andere an den Fuß des Grabes. Nun kommen zwar die meisten wegen Mangel an Luft und Raum nicht fort, immer aber tragen viele Gräber zur Verdichtung des Cypressenhaines umher bei, in dem man nur hier und da absichtlich eine Lücke läßt. Man sollte meinen, die Luft müsse dadurch an diesen Oertern des Todes höchst ungesund werden; sie wird aber durch den starken Harzgeruch der Cypresse gereinigt, so daß es keine üblen Folgen zeigt, daß an vielen Stellen Wohnungen unmittelbar an die Begräbnißstellen stoßen. Auch sind diese die gewöhnlichen, wiewohl bei der allgemeinen Vorliebe für gemächliches Sitzen und Liegen nicht allzuviel benutzten Spaziergänge der Türken und oft sieht man, wie auf den Abbildungen 4 und 7, Frauen und Männer neben den Gräbern ruhen.

Auf den Leichensteinen ist gewöhnlich ein Turban, ein Feß, oder ein Rosenzweig angebracht, von denen die erstern auf einen Mann, der letztere auf eine Frau hindeuten. Die Verschiedenheit in der Form des Turbans bezeichnet außerdem den Rang des Verstorbenen. Die Denksteine auf den Gräbern der Vornehmen sind oft sehr prachtvoll aus Marmor gearbeitet und mit den schönsten Blumen und Bäumen umgeben.

Der Begräbnißplatz der Vorstadt Ejub, auf welchem unsere 7te Abbildung aufgenommen ist, gilt, wie die schon erwähnte Moschee dieser Stadt, als besonders heilig und seine Lage hat an Schönheit vielleicht ihres Gleichen nicht, da er das ganze goldene Horn (den Hafen von Constantinopel) und den größten Theil der Stadt und Vorstädte überblickt. Rechts sieht man jene mit ihren vielen prächtigen Kuppeln und hohen Thürmen auf sieben Hügeln am Hafen sich fortziehen, bis zu der mit den Palästen des Serai bedeckten Stelle des alten Byzanz, über welche hinaus man das Ende des Bosphorus und die Bergkette von Bulgurlhu am thrazischen Ufer des Kanals entdeckt. Auf der andern Seite fließt der Barbyses in den Hafen, seinen Beitrag zu dem von Schiffen bedeckten Gewässer spendend, nachdem er sich wie ein Silberfaden durch das reizende Thal Kyat-Khana, einem Vergnügungsort der türkischen Frauen, von den Fremden „die süßen Wasser von Europa“[9]) genannt, geschlängelt hat. Weiter hin sieht man die Vorstädte Sudlijeh, Kalidjy-oglu und Hassa-keui, hinter denen, zwischen der zweiten

---

9) Zum Unterschied von den süßen Wassern von Asien auf der asiatischen Seite des Bosphorus. Von letztern geben wir auf der folgenden Tafel mit Abbildungen aus der türkischen Haugtstadt eine Ansicht.

Landspitze auf unserm Bilde und der Brücke, die Gebäude des Seearsenals und die Schiffsbauwerfte sind. Dann folgt eine, nach dem Wasser zu abfallende, mit Cypressen bedeckte Höhe, der sogenannte „kleine Leichenhof" zu Pera, hinter welcher die Vorstadt Galata, das Revier der europäischen Kaufleute, liegt, von deren Hafendamm die Schiffbrücke ausgeht, die Anhöhe hinauf aber Pera.

Bäder.

Kein Genuß ist bei den Morgenländern so vervollkommnet, wie die Freuden des Bades. In der Türkei verwirklichen die Bäder der Vornehmen die Phantasien der „Tausend und einen Nacht", so feenhaft sind sie, so leicht und heiter mit gemaltem Glas, weißem Marmor, Brocat und Stickereien geschmückt. Aber auch viele öffentliche Bäder (Hammams) sind sehr schön eingerichtet, besonders die für Damen, deren hauptsächlichste Vergnügungsörter sie sind, so daß manche ihre sämmtlichen Musestunden darin zubringen. Hier besprechen sie Alles, was sie interessirt, Stadtneuigkeiten und Familienscandal, verabreden oder verhindern Heirathen, fragen sich einander um Rath, klagen sich ihre häusliche Noth, rühmen sich der Gewalt über ihre Männer, und kommen gelegentlich selbst auf Politik zu sprechen. Im Gegensatz zu der Stille und Abgeschlossenheit des Harems ist ihnen der Lärm, die Unruhe, die Geschäftigkeit in einem Hammam überaus erwünscht.

Eine Badeanstalt besteht immer aus wenigstens drei Gemächern, nämlich aus einer oben offenen Vorhalle, in welcher man die Badekleidung anlegt, dem Kühlzimmer, welches viele Polster und Bequemlichkeiten hat, und worin die Badenden, wenn sie aus dem Badezimmer kommen, sich einige Zeit verweilen, ehe sie sich der frischen Luft der Vorhalle aussetzen, und endlich der eigentlichen Badestube, in welcher es so heiß ist, daß man beim Hineintreten wirklich kaum athmen kann. Auf dem Fußboden desselben vermag man fast keinen Augenblick mit bloßen Füßen zn stehen; hölzerne Pantoffeln sind daher unentbehrlich und meist mehrere Zoll hoch. Bei Vornehmen sind sie ein sehr kostbarer Artikel, denn das Band, mit welchem sie über die Spanne befestigt werden, ist oft mit Juwelen besetzt.

Das Badezimmer ist gewöhnlich achteckig. An jeder Seite fließt Wasser aus einer Röhre in ein großes Becken. Nebenan sind kleine Cabinette für diejenigen, welchen die mehr für den allgemeinen Gebrauch bestimmte Halle nicht gefällt.

Eine Engländerin, die in einem Hammam badete, erzählt davon Folgendes: „Als ich eintrat, war ich einige Augenblicke ganz verwirrt. Der schwere, dichte Schwefeldunst hätte mich fast erstickt. Das Kichern und Flüstern von beinahe dreihundert Frauenzimmern; die Bekleidung derselben, nur aus einem feinen Ueberwurf bestehend, den überall der Wasserdampf so

durchdrungen hatte, daß er an dem Körper anschloß; die geschäftigen Sclavinnen, unter lautem Rufen auf und nieder eilend, von oben bis an die Hüften nackt, die Arme über dem Busen gefaltet, und dabei auf dem Kopfe Packete von Tüchern balancirend; Haufen spielender Kinder, die sich aus der erstickenden Atmosphäre nichts zu machen schienen; und die wilden, scharftönenden Melodien, welche ein türkisches Sängerinnenchor anstimmte und das Echo in dem großen Raume wiederholte — das Alles war mir so neu, überraschte mich so, daß ich einiger Zeit bedurfte, um mich zu näherem Umschauen zu sammeln.“

„Zum Baden treten die Damen an die Röhren, aus welchen heißes und kaltes Wasser fließt, lassen sich von Sclavinnen das Haar kämmen und aus metallenen Schalen Wasser über den Kopf gießen, dann aber die Glieder sanft reiben, wobei die Hand der Sclavin mit einem Handschuh, oder vielmehr mit einem Beutel aus Kameelhaaren, bedeckt ist. Zuletzt tritt die Badende an die Thür des Saales, um ihr triefendes Gewand mit einem trocknen zu vertauschen, in welchem sie in das Kühlzimmer geht. Hier wirft sie sich auf die Teppiche oder Matten und bleibt oft Stunden lang, das Haar mit schweren Tüchern bedeckt, liegen, ganz in ein weißes Umschlagetuch gewickelt, das wie ein Grabtuch aussieht, so daß man, hörte man die Frauen nicht unaufhörlich mit einander plaudern, und machte sie der Dampf nicht roth, glauben könnte, man hätte eine Anzahl Leichen vor sich.“

„Sind sie so weit, daß sie sich in die Vorhalle wagen dürfen, so werfen sie sich hier auf die Sophas und ihre aufmerksamen Sclavinnen wickeln sie in warme Kleider, gießen dann Duftessenz auf ihr Haar, flechten dies, jedoch nur lose, damit das wohlriechende Wasser darin bleibt, und schmücken den Kopf zuletzt mit einem hübschen Tuche von gesticktem Musselin.“

„Ueber das Gesicht und die Hände wird eine andere Art von wohlriechendem Wasser gesprengt, dann werden die Augenbrauen mit Cohel (einer Auflösung von Zinn, mit Galläpfelextract vermischt) geschwärzt und die Nägel mit Hennegelb (aus den Blättern der in Egypten häufigen Staude Henne bereitet) gefärbt. Reichere waschen sich auch wohl den ganzen Körper mit Rosenwasser. Und nun sinkt die erschöpfte Dame unter einer Decke von Eiderdunen in einen süßen Schlummer.“

„Unterdessen sieht es im mittlern Theile dieses Ortes aus, als ob hier Markt wäre. Man bietet Zuckerwerk, Sorbet*) und Früchte zum Kauf an, Schalen mit dicker saurer Milch, und die Negerinnen gehen auf und ab mit dem Mittagessen oder den Tschibuken (Pfeifen) ihrer Gebieterinnen.

---

10) Ein in der Türkei sehr beliebtes kühlendes Getränk, das aus Wasser, Zucker, Zitronensaft, Rosenwasser, getrocknetem Obst und Ambra bereitet wird.

Die Zahl der öffentlichen Bäder in Constantinopel wird auf 130 angegeben, von denen die ansehnlichern des Abends erleuchtete Kuppeln haben. Manche sind an gewissen Tagen der Woche für Männer, an andern für Frauen geöffnet, gewöhnlicher ist aber jedes Badehaus nur für ein Geschlecht bestimmt, und nicht allein dies, sondern auch oft allein oder vorzugsweise für einen gewissen Stand, so daß es z. B. ein besonderes Fremdenbad, ein Tagelöhnerbad u. s. w. giebt.

Von den Männerbädern werden wir später noch ausführlich sprechen; für jetzt wollen wir, da wir einmal bei den Damen sind und unser fünftes Bild eine weitere Scene aus dem Leben derselben bietet, noch Einiges von ihnen sagen.

Sehr häufig hat man bei uns die Ansicht, die türkischen vornehmen Frauen seien in den für sie bestimmten Abtheilungen der Häuser, den

Harems,

fast wie Vögel in einem Bauer eingeschlossen und der willkührlichsten, tyrannischsten Behandlung von Seiten ihres Mannes preisgegeben. Diese Meinung ist durchaus falsch, wie schon der erwähnte häufige Besuch der Bäder zeigt. Unter der landesüblichen Begleitung von Negern, Sclavinnen und Wärterinnen, und in Schleier und weite Mäntel gehüllt, wie auf dem Bilde No. 4, können sie gehen, wohin sie wollen, ohne daß Jemand davon Notiz nimmt. Es gibt keine öffentliche Festlichkeit, sei es eine türkische, fränkische, armenische oder griechische, bei welcher sie nicht in großer Menge in ihren Wagen erschienen, aufmerksam Alles beobachtend. Auf dem Bosphorus schwimmen beständig schön verzierte und vergoldete Gondeln umher, in denen sie die kühle Luft einathmen und sich an dem bunten Leben auf dem Wasser und am Ufer ergötzen. Eben so gehen sie von einem Hause zum andern, machen Besuche bei ihren Freundinnen, sammeln Neuigkeiten ein und bringen sie weiter. Auch an öffentlichen Vergnügungsörtern, wie in den Thälern der süßen Wasser, treiben sie sich halbe Tage lang ganz nach Belieben umher.

Bringen sie dennoch die meiste Zeit in ihrem Gemache zu, so scheint dies mehr in Folge der, auch unter den Männern gewöhnlichen, Vorliebe für Ruhe, als aus Zwang zu geschehen, und vielleicht würden unsere Damen bei der Wärme des dortigen Clima's es nicht anders machen, ständen ihnen eben so reizende und mit so vielfachen Anstalten zur Unterhaltung versehene Wohnungen offen.

Wie letztere bei den Vornehmsten eingerichtet sind läßt sich aus der Schilderung der Gemahlin eines englischen Gesandten, der Lady Montague, ersehen, welche bei der Frau eines der ersten türkischen Staatsbeamten eingeführt wurde.

„An der Thür" — erzählt sie — kamen mir zwei schwarze Sclaven entgegen, die mich durch eine lange Gallerie zwischen zwei Reihen schöner junger, mit fast bis zu den Füßen herabhängenden Haarflechten geschmückter und elegant gekleideter Mädchen hinführten, nach einem großen Zimmer, oder vielmehr runden Pavillon, mit vergoldeten Schiebfenstern, deren Mehrzahl offen stand, während die in ihrer Nähe gepflanzten Bäume einen angenehmen Schatten gewährten und die Sonne hinderten, beschwerlich zu fallen. Jasmin und Geisblattsträucher, die sich um ihre Stämme rankten, verbreiteten angenehme Düfte, welche noch durch einen Springbrunnen aus weißem Marmor, im tiefen Theile des Zimmers, welcher in drei oder vier Becken unter sanftem Plätschern wohlriechendes Wasser sprudelte, vermehrt wurden. Die Decke war mit allerlei Blumen bemalt, welche aus goldenen Körben auf den Beschauer herabzufallen schienen.

„Auf einem mit feinen persischen Teppichen bedeckten Sopha saß die Dame des Hauses auf weißseidene, gestickte Kissen gelehnt, und zu ihren Füßen ruheten zwei junge Mädchen von ungefähr zwölf Jahren, lieblich wie Engel, reich gekleidet, fast mit Juwelen überdeckt. Die Dame stand auf, um mich zu empfangen, und grüßte mich mit großer Anmuth, die Hand an das Haupt legend; dann ließ sie Kissen für mich hinbreiten und sorgte dafür, daß ich in die Ecke, welches der Ehrenplatz ist, zu sitzen kam. Bald winkte sie etwa zwanzig Dienerinnen, die unten am Sopha standen, zu spielen und zu tanzen, worauf vier davon eine süße Weise auf Instrumenten ertönen ließen, welche die Mitte zwischen Laute und Guitarre hielten, und diese mit Gesang begleiteten, während die Gefährtinnen abwechselnd tanzten. Nachher kamen vier weiße Sclavinnen mit Räucherkerzen in das Zimmer und durchwürzten die Luft mit Düften von Ambra, Aloeholz u. s. w. Hierauf reichten sie auf den Knieen Kaffe in dem schönsten japanischen Porzellan, mit silbernen, vergoldeten Untertassen.

„Die liebliche Wirthin unterhielt mich diese ganze Zeit über auf das Artigste und Angenehmste, und als ich Abschied nahm, ließ sie zwei Mädchen einen schönen silbernen Korb mit gestickten Tüchern hereinbringen, und bat mich, das reichste davon zu wählen und zu ihrem Andenken zu tragen; die übrigen gab sie meinen Dienerinnen und der Dolmetscherin."

„Die Wintergemächer in diesem Palaste waren mit gemustertem Sammet auf goldenem Grunde austapeziert, mit Perlmutter und Elfenbein geschmückt; die Sommerzimmer hatten mit japanischem Porzellan belegte Wände, die Fußböden mit den schönsten persischen Teppichen bedeckt."

Zu Harems dieser Art gehören auch Bäder und anmuthige Gärten mit Fontainen und reizenden Pavillons (Kiosken genannt), wo die Frauen nach Gefallen sich unter dem Laube von Bäumen, von Vögeln umschwirrt,

ergehen und die schwülsten Stunden des Tages verträumen können. In den Zimmern aber reihen sich an Musik und Tanz und die feinsten Genüsse für den Magen die Wundergeschichten von Erzählerinnen an, welche aus ihrer Kunst, interessante Begebenheiten vorzutragen, ein besonderes Gewerbe machen und im Harem immer willkommene Gäste sind, ferner Besuche, bei denen die Tabakspfeife [11]) nicht leicht fehlt, Schachspiel, Schaukeln u. s. w., wobei oft die ausgelassenste und lärmendste Freude herrscht, trotz des in der Regel trägen und zur Melancholie geneigten Temperaments der Türkinnen.

Das Erste, was einem Fremden bei dem Blick in einen türkischen Harem auffällt, ist die außerordentliche Reinlichkeit. Auf den indischen Matten der großen Vorhallen, von denen gewöhnlich Zimmer nach allen Richtungen ausgehen, bemerkt man nicht den mindesten Staub, keine Fußspur; die Meubel in den Zimmern sind stets wie neu, sauber gehalten und mit Sorgfalt geordnet; eben so die Vorhänge, durch die man oft größere Zimmer theilt. Meistens sind alle Zimmer auf drei Seiten von einem nicht hohen, oft mit geblümtem Sammt oder gesticktem Atlas überzogenen Polstersitz, Divan genannt, eingefaßt, auf welchem viele weiche Kissen liegen.

Besondere Schlafzimmer gibt es in den türkischen Häusern nicht, aber gewöhnlich sind am untern Ende der Zimmer große Cabinette, um darin das Bettzeug aufzubewahren, das zur Nacht in das Zimmer geschafft wird und bei Vornehmern aus einem Unterbett mit Ueberzug von gesticktem Atlas, einem Bettuch von Gaze und kunstreich gearbeitetem Musselin, einem halben Dutzend Kissen von Seidenzeug mit eingewebten Blumen, und endlich aus wattirten Decken besteht, die in lebhaften Farben bunt ausgenäht und mit dicken Silberfranzen besetzt sind.

Die Frauen werden in den gebildeten Ständen von ihren Männern mit strenger Beachtung aller Regeln des Anstandes behandelt. So betritt z. B. der Hausherr im Harem selten ein anderes als das für ihn bestimmte Zimmer, wohin er seine Gemahlin einladen läßt, und sieht er, wenn er sich dahin begeben will, an der Treppe Pantoffeln stehen, was anzeigt, daß eine fremde Dame im Harem zum Besuch ist, so erlaubt ihm die Sitte nicht einmal, jenes Zimmer zu betreten. Sind Gäste auf mehrere Tage im Harem, so sendet er, wenn er hineingehen will, einen Sclaven voraus, um es anzuzeigen, und so den fremden Damen Zeit zu geben, sich, wenn sie wollen, zurückzuziehen.

---

11) Die auf unsrer Abbildung dargestellte ist eine Narghilä, oder Wasserpfeife, bei welcher der Rauch des feinen, mit Rosenwasser besprengten Tabacks aus Schiras unten durch Wasser geht, das mit wohlriechender Essenz von Blumen und Gewürzen vermischt ist.

Der Sclavenmarkt.

Wohl der schmerzlichste Anblick in Constantinopel für den Reisenden aus dem westlichen Europa ist der Sclavenmarkt, welchen unser 2tes Bild darstellt, türkisch „Yeser Bazar" genannt, wiewohl die meisten der abschreckenden Scenen, die sich unsere Phantasie gewöhnlich bei diesem Worte ausmalt, von Schilderungen verleitet, welche mehr auf Effect, als auf Darstellung der Wahrheit berechnet sind, hier nicht gefunden werden. Gegen Grausamkeit oder Muthwillen, selbst gegen leichtfertigen Hohn, sind die Sclaven vollkommen durch den Charakter der Türken geschützt, bei denen ein geringer Stand und Leiden keine Gegenstände des Spieles und Spottes sind. Sie handeln mit Ernst und Ruhe, und führen die gekauften Sclaven weg, ohne leichtfertige Grausamkeit und tyrannische Willkühr zu zeigen.

Oft können die Sclaven sich selbst einen Herrn unter denen wählen, die auf sie bieten, oder wenden sich auch an einen Kauflustigen, zu dem sie Zutrauen fassen, und ersuchen ihn, sie zu nehmen. Hieraus ist schon zu schließen, daß keineswegs alle auf dem Markt auf Matten herumhockenden Sclaven verdrießlich und traurig aussehen, und in der That lachen und scherzen viele, verzehren große Stücke Wassermelonen und Weintrauben, oder schlafen ruhig. Um sie her zeigt sich ihnen nichts, was sie mit sehr schmerzlichen Gefühlen über ihre Lage erfüllen könnte; es herrscht die größte Ordnung und Stille, alles geht anständig zu, worauf auch eine militairische Wache am Eingange des Platzes zu sehen hat, und die Aussicht auf ihre Zukunft darf die Sclaven nicht eben besonders beunruhigen. Sie werden von der Familie, in die sie kommen, freundlich aufgenommen, und, wenn sie sich gut aufführen, wie zu derselben gehörig betrachtet; ihr Schicksal ist also nicht mit dem der Sclaven in Amerika zu vergleichen, ja in den meisten Fällen ist ihre Lage weit besser, als die mancher Stände im civilisirten Europa, z. B. der Fabrikarbeiter in England. Daher kömmt es auch, daß Mädchen aus Georgien und Circassien oft auf ihren eigenen Wunsch von ihren Aeltern nach Constantinopel gebracht werden, weil ihnen die Sclaverei hier ein besseres Loos zu sein scheint, als der schwere Hausdienst und die saure Feldarbeit in ihrer gebirgigen Heimath.

Solche freiwillige Sclaven, wie überhaupt die meisten weißen, sitzen nicht auf dem Sclavenmarkt selbst, sondern in verschlossenen Gemächern der niedrigen, mit Gallerien versehenen Gebäude, welche denselben umgeben, und nur diejenigen bekommen sie zu sehen, von denen man annehmen kann, daß es ihnen Ernst ist, sie zu kaufen.

Im Hintergrunde unseres Bildes ist die Moschee Osmans III. sichtbar.

Die noch übrige Abbildung auf der vorliegenden Kupfertafel „das Werfen mit dem Jerid" führt uns auf das

Militairwesen

der Osmanen und hiermit auf die Grundlage ihrer ganzen Macht. Denn allein durch ihre Kriegsverfassung, durch die allgemeine Waffenpflichtigkeit, durch ihre tapferen Heere sind sie einst ein mächtiges Volk geworden. Da hat nicht Ackerbau, nicht Gewerbfleiß, nicht Handel, nicht irgend eine andere der Quellen, aus denen manchem Volke Wohlstand und Macht zugeflossen sind, etwas beigetragen — Alles ist durch das Schwert geschehen, und darum sank auch alsobald das osmanische Reich von seiner Höhe wieder herab — besonders seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts — als der kriegerische Geist, nicht mehr durch beständige Heerzüge genährt, erschlaffte und die türkische Kriegskunst weit hinter der der europäischen Nachbarn zurückblieb.

So möchte denn hier auch die rechte Stelle zu einer Uebersicht der Geschichte der Osmanen (oder Osmanli) sein. Es sind dieselben ursprünglich ein Zweig des uralten tatarischen Volkes der Türken, welches zuerst seinen Wohnsitz auf dem Altai hatte und von dort in das weite, fruchtbare Steppenland Hochasiens herabstiegen, das von ihnen den Namen Turkistan erhielt.

Diese Türken dienten häufig in den Heeren der Araber, während dieselben das oströmische Reich erschütterten, theils gezwungen aus ihrer Heimath fortgeführt, theils freiwillig, und mit der Zeit wurden sie durch ihre Tapferkeit und Klugheit der wichtigste Theil dieser Heere, ja viele unter ihnen schwangen sich zu Feldherren, Statthaltern nnd andern hohen Würdenträgern empor. Zuletzt machten sich mehrere der letztern zu unabhängigen Herren ihrer Statthalterschaften, während diejenigen, welche am Hofe der Kalifen waren, denselben (nach dem Jahre 1000) fast alle Gewalt entrissen, so daß ihnen nicht viel mehr als der Name von Regenten blieb.

So entstanden aus Theilen des arabischen Reiches türkische Staaten, unter denen nachher einer, nämlich der der Seldschucken, von ihrem Oberhaupte so genannt, die meisten übrigen, nebst anderen Ländern des Kalifats in Asien, sich unterwarf und in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts unter Togrulbek zu einem mächtigen Reiche wurde, dessen Hauptstadt Bagdad war. Es erstreckte sich dasselbe binnen einigen sechzig Jahren über Medien, Persien, Armenien, Georgien, Syrien und Kleinasien. Aber auch in ihm erfolgten Theilungen: es zerfiel in fünf Sultanate oder Herrschaften, von denen besonders das von Ikonium oder von Rum in Kleinasien dem oströmischen Reiche, das unter den fürchterlichsten Zerrüttungen hin und her schwankte, äußerst gefährlich ward, bis es mit den übrigen seldschuckischen Sultanaten von den Mongolen zerstört wurde.

Diese zogen seit alten Zeiten nomadisch in den Hochlanden zwischen

China, Sibirien und dem kaspischen Meere umher. Von hier aus hatten einst Hunnen Brand und Mord bis tief in Europa hinein verbreitet; ihre Brüder, die Mongolen, stürmten acht Jahrhunderte später auf demselben Wege nach allen Seiten vor und ließen die Hunnen, wenn nicht an barbarischer Grausamkeit, doch an Umfang ihres Eroberungskreises weit hinter sich zurück. Temudschin, Chan oder Häuptling einer Horde von nur vierzigtausend Kibitken oder Familien, spielte Attilas Rolle. Nachdem er sich alle verbrüderten Horden in der Mongolei, nebst vielen tartarischen Stämmen unterworfen hatte, ließ er auf einem allgemeinen Reichstage (im Jahr 1206) einen heiligen Mann auftreten, welcher ihm im Namen Gottes die Herrschaft über die Welt ankündigte und befahl, er solle von nun an Dschingischan, oder der große Chan, der Chan aller Chane, heißen. Temudschin gehorchte und zog nun aus, die Welt zu erobern. Anfangs richtete sich der Sturm nach China, sehr bald aber auf der andern Seite über Persien durch ganz Vorderasien und durch das russische Reich nach Polen und Schlesien. Und bei den Kriegen, welche damals die europäischen Staaten gegen einander führten, bei den Streitigkeiten zwischen Fürsten und Adel und Geistlichkeit, welche sie im Innern zerrütteten, würde Europa noch weiter von den Mongolen durchplündert, würde namentlich das oströmische Kaiserthum leicht von ihnen vertilgt worden sein, hätten sie nicht, unter der Last der reichsten Beute beinahe erliegend, ihren Zügen von selbst ein Ziel gesetzt. Asien bot ihnen ja reizendere Schätze dar. Auch blieb das ungeheure Reich nicht lange unter einem einzigen Herrn vereint, sondern zerfiel in mehrere Herrschaften.

Als von dieser Völkerfluth die seldschuckischen Reiche zerstört worden waren, hatte sich ein großer Theil der Bewohner des Sultanats Ikonium um verschiedene Emirs (oder Häuptlinge) gesammelt und in die Gebirge geflüchtet. Von hier stiegen sie nach dem Abzuge der Mongolen wieder in die Ebenen hinab, und jeder ihrer Emirs trieb unabhängig vom andern sein Wesen. Einer von ihnen, Osman, setzte sich mit seinen Anhängern in den Besitz von Bursa, im alten Bithynien, im Jahr 1326, und legte so den Grund zu dem nach ihm genannten osmanischen Reiche, das bald die früheren Feindseligkeiten der Seldschucken gegen das oströmische Reich mit dem glänzendsten Erfolge fortsetzte. Schon dem zweiten Sultan der Osmanen mußte ein oströmischer Kaiser seine Tochter zur Gemahlin geben, und dreißig Jahre nach Gründung ihres Reichs faßten die Osmanen festen Fuß in Europa durch die Besitznehmung von Gallipoli, dem Schlüssel des Hellesponts (oder d. Meeres v. Marmora). Ein innerer Krieg in dem ohnmächtigen griechischen (oder oströmischen) Kaiserthume zwischen Oheim und Neffe hatte ihnen den Uebergang aus Asien auf kaiserlichen Schiffen geöffnet. Fünf

Jahre nachher war mit Adrianopel, wohin Amurath I. seinen Herrschersitz verlegte, ganz Thrazien oder Romanien, bis unter den Mauern von Constantinopel, in den Händen der Osmanen, und noch schneller als bisher griffen sie um sich, als Bajazet I., mit dem Beinamen Ilderim, oder der Blitzstrahl, sie beherrschte. Von Serbien und Bulgarien, deren Hauptstädte Kratowo und Widdin in ihre Hände fielen, bis an den Euphrat reichten ihre Siege. Der griechische Kaiser zahlte ihnen Tribut, konnte aber damit nicht verhindern, daß Constantinopel zu Wasser und zu Lande eingeschlossen wurde. Ihm kam, in der Absicht Ungarn und die mehr westlich gelegenen Länder vor weiterem Umsichgreifen der Osmanen zu schützen, ein Heer von 30,000 M. unter König Sigismund von Ungarn zu Hülfe, doch es zog dasselbe nur seinem Verderben entgegen. Es bestand aus Ungarn, Deutschen, Italienern, Engländern und Franzosen. Uebereilter Angriff der letztern, von dem übrigen Heere schlecht unterstützt, verursachte bei Nicopolis (im J. 1396) eine so schreckliche Niederlage, daß es nicht ganz leere Prahlerei genannt werden kann, wenn Bajazet drohete, Ungarns Hauptstadt zu nehmen, Deutschland und Italien zu plündern und sein Streitroß in der St. Peters Kirche in Rom zu füttern. Ein Anfall von Gicht soll sich damals der abendländischen Christenheit erbarmt und den drohenden Krieger zurückgehalten haben. Dagegen ging er nun wieder auf Constantinopel los. Ein neuer Tribut, nebst Einräumung eines Quartiers der Kaiserstadt an die Osmanen verschaffte nur eine vorübergehende Ruhe; Bajazet rüstete sich aufs neue, und unfehlbar würde schon er das oströmische Reich zerstört haben, wäre nicht ein anderer, noch weit glücklicherer Eroberer ihm in den Weg getreten.

Dies war Timur, der bekannte mongolische Herrscher, der sich vorgenommen hatte, die durch Theilungen und innere Kriege verfallene Macht der Mongolen wieder herzustellen, und diesen Gedanken in einigen dreißig Feldzügen mit unwandelbarem Glücke ausführte, auf denen er bis tief in Indien eindrang und es bis über den Ganges hinaus eroberte, Persien, die Länder am Euphrat, Georgien und die Krim bezwang, bis an den Dnieper vorrückte, Moskau verwüstete und Asow wegnahm. An den Ufern des Ganges erhielt er Botschaft, daß Bajazet seine Vasallen in Armenien angegriffen, Rebellen in Bagdad unterstützt habe und auf immer weitere Vergrößerung ausgehe. Er ehrte in Bajazet den Held des Islam, für welchen sein Schwert gezogen zu haben auch er behauptete: deshalb unterhandelte er zwei Jahre lang mit ihm über Genugthuung und Entschädigung. Bajazet aber zeigte solchen Stolz, daß der Krieg endlich nicht mehr zu vermeiden war, und da es nun Rache wegen persönlicher Beleidigungen galt, ward derselbe mit unbeschreiblicher Grausamkeit geführt. Bei Ancyra oder Angora (im heutigen Natolien) kam es (1402) zu einer großen Schlacht,

in der Bajazet überwunden und gefangen wurde. Timur soll ihn in einen eisernen Käfig eingesperrt und sich vorgenommen haben, seinen Einzug in seine Residenzstadt Samarkand mit ihm zu verherrlichen, welcher Schande aber Bajazet durch den Tod aus dem Wege ging.

Aber nicht auf lange Zeit war durch diesen unglücklichen Krieg, der den Osmanen einen großen Theil ihrer Besitzungen in Asien kostete, ihre Macht gebrochen. Im Jahr 1444 schlugen sie wiederum die Ungarn, die eine Zeit lang ihren Eroberungsplänen sich glücklich widersetzt hatten, in einer großen Schlacht bei Varna am schwarzen Meere. Vergeblich leistete ihnen der griechische Fürst Kastriota (Skanderbeg) im südlichen Illyrien mit der äußersten Tapferkeit Widerstand, vergeblich der muthige Ungar Johann von Hunyad — unaufhaltsam drangen sie auf allen Seiten weiter vor und als der blutdürstige Mohamed II. (1451) ihren Thron bestieg, nahete schnell die letzte Stunde des griechischen Kaiserthums. Auf eine bedeutungsvolle Weise feierte gleich der junge Sultan, die Pracht seiner Vorgänger verachtend, durch Entlassung des unnützen Hofstaates und durch kriegerische Spiele den Antritt seiner Regierung, die er bald mit dem Blute seiner unmündigen Brüder befestigte. Eine schöne Geliebte soll er vor den Augen seiner Bassen ermordet haben, um ihnen zu beweisen, daß er kein Sclave der Liebe sei. Und so war fort und fort die Summe seiner Handlungen Krieg und despotische Willkühr, die glänzendste darunter, und nach seiner eigenen Schätzung die rühmlichste, jedoch nach dem Ausspruche der Gerechtigkeit die verabscheuungswürdigste, der Umsturz des griechischen Reichs.

Unter den Gesandten, die fern von Morgen und Abend um den Thron Mohameds glückwünschend sich drängten, waren jene von Constantin IX., dem griechischen Kaiser, mit dem Mohameds Vater Amurath einen feierlichen Friedensvertrag geschlossen hatte, die beflissensten. Er sprach Worte des Friedens und der Freundschaft zu ihnen, im Herzen aber brütete er Krieg, und als er schnell einige aufrührerische Provinzen beruhigt hatte, entriß er, die Larve abnehmend, den sorglos schlummernden Griechen die schönsten Ländereien, deren Besitz er ihnen kurz zuvor auf's Feierlichste versichert hatte, und es erging der Befehl zur Erbauung eines festen, drohenden Schlosses an der Meerenge, im Angesicht von Constantinopel. Damals schon beschloß Constantin mit ächt römischem, männlichem Sinn, das Schwert zu ziehen, weil er es lieber früher, vielleicht mit Erfolg, als später hoffnungslos ergreifen wollte; aber die Zaghaftigkeit der Menge und der unpatriotische Geist der Großen zwangen ihn, sein Heil in Unterhandlungen zu suchen, in denen so wenig als im Kriege das schwache Recht gegen die starke Raubgier etwas vermag. So mußte er jenem Bau zusehen, und die Türken zerstörten ringsum Paläste und Tempel, um Mauersteine zu erhalten,

tödteten hier und da einige kühne Vertheidiger der heiligen Altäre und mordeten grausam die Mannschaft eines Schiffes, das sich geweigert hatte, dem Schloßhauptmann einen widerrechtlich geforderten Zoll zu entrichten. Constantin trauerte und schwieg. Bald darauf ließ ein übermüthiger Basse seine und seines Gefolges Pferde im reifen Korn um Constantinopel weiden. Zürnend ob dem Raub und empört durch den Hohn erschlugen die Landleute einige Frevler, und Mohamed, als wäre er selbst der Beleidigte, sandte seine mordlustigen Schaaren aus, die das unglückliche Dorf in Asche legten und weit umher die schuldlosen Schnitter erwürgten. Jetzt wurden die Thore Constantinopels geschlossen, die Straßen füllten sich mit bestürzten Volkshaufen und der Feigste sah ein, daß nur die Entscheidung des Schwertes übrig sei. Dennoch war in der entarteten Stadt fast Alles gegen dieselbe. Die Reichen entzogen ihre Schätze dem allgemeinen Bedürfniß; sie bewahrten sie für die Türken auf. Die Priester, die Constantin zu einem Beitrage zwang, schalten ihn einen Kirchenräuber, und als er, die Hülfe des Abendlandes zu erwerben, eine Vereinigung mit seinen lateinischen Brüdern schloß, fluchten sie ihm, als einem Abtrünnigen vom Glauben. So entwendeten sie dem Fürsten das Herz seines Volks und gaben den Feigen einen Vorwand, den Ruf des Vaterlandes zu verschmähen. In einer Stadt, die Hunderttausende wohlhabender Bürger zählte, fanden sich nach sorgfältiger, in allen Häusern angestellter Forschung nur 4970, die fähig und willig waren, die Waffen zur Vertheidigung ihres Heerdes und ihrer Ehre zu führen. Die Mächte Europas aber, die Constantin um Hülfe anflehte, blieben gleichgültig bei seiner Noth; Furcht hielt die Einen, die Andern kurzsichtiger Eigennutz oder gehässige Leidenschaft von der dringenden Unterstützung ab.

So suchte denn Constantin immer noch durch Geschenke und Bitten den Krieg abzuwenden, wogegen der Sultan immer übermüthigere Forderungen stellte, bis endlich alle Geduld des Kaisers erschöpft war, und er beschloß, von dem Unterhandeln abzustehen, trotz der Gewißheit, daß dann sein und des Staates Untergang unvermeidlich sei. „Weil weder das Vorhalten deiner frühern Eide, noch meine äußerste Nachgiebigkeit dich entwaffnen kann", schrieb er zuletzt an seinen Feind, „so beharre in deinem verbrecherischen Beginnen! Wenn der Herr die Stadt in deine Hände liefert, so werde ich in seinen heiligen Willen ohne Murren mich fügen; aber so lange Gott nicht zwischen uns entschieden hat, ist es meine Pflicht, zu streiten für Reich und Ehre."

Unter Anstalten zum Angriff auf der einen, zur Vertheidigung auf der andern Seite verfloß der Winter, und als das Frühjahr kam, sammelte sich ein unabsehbares Heer und eine mächtige Flotte um Constantinopel,

während innerhalb der vom Sturme der Jahrhunderte und so manchem Waffenstoße wankend gewordenen Riesenmauern die kleine Zahl kampffähiger Männer nur durch 2000 Fremde unter des tapfern Genuesers Giustiniani Anführung vermehrt wurde. Noch nicht 10,000 standen 260,000 Mann gegenüber.

Die Belagerung begann. Mohamed hatte Kanonen von ungeheurer, noch nie gesehener Größe gießen lassen; der Donner derselben ertönte von früh bis spät, Tag für Tag, ohne daß die Griechen durch ihre muthigen Ausfälle das Zerstörungswerk des Feindes hätten hemmen können. Was half es, daß ihr Schwert Schaaren von Türken niederhieb? Bei so ungeheurer Zahl waren jene Schaaren kaum beachtenswerth und ihr Fall allzutheuer mit dem Blute auch nur einiger Wenigen aus dem kleinen Heere der Griechen erkauft. Schon nach 40 Tagen waren die Thürme der Stadt zertrümmert, die Mauern zerbrochen, die Flotte der Türken über das gebirgige Land hinweg — ein fast unglaubliches, aber von den glaubwürdigsten Geschichtschreibern erzähltes Werk — in den mit Ketten versperrten innern Hafen gedrungen, und nun erließ Mohamed den Befehl zum allgemeinen Sturme. In der Nacht wurden die Vorrichtungen getroffen. Die Christen sahen weit hin an beiden Gestaden unzählige Wachfeuer lodern und das Meer von vielen tausend Leuchten heranrudernder Schiffe glänzen, ein großes, prachtvolles, aber Unheil weissagendes Schauspiel. Dazu der dumpfe Ton der sich bewegenden Heerschaaren, das tausendfache Klirren der Waffen, und bald, mit dem ersten Morgenstrahl, der laute Donner des Geschützes, das Geprassel hundertfältiger Zerstörungswerkzeuge und das hunderttausendstimmige Schlachtgewühl blutdürstiger Krieger! — Nicht unvorbereitet waren die Griechen; der wachsame Constantin hatte des Feindes Bewegung erspäht. Er rief in der Mitternachtsstunde seine Verwandten, seine Freunde und die Edelsten der Nation auf die Burg, um seine eigene Todesverachtung durch Feuerworte in ihre Seele zu hauchen. Er beschwor sie bei Roms heiligem Namen und den großen Erinnerungen, die denselben umschweben, ermahnte sie, das Urtheil der Welt und der Nachwelt zu scheuen, zeigte ihnen, daß dieses die Stunde sei, die über ihr und der Ihrigen Leben, Freiheit und Glück, über des Reiches Fortdauer oder Zerstörung unwiderruflich entscheiden müsse, und was Religion, Pflicht und Ehre von ihnen als Christen, Brüder und Männer heische. Sie umarmten sich, weinten, schwuren zu sterben fürs Vaterland, und Jeder ging an seinen Posten, mit dem Entschlusse, des römischen Namens würdig zu bleiben. Aber der Kaiser, in dessen Gemüth die Hoffnung erloschen war, die er bei seinen Freunden zu entzünden gesucht hatte, begab sich in die Sophienkirche, um das heilige Abendmahl zu empfangen; und von da flog er auf den äußersten

Wall, um unter seinen Bürgern bis zum letzten Augenblick zugleich die Pflichten des Feldherrn und des gemeinen Kriegers zu erfüllen.

Schon hatte der ungleiche Kampf begonnen, schon ging der Tod unter tausend Gestalten umher, Land und Meer rötheten sich von Blut. Die Griechen fochten mit der äußersten Tapferkeit. Nach zweistündigem Gemetzel waren sie noch von keinem Punkte gewichen; aber ihr Arm fing an, vom Schlachten müde zu werden, und jetzt führte Mohamed den Kern seiner Truppen, die schrecklichen Janitscharen, frisch in den Sturm. In diesem verhängnißvollen Augenblicke wurde der kriegskundige Giustiniani von einem Pfeile verwundet. Gewohnt dem Tode zu trotzen, konnte er doch dem Schmerz seiner Wunde nicht widerstehen, er floh gegen die Stadt, um sich verbinden zu lassen; da rief der Kaiser, dessen Blicke überall waren, ihm zu: Freund! deine Wunde ist leicht, die Gefahr dringend, du bist hier nothwendig, wohin willst du fliehen? — Hier hindurch will ich mich retten, wo Gott selbst den siegreichen Türken den Weg gebahnt hat! sprach der vom Schmerz überwältigte Mann, und drängte sich durch einen Riß der Mauer in die Stadt. Viele seiner Landsleute folgten ihm, und Constantinopel war verloren. Uebermannt, zurückgedrängt von den Außenwerken, flohen die Griechen gegen die innere Mauer; schon wehte der Turban von mehreren Thürmen, schon vernahmen die zitternden Bürger das triumphirende Allah! Nur wo der Kaiser stand war noch ein Kampf. Die Edelsten und Besten seines Volks drängten sich um ihn; er bat sie, ihn zu tödten, daß er nicht lebend in der Ungläubigen Hände falle, und warf den Purpur weg, um unerkannt unter seinen Mitstreitern zu fallen. Alle starben hier den schönen männlichen Tod. Kein Feind konnte sich rühmen, den Kaiser getödtet zu haben; sein Körper lag unter seinen erschlagenen Gefährten, und ringsum thürmte sich ein Hügel von feindlichen Leichen. Wer mag die Schrecknisse schildern, die jetzt folgten? das Angstgeschrei der Fliehenden, die Streiche der erbarmungslosen Wuth, die Bläße des Entsetzens, den tausendstimmigen Jammer der Verzweiflung? Die Häuser standen verlassen; wehrlos, zitternd wie verscheuchte Schaafe, drängten sich die unglücklichen Bewohner in den Straßen und auf den Plätzen, oder füllten die Tempel, um an den heiligen Altären eine Freistätte zu suchen. Umsonst: Alles schwamm in Blut, und was dem Mordschwert entging, wurde der Raubsucht Opfer. Sich selber nur die Gebäude vorbehaltend, hatte Mohamed die Schätze Constantinopels sammt ihren Eigenthümern seinen stürmenden Soldaten versprochen, und sie eilten, dieses frevlerische Geschenk zu nehmen. Alle Kostbarkeiten der Stadt, die Meisterwerke griechischer Kunst und Pracht wanderten, viele zertrümmert, nach dem türkischen Lager, und bald kehrten die Räuber zurück, der Geplünderten selbst, neben ihrer Habe, sich

zu versichern. Ohne Rücksicht auf Stand und Alter, ohne Schonung der heiligsten Bande der Natur und des Herzens, so wie der Zufall, das Recht der ersten Ergreifung, oder das Machtwort eines Stärkern sie austheilte, sahen die unglücklichen Griechen sich von gefühllosen Tyrannen in die Sclaverei geschleppt. Man band sie zusammen, wie verächtliche Thiere. Das edle Mädchen mit dem Manne des Pöbels, der Patrizier mit dem niedrigsten Knechte, die Nonne mit dem Galeerensclaven zusammengekoppelt, fühlten der nämlichen Geißel Hieb; der Geliebte wurde getrennt von der weinenden Braut, der Freund vom Freunde; des alten Vaters Armen entwand man den Sohn, und die Mutter, die ängstlich nach der geliebten Tochter blickte, sah sie, von sich weggerissen, in einen fernen, unbekannten Kerker ziehen. Vielen gab die Verwirrung Hoffnung zur Flucht; ganze Schaaren knieten auf dem Strande und beschworen die wegrudernden Schiffer, sie in ihre Barken aufzunehmen. Unerbittlich blieben die Einen; Andere, die ihre Fahrzeuge mit Flüchtlingen überluden, versanken auf hohem Meere. Manche flohen gegen die Gebirge, aber wen der nachfolgende Feind ereilte, der blutete unter seinen Streichen. Die Glücklichsten irrten viele Tage in Wildnissen umher: Senatoren, Reiche aller Klassen, dem Schooß der Bequemlichkeit, der Fülle des Lebensgenusses entrissen, lernten zum erstenmal des Hungers verzehrende Qualen kennen, und schritten eilig, stöhnend unter der Bürde weniger geretteten Habseligkeiten, mit wunden Füßen durch Dickicht und Dornen.

Noch füllte Mord, Raub und jede Gewaltthat die unglückliche Stadt, da betrat Mohamed im Triumphgepränge die bluttriefenden Straßen, und ein Herold verkündete Gnade dem elenden Ueberrest des Griechenvolkes. Mit einer eisernen Keule bewaffnet, ritt er, wilden und trotzigen Blickes, unter seinen Bassen und Emiren daher, zerschmetterte mit frevelhaften Schlägen einige Statüen, die er für Götzenbilder hielt, und blickte voll neidischer Verwunderung nach den stolzen Schöpfungen der griechischen Größe, nach den Paläsien und Hallen, die seine Türken wohl zu erobern und zu zerstören, aber nicht zu bauen verstanden. Das edelste dieser Meisterwerke, die prächtige Sophienkirche, Justinians des Großen unvergängliches Denkmal, schuf sein Wink zur ersten Moschee des Reichs um, und seine Laune verschenkte die schönsten öffentlichen und Privatgebäude an rohe Krieger oder verschmitzte Sclaven, die bald den anmuthigen Aufenthalt der Grazien und Musen in Sitze schnöder Lust verwandelten, oder in den Schauplatz häuslicher Tyrannei. Der Zerstörungen satt, verließ endlich Mohamed die Straßen und begab sich nach Constantins ehrwürdiger Burg. Sie war öde und verlassen, die Mauern und Gemächer ihres Schmuckes beraubt; nur hier und da hing noch eines alten Kaisers Bild, das über die entweihte Woh-

nung zu trauern schien. Mohamed fühlte einen geheimen Schauer; es drängte sich in sein Gemüth die Vorstellung von der Unstätigkeit menschlicher Dinge, und man hörte aus seinem Munde die bedeutungsvolle Strophe eines alten persischen Liedes: Die Spinne hat ihr Geweb' aufgehangen in der kaiserlichen Burg, und der Eule Nachtgesang ertönt durch die Hallen von Afrasiab! —

So fiel am 29. Mai 1453 Constantinopel, von dem einst Europa und Asien weithin regiert worden. Ihm folgte bald, was von den Städten an den nächsten Küsten des schwarzen und adriatischen Meeres noch nicht unterworfen war, und um die Meere selbst unterthänig zu machen, vergrößerte Mohamed seine Flotte, die nun die ägeischen Inseln, eine nach der andern, eroberte. Selbst in das südliche Italien (in Apulien) drangen die Türken ein; unaufhaltsam schien der Lauf ihrer Siege. Bajazet II. (1481 — 1512) machte Eroberungen in Morea, und seine Flotten durchschifften siegreich das jonische Meer; sein Sohn Selim überwand die Mameluken von Kairo, die gegen Bajazet oft Sieger geblieben waren, und ließ von da an in Syrien und Egypten das Kanzelgebet auf seinen Namen halten, was nach dem Islam eins der höchsten Souverainitätsrechte ist; und als nun Suleiman (Solyman) der Große (1520) auf den Thron gelangte, erreichte das türkische Reich den höchsten Flor seiner Macht durch weise Gesetze, durch Vergrößerung des Gebietes der Länder und der Kenntnisse, durch große Thaten im Kriege und Frieden, durch große Werke der Baukunst. Er ist bei weitem der größte Herrscher, welchen die Geschichte der Osmanen aufzuweisen hat, der Einzige unter denselben, welchem Europas Geschichtschreiber nicht mit Unrecht den Beinamen des Großen beigelegt haben, während ihn die osmanischen bescheiden nur den Gesetzgeber nennen. Denn betrachtet man seinen Hochsinn, seinen Unternehmungsgeist und hohen Muth, seine strenge Beobachtung des Islam, vereint mit so großer Duldung, seine sorgfältige Staatswirthschaft, vereint mit so viel Prachtliebe, seine Liebe zu den Wissenschaften, endlich die dreizehn Feldzüge, die er in eigener Person anführte, seine vielen gewonnenen Schlachten, seine Eroberungen, so kann man ihm jenen Beinamen nicht versagen. Er erwärb Belgrad und die Insel Rhodus (1520 u. 22), die wichtige Bollwerke seines Reiches zu Lande und zur See wurden, nahm Ofen, die Hauptstadt Ungarns, in welchem Lande er nun wie in seinem eigenen ein- und auszog, Bagdad, dessen Gebiet er nach den Fahnen seiner Truppen vertheilte, und Basra am Tigris ein, belagerte Diu in Indien und Wien (1529), erweiterte die Gränzen des Reichs in Osten (bis Wan (in Armenien), in Westen bis Gran (in Nieder-Ungarn, an der Donau) im Süden bis Nubien und bis über die Südgränze von Algier und Tripolis hinaus, die er eroberte, verheerte

auf Raubzügen die Länder bis Steyermark, landete in Süd=Italien, auf Sicilien und Corsica, belagerte Marseille in Frankreich, und machte Rom erzittern, als er seine Flotte an der Mündung der Tiber mit Wasser versorgte.

Mit Erstaunen zählt man an 30 Königreiche, bei 8000 Miglien Küste in seinem Gehorsam, und stolz nannte er sich Kaiser der Kaiser, Fürst der Fürsten, Vertheiler der Kronen der Welt, Schatten Gottes über beide Erd=theile, Beherrscher des schwarzen und weißen Meeres, von Asien und Europa.

Wir haben schon erwähnt, daß diese großen Erfolge hauptsächlich aus der Militairverfassung der Türken hervorgingen.

Jedes Land, das die Osmanen eroberten, wurde sofort nach Fahnen und Säbeln in eine Menge Lehen ausgetheilt. Der Zweck war, einmal das Land nach innen und außen wohl verwahrt, alsdann die alten Eroberer zu stets neuen Eroberungen fertig zu halten. Von den Inhabern dieser Lehen mußte schon der, welcher das mäßige Einkommen von 3000 Aspern (500 Thlrn.) hatte, einen Reiter, und von je 5000 Aspern mehr immer wie=der einen Reiter augenblicklich zum Kriege stellen, so daß zur Zeit der Blüthe des Reiches in Europa 80,000, in Natolien 50,000 Sipahi (so hie=ßen die Reiter) schlagfertig sein konnten, ohne daß es dazu mehr bedurfte, als eines Befehles des Sultans an die Kriegsobersten, auf den unverweilt Musterung und Aufbruch erfolgte. Dabei waren diese Lehen nicht erblich: nur Tapferkeit, Glück und Gunst des Sultans gewährten sie.

Eine andere, das Kriegswesen außerordentlich fördernde Einrichtung war die Erziehung geraubter Knaben zu Soldaten. Man pflegte nämlich alle fünf Jahre eine Aushebung unter den Kindern der Christen im Reiche zu veranstalten. Kleine Soldatenabtheilungen, jede unter ihrem Hauptmann, jede mit einem besondern Ferman ausgerüstet, zogen von Ort zu Ort. Wo sie ankamen, wurden die Einwohner mit ihren Söhnen versammelt. Der Hauptmann hatte das Recht, alle jungen Leute, welche vor Andern schön oder stark waren, alle, die eine besondere Fähigkeit oder ein besonderes Ta=lent zeigten, von dem siebenten bis zu mannbaren Jahren, mit sich hinweg zu führen. Gleichsam als einen Zehnten von den Unterthanen brachte er sie an den Hof des Großherrn. Von den Kriegszügen führte man, als den gesetzlichen Theil der Kriegsbeute, der dem Herrn zukomme, andere Knaben eben dahin ab. Es kehrte kein Pascha von einer Unternehmung zurück, ohne dem Sultan junge Sclaven zum Geschenk mitzubringen. Mit wenigen Ausnahmen wurden diese zu Soldaten erzogen, und besonders die kräftigern, die man zu Janitscharen (von Jenitscheri, neue Truppe) bestimmte, in jeder Entbehrung und Anstrengung und in Führung der Waffen mit Strenge geübt.

Der berühmte Philosoph Fichte hat einmal eine Erziehung vorgeschlagen,

die in völliger Absonderung der Kinder von den Eltern, in einem für sich bestehenden Gemeinwesen dergestalt vollzogen werden müsse, daß ein neuer Wille an die Stelle des alten trete. Eine solche Erziehung war die, welche man jenen geraubten Knaben gab. Sie lernten, ihrer ersten Jugend, ihrer Eltern, ihrer Heimath vergessend, kein Vaterland kennen, als das Serai des Großherrn, keinen Willen, als den seinen, keine Hoffnung, als auf seine Gunst; sie kannten kein Leben, als in strenger Zucht und in unbedingtem Gehorsam, keine Beschäftigung, als den Krieg zu seinem Dienst, für sich keinen Zweck, als etwa im Leben Beute, im Tode das Paradies, das der Kampf für den Islam eröffnet. Was Fichte zur Bildung von Sittlichkeit, Religiosität und Gemeinschaft in der Idee vorgeschlagen hat, ist hier, Jahrhunderte vor ihm, zur Entwickelung eines zugleich sclavischen und doch kriegerischen Sinnes in Ausführung gebracht.

Und diese Erziehung erfüllte ihre Absicht vollkommen. Man sieht mit Erstaunen, wie fort und fort aus jenen Knaben die tapfersten Soldaten, die angesehensten Männer erwuchsen, der Nerv und Kern des osmanischen Reiches. Denn die, welche weniger Körperkraft, oder besondere geistige Fähigkeiten zeigten, wurden zu Sipahi und zu jenen Dienern des Serai gemacht, aus denen meist die hohen Würdenträger des Reiches emporstiegen.

Keines Erbadels Ansprüche traten der Tapferkeit oder dem Talente dieser ursprünglichen Sclaven entgegen, und so sah jeder ein Feld der Thätigkeit, ein Leben vor sich, bei dem er vergessen konnte, auf welche Weise er in das Serai gekommen, und es finden sich sehr wenige Beispiele, daß einer von ihnen seine Eltern, seine alte Heimath wieder aufgesucht hätte. Weit eher schien ihr Zustand solchen Christen reizend, die nach Abenteuern und hohen Würden Verlangen hatten, und Viele verließen ihr Vaterland freiwillig, um ihr Glück unter diesen Sclaven zu versuchen, deren Stellung so glänzend wurde, daß sie, eifersüchtig auf die Erhaltung derselben, sich strenge absonderten und nicht litten, daß ein geborner Türke, selbst nicht, daß ein Sohn des Groß-Wesirs, der doch eben auch aus ihrer Zahl emporgestiegen, Sandschak (Gouverneur eines Distrikts von Lehngütern) wurde. Ihre Söhne traten in die fünfte und sechste Schaar der besoldeten, oder in die Zahl der belehnten Sipahi, der schon erwähnten Timarli (Lehensträger), unter die das Reich vertheilt war, und vermehrten oder verjüngten diese immer aufs Neue.

Da die eigentliche Macht des osmanischen Reiches in den oben genannten beiden Ständen lag, in den Timarli und in jener Sclavenmenge, von der die größere Hälfte den Kern des Heeres zu Pferde und zu Fuß ausmachte und die kleinere die Verwaltung in Händen hatte, so liegt am Tage, daß beständiger Krieg nöthig war: wegen der Timarli, weil ihre Zahl

bei dem steten Zuwachs aus den Sclaven immer zunahm und so neue Timare (Lehensgüter) erworben werden mußten; um der Janitscharen und der besoldeten Sipahi willen aber, damit sie ausüben konnten, was sie gelernt hatten und nicht bei Unthätigkeit verdarben. Das türkische Reich war ein Kriegsstaat; im Kriege erst zeigte sich sein Leben. Es war, als sei das Lager die eigentliche Heimath der Osmanen. Nicht allein wurde dasselbe in einer bewundernswürdigen Ordnung gehalten, so daß kein Fluch noch Zank zu hören, kein Trunkener, kein Spiel zu sehen war; es herrschte in demselben auch eine Pracht, gegen die man zu Hause nur eng und schlecht lebte. Für je zehn Janitscharen hielt der Großherr ein Pferd, das ihnen ihr Gepäck nachtrug; je fünfundzwanzig hatten ein gemeinschaftliches Zelt; hier hielten sie die Ordnung ihrer Kasernen, und die Aelteren wurden von den Jüngern bedient. Kein Sipahi aber war so gering, daß er nicht ein eigenes Pferd gehabt hätte. Wie glänzend nahmen sie sich zu Pferde aus mit ihren seidenen Waffenröcken, den bunten, künstlich gearbeiteten Schild am linken Arm, das reichbesetzte Schwert in der Rechten, den Turban mit mannichfaltigen Federn geziert! Vorzüglich prächtig aber zeigten sich die Anführer. Um die Ohren ihrer Pferde sah man Edelsteine; auch Sattel und Zeug war damit besetzt; an den Zäumen hingen goldene Ketten. Die Zelte prangten von Schmuck. Sclaven waren zahllos vorhanden.

Mit dieser kriegerischen Richtung des gesammten Daseins stimmte Religion und Sitte überein. Es ist bekannt, wie sehr der Islam die Waffen begünstigt, wie sehr der Glaube an ein unvermeidliches Geschick den Muth in der Schlacht befördert. Die mancherlei Waschungen, durch welche die Unreinigkeiten, der Ursprung so vieler Krankheiten in einem Lager, entfernt werden, sammt dem Verbote des Weins, der in einem Lager schwer herbeizuschaffen ist und zu vielen Unordnungen Veranlassung gibt, sind trefflich auf den Krieg berechnet. Auch die täglichen Gewohnheiten der Türken passen ganz für das Lager. Man sitzt auf der Erde auf einem einfachen Teppich, ißt auf der Erde, schläft an dem Ort, wo man gegessen — so erscheint nicht fremd, was das Lager nothwendig macht. Auch sahen sich die Osmanen stets hauptsächlich als Kriegsleute an. Wo sie in türkischen Verordnungen von den Christen unterschieden werden, heißen diese Bürger, sie aber Soldaten, Askery.

Faßt man nun dies zusammen, erstens, daß Alle Sclaven sind, am meisten aber die Vornehmsten, denen der unbedingte Gehorsam am neuesten eingeübt worden; daß es Niemand gibt mit einiger Selbständigkeit, mit Familienbesitz und Anhang; daß jede Thätigkeit von dem Winke des Großherrn abhängt, von dem entweder glänzende Belohnung oder Absetzung und Tod zu erwarten — und sodann, daß das Ganze eine durchaus militairische

Anordnung hat, daß das Geschäft Aller Krieg ist: so sieht man, wie es durchaus nöthig, daß der Großherr allein für diesen so eigenthümlich gegliederten Leib die Seele, der Ursprung jedweder Bewegung, hauptsächlich aber kriegerisch gesinnt sei. Bajazet II. erfuhr dies in seinem Alter. Als er nicht mehr zu Felde ziehen konnte, ergab sich Unordnung auf Unordnung, und er ward zuletzt genöthigt, seinem kriegerischen Sohne zu weichen. Soly man hingegen war ganz ein Haupt für diesen Kriegsstaat. Wie seine hohe Gestalt, seine männliche Gesichtsbildung, unter einer breiten Stirn große schwarze Augen, einen kriegerischen Eindruck hervorbrachten: so zeigte er alle die Lebhaftigkeit, alle die Freigebigkeit und Gerechtigkeit, die einen Herrscher beliebt und gefürchtet machen. Nie ließ er von Eroberungszügen ab. Ein Gesetzbuch, das er verfassen ließ, der Multeka, schärft den Krieg gegen die Ungläubigen als eine allgemeine Pflicht auf das Dringendste ein: man müsse dieselben fort und fort zum Islam oder zur Kopfsteuer auffordern, und seien sie sich beiden zu entziehen gemeint, sie mit Pfeilen und allen Kriegswerkzeugen und mit Feuer verfolgen, ihre Bäume abhauen, ihre Saaten verwüsten. In einem fanatischen Buche „Posaune des heiligen Kriegs," das er in seinem Reiche verbreiten ließ, wird keine Ermunterung, kein Versprechen, kein Gebot, wodurch Gläubige in den Wahnwitz eines Religionskrieges getrieben werden können, unversucht gelassen. Es fordert, daß letztere bis zum Tode im Schatten der Lanzen leben, bis Alle sich zur Glaubensformel Mohameds bekennen.

Suleiman starb (1566) vor der ungarischen Festung Scigeth, deren Eroberung nach Zriny's, durch unsern Körner verherrlichten, Vertheidigung er nicht mehr erlebte. Er war der letzte von zwölf muthvollen, selbstherrschenden, selbst zu Felde ziehenden Sultanen; seit ihm sind — nach eines weisen Wesirs Ausspruche — „alle ohne Ausnahme Narren oder Tyrannen gewesen." Die Zügel der Regierung erschlafften, oder gingen in die Hände schlauer und übermächtiger Großwesire über, von welchen wir nur die beiden gewaltigsten, Achmed Kiuprili, oder Köprili, und Kara Mustapha (im 17. Jahrh.) nennen wollen, da sie noch einmal Europa in Schrecken setzten und letzterer sogar noch einmal vor Wien erschien (1683). In ihren Händen waren die elenden Weichlinge, welche, so lange es ihren übermüthigen Leibgarden, den Janitscharen, gefiel, den Sultantitel führten. — So sank, besonders seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts, die Macht und das Ansehen der hohen Pforte, fast weniger noch in Folge äußerer Angriffe, als innerer Fäulniß und Soldatendespotie. Eine Empörung folgte der andern, und gerade die besten Fürsten wurden am schnellsten entthront. Als die letzten Opfer der zügellosen Janitscharen fielen der edle, europäischer Civilisation geneigte, Sultan Selim III. (1807) und sein tapferer, hoch-

herziger und freisinniger Wesir Mustapha Bairactar, welcher letzterer, von seinen Feinden angegriffen und belagert, mit Hunderten derselben sich in die Luft sprengte (1808). Was beide vergebens versuchten, eine neue Organisirung der Truppen und des ganzen Heerwesens nach europäischem Muster, setzte endlich, nebst vielen andern neuen Einrichtungen, Sultan Mahmud II. (1808—1839) durch, ohne aber dadurch die immer mehr um sich greifende und rascher fortschreitende innere Auflösung aufhalten und hindern zu können. Die türkischen Reformen gehen nur aus dem Verzweifeln an ihren eigenen Einrichtungen, Gesetzen und Gebräuchen, nicht aus naturgemäßem Fortschritt der Civilisation hervor und werden deshalb um so weniger Rettung bringen, je naturwidriger es ist, die aus dem Christenthum hervorgegangene Cultur der europäischen Völker den Bekennern des Islam aufpfropfen zu wollen. So lange diese dem Islam treu bleiben, kann das nur zur Schwächung und Verwirrung führen.

Es geht eine alte Prophezeiung, daß die Herrschaft der Osmanen in Europa nur 400 Jahre dauern werde. In den Jahren 1822—29, wo sich die Griechen von ihrem Joche losrissen und Rußland, nachdem es sie im Kriege erschöpft, ihnen demüthigende Friedensbedingungen vorschrieb, und 1833, wo der Sultan nicht nur seinen aufrührerischen Statthalter in Egypten, Mohammed Ali, in einer fast unabhängigen Stellung bestätigen, sondern noch verschiedene Bezirke in Syrien ihm übergeben mußte, scheint es vorgespukt zu haben — wie wird's zum vierten Jubeljahre der Eroberung von Constantinopel aussehen? Im Jahr 1453 schrieb Mohamed II. den Christen Gesetze vor, jetzt ist sein Reich ein von dem guten Willen und der Eifersucht Rußlands, Englands, Oesterreichs und Frankreichs abhängiger Staat, dessen Stellung um so gefährlicher ist, je weniger es in der Macht der türkischen Regierung steht, die blutigen Ausbrüche fanatischen Hasses ihrer dem Koran anhangenden Unterthanen gegen die christliche Bevölkerung ihrer Staaten zu unterdrücken. An Serbiens Südgränze wurden noch in neuester Zeit unter den Augen der türkischen Behörden von großen herumziehenden Räuberhaufen ganze christliche Dörfer verbrannt, die männlichen Bewohner derselben hingeschlachtet, die Frauen und Mädchen gemißhandelt und entführt. Eben so ist in Syrien und in andern Theilen des Reichs ein fast beständiger innerer Kampf, und wenn man bedenkt, daß die Christen in der europäischen Türkei über zwei Drittheile, in der asiatischen aber über ein Drittheil der ganzen Bevölkerung ausmachen, so ist leicht zu ersehen, wohin diese Kämpfe zuletzt führen müssen.

Constantinopel.

Tafel II.

Die wichtigste, kühnste und folgenreichste aller Reformen, die Mahmud II. durchsetzte, war die Vernichtung der Janitscharen, deren Hauptschauplatz

Der Atmeidan

gewesen ist, welchen das 2. Bild unsrer neuen Kupfertafel darstellt.

Diese mit der entsetzlichsten Grausamkeit verbundne Vernichtung ward im J. 1827 vollbracht, nachdem Mahmud vergebens zu wiederholten Malen sich bemüht hatte, die unabläßig auf Raub, Brand und Mord sinnenden Meuterer sowohl durch Blut-, als auch durch Geldspenden zu beruhigen und für sich zu gewinnen. Den Anfang des Jahres 1826 bezeichneten mehrtägige besonders heftige Feuersbrünste in Galata, die damals nicht selten, aber meist in kleinerem Maßstabe vorkamen. Sie waren dem Sultan nicht eben unangenehm, wenn auch nicht von ihm veranlaßt, denn sie gaben Gelegenheit, die Janitscharen als ihre Urheber zu bezeichnen, wie sie die Urheber aller Unordnungen im Reiche seien. Ein kaiserlicher Befehl und ein Erlaß des Mufti [1]) sprachen aus, daß, um das Wort Gottes zu vertheidigen und sich der Ueberlegenheit der Ungläubigen entgegenzustellen, auch die Moslemen sich der Subordination unterwerfen und die militairischen Exercitien erlernen müßten. Die Statuten und Privilegien der Janitscharen sollten übrigens bleiben, die Besoldung für ihre Lebenszeit ihnen gesichert sein, auch sollte nur ein Theil von ihnen, etwa 7000 Mann, nach europäischem Fuß organisirt werden. Vierzehn Tage ging es mit dem Exerciren, obgleich man es nur mit saurem Gesichte that; aber am 14. Juni brach ein großer Aufstand von fast 20,000 Mann los. Die Janitscharen brachten ihre Feldkessel aus den Kasernen in den Atmeidan und belagerten den Großwesir, ihren eigenen Aga und andre treue Diener des Sultans in ihren Palästen. Zwar entkamen dieselben, aber ihre Familien wurden schrecklich gemißhandelt. Da ergriff Mahmud eine Maßregel, welche nur für die außerordentlichsten Fälle aufgespart ward: er ließ die heilige Fahne des Propheten enthüllen und aufstellen, und alle Gläubigen aufrufen, sich um sie zum Schutze des Reichs und der Religion zu sammeln. Zu gleicher Zeit rückten treue Truppenabtheilungen, namentlich Artillerie, von allen Seiten heran und besetzten die Zugänge zu dem großen Platze, wo die Aufrührer ihr

1) des obersten Richters und Geistlichen des Reichs.

Lager aufgeschlagen hatten. Dreimal forderte man sie zur Unterwerfung auf, sie aber antworteten mit Hohn und verlangten die Köpfe des Großwesirs und ihres Aga. Da erklärte endlich der Mufti sie in Bann und Acht, und die Batterien und Colonnen begannen unter sie zu schießen. Nach einigem Widerstande zogen sie sich in ihre Kasernen zurück, diese aber wurden sofort in Brand geschossen, sie mußten sie wieder verlassen, und bald deckten Tausende von Leichen die Wahlstatt. Da mußten die meisten der Empörer sich gefangen geben und wurden an den folgenden Tagen zu Tausenden hingerichtet. Diejenigen aber, welche in Constantinopel dem Blutbade entgingen, flüchteten sich mit dem Pöbel aus der Stadt, welcher sie unterstützt hatte, theils in den Belgrader Wald, theils nach Kleinasien. Der letztere Haufen hatte unternehmende und umsichtige Anführer, welche sich gleich in der Nähe der Hauptstadt nicht sicher hielten; die erstern aber gaben sich anfangs der Hoffnung hin, bald in ihre Wohnungen zurückkehren zu dürfen, und als es ihnen endlich deutlich wurde, daß sie keine Aussicht auf Begnadigung hätten, bemächtigte sich ihrer die Verzweiflung. Sie brachen aus ihren Schlupfwinkeln hervor, fielen in Haufen von acht oder zehn, wie sie sich zusammengerottet hatten, die Reisenden an, raubten und mordeten. Zuletzt wurden alle Landstraßen der umliegenden Gegend so unsicher, daß alles Reisen aufhörte. Die Regierung machte daher viele, zum Theil bedeutende Versuche, die Entflohenen einzufangen oder zu vertreiben, aber im Ganzen ziemlich ohne Erfolg, außer daß man zuweilen einen einzelnen, durch Zufall von seinen Gefährten abgekommenen Räuber erwischte, den man dann sogleich erdrosselte und den Leichnam an die Seite des Weges warf, um die übrigen zu schrecken. Endlich verlor der Sultan die Geduld und gab Befehl, den ganzen Wald anzuzünden, nachdem auf den Anhöhen um sie herum ein Cordon gezogen war, der auf Jeden schießen sollte, welcher versuchen würde, aus dem Flammenmeer zu entkommen. Es dauerte nicht lange, so standen die äußern Enden in Brand; die hohen Bäume knisterten, schwankten und lehnten sich aneinander, so daß der Brand vieler immer eine einzige Feuermasse bildete, bis sie mit Krachen niederstürzten. Währenddem hörte man ein fast ununterbrochenes Gewehrfeuer, um die Fliehenden zurückzutreiben, dessen Knallen sich mit dem Jammergeschrei der Geängstigten, dem Winseln der Verwundeten, dem Röcheln der Sterbenden zu einer schauerlichen Tonmasse vereinigte. In kurzer Zeit war auf mehrere Quadratmeilen um Belgrad herum alles öde und wüst; der ehrwürdige Wald, welcher in feierlicher Größe mehrere Jahrhunderte lang dagestanden und aus seinen Dickichten das Tageslicht ausgeschlossen hatte, lag in Asche, und man glaubt, daß von allen Janitscharen, die darin Schutz gesucht, kein einziger entkommen sei.

Das Arsenal. Die Kaserne der Garde.

Erst am 31. September wurde die heilige Fahne zurückgebracht; Mahmud aber nannte sich von dieser Zeit an Fattih, d. h. Eroberer. Und in der That hatte er jetzt den Hauptheerd der beständigen Empörungen zerstört und Selbständigkeit im Innern seines Reiches erobert, so daß er hierin, wie in manchem Andern, wohl mit dem Strelitzen-Bändiger, Czar Peter dem Großen von Rußland, verglichen werden kann. Wie dieser that er auch außerordentlich viel zur Hebung der Schiffahrt in seinem Reiche, und man muß gestehen, daß das Arsenal und die dazu gehörigen Bauwerke, welche eine lange Reihe von Docks, Waarenhäusern, Seilerbahnen, von Werkstätten aller Art und von andern Anstalten beschließen, die sich von Galata wohl auf $\frac{3}{4}$ Stunden am Rande des Wassers fortziehen, der türkischen Regierung zu großer Ehre gereichen. Die von hohen steinernen Mauern umgebenen Bassins sind geschickt angelegt, die Schiffswerfte nach einem großen Maßstabe gebaut[1]) und das Arsenalgebäude selbst ist ein prächtiges Gebäude von bedeutendem Umfang. Auch sind die hier gebauten Schiffe dieser großen Anstalt würdig.

Wie dieses Arsenal, so ist auch die Kaserne zu Scutari, in welcher die kaiserliche Garde ihre Quartiere hat, selbst in der Türkei ein ausgezeichneter Gegenstand, ohnerachtet jetzt daselbst Gebäude dieser Art, in Hinsicht ihrer Größe und ihres stattlichen Baustyls, immer fürstlichen Palästen gleichen. Sie bildet ein Quadrat, mit Thürmen auf den Seiten. Das Eingangsthor ist hoch und kunstreich aus Eisen gearbeitet; es führt in einen weiten Hof, in welchem zwölftausend Mann mit Bequemlichkeit Waffenübungen anstellen können, und in welchem an drei Seiten eine offene Gallerie vor einer langen Reihe von Zimmern hinläuft. Im Erdgeschoß sind Werkstätten, denn mit Ausnahme der Waffen wird hier die ganze Ausrüstung der Garde, Uniformen ꝛc. verfertigt, und zwar alles sehr gut. Die weitläuftigen Küchen sind reinlich, bequem, und haben vortreffliche Einrichtungen um Speisen mit Dampf gar zu machen. Erstaunliche Haufen von Kräutern und Wurzeln aller Art werden für die Küche sorgfältig in einem Magazin aufbewahrt, dessen Boden, Wände und Decke von Marmor sind; die großen Wasserbecken aus demselben Material erhalten das reinste, kühlste Wasser aus der Fontaine der prächtigen Moschee Selims III., welche dem Hauptthor der Caserne gerade gegenüber steht. Das Zeughaus, die Monturkammer und die Militairschulen sind alle sehr vorzüglich und es dürfte schwer sein, in ganz Europa eine ansehnlichere Kaserne zu finden.

Mahmud, der, wie häufig aus den Fenstern einer Reihe von prächtigen Zimmern im Arsenal dem Fortgang der Arbeiten in den Schiffswerf-

---

1) Eines 350 Fuß lang.

ten, ebenso auch gern den Waffenübungen der Soldaten zusah, soll in letztern selbst ein Meister gewesen sein. Besonders im Bogenschießen soll Niemand in seinem Reiche es ihm gleich gethan haben und auf dem Demeidan (d. i. Pfeilplatz), einem großen, freien Reviere, das sich längs der Begräbnißstätte von Pera hinzieht, wo Uebungen mit Pfeil und Bogen statthaben und viele Pfeiler aus Stein und Marmor mit Inschriften, nicht selten mit goldenen Buchstaben, zur Ehre ausgezeichneter Bogenschützen errichtet sind, erinnern mehrere davon an die Geschicklichkeit Mahmuds. Er liebte das Bogenschießen sehr und soll sich oft gerühmt haben, daß er seit vielen Jahren keine Woche vorübergehen lasse, ohne seinen Bogen zur Hand zu nehmen.

Einige der Angaben auf den gedachten Säulen über die Entfernung, bis zu welcher er geschossen, sind freilich von der Art, (eine 900 Fuß weit), daß die folgende Erzählung ganz gerechtfertigt erscheint. Die Lustpartien im Bogenschießen, welche Mahmud anstellte, waren durch Hofsitte geregelt. Die Bogenschützen erhielten eine förmliche Einladung und der Anfang des Festes war, daß die Paschas, Beys und sonstigen Gäste eine Linie bildeten. Der Sultan trat dann an die Spitze der rechten Seite und schoß zuerst. Nun setzte sich ein halbes Dutzend Hofpagen in Bewegung, den Pfeil zu suchen, die Stelle zu bezeichnen, wo er niedergefallen war, und ihn zurückzubringen. Diese Leute suchten es einander an Schnelligkeit des Laufens zuvorzuthun, und waren gewiß, wenn der Schuß sehr weit gegangen war, eine Belohnung zu erhalten. Um den Pfeil nicht zu verfehlen liefen sie mit ganz gebücktem Kopfe, und da nahmen sie denn oft jenen, ohne stehen zu bleiben, auf und trugen ihn noch eine Strecke weiter. Wenn sie endlich mit gellender Stimme verkündigten, daß er gefunden sei und der Schuß von Bedeutung war, schritt man gleich zur Vermessung. Der vorhin erwähnte 900 Fuß weit gegangene Schuß soll namentlich auf die Rechnung eines pfiffigen Pagen zu setzen sein, der wohl wußte, daß Niemand laut an der Richtigkeit seiner Angabe zweifeln werde, sollte auch Mancher innerlich darüber lachen, und der für seine Botschaft zwei Beutel (etwa 70 Thlr.) empfing. — Wenn der Sultan seinen Schuß gethan hatte, schossen seine Gäste nach der Reihe; man kann sich aber leicht denken, daß ihre Pfeile das Ziel nie erreichten. So viel bleibt übrigens ausgemacht, daß wenige Bogenschützen die Geübtheit und den edlen Anstand Mahmuds besaßen.

Doch zurück zum Atmeidan! Dieser ist von dem alten Hippodrom (der großen Rennbahn für Reiter) nur durch eine hübsche Mauer von weißem Marmor, welche mit einem vergoldeten Geländer abwechselt, getrennt, und hat die Moschee Achmeds I. zur Seite (S. Const. I. S. 5.). Am obern Ende des Platzes steht das Denkmal Constantins des Großen, eine vier-

eckige, 90 Fuß hohe Säule, ehemals mit einer Umkleidung von Erz, die aber längst verschwunden ist, nicht weit davon aber, gegen die Mitte zu, der sogenannte delphische Dreifuß, den wir rechts auf unsrer Abbildung bemerken und der besonders durch eine Tradition interessant ist, an welche die Türken fest glauben, nämlich daß, wenn er durch einen Zufall zerstört oder verrückt werden sollte, Constantinopel wieder eine christliche Hauptstadt werden würde. Er besteht in einer aus drei metallenen Schlangen gewundenen Säule, die ehedem im Tempel zu Delphi den Dreifuß getragen haben und von Constantin d. Gr. nach Constantinopel geführt sein soll. Einen der sämmtlich fehlenden Schlangenköpfe soll der Sultan Achmed mit einem Hiebe seines Säbels abgehauen haben, als er dem zusammengezogenen Heere einen Beweis von der Stärke seines Armes geben wollte. Am untern Ende des Platzes endlich steht auf einem Fußgestell von weißem Marmor der hübsche 61 Fuß hohe Obelisk von röthlichem egyptischen Granit, der die Mitte unseres Bildes einnimmt. Auf jenem (dem Fußgestell) sind die Siege des Kaisers Theodosius, welcher den Obelisk hier wieder aufrichten ließ, nachdem er durch ein Erdbeben umgestürzt war, dargestellt, jedoch sehr roh, dieser (der Obelisk) ist voll Hieroglyphen, die mit vieler Kunst gearbeitet sind.

Fast von jedem hohen Punkte bei Constantinopel genießt man eine herrliche Aussicht, hier auf die Stadt mit ihren Tausenden von Kuppeln und Minareten, ihren majestätischen Ahornbäumen, ihren dunkeln Cypressen, ihren belebten Chanen und reichen Palästen; dort auf das Marmora-Meer mit seinen Inseln, deren eine im Hintergrunde unseres Mittelbildes, ganz links, sichtbar ist, und am fernen Horizont auf den stattlichen Olympus in der Nordwest-Ecke Kleinasiens (auf unserm Bilde etwas weiter rechts) in seinem Wolkenmantel und mit seiner Schneekrone; da auf den herrlichen Bosporus, der sich (links am Vordergrunde hinein) zwischen fruchtbaren, volkreichen Ufern hinwindet nach der See der Stürme, dem schwarzen Meere; dann wieder auf das goldene Horn (auf unserm Bilde in der Mitte rechts hineinlaufend) mit Hunderten von Schiffen aller Völker, oder auf die dunkeln Felsen, welche das liebliche Thal des süßen Wassers einschließen, und auf die Haine und Gewässer, welche den kaiserlichen Sommerpalast, dessen Fenster von vergoldetem Gitterwerk schimmern, umgeben. Von allen aber ist die

Aussicht von der Höhe hinter dem neuen Palast bei Beschik-Tasch eine der herrlichsten. Die im Hintergrunde sichtbaren Punkte haben wir bereits näher bezeichnet; weiter vorn liegt links ein Theil von Scutari, nahe dabei der durch die Romanze so bekannte Thurm des Leander, gegenüber, etwa

in der Mitte, die Serail=Spitze, von der sich Constantinopel rechtshin ausdehnt.

Das berühmte Serai Bournou steht an der Stelle des alten Byzanz, welches 660 v. Chr. Geb. von einer lacedämonischen Colonie gegründet wurde und von dessen alter Mauer noch jetzt ein Theil die Schloßgärten von der Straße absondert. Nur wenige Frauen, Sclaven und Eunuchen erblickt man jetzt in seinen Hainen und Laubgängen.

Wir lesen in der Geschichte, daß die alte thracische Hauptstadt Byzanz vormals mit vielen Säulen, Statüen und Denkmälern verziert war. Jetzt ist davon nichts mehr vorhanden, als die Ruine einer stattlichen, 90 Fuß hohen Marmorsäule, welche auf einer mit Bäumen bepflanzten Terrasse des äußern Schloßhofes steht, und die des Theodosius genannt wird, ohne daß ihre Gestalt und ihr Standpunkt mit den Beschreibungen dieser Säule in alten Chroniken übereinstimmten.

In dem Serai Bournou hat sich der asiatische Geschmack auf eine sehr auffallende Weise erhalten, während sich sonst zahlreiche Spuren europäischer Sitten und Cultur jetzt in Stambul zeigen.[1]) Vom Marmora=Meer gesehen macht es einen schönen Effect eigener Art. Nur ein schmaler Damm scheidet die Mauer vom Wasser, und an einigen Stellen, wo derselbe durchbrochen ist, bemerkt man ein dichtes Gitterwerk, durch welches die schönen Bewohnerinnen des Schlosses auf die von der Sonne beleuchteten Wogen und die phantastisch geformten Inseln des Propontis blicken dürfen. Ueppige Wucherpflanzen reichen an manchen Stellen über die Mauer, namentlich der Epheu mit seinen herrlichen dunkeln Blättern und die prachtvolle Ka=

---

1) Sie erscheinen in der verbesserten Einrichtung der Straßen, Brunnen, Märkte und Paläste. Die pittoresken Reste maurischer Architektur, welchen der orientalische Charakter so deutlich aufgedrückt ist, machen neuen Gebäuden in europäischem Geschmack Platz, und an die Stelle der schwerfälligen, herabhängenden Bedeckungen der Brunnen treten leichte Einfassungen von Eisen. Man sieht die bunten Malereien, die grellen Farben an den Wetterdächern hölzerner Paläste verschwinden, und Säulen von Marmor, geschmackvoll mit Bildwerken geziert, sich erheben. Die Hinwegräumung so vieler Bilder vergangener Jahrhunderte muß die Illusion des Anschauens einer frühern Zeit schwächen. Einst wird Constantinopel eine rein europäische Stadt sein mit Palästen, Märkten und Fabrikanlagen im neuesten Geschmack. Aber auch dann wird noch interessant sein, was früher hier war, als sich noch überall ein angestammter Nationalcharakter ausdrückte, der Osmane sich für den allein Rechtgläubigen hielt, sein Reich für das mächtigste. Im asiatischen Sommerschloß des Sultans hat man Tapeten und allerlei mit Juwelen besetzte Kleinigkeiten aus Europa. Blenden von kostbarem britischen Zitz werfen die Sonnenstrahlen zurück von den mit vergoldetem Gitterwerk versehenen Fensterflügeln der Kiosken; Seidenzeuge aus Genua und Lyons bedecken die Polstersitze im Palast zu Beschiktasch.

perstaude mit ihrem reichen Grün und ihren vollen Blüthen. An andern Stellen erheben sich auf der Mauer leicht gebauete, gefällige Kioske, welche indeß durch die Witterung ihren ursprünglichen Glanz verloren haben und verfallen, indem sie nicht mehr gebraucht werden. Es muß nämlich bemerkt werden, daß Sultan Mahmud, seit er das Staatsschwert anlegte, kein so zurückgezogenes Leben führte, wie sein Vorgänger, und das Serai Bournou seitdem nicht mehr die Hauptresidenz des osmanischen Hofes ist. Weiter sieht man nur die Dächer und Dome einiger hohen Gebäude, hie und da auch einen dünnen Minaret, welcher aus der Mitte eines dichten Waldes stattlicher Bäume herausblickt. Der Propontis ist selbst dicht beim Damm so tief, daß Lastschiffe nahe am goldenen Thore vorbeifahren, wie man den Eingang des Schlosses von der See her nennt. Es besteht aus einem ansehnlichen Portal von Marmor, welches so reich mit goldenen Arabesken verziert ist, daß man es bei hellem Sonnenschein kaum anzusehen wagt.

Fährt man um die Ecke in den Hafen, so kommt man zunächst nach einem versteckt unter den Mauern des Serai liegenden Kiosk, welcher unter der Benennung des Coursaals der Franken bekannt ist. Hier mußten vor Mahmuds Regierung die europäischen Gesandten an Audienztagen warten, bis es dem Sultan gefiel, ihnen zu erlauben, die Gränze des Palast-Gebietes zu überschreiten. Etwas weiter hin ist eine niedrige Thür, deren eiserner Beschlag jetzt stark mit Rost bedeckt ist, und deren Riegel so lange nicht gebraucht sind, daß sie sich nicht mehr zurückschieben lassen. Dies ist das sogenannte Paschas-Thor, durch welches, nach der Tradition, die Leichname untreuer oder verdächtiger hoher Beamten, welche der Sultan hatte erdrosseln lassen, getragen und in den tiefen Strom des Hafens geworfen wurden, auch wohl manche unglückliche Frau, wenn der zeitweilige Tyrann ihrer überdrüssig wurde. Indessen ist diese Angabe wohl nicht sehr zuverlässig, wenigstens wäre eine Stelle am Marmora-Meer hierzu passender gewesen, da dies mächtig strömt, die Gewässer des Hafens aber träge hinschleichen.

Bald hinter jenem Thor wendet sich die Mauer des Serai und zieht sich vom Hafen aufwärts durch die Stadt. Am äußersten Punkt dieser Richtung ist ein freundlicher vergoldeter Kiosk, welcher auf einem der Strebepfeiler wie durch Zauberei im Gleichgewicht erhalten wird. Er ist ganz mit Gitterwerk umgeben, so daß man von außen nicht hineinsehen kann.

Diesem schimmernden Pavillon, welcher der Kiosk der Gerechtigkeit heißt, gerade gegenüber ist der prächtige Eingang des Palastes des Großwesirs und der Kanzleien aller Zweige der Staatsministerien, nach welchem die Regierung selbst auch die „hohe Pforte" genannt wird. Früher mag

nämlich der Sultan selbst oder sein Großwesir unter diesem Thor, das vielleicht eins der imposantesten in der Welt ist, nach persischer und arabischer Sitte einen Theil seiner Regierungshandlungen vollzogen und öffentlich über wichtige Rechtshändel entschieden haben. Jetzt spricht der Großwesir in seinem Palast Recht über Leben und Tod, und läßt daselbst oft sein Urtheil vor seinen Augen vollziehen. In zwei tiefen Nischen im Thor werden die Köpfe von so hingerichteten Verbrechern ausgestellt, und die Benennung des vorhin erwähnten vergitterten Kiosk kommt daher, daß er früher dem Sultan diente, sich zu überzeugen, ob seine Urtheile richtig vollzogen wurden, und zu beobachten, welchen Eindruck sie auf das Volk machten.

Die Haupteinfahrt zum Serai Bournou ist auf der Seite eines Platzes, an welchem auch die Sophienmoschee, und in der Mitte ein sehr schöner, reich mit Bildhauerarbeit verzierter Springbrunnen steht, im Uebrigen aber nur sehr unansehnliche Wohnungen. Der erste Hof des berühmten Palastes befriedigt die gespannten Erwartungen des Besuchers nicht. Hat er einmal die Schwelle überschritten, auf welcher jetzt so selten ein Fuß steht, ausgenommen wenn der Sultan und seine nächste Umgebung hinkömmt, so erwartet er gewöhnlich, zum Theil in Folge älterer und übertriebener Schilderungen, daß sich ihm sogleich eine Welt der Wunder und Pracht des Orients aufthun werde: statt dessen steht er auf einem weiten, länglichen Platze, durch nichts ausgezeichnet, als durch einen gewaltigen, prächtigen Ahornbaum, welcher auf einen großen Umkreis seinen durchbrochenen, belebten Schatten wirft und einer zahlreichen Colonie schöner blauer Tauben Schutz gewährt. Rings um den Platz reihen sich Krankenhaus, Holzmagazin, Bäckerei, Arsenal (vormals die reich verzierte Kirche d. h. Irene), Münze und andere Gebäude an einander.

An dem Thor, welches in den zweiten Hof führt und Orta Kapousi heißt, fanden sonst Hinrichtungen statt, und Ströme von Blut sollen hier geflossen sein. Es wird durch zwei hervorstehende Thürme geschützt und dicht bei ihm ist des Henkers Zimmer, Djellad Odassi, wo die verdächtig gewordenen oder in Ungnade gefallenen Wesire, wenn sie nach dem Serai kamen, unvermuthet verhaftet und bis auf weitere Verfügung gefangen gehalten wurden. Ließ der Sultan sie dann aus der Residenz verweisen, so brachten Beamte des Serai sie von hier nach dem Orte ihres Exils, wurden sie aber zum Tode verurtheilt, so vollzog man hier sofort den Spruch. Ueber dem Thorwege ist eine Reihe eiserner Zacken, auf welchen die Köpfe Hingerichteter ausgestellt wurden mit einer Bekanntmachung der Verbrechen, wodurch diese Strafe verwirkt worden, welche Bekanntmachung so lange angeheftet blieb, bis die Witterung sie zerstörte. Frühere Reisende haben noch von schrecklichern Dingen, z. B. von einem Mörser gesprochen, in dem die

des Todes schuldigen Muftis und Ulemas zerstampft würden, indeß scheint die Mährchennatur solcher Erzählungen erwiesen. Diese Erinnerungen an Tod und Leiden verschwinden aber, sobald man durch die Orta Kapousi ist; kein Klsgeton durfte nun weiter in die Wohnung „des Lichtes der Welt und des Bruders der Sonne" dringen. — Neben dem Eingang zum dritten Hof ist ein Wachzimmer, wo die Eunuchen des Palastes ihr einförmiges Dasein durch abgeschmackte Späße mit den unthätigen Soldaten zu erheitern suchen, und ist man durch das Thor hindurch, so erscheint dieses von der innern Seite in außerordentlicher Pracht. Das hervortretende Dach ist hier von vergoldetem Gitterwerk über einem Grunde von glänzend blauer Farbe, und von zwei hohen Säulen von weißem Marmor, deren Schäfte die Form von Palmbäumen haben, getragen, während der Fußboden aus seltenen Steinen zusammengesetzt ist, durch einen Kitt verbunden, der als Gold erscheint. In diesem dritten Hof ist der Thronsaal und die Bibliothek, letztere in einer Reihe Kiosken in sarazenischem Geschmack mit offenen Arcaden. Sie soll große Schätze von Handschriften besitzen, aber noch ist die Zeit nicht gekommen, wo europäische Gelehrte diese benutzen könnten. [1])

Der vierte Hof enthält ein schönes, zuweilen „der Kiosk von Bagdad" genanntes Gebäude. Hier sollen, der Sage nach, die Juwelen der Constantine und die Schätze der frühern Sultane sich befinden.

Ueber den vierten Hof hinaus ist der „Garten der Wonne", in welchem sich vergoldete Kioske für den Harem und die jungen Prinzen des kaiserlichen Hauses befinden. Hier strahlt und schimmert Alles! Man sieht vielfarbige Blumenbeete, die stolzen reichverzierten Gebäude, die in diesem Hofe stehen, umgeben; vergoldete, mit lebhaften Farben angemalte Pavillons; Körbe von vergoldetem Flechtwerk, in denen Rosen blühen; Fontainen, welche ihr süßes Gemurmel unter dem dichten Schatten überhängender Zweige ertönen lassen, und nach allen Richtungen die sorgfältig vergitterten, eifersüchtig bewachten Fensterflügel des Harems, welchen der Fuß keines Ungläubigen ungestraft betreten wird.

Von den Damen der Hofhaltung des Sultans Mahmud befand sich keine im Serai Bournou, ausgenommen wenn er selbst es bewohnte. In dem weitläuftigen Harem war damals blos ein Dutzend achtzigjähriger Frauen des Sultans Selim, deren Alter sie vor dem Schicksal der jüngern, schönern Favoritinnen schützte, welche nach orientalischen Grundsätzen von Politik hingeopfert wurden, als der Sultan Mahmud zur Regierung ge-

---

1) Es gibt in Constantinopel 12 kaiserliche und 8 von Großwesiren u. a. gestiftete Bibliotheken, von denen jedoch nur wenige dem Nicht-Muhamedaner gegen besonders dazu ertheilte Fermans zugänglich sind.

langte, damit sie nicht dem Hofe Schande machten, wenn sie vielleicht einen Unterthanen heiratheten. Gleichwol war der Harem ein Heiligthum und kein neugieriges Auge, kein zudringlicher Fuß durfte die stille Wohnung der würdigen Wittwen des unglücklichen Selim stören.

Vor dem Serail, besonders nach dem Hafen zu, ist das Meer beständig von einer Menge von Schiffen, deren allergrößeste sich, bei der erstaunlichen Tiefe des Hafens, hart ans Ufer legen können, und von Tausenden von kleinen Fahrzeugen belebt. Fast jeder Franke, der nach Constantinopel kommt, landet bei Galata (von dem ganz rechts, zwischen dem Eingang zum Hafen und den Cypressen des Vorgrundes, eine Spitze sichtbar ist) und die Scene, welche sich ihm hier darstellt, pflegt ihn anfangs zu befremden. Er kann die Unruhe und Geschäftigkeit, die hier herrschen, nicht mit seinen gewohnten Vorstellungen von den ernsten Orientalen zusammenreimen. Die scharfe, gellende Stimme des streitsüchtigen, geschwätzigen Griechen, die drohende Heftigkeit des Armeniers, das eilige Grüßen der Kaufleute, die nach den Bazars gehen, oder von dorther kommen, das laute Rufen der Schiffer, welche, mit einander wetteifernd, Passagiere an sich zu ziehen suchen — das Alles bringt ein mächtiges Geräusch und Gewirr hervor, das durch die Unruhe auf dem Wasser noch bedeutend vermehrt wird. Denn hier gerathen die spitz zulaufenden arabischen Barken mit hohem Vordertheil, welche ihre Ladung einnehmen wollen, oft in Gefahr, das vergoldete Bildwerk, mit dem sie verziert sind, von den schnell zwischen ihnen hindurchfahrenden Gondeln beschädigt zu sehen, während die, in Vergleich mit ihnen schwerfällig und plump aussehenden, europäischen Böte beständig zwischen dem Ufer und den Schiffen, zu welchen sie gehören und aus welchen sie Waaren bringen, hin und herfahren. Hier rudern Eilboten mit Depeschen der Ortsbehörden eilig vorbei; dort ist die Gondel eines Zeitvertreib suchenden Herrn, mit ihrem carmesinrothen Teppich und ihren weichen Polstern in Gefahr, da die Ruderer, nachdem sie lange vergeblich auf die Rückkehr ihres Herrn von einem Besuche gewartet, schläfrig geworden sind. Die Fahrböte mit ihrer schmutzigen Vergoldung sind dagegen in beständiger Bewegung. Die sorgfältig geschmückte schöne Gondel aus dem Harem eines Vornehmen bringt die verschleierte Favoritin, von vermummten Sclavinnen begleitet, nach der andern Seite des Hafens; die Barke des Ministers schießt mit der Eile eines Vogels über das Wasser hin, während die Ruder rechts und links Silberschaum aufwerfen; und dort fährt vielleicht der Sultan nach Kyat-Khana[1]), wenigstens sieht man in

---

1) seinem schon vorhin erwähnten Sommeraufenthalte hinter dem Thal der süßen Wasser von Europa.

der Entfernung seine Barke, im Sonnenschein wie eine Masse schimmernden Goldes leuchtend.

Wir besteigen ein Fahrzeug um den Bosporus zwischen den nahen Ufern von Europa und Asien hinabzufahren. Diese Ufer sind von fast ununterbrochenen Reihen von Ortschaften und einzelnen Gebäuden bedeckt, unter welchen letztern die prächtigen Sommerwohnungen der vornehmen Türken einen überraschend schönen Anblick gewähren, nebenbei auch, wenn der Beschauer ein wenig mit den Verhältnissen in Constantinopel bekannt ist, Stoff zu mancherlei Vermuthungen und Betrachtungen.

Der Osmane lebt hauptsächlich für die Gegenwart, bekümmert sich wenig um die Zukunft und denkt an die Vergangenheit nicht viel zurück. Er arbeitet, baut und speculirt nur für sich, wie sein Vater es auch gemacht hat; seine Kinder mögen sich abmühen und forthelfen wie sie können. Glück ist auch bei uns mehr oder weniger eine ungewisse Sache; aber im Orient dauert es vielleicht nur einen Tag, und deshalb baut oder kauft der Osmane, wenn es ihm lächelt, sogleich eine Wohnung, welche seinen augenblicklichen Verhältnissen angemessen ist und läßt sie nach denselben ausmalen und verzieren. Die neue Einrichtung ist vielleicht von Dauer, und das Glück auch; sollte aber jene nicht so lange halten, als dieses, so läßt der Besitzer es sich nicht verdrießen, die Malerei oder Vergoldung erneuern, das Verdorbene ausbessern zu lassen. Sollte hingegen sein Glück, wie es oft der Fall ist, von kurzer Dauer sein, so denkt er auch nicht weiter an sein früheres Wohlleben, ist zufrieden mit den ihm übrig gebliebenen verblichenen, verfärbten Resten desselben, und nur darauf bedacht, sein Haus in wohnbarem Stande zu erhalten, ruhig die Zeit erwartend, wo er den frühern Schmuck wieder herstellen kann.

Der Fremde kann daher, in der Gondel auf dem Bosporus fortgleitend, die Lage der meisten Anwohner desselben nach dem Aeußern ihrer Häuser beurtheilen. Der begünstigte Hofmann hat ein ansehnliches Sommerschloß, dessen Vorderseite mit Vergoldung und Malerei vielfältig geschmückt ist. Das Gitterwerk des Harems hat lebhafte Farben; der Söller ist mit wohlriechenden Blumen besetzt; auf den Marmorstufen, an denen sich die blauen, leichten Wellen brechen, stehen bei gutem Wetter Haufen von Bedienten, und die Gondel, welche unten ihren Herrn erwartet, gleicht einem Feenschiff, glänzend von Gold und Purpur. Arabesken schmücken die Mauern und hübsche Lusthäuser, in welchen Musik ertönt, blicken aus den hohen Bäumen der Gärten hervor — Alles athmet hier Wohlsein.

Die Landsitze der in Ungnade gefallenen Minister und abgesetzten Beys sind eben so stattlich und großartig, allein es geben sich an ihnen viele Spuren des Verfalls zu erkennen. Die Farben haben ihren Glanz verloren,

auf den Marmorterrassen wächst Gras, hie und da sind Fensterscheiben, ist das Gitterwerk beschädigt und der Wind dringt in die Zimmer. Offenbar hat der Besitzer absichtlich seinen Palast in Verfall gerathen lassen.

Schlimmer noch steht es mit den leeren Lustschlössern der Verbannten. Ihr Verfall ist durchaus wahr und ungekünstelt; Gras und Unkraut schießen üppig aus den Ritzen des Hofpflasters auf; die Fensterläden sind aus den Angeln und rasseln, wenn der Wind sie schüttelt; das morsche Dach kann den Regen nicht mehr abhalten, der an vielen Stellen durch die Frescomalereien der einsamen Zimmer dringt; Tauben nisten in den Gallerien und Heuschrecken lassen sich im Garten hören.

Die Häuser der armenischen und griechischen Rajahs, oder Vasallen der Pforte, sind durchaus entweder roth ohne Glanz gemalt, oder haben eine bleigraue Farbe, denn die lebhaften Farben, welche die Türken so sehr lieben, sind ihnen verboten, und die Juden müssen mit Schwarz zufrieden sein.

Der Styl, in welchem die Gebäude am Bosporus aufgeführt sind, ist höchst unregelmäßig und verschiedenartig, eben deswegen aber auch sehr geeignet, den Ufern ein malerisches Ansehen zu geben. Die Türken lieben nämlich die schöne Natur so sehr, daß sie nie verfehlen, ein hervorstehendes Bogenfenster anzubringen, oder einen Flügel hinzuzufügen, wenn sie dadurch eine hübsche Aussicht mehr gewinnen können, und da es deren nun hier überaus viele, besonders bei jeder Wendung des Bosporus, gibt, so erhalten die Häuser leicht das Ansehen, als wären sie in verschiedenen Abtheilungen erbaut. Hinter ihnen zieht sich eine doppelte Kette fruchtbarer, reich mit Holz bewachsener Hügel hin, die in eine Reihe von Prachtgärten verwandelt sind, und trägt zu der überraschenden Schönheit des Ganzen nicht wenig bei.

Oft stehen die Gebäude ganz am Rande des Wassers, nicht einmal durch eine Terrasse von demselben getrennt, und da gewöhnlich noch die obern Etagen über die untern hervorragen, so führt dies nicht selten zu Beschädigungen. Hin und wieder wird nämlich ein Schiff bei ungeschickter Lenkung von der ziemlich reißenden Strömung bis ganz nahe an das Ufer getrieben, wo das Wasser zum Theil noch sehr tief ist, und steht nun gerade an solcher Stelle ein Haus ganz dicht am Rande, so schlingt sich wohl das Tauwerk um Theile desselben, oder das Bugspriet dringt in die Fenster des Salons, reißt das Dach weg, oder verursacht andern Schaden. Aber die Anwohner wollen einen sichern Genuß einem ungewissen Uebel nicht aufopfern, und so bauen sie ihre Wasserpaläste so kühn, als ob sich hier nie ein Schiff sehen ließe.

Das Thal des süßen Wassers.

Die Terrassen bilden nicht den mindest schönen Theil dieser reizenden Landsitze. Oft sind sie zum Gebrauch des Harems mit Gitterwerk umgeben und der Wohlgeruch ihrer Blumen erfüllt die Atmosphäre. In der Mitte des Hofplatzes ist gewöhnlich ein Bassin, nach welchem sich kleine Kanäle ziehen. Diese sind, wo man in die Gondel steigen kann, überwölbt, so daß die schönen Bewohnerinnen des Harems nach Gefallen ein- und aussteigen können, ohne den entweihenden Blicken der Vorbeigehenden ausgesetzt zu sein. Das Innere der Wohnungen ist meistens sehr geschmackvoll eingerichtet, und immer so, daß es Frohsinn erweckt. Auf den Wänden sind Landschaften, Blumen, Früchte al fresco gemalt und die Zimmerdecken sind immer sehr geschmückt. Kurz, diese Sommerschlösser am Bosporus sind so eigenthümlicher Art, und fast auch so hinfällig, so schwach, wie Feenpaläste.

So dahinfahrend erreichen wir nach einer guten Stunde

Die Fontaine im asiatischen Thal des süßen Wassers,

welche das 7te Bild auf unsrer Kupfertafel darstellt.

Der also von den Europäern, von den Türken aber Guiuk-Suy genannte Vergnügungsort hat eine höchst angenehme Lage an der schmalsten Stelle des Bosporus bei Anatoli hissar (das asiatische Schloß), welches wir rechts auf dem Bilde erblicken. Wie das Thal der süßen Wasser von Europa wird er von einem Flusse durchschnitten, welcher zuerst unter dem Schatten hoher Bäume fortläuft und zuletzt seine lichten Wellen mit den größern des Canals verbindet. Am Freitag, welches der Sonntag der Muhamedaner, ist hier ein Theil der schönen Welt von Constantinopel versammelt, und nirgends kann der Reisende die Sitten der Frauen dieser Stadt besser kennen lernen, als an diesem Orte, wo sie es nicht so genau mit den beschränkenden Vorschriften ihres Glaubens nehmen. Hier sind ihre Jaschmaks nicht so sorgfältig geordnet, Fremde finden leichter Zutritt und sie schmücken mit sehr gefälliger Artigkeit das anmuthige duftende Thal, in welchem sich alle Stände einfinden. Mit stattlicher Gravität fahren die Sultaninnen über den grünen Rasen in ihren vergoldeten Phaetons, von Ochsen in schimmerndem Geschirr gezogen, deren sammetne Bedeckung reich mit Gold gestickt und mit goldenen Fransen verbrämt ist; schneller rollen die Wagen aus den Harems der Paschas vorüber, mit Pferden bespannt, die ebenfalls reich verziertes Geschirr tragen. Die schönen Damen darin ruhen auf Polstern von Atlas oder Sammet und sind oft in Shawls von hohem Werthe gehüllt. Die Frauen vieler Beys, Effendis und Emirs verlassen ihre Phaetons, setzen sich auf persischen Teppichen unter die Laubdecke stattlicher Ahornbäume und vertreiben sich hier die Zeit; die ältern Damen rauchen, die jüngern sehen in ihre Taschenspiegel und grüßen nach

allen Seiten. Die Zuckerbäcker und Wasserverkäufer haben hier eine gute Erndte.

Die Fontaine Guiuk=Suy steht in der Mitte einer doppelten Reihe von Bäumen, die sich am Bosporus hinzieht. Sie ist in schönem Styl aus weißem Marmor gebaut und mit sorgfältig gearbeiteten Arabesken verziert. Nach der Stelle, deren Schmuck sie ist, eilen die Damen, wenn die vom Canal herkommende Abendluft diesen Theil des Thales kühler und angenehmer macht, als der ist, in welchem sie die frühern Stunden des Tages zubrachten.

Die ganze Scene ist überaus reizend. Sclavinnen eilen hin und her, ihren Gebieterinnen in bedeckten Krystallbechern oder Vasen von getriebenem Silber Wasser aus der Fontaine zu bringen; Fruchthändler gehen auf und ab mit den schönsten Trauben und Melonen; da versammelt sich eine Anzahl der Besucher um slavonische Musiker, dort um einen Trupp arabischer Gaukler; Wagen mit umherschauenden Damen fahren langsam die beraste Bahn hinauf oder hinunter; eine Flotte von Barken tanzt auf dem Wasser, bereit, einen Theil der Gesellschaft nach Hause zu bringen, einen andern nach dem europäischen Ufer überzusetzen; und die Strahlen der Sonne vergolden die Thürme des jenseitigen europäischen Kastells, die sich nun heller im Wasser spiegeln. Dieses Kastell heißt Rumili hissar, oder das europäische Schloß, und ist ein sehr eigenthümliches Bauwerk, dessen Grundriß die Form der Namensbuchstaben des Propheten hat, der es nach der türkischen Fabel in 6 Tagen erbaut haben soll. Es bildet mit Anatoli hissar den Haupt=Vertheidigungspunkt des Bosporus, und als die Janitscharen noch existirten, diente es zugleich zum Gefängniß und zum Hinrichtungsort Derjenigen aus diesem gefährlichen Corps, welche sich eines Verbrechens schuldig gemacht hatten. Jetzt wird gelegentlich der eine der 4 Hauptthürme als Staatsgefängniß gebraucht.

Die Bazars.

Von den Bazars oder Tscharschis (Marktplätzen) in Constantinopel machen sich Viele sehr falsche Vorstellungen. Es ist nicht ungewöhnlich, in einer Art davon sprechen zu hören, als wären sie so schimmernd und prächtig wie der Zaubergarten Aladdins. Nichts ist aber weniger der Fall. Ein Tscharschu in Constantinopel ist nur interessant durch seinen bedeutenden Umfang, seine eigenthümliche Einrichtung und die pittoreske Wirkung der immer sich verschieden gestaltenden Gruppen von Menschen, durch Tracht, Gesichtsbildung und nationale Eigenthümlichkeiten mannichfaltig ausgezeichnet — etwas Schönes ist nicht daran. Sie bestehen aus einer Menge von Bogengängen, in denen an manchen Stellen eben hölzerne Gallerien umherlaufen, von welchen der Fremde, stets von einer Menge Tauben umgeben,

die sich durch seine Anwesenheit nicht stören lassen, auf das bunte Getümmel unten mit Vergnügen herabsieht. Jeder Gang eines größern Bazars ist gewöhnlich einem besondern Handelszweig bestimmt.

In dem einen halten z. B. die Juweliere feil. Nach den mit gläsernen Deckeln versehenen Kasten von schmuziger Farbe, welche sie auf dem Ladentisch mit wenigen Artikeln vor sich stehen haben, erwartet man nichts Besonderes bei ihnen; sehen sie aber eine Wahrscheinlichkeit, etwas Werthvolles abzusetzen, so öffnen sie ein kleines Cabinet, aus dem Trinkschalen mit Edelsteinen besetzt, Rosenkränze, woran jedes Knöpfchen ein Juwel ist, Diamantenbüschel, fantastisch für die Turbane der jungen Damen des Harems geordnet, Bouquets von Edelsteinen, in Form von Federn zusammengesetzt, für die Mützen der Vornehmen, Schabracken, steif von Perlen, goldenen Ringen, Ketten und Sternen, für die arabischen Rosse der Paschas, und andere Dinge in reichster Pracht dem Beschauer entgegenstrahlen. Die Abtheilung der Geldwechsler ist düster und wenig einladend, es wäre denn, daß Jemand besonders gern edle Metalle klingen hörte, welches Vergnügen er hier reichlich genießen kann, da die Wechsler fast den ganzen Tag beschäftigt sind Geld nachzuwiegen oder Goldstangen zu probiren.

Ein besonders interessanter Theil des Tscharschu ist der Waffenbazar, wo Jemand sich in einer Viertelstunde wie der Geist im Hamlet kleiden, vom Kopf bis zu den Füßen mit den Waffen fast alle Völker ausrüsten kann. Hier hängen an den Wänden nebeneinander Schilde, Helme, Speere aller Arten und aller Zeiten, zum Theil von Rost verblindet, zum Theil vollkommen gut erhalten, englische Gewehre, amerikanische Büchsen und indianische Bogen, Pferdegeschirr mit faconirtem Metall und mit schimmernden Nägeln besetzt, Parderfelle, unter die Sättel zu legen, alterthümliche Flinten mit schwerfälligen Luntenschlössern, aber mit den schönsten Arabesken in getriebenem Silber verziert. Damascener Degen, egyptische Säbel und türkische Schwerter liegen in großen Haufen durcheinander.

Der Schuhmarkt hat ein sehr lebhaftes Ansehen eigener Art. Nämlich in Constantinopel ist es üblich, ja sogar gesetzlich, daß jede Nation Schuhe mit der Farbe ihres Landes trägt. So hat der Türke Stiefel und Pantoffeln von blankem gelben Maroccoleder, der Armenier carmoisinrothe, der Jude purpurrothe, der Grieche schwarze. Auf diese Weise hat der Schuhmarkt den Farbenreichthum eines Tulpenbeetes, besonders da die Vorräthe meist sehr groß sind, was in der Türkei, wo man von keiner launisch wechselnden Kleidermode etwas weiß, nicht Schaden bringen kann. Mitunter sieht man hier auch mit Gold gestickte und mit Juwelen besetzte Pantoffeln, wie sie von den höhern Klassen, und besonders von den Damen im kaiserlichen Harem bei Festlichkeiten im Hause getragen werden. Sie

verursachen in einer vornehmen türkischen Familie bedeutende Ausgaben, daher man nach ihnen die Schatullengelder der Damen der kaiserlichen Familie „Bishmalik" d. i. Pantoffelgelder benannt hat. Bei diesen theuern Pantoffeln findet man auch fast stets runde Handspiegel (Analies) mit kurzen Griffen und mit Gold oder Silberstickerei eingefaßt. Dieses hübsche Spielwerk ist den Türkinnen unentbehrlich und liegt nicht blos auf ihrem Putztisch, sondern wird auch mitgeführt, wenn sie in Gondeln, auf die Polster gelehnt, schnell den Bosporus auf und niederfahren, um mit ihrer Hülfe die Falten der schneeweißen Schleier und weiten Mäntel wieder zu ordnen, wenn die Seeluft sie durchwehet hat.

Doch der glänzendste Theil des Bazars ist der, wo die Sticker feil haben. Hier sieht man allenthalben Seidenzeuge mit so vielen geschickt gearbeiteten Gold- und Silber-Stickereien, daß sie davon steif stehen; Musselin von so feiner Art, daß man ihn kaum zwischen den Fingern fühlt, verziert mit vielen seidenen Blumen in lebhaften Farben; Tabaksbeutel aus Kaschmir, an denen man Jahre lang gearbeitet haben muß; kostbare Umschlagetücher aus Persien mit goldenen Rändern, welche Sprüche aus dem Koran bilden, oder mit Liebesliedern aus dem Hafiz. Was in Constantinopel gestickt wird, das arbeiten armenische Frauen, welche noch zurückgezogener leben, als selbst die schönen Türkinnen in der Stille des Harems, zugleich auch ihren sparsamen, unverdrossenen Männern in rastlosem Fleiß nacheifern. Aber was sehr kostbare Sachen dieser Art sind, besonders Stickereien auf Shawlstoff, so werden sie von Persien eingeführt.

Beträchtlichen Raum nehmen gewöhnlich in den Bazars die Seidenzeuge aus Borussa ein, da die Arbeiten der berühmten Weberstühle jener alten Stadt sowohl wegen ihrer Zeichnung als ihres Gewebes von den Türken sehr geschätzt werden, und fast der ganze Anzug eines Türken oder Armeniers, wenn er einigermaßen von Stande ist, in Seidenstoff besteht.

Auch der Confectmarkt verdient sehr besucht zu werden, denn die Orientalen sind äußerst geschickt in der Bereitung feiner Zuckersachen und wohlriechender Essenzen.

Der Tabaksmarkt ist ebenfalls ein nicht unwichtiger Theil der Tscharschi, wie man leicht denken kann, wenn man sich daran erinnert, daß in Constantinopel nie ein Besuch gemacht, nie eine Unterhandlung gepflogen wird, keine Stunde vorübergeht ohne die Pfeife. Am meisten Absatz findet der Tabak aus Salonichi und Latakia. Den erstern rauchen wegen seiner Milde und seines feinen Geruchs die Frauen und verwöhnte Männer, den letztern ziehen die geringern Volksklassen wegen seiner großen Stärke allen übrigen Sorten vor, die zum Theil aus der Krim, aus Ungarn ꝛc. kommen.

Der Gewürzmarkt hat ein durchaus orientalisches Ansehn, denn er ist voll von den theuersten Spezereien der Levante, welche hier in so ungeheuren Quantitäten aufgehäuft liegen, daß die Tische brechen möchten. Man sieht Pyramiden von Nelken, kleine Hügel von Ingwer, große Haufen Caneel, Säcke Muskatenblüthe, und hat einen so vielfältig zusammengesetzten Wohlgeruch, wie in den Gewürzhainen des glücklichen Arabiens.

Der Porzellanmarkt enthält eine schöne Sammlung von Fabrikaten vergangener und jetziger Zeit, von dem einfachen aber sorgfältig bearbeiteten Becher einer neuern Manufactur zu Worcestershire (in England) bis zurück zu der zierlich geformten, aber von der Zeit angegriffenen alten griechischen Vase. Die herrlichen dresdner Porzellanwaaren stehen hier neben Fabrikaten der französischen Manufactur zu Severs und neben Ormoulu- und Alabaster-Tischuhren aus Paris und Genf, die bei den Türken sehr beliebt sind.

Um nicht langweilig zu werden wollen wir nur noch des Shawlmarktes erwähnen, vor welchem die Ehemänner, wegen der lockenden Kostbarkeiten, die er enthält, so bange sind. Was die hier öffentlich ausgestellten Shawls betrifft, so sind sie mehr in die Augen fallend, als daß sie Kunstwerth hätten, oder aus kostbarem Stoff wären; sie kommen hauptsächlich aus schottländischen oder französischen Fabriken und werden viel von den mittlern und geringern Klassen gekauft. Aber hinter dem Kaufmann ist, wie bei den Juwelieren, ein geheimes Magazin, und in diesem liegen die werthvollsten Shawls aus Tübet und Lahore (in Ostindien), Goldstoffe aus Bagdad und andere Kostbarkeiten. Die Orientalinnen haben eine wahre Manie für hübsche Shawls und treiben es bis zur sinnlosesten Verschwendung, wenn sie Gelegenheit finden ihre Liebhaberei zu befriedigen. Der Handel mit Shawlen ist daher sehr bedeutend.

Ein anderer Schauplatz des Handels in Constantinopel sind

Die Chane [1])

für fremde Kaufleute, wo diese wohnen und ihre Waaren auslegen, große steinerne Gebäude mit einem Hofe in der Mitte, der auf allen Seiten von auf Bogen ruhenden Gallerien umgeben ist, von welchen man in die Zimmer tritt.

Die Chane überhaupt vertreten im Orient die Stelle unsrer Gasthäuser, nur mit dem Unterschiede, daß der Reisende meist unentgeltliche Aufnahme in ihnen findet. Nur in den zum Handel der Kaufleute bestimmten wird etwas für das Zimmer, nebst einer Abgabe von den verkauften Waaren, bezahlt; in den übrigen hat man wenigstens die Wohnung frei, die freilich

---

1) Für die wir gewöhnlich das persische Wort Karavanserei gebrauchen.

oft nur aus dem leeren Raume, ohne alle Möbel, besteht, in manchen aber auch Kost und Aufwartung. Sie sind fast durchgängig fromme Stiftungen reicher Türken, und da, wo etwas bezahlt wird, kömmt dies den Moscheen und den damit verbundenen Armenküchen und Hospitälern zu Gute.

Kaffehäuser.

Die Kaffehäuser in Constantinopel haben meist hervorragende Dächer, unter denen die Gäste Platz nehmen, aus kleinen Schalen duftenden Mocca-Kaffe zu trinken, dabei ihre Pfeife zu rauchen, hin und wieder sich Stadtneuigkeiten zu erzählen, so viel ihre Abneigung gegen vieles Sprechen zuläßt, oder Trictrac zu spielen, und, wenn gerade Musiker oder Declamatoren vorhanden sind, diesen zuzuhören.

Die Instrumente zum letztern Theile der Unterhaltung bestehen gewöhnlich aus einer arabischen Handtrommel, zwei oder drei schlechten Guitarren und einem Tambourin, zu deren Tönen abwechselnd junge Schreihälse singen, nämlich Knaben mit einer dünnen, gellenden Stimme, welche ihre Lieder oft mit einer schmachtenden, aber steifen Bewegung begleiten — ein Zerrbild der anmuthigen Tänze des Harems. Im Zimmer wird auch häufig eine Art chinesischer Schattenspiele dargestellt, wozu ein Winkel durch einen Vorhang von weißem Musselin abgesondert ist.

Das sind die gewöhnlichen Kaffehäuser in Constantinopel; es gibt deren aber auch, die den ansehnlichsten in unsern größten Städten nicht nachstehen, ja dieselben an Glanz übertreffen, mit einer Menge prächtiger Zimmer, mit Marmor-Fußboden und schönen Divans von scharlachrothem Sammet, die großen Fensterscheiben bunt gemalt u. s. w. Kleine Kohlenpfannen, welche oben auf pyramidenförmigen Gestellen für Blumen angebracht sind, und stets brennen, verbreiten hier den Duft von Sandelholz, Benzoe und Aloe, vermischt mit dem von Myrthen, indischem Jasmin und andern wohlriechenden Pflanzen; nur der feinste Kaffe, der schmackhafteste Sorbet[1]) wird aufgetragen; der Tabak, welchen der Eigenthümer des Hauses selbst liefert, ist von der theuersten Art, und der reiche Besucher dieser Kaffehäuser raucht die damit gestopfte Pfeife nur so lange, bis sich um den Rand ein Kreis von weißer Asche gebildet hat, wo dann sogleich der Kopf ausgeräumt und frisch gestopft wird.

Die vormals in Constantinopel vorhandenen Opiumhäuser sind jetzt eingegangen, seitdem der Genuß des Opiums für eine Schande gehalten und die demselben Ergebenen wie unsere Trunkenbolde verachtet werden.

---

1) ein kühlendes Getränk aus Wasser, Zucker, Zitronensaft, Rosenwasser, getrocknetem Obst und Ambra.

Vorderindien.

Tafel I.

Vorderindien, häufiger Ostindien genannt, ist seit früher Zeit eins der wichtigsten Länder Asiens, und wenn man die Vortheile betrachtet, welche seine Lage und natürliche Beschaffenheit darbieten, so müßte man sich wundern, wenn es nicht diese Wichtigkeit erlangt hätte. Wie Italien in der Mitte der fruchtbarsten Zone Europas, zwischen weit in das Land hineinreichenden Meerbusen, so liegt Vorderindien mitten im schönsten Theile Asiens, durch weite Küstenstrecken der Vortheile sich erfreuend, welche die Nachbarschaft des Meeres für Handel und Verkehr jeder Art bietet, durch große Ströme auch im Innern für letztere geöffnet. Aber dem Aequator weit näher, als Italien, ohne indeß diesen selbst und die Region sengender Hitze zu berühren, hat es einen weit größern Reichthum an edlen Früchten und fast alle Erzeugnisse der Tropenwelt, zu denen sich indeß auch die der schönsten Theile der gemäßigten Zonen gesellen. Denn nirgends auf der Erde herrscht eine größere Mannichfaltigkeit in der Form und Bewässerung eines Landes und in den dadurch erzeugten climatischen Erscheinungen. Während hier der Sonnenbrand Arabiens die hitzigsten Gewürze zeitigt, wird dort durch die Nachbarschaft des weiten Meeres, oder von einem der wasserreichen Ströme die Hitze gemildert, und da wieder hebt sich der Boden in kühlere Luftregionen empor. Nur die kleinere Hälfte von ganz Indien ist Niederung und flaches Küstenland, der ganze übrige Theil besteht aus weiten Hochebenen und Gebirgsgegenden; an der Nordgränze reichen die Berge bis über die Höhe der Alpen und Anden hinaus, so daß in Indien selbst die Erzeugnisse der Polarwelt nicht unbekannt sind.

Ein wie dieses gesegnetes Land, von der Größe des halben Europas, mußte natürlich, wenn auch die Meinung vieler Geschichtsforscher, daß in seinem nördlichen Theile die Wiege unseres Geschlechtes zu suchen sei, nicht begründet wäre, wenigstens frühzeitig die Menschen anlocken, hier ihren Wohnsitz aufzuschlagen; auch konnte es nicht fehlen, daß sich hier bald eine hohe Kultur entwickelte, von welcher in der That schon die ältesten Nachrichten, die wir über Indien besitzen, uns berichten. Der griechische Schriftsteller Ktesias

(404 v. Chr.) erwähnt indische Kriegselephanten, indische Säbel von trefflich gehärtetem Stahl, indische Shawls von köstlicher Färbung, die Pilgerfahrten zu den heiligen Quellen des Himaleh-Gebirges, die dortigen Märkte, das Sammeln des Rosenöls, die Königsgärten Kaschmirs. Und die Spuren ungeheurer Städte uralter Zeit, so gering sie auch sind, die Ueberbleibsel bewundernswürdiger Bauwerke und Literatur bestätigen jene Nachrichten.

Ob übrigens diese Kultur unter dem Einflusse großer Begebenheiten sich entwickelt, ob von der Hand stillen Friedens ausgesäet und gepflegt worden ist, davon wissen wir nichts; selbst seitdem Alexander der Große (327 v. Chr.) einen Eroberungszug bis an die Nordwest-Gränze des Landes gemacht, nachdem einer seiner Nachfolger, Seleucus, bis an den Ganges vorgedrungen war, blieb Indien für die Europäer fortwährend ein fast völlig unbekanntes Land; ja es war dies noch, als bereits vom Königs-Hofe der in Persien (226 — 651 n. Chr.) herrschenden Sassaniden aus indische Dichterwerke — wer kennt nicht die Mährchen der Tausend und einen Nacht! — durch das ganze gebildete Europa gewandert waren. Erst nachdem die Araber Persien erobert hatten und nun auch, immer unter dem Vorwande, die muhamedanische Religion auszubreiten, in Indien einfielen, wurde dieses in Europa bekannter und von da an kann man seine Geschichte verfolgen.

Unter jenen Araber-Einfällen waren die zerstörendsten die, welche Sultan Mahmud von Gazna [1]) (von 997 — 1030) ausführte. Er hatte das Gelübde gethan, jedes Jahr seiner Regierung einen heiligen Krieg gegen Indien, wo die brahmanische Religion, von deren Lehren wir später sprechen werden, blühete, zu unternehmen, und die Erfolge seiner Feldzüge ermunterten ihn, dies Gelübde soweit als irgend möglich zu erfüllen. Denn fast unglaublich erscheint die Masse der Schätze, die er aus den Städten des nordwestlichen Indiens, aus Lahore, Multan, Bhatia [2]), dem uralten Heiligthum Thanusar, Mutra (oder Mathura), vor allem aber aus dem Somnath-Tempel in Guzerate weggeführt haben soll.

Nach Mahmuds Tode hörten zwar die Einfälle auf, da seine Nachfolger ihm nicht an Unternehmungsgeist und Feldherrntalenten gleich kamen, und schnell richteten sich die Städte und Tempel der Hindu [3]) wieder aus

---

1) in dem Berglande, das jetzt bald Hoch-Iran, bald Kabulistan, bald Afghanistan genannt wird, zwischen den Städten Kandahar und Kabul, auch Gasni, oder Gisni geschrieben.

2) bei Multan.

3) Die ursprünglichen Bewohner Hindostans oder Vorderindiens. Im engern

den Trümmerhaufen empor; die alten Wallfahrten nach den Heiligthümern begannen wieder, Opfergaben sammelten sich von neuem zu reichen Schätzen an; aber bald sollten abermals harte Schläge des Schicksals das arme Land treffen. Mahmud hatte auch nomadische Horden im Salomons-Gebirge zwischen Gazna und dem Indus, Afghanen genannt, überwunden und zur Annahme des Korans gezwungen. Diese empörten sich unter einem seiner schwachen Nachfolger, zerstörten Gazna, wurden Herren von ganz Hoch-Iran, und suchten sich nun, wie ihre frühern Besieger, durch Kriegszüge nach Indien zu bereichern. Mohamed Ghuri machte neun solcher Züge, anfangs, wie Mahmud von Gazna, nach Multan, Guzerate, Lahore, dann auch nach Adschmeer, Delhi, ja bis nach der heiligen Stadt Benares, in deren Straßen nach der Eroberung das Blut floß, wo mehr als tausend Tempel zerstört wurden. Ueberall fiel eine Beute den Verwüstern zu, deren Größe durchaus fabelhaft erscheint. Soll doch Mohamed Ghuri allein nach unserm Gewichte 400 Pfund Diamanten besessen haben! Endlich setzte er sich, das indische Radscha- (Herrscher-) thum stürzend, (1193), auf den Thron von Delhi, auf dem nun fünf afghanische oder patanische Herrscher-Familien bis 1526 aufeinander folgten, die ersten stets bemüht, brahmanische Sitten und Religion auszurotten, jede begierig, das Land auszubeuten, dessen Schätze unerschöpflich schienen, wie seine Religion unvertilgbar. [4])

Sinne bezeichnet Hindostan nur den nördlichen Theil, am Indus und Ganges und den Nebenflüssen beider.

4) wiewohl schon Mohamed Ghuri in Delhi eine noch heute stehende ungeheure Säule als Zeichen des Triumphes des Mohamedanismus über die Brahmalehre errichtet hatte. Diese Säule, oder dieser Thurm, Cutab Minar genannt, ist ein prachtvolles Bauwerk von 242 Fuß Höhe und 143 Fuß Umfang am Boden. Ihre große architektonische Schönheit, die erstaunliche Höhe und Festigkeit, die Kostbarkeit des dazu verwandten Materials und der Reichthum und die Mannichfaltigkeit ihrer Verzierungen machen sie zu einem der merkwürdigsten Bauwerke selbst in diesem Lande, das wegen der großen Menge und der außerordentlichen Schönheit seiner Baudenkmäler berühmt ist. Wahrscheinlich ist sie die größte Säule in der Welt. Die vielen Verzierungen sind fast durchgängig vollkommen gut erhalten. Im Innern führt eine Wendeltreppe bis zur Spitze, wo man eine der interessantesten Aussichten hat, die irgend zu finden sind, über die ausgedehntesten Ruinen, welche es gibt.

Daneben ist, außer mehreren Denkmälern, eine zweite nur angefangene ähnliche Säule, woraus man hat schließen wollen, daß hier eine ungeheure Moschee hat gebaut werden sollen, zu deren Minarets die Säulen bestimmt; aber die nur bis zu 40 Fuß Höhe aufgebaute hat fast einen noch einmal so großen Umfang, als die vollendete.

Der unglaublichste morgenländische Pomp verkündete in Delhi, besonders unter den ersten Afghanen-Khalifen (oder Kaisern), den erworbenen Reichthum. So wird erzählt, daß einer derselben (im J. 1258) einer Gesandtschaft aus Persien mit 50,000 Mann Reiterei, 2000 Elephanten und 3000 Kriegswagen entgegenzog, als sie sich Delhi näherte.

Glücklicherweise kam ein Theil dieses Aufwandes den Künsten und Wissenschaften zugute. Als das im ersten Viertel des 13ten Jahrhunderts von Dschingis-Khan gestiftete Reich der Mongolen fast alle Länder Asiens verschlang, war Hindostan allen vertriebenen Muhamedanern, der Hof in Delhi allen geflüchteten Herrschern geöffnet, von denen 15, verjagte Könige von Turkestan, Khorasan, Irak u. s. w., um den Thron des Khalifen standen, welcher durch ihr Gefolge von Gelehrten, Dichtern [5]) und Künstlern damals der glänzendste der Welt wurde. Der höchste Luxus, die mannichfaltigsten Sprachen, Kenntnisse und Gebräuche flossen hier zusammen. Eine Akademie der Wissenschaften versammelte sich im kaiserlichen Palaste; Musiker, Tänzer, Schauspieler, die berühmtesten Kissagos (d. i. Rhapsoden, Mährchenerzähler) waren dort täglich versammelt. Die Omrahs (Großen des Reichs) folgten dem Vorgange des Kaisers im Glanz der Gesellschaft, im Prunk der Dienerschaft, der Equipagen. Delhi füllte sich nach allen Seiten, die kaiserliche Roma überbietend, mit Moscheen, Palästen, Mausoleen, Prachtgebäuden aller Art. Es wurde zu klein für die Zahl der Bewohner, der Prachtbauten, und es entstand daneben die neue Stadt Delhi Kelukery.

Gegen Ende des 13ten Jahrhunderts drang einer der Afghanenkaiser zuerst in den südlichen Theil Vorderindiens, in Dekan ein, und zwar in die nordwestlichen Gegenden desselben, in das später so berühmte Mahrattenland, wo der eingeschlossene Radschah von Deoghir [6]) freien Abzug mit einer Masse Gold erkaufte, die nach unserm Gewicht 12 bis 1500 Pfund betrug. So groß war der auf solche Weise immer wachsende Reichthum, daß, als im Jahre 1297 die Mongolen einen furchtbaren Ueberfall mit 200,000 Mann Reiterei machten und bis vor die Thore von Delhi drangen, 300,000 Reiter und 2600 Elephanten ihnen entgegengestellt werden konnten, die auf derselben Stelle Delhi retteten, wo es später an den Mongolen-Sultan Baber verloren ging.

Immer weiter in Dekan unternahmen die afghanischen Kaiser Raub- und Eroberungszüge und immer fabelhafter erscheinen die Erzählungen von

---

5) unter denen der große persische Dichter Sadi.

6) dem nachmaligen Daulutabad.

der heimgeführten Beute. Aus dem nördlichen Karnatik, wo Madras liegt, sollen von einem solchen Zuge 96000 Maunds Gold (von denen eins etwa 24 Pfund hat) und eben so ungeheure Massen Perlen und Juwelen nach Delhi gebracht worden sein. In jenem Lande, wird berichtet, sei damals von gar keinem Silbergelde die Rede gewesen, Alles habe dort Schmuck von massivem Golde getragen, jedes Geschirr in den Häusern der Großen und in den Tempeln habe aus Gold bestanden. Wer kann wissen, wie viel hiervon wahr ist! So viel scheint aber gewiß, daß noch in späterer Zeit die kleinste Scheidemünze in diesen Gegenden aus Gold gewesen ist, so viel ist gewiß, daß die Portugiesen, als sie sich nachmals hier festsetzten, noch immer außerordentliche Reichthümer vorfanden.

Solche Beute steigerte Pracht und Luxus in Delhi auf das Höchste, und was die Cäsaren in Rom und Constantinopel an Verschwendung — und Greueln — noch unversucht gelassen hatten, das führten die Herrscher von Delhi aus. Aber wie dort entstanden auch hier Parteiungen daraus und Aufruhr im Heere und in der Hauptstadt, endlich ein dreijähriger Bürgerkrieg, der mit seinem Gefolge von Hungersnoth, Pest und anderm Unheil einem grausamen Eroberer den Weg in das Reich bahnte.

Dieser Eroberer war Timur (Timurleng), ein Nachfolger des vorhin erwähnten Dschingiskhan. Er drang im Jahre 1397 mit einem großen Mongolenheere über den Indus und war bald, nachdem er viele Städte zerstört hatte, deren Einwohner niedergehauen wurden, vor Delhi. In einem prachtvollen Palaste, den der letzte Kaiser, Feroze, auf einer weitumherschauenden Anhöhe am Yamuna-Flusse erbaut und nach sich benannt hatte, machte der Mongole seinen Plan zur Eroberung der Residenzstadt. Nun hatten aber Timurs Soldaten mehr als 100,000 Indier aus den zerstörten Städten als Sclaven mitgeführt, und man mußte um so mehr vor einem Aufstande dieser Menschenmenge, währenddem das Heer in der Schlacht war, besorgt sein, eine je größere Freude auf ihren Gesichtern der erste Lärm eines feindlichen Ueberfalls und der Anblick der ungeheuren Menge Elephanten im indischen Heere erregt hatte. Da befahl Timur, Jeder solle seine Hindu-Sclaven augenblicklich tödten, und eine einzige Stunde kostete mehr als 100,000 Menschen das Leben.

Timurs Veteranen, die schon die halbe Welt erobert hatten, trugen in der Schlacht von Delhi (3. Jan. 1398) den Sieg davon, trotz der hartnäckigsten Gegenwehr der Indier. Auf die gänzliche Niederlage folgte in der Nacht die Flucht des Kaisers Mahmud Toghluk II. und am Morgen Timurs Einzug in die Hauptstadt, wo schon die Standarte der Dschingiskhaniden auf der hohen Burg wehete und ein neuer Thron aufgeschlagen

war, vor dem das Volk, wie die Großen des Landes, sich zur Erde warfen, und sebst 120 geschmückte Elephanten, dem Sieger als Beute vorgeführt, sich wohlabgerichtet vor ihrem neuen Gebieter verbeugten.

Die ungeheuren Contributionsforderungen und Erpressungen, die Grausamkeiten des wilden Heeres unter dem Volke in den Vorstädten, endlich das anfänglich verbotene Eindringen der rohen Truppen in das Innere der zwei Städte von Delhi selbst führte bald blutige Händel mit den zurückgebliebenen Bewohnern, und als diese nicht mehr beizulegen waren, die furchtbarste Plünderung und Zerstörung herbei. Was von den Einwohnern leben blieb wurde in Ketten vor die Thore geschleppt, wo jeder der Offiziere sich so viele als Sclaven nahm, wie er wollte, gemeine Soldaten selbst 20—50 erhielten. Die Beute an Gold und Edelsteinen war unermeßlich, denn alle Weiber trugen kostbaren Hals- und Armschmuck und Ringe an den Fingern und Zehen. Wie die Elephanten in vielen Zügen durch die verschiedenen Statthalterschaften den Prinzen des Reichs zugesandt wurden, besonders aber nach Samarkand [7], Timurs Residenz, so vertheilte man auch viele Tausende der indischen Künstler und Handwerker an die Emire des Heeres; nur die Steinmetzen und Architekten behielt Timur für sich zum Bau seiner großen Moschee in Samarkand. So ward der civilisirteste Theil der Bevölkerung von Hindostan durch alle Welt zerstreut oder vernichtet, Delhi blieb mehrere Monate lang ein Aschenhaufen, lange der Sitz von Pest und Hungersnoth. Erst nach und nach sammelte sich wieder eine Bevölkerung neben den Trümmern, die bis heute weit und breit zerstreut liegen und aus denen unser erstes Bild eine Ansicht bietet. In ihnen erkennt man noch die einst so glänzende Residenz des reichen Indiens, die einen Raum von zwei Quadratmeilen einnahm, während die neue Stadt nur den vierten Theil dieser Größe hat.

Zu den blutigen Scenen im eroberten Delhi hatte besonders der unvertilgbare Haß der Guebern, von denen viele Tausende in der Stadt zurückgeblieben waren, gegen die Mongolen Veranlassung gegeben. Diese Guebern, auch Parsen genannt, oder, wie sie sich selbst nennen: Mazdiesnan (d. i. die den Ormuzd anrufen) und Behdin (von Beh, gut, und Din, die Religion) [8]) stammen aus Persien. Sie beten die Sonne als das Symbol eines höchsten gütigen Wesens an und unterhalten in ihren Tempeln das heilige Feuer, als Sinnbild derselben. Und wohl mochte leicht unter dem dunstreinen, ewig heitern Himmel Irans (Persiens), dessen klare Bläue

7) im jetzigen Bochara, östlich von der gleichnamigen Hauptstadt.

8) Gueber, oder Ungläubige, ist ein Schimpfname, den ihnen die Mohamedaner beigelegt haben.

vom Strahl der Sonne, vom Schimmer der Sterne doppelt hell durchglänzt wird, das Licht dem Menschen die höchste Bewunderung und Verehrung abnöthigen. Daneben mußte die diesem Lande eigenthümliche, mit der Tageshitze grell kontrastirende Kälte der Nächte die Idee eines in der Finsterniß verborgenen feindlichen Prinzips auf eben so natürliche Weise erwecken, als das Licht auf das Dasein eines freundlichen und beglückenden hinwies. So entstand fast von selbst die Anbetung des Feuers und aus der weiteren Ausbildung dieser Ideen das ganze Religionsgebäude der Parsen, wie es in ihrem heiligen Buche, der Zend-Avesta, von dem Stifter desselben, Zoroaster, niedergelegt ist. Nach diesem ist die ganze Schöpfung unter zwei Mächte, Ormuzd und Arihman, Licht und Finsterniß, getheilt, die sammt ihren Geistern zwölf Jahrtausende mit einander kämpfen werden, bis endlich das böse Prinzip, der in Laster versunkene Arihman, überwunden wird, und sich Alles in ein seliges Lichtreich endet. Ormuzd ist nicht die Sonne, nicht der Mond, nicht ein Gestirn, nicht das Feuer selbst, sondern nur als Licht in allen diesen Körpern gegenwärtig und allein in diesem Sinne werden dieselben angebetet. An diesen Glauben schließt sich nun, außer der Verehrung der genannten Naturkörper, für den Menschen die Pflicht, durch den Kampf gegen die, als Wirkungen Arihmans gedachten unheilvollen Einflüsse der Natur das menschliche Dasein freier und unabhängiger zu machen und auf diese Weise zugleich Ormuzd zu verherrlichen, durch Ausrottung und Vertilgung alles dessen, was von Arihman stammt, durch Verbreitung alles dessen, wodurch die Macht des letztern beschränkt wird, namentlich also durch Ackerbau, Bewässerung dürrer Felder, Anpflanzung von Bäumen, Anlegung von Straßen und Ortschaften, kurz durch Gründung alles desjenigen, was gerade in der Heimath dieser Religion als das Ersprießliche und Heilbringende erscheinen muß. Darum schloß sich letzterer auch ein Naturdienst an, der sich nicht bloß auf die Verehrung der Sonne, der Gestirne und des Feuers, als der lichtbringenden, Ormuzd vorzugsweise verkündenden Erscheinungen beschränkt, sondern auch, — in dem an frischem Wasser und kühlem Schatten armen Lande — auf die Pflege und Verehrung belaubter Bäume und erquicklicher Quellen ausgedehnt wurde, bis auf den Stier, den Mehrer, und den Hund, den Wächter und Wehrer der Heerde. Zugleich muß aber auch der Mensch in seinem Innern einen Kampf für das sittlich Gute bestehen, um Ormuzd zu verherrlichen, und besonders durch diesen Kampf begründet er die Freiheit seines Geistes, den Frieden seiner Seele, die sich, wenn er ihn glücklich bestanden, nach seinem Tode in des Himmels Wohnungen aufschwingt, wo Seligkeit, den Wünschen des irdischen Daseins entsprechend als Ruhe in kühlem

Schatten, an frischen Quellen, in erquicklichem Blumenduft u. s. w. gedacht, sie erwartet, während die unseligen Diener Arihmans in den Tiefen der Hölle unaussprechliche Qualen erdulden, bis sie endlich eine Versöhnung finden.

In dieser Religion, freilich nachdem sie Manches von ihrer ursprünglichen Reinheit verloren hat, leben noch jetzt etwa 500,000 Parsen in der Präsidentschaft Bombay, deren Vorfahren nach dem Sturze der Sassaniden [9]), durch das Schwert der Araber gedrängt, in Ormuz (Harmosia) am persischen Meerbusen ihr Heil suchten, aber bald ihren Wanderstab weitersetzen mußten, nach der Insel Diu, nördlich von Bombay, fuhren und sich von da weiter durch die Küstenlandschaften von Guzerate, wo in Urdwara ihr heiliges Feuer brennt und der Hauptsitz ihrer Priester ist, nach Nausari, Barodsch, Cambaja, später auch nach Surate und Bombay ausbreiteten, durch häufige Nachwanderungen aus den verborgensten Thälern Irans, wo sich Feuercultus bis heute erhalten haben soll, verstärkt. Sie treiben bedeutenden Handel, sind geschickte und fleißige Handwerker und Ackerbauer, daher meist wohlhabend, und leben in stiller Zurückgezogenheit.

Andere Parsenhaufen hatten sich nach dem Sturze der Sassaniden in die schwerzugängigen Gebirge von Hoch-Iran geflüchtet, dann, auch von da vertrieben, Asyle jenseit des Indus gefunden. Sie verfolgte Timur bei seinem Einfalle in Indien mit besonderer Wuth, der sie verzweiflungsvollen Widerstand entgegensetzten, an vielen Orten zuletzt ihrer Häuser anzündend und sich mit ihren Frauen und Kindern in die Flammen stürzend. In Delhi ließ Timur aus den Schädeln der ermordeten Gueber Siegespyramiden aufbauen. Nirgends konnten sie seinem blutigen Schwerte entrinnen. In einem einzigen Monate wurden zwanzig Schlachten gegen sie geschlagen, sieben ihrer Bergfesten eingenommen und die Besatzung unter den grausamsten Martern umgebracht, überall ein gräßliches Blutbad unter ihnen angerichtet, und weder die, welche auf vielen Schiffen den Ganges

---

9) unter welchen noch der Sonne
Weit von dem Meer bei Bendemir
Bis hin zum schattgen Samarkand
Die Tempel flammten durch das Land,
Bis auf Kadessias blutgen Stätten
Man reißen sah den Edelstein
Aus Iran's Diadem, und weihn
Den alten Glauben fremden Ketten.
Th. Moore's Lallah Rookh.

Dieses vortreffliche Gedicht bietet in seinem schönsten Theile unter der Aufschrift „Die Feueranbeter" eine höchstanziehende Episode aus der Geschichte der blutigen Verfolgungen, welche die nach Ormuz geflüchteten Parsen dort trafen.

abwärts sich zu retten suchten, noch die, welche sich in die Walddickichte flüchteten, entkamen, so daß sie weit und breit vollständig vertilgt wurden.

Als endlich Timur mit unermeßlicher Beute über den Indus zurückgezogen war, lag Hindostan, vieler Hunderttausende seiner Bewohner beraubt, völlig zerrüttet da und es ist nicht zu verwundern, wenn seine Geschichte in dem ganzen folgenden Jahrhundert, unter den beiden letzten afghanischen Dynastieen, nur von Verwirrungen und Rebellionen aus Ohnmacht der Kaiser berichtet. Um 1450 hatten diese nur noch die Stadt Delhi mit einem ganz unbedeutenden Landstriche in Besitz; ihr übriges Reich war in viele gesonderte Königreiche zerfallen. Endlich rief sogar ein rebellischer Khan von Lahore den mongolischen Sultan Baber, aus Timurs Geschlecht, damals König von Kabul und ein glücklicher Eroberer, zur Besitznahme des Thrones herbei.

Dieser kühne und großsinnige Held, ein Alexander seiner Zeit, unternahm fünf Feldzüge nach Indien und erstieg beim letzten, nachdem er in der blutigen Schlacht bei Paniput [10]), in welcher der Delhi-Kaiser Ibrahim seinen Tod fand, gesiegt hatte, den Thron dieses (1526), die Reihe der mongolischen Kaiser von Hindostan, deren Reich man gewöhnlich das Reich des Groß-Moguls nennt, eröffnend.

Zwar schien diese Reihe schnell ihr Ende zu finden, als Babers Sohn, Humayun, von aufrührerischen Afghanenhäuptlingen in einer großen Schlacht besiegt, zur Flucht nach Lahore und von da weiter in die Wüsteneien am untern Indus gezwungen wurde und kaum nach großen Gefahren und Verfolgungen in den letztern ein gastliches Asyl fand, während der Afghane Shir Khan (bekannter unter den Namen Shir Schah) den Thron von Delhi einnahm und durch wohlthätige Einrichtungen das Andenken an den Vertriebenen verwischte. Aber nach dem Tode Shir Schahs gelang es Humayun, von persischen Truppen und von Streitigkeiten unter den afghanischen Häuptlingen unterstützt, nach einem entscheidenden Sieg (abermals bei Paniput, am 18 Juni 1555) wieder auf den Thron zu gelangen, und als er im folgenden Jahre starb und sein in der Zeit der größten Noth ihm geborener Sohn Akbar in der Regierung folgte, faßte die mongolische Dynastie ganz festen Fuß.

Der neue Kaiser, dem seine Heldenthaten in den Schlachten seines Vaters, besonders bei Paniput, bereits Ruhm erworben hatten, beherrschte das Reich ein halbes Jahrhundert lang (1556—1600) im höchsten Glanze, gab ihm den lang entbehrten Frieden, gute Verfassung, den entschwundenen

10) bei Delhi.

Wohlstand zurück, und wurde deshalb mit Recht von den Zeitgenossen und der Nachwelt Akbar der Große genannt. Durch Religionsduldung, durch Achtung vor den indischen Gesetzen und der indischen Literatur, hob er die bisherige Barbarei, das System der Zerstörung und Vernichtung der Muselmänner gegen das Brahmanenthum in Hindostan auf, wozu sein gelehrter trefflicher Minister Abul Fazl, auch in der Geschichte der Literatur bekannt, viel beitrug; und der Erfolg war, daß sich unter seinem Scepter die mohamedanische Lehre mehr als je vorher bei dem größesten Zwange in Indien ausbreitete. Wie er die Wissenschaften förderte, davon zeugen unter anderem die von ihm erbauten Sternwarten in Delhi, Agra, Benares [11]). In Agra, das Akbar statt des immer noch verödeten Delhis zu seiner Residenz wählte, erhoben sich Prachtbauten neben Prachtbauten, die Akbars Sohn uno Enkel, Jehangir und Schah Jehan, welcher letzterer auch Wiederaufbauer von Delhi wurde, von Jahr zu Jahr vermehrten.

Von diesen beiden Herrschern, die sich, wie ihr großer Vorfahr, durch Liebe zu den Künsten und Wissenschaften auszeichneten, rühren die schönsten mohamedanischen Bauwerke in Hindostan her, deren eines unsre Abbildung Nr. 3 darstellt. Durch das Tauje Mahal, d. i. Wunder der Welt, nahe bei Agra, die prachtvollste Todtengruft, die je erbaut worden ist, verherrlichte Shah Jehan das Andenken seiner geliebtesten Sultanin, Nurjehan. Es ist ein erhabener Dom, ganz aus weißem Marmor erbaut, von so vollendeter Arbeit, daß sich Alles bis heute auf das Vollkommenste erhalten hat. Er liegt in einem wundervollen Garten zwischen Reihen von Gebäuden, das Ganze von einer hohen Mauer von rothem Granit umschlossen. An

---

11) Die auf unserm 2ten Bilde dargestellte Sternwarte bei Delhi zeigt, daß Akbars Eifer für die Wissenschaften auch in manchem seiner Nachfolger fortlebte. Sie wurde, nebst vier andern in den bedeutendsten Städten Indiens, im J. 1724 auf Befehl Kaiser Mahomed Schahs, behufs einer Verbesserung des Kalenders, erbaut. Nach der uralten Methode der Indier (die auch die Aegypter hatten) suchte man dabei die Genauigkeit der Beobachtungen durch den großen Maaßstab der Werkzeuge zu sichern.

Die Treppe zur — offenen — Sternwarte liegt in der Mittagsebene und die Geländer zu beiden Seiten sind unter der Polhöhe gegen die Horizontalebene geneigt, so daß die scharfen Ränder derselben die Weltaxe darstellen. Der große Halbkreis, auf welchem die Treppe steht, bildet eine Zone des Aequators, indem er so gerichtet ist, daß die gedachten Ränder auf dem Durchschnitte der Kugel, der er angehört, senkrecht stehen. Vormittags wirft der linke Rand seinen Schatten auf die Zone, Nachmittags der rechte. So kommt es nur auf die richtige Stundeneintheilung an, um das Gebäude zu einer ungeheuern Aequinoctial-Sonnenuhr zu machen, eine Idee, die in dieser Kühnheit sonst nirgendwo ausgeführt ist.

den vier Ecken stehen vier Bastionen, in der Mitte jeder Seite als Eingang ein Octogon mit hohem Dome, dessen Durchgangsgewölbe Metallthore verschließen. Den äußern Hof, zu dem man durch diese Octogone gelangt, umgeben Gebäude, die zu Wohnungen der Aufseher und zur gastlichen Aufnahme von Reisenden, welche dieses Wunderwerk besuchen, bestimmt sind. Dann folgen viele Prachtgebäude, zwischen welchen der Garten liegt, voll Springbrunnen, Obsthainen und Blumenfluren, die zur täglichen Erneuerung des Schmuckes des Grabes dienen, und in der Mitte des Gartens führt zwischen Marmorbecken mit fließenden und springenden Wassern unter Orangenalleen eine breite Flucht von Marmortreppen zur großen Plattform, von weiß und schwarz quarirtem Marmorgetäfel, auf welcher der Dom, unter dem die gefeierte Leiche ruht, mit vier zierlichen, schlanken Minarets emporsteigt.

Das Einkommen von dreißig Ortschaften ward zur Erhaltung dieses Mausoleums bestimmt und was hiervon übrig blieb zum Theil als Almosen vertheilt, zum Theil als Schatz in der Gruft niedergelegt. Die Kuppel, 70 Fuß im Durchmesser, von oben erleuchtet, ruht auf einem Octogon, das an den vier Hauptseiten von vier gewölbten Vorhallen umgeben wird und in seiner Mitte die Grabstätten des Kaisers und seiner Gemahlin enthält. Das ganze Innere ist, der Idee vom Paradiese im Koran gemäß, gleich einer Laube geschmückt, mit Blumenfestons und Fruchtstücken aller Art, von Edelsteinen schimmernd, deren ein englischer Reisender an einer einzigen Blume 72 zählte, dazwischen verbreiten wirkliche Blumen süßen Wohlgeruch. Aber nicht bloß auf die Seh- und Geruchsnerven wirkt das Ganze mit wahrer Zaubermacht, auch das Ohr wird durch den flötenden Wiederhall ergötzt, den durch die Kunst des Baumeisters jeder Ton in diesem magischen Raume hervorbringt.

Elf Jahr gehörten zum Bau dieses Denkmals, viele Jahre mehr zur Ausschmückung, zu der alle Provinzen des Reichs ihren Tribut lieferten, wetteifernd, ihre größten Kostbarkeiten zu schicken. Eine Nobelgarde bewachte es, ein Sängerchor ward dabei angestellt, ein Chor von Priestern brachte die Opfer.

Auch auf der andern Seite des Dschumna, an dessen Ufer das Tauje Mahal steht, wollte der Kaiser ein Mausoleum für sich selbst erbauen und beide mit einer prachtvollen Marmorbrücke verbinden; schon war der Platz dazu abgesteckt: da trübten Rebellionen seine letzten Regierungsjahre auf gleiche Weise, wie die seines Vaters von ihm getrübt worden waren, weshalb er einige Jahre auf der in unsrer 6ten Abbildung dargestellten Insel

im See von Udipur in der Verbannung hatte zubringen müssen [12]), und verhinderten die Ausführung dieser Idee.

Wir haben bereits erwähnt, daß Schah Jehan der Wiederaufbauer von Delhi wurde. Er wollte den alten Glanz der Hinduhauptstadt erneuen und gründete seit dem Jahre 1632 das neue Delhi auf dem Westufer des Dschumna, neben den Ruinen des alten. Eine Mauer von mehr als zwei Stunden im Umfange, mit sieben Prachtthoren, umfaßte die neue Stadt, die nach ihrem Erbauer noch heute unter den Muselmännern den Namen Schahjehanabad führt. An dem Nordende erhob sich des Kaisers eigener großer Palast, aus dem unser Mittelbild eine Ansicht bietet, eine halbe Stunde im Umfang, mit prachtvollen Façaden, auf drei Seiten von einem tiefen Graben umzogen, auf der vierten vom Dschumna bespült, dessen Wasser jetzt, nach zwei Jahrhunderten, weit zurückgewichen sind. Noch stehen meist die hohen Thore, die geräumigen Höfe, die weiten Hallen, die kühn gewölbten Dome, die zierlichen Minarets; aber von den Schattenkaisern, die jetzt dort wohnen, aus Dürftigkeit vernachlässigt und dem Verfalle preisgegeben, so daß die Inschrift des großen Audienzsaales „Wenn es ein Paradies auf Erden gibt, so ist es hier" jetzt fast wie Spott erscheint.

In diesem großartigen Saale aus weißem Marmor stand der berühmte Pfauenthron aus dichtem Golde, überdeckt mit Diamanten, Rubinen, Saphirn, Smaragden. Zwei Pfauen mit ausgebreiteten, emporgehobenen Schweifen aus Edelsteinen standen ihm zur Seite und zwischen diesen ein Papagey in natürlicher Größe, aus einem einzigen Smaragd geschnitten. Zu diesen Schätzen fügte Schah Jehans Sohn, Aurungzeb, noch unermeßliche in Bundelkund erbeutete Kostbarkeiten. Aber alles dies, sowie die prachtvollen Gärten, Bäder, Pavillons, die den Palast umgaben, besteht nicht mehr.

Schah Jehan wurde das Opfer der Herrschsucht seines Sohnes Aurungzeb (d. h. Thronbesitzer, reg. von 1656 — 1707) in welchem die alte böse Race wieder ungehemmt hervorbrach, der durch Gift und offenen Mord seine ganze Familie grausam aus dem Weg räumte, durch Erpressungen aller Art, durch blutige, alles erschöpfende Eroberungskriege, durch die er Elend

---

12) Dieser See wird wegen seiner zauberischen Schönheit oft von den Dichtern erwähnt. Das ganze romantische Thal, in welchem die Stadt Udipur (oder Adipura), die Hauptstadt des wichtigsten unter den Radschputstaaten, zwischen Cambaja und Adschmeer, liegt, gehört zu den lieblichsten Landschaften Indiens. Auf der Insel in der Nähe der Stadt ist ein marmorner Palast und eine Moschee, und mehrere kleinere Gebäude liegen in einem Walde von Pomeranzen- und Olivenbäumen, Tamarinden, Platanen, Cypressen und Cocospalmen zerstreut.

weit nach Dekan hinein verbreitete, das er nach unzähligen dahingeopferten Schaaren zum Theil seinem tyrannischen Scepter unterwarf, die Mittel zu namenloser Verschwendung herbeischaffte. Wie Timur suchte er seine Gräuelthaten mit dem Mantel der Religiösität zu bedecken und bauete Moscheen, Allah zum Danke für das Gelingen seiner blutigen Unternehmungen, unter andern eine höchst prachtvolle zu Delhi, bei deren Einweihung er selbst als Hohepriester in der demüthigen Tracht eines Fakirs geschäftig war, zu derselben Zeit, als er Befehl zur Ermordung seiner nächsten Verwandten gab.

Eine andere von Aurungzeb erbaute prächtige Moschee stellt unser 5tes Bild dar. Sie steht in Mathura, einem der Hauptsitze brahmanischen Aberglaubens, der es für Krischna's Geburtsort [13]) hält. Die hier aufgehäuften Schätze hatten schon früher Mahmud von Gazna angezogen, von dem der große Tempel zerstört wurde. Nachmals war derselbe noch prächtiger als vorher wieder aufgebaut worden, wie es heißt mit einem Aufwande von mehr als 400,000 Pfund Sterling. Aurungzeb zerstörte ihn aufs Neue und errichtete aus seinen Trümmern die Moschee.

Die Vergrößerung von Macht, welche Aurungzeb durch die Eroberung von Dekan gewann, war nur scheinbar, in Wirklichkeit erschöpfte diese Eroberung die Groß-Moguln und führte deren Sturz herbei. Denn es entwickelten sich dadurch Kämpfe mit den Resten der alten Kriegerkaste im Nordwesten von Dekan, die bisher in viele, von unabhängigen Fürsten (Radschas) regierte Stämme getheilt, jetzt ein gemeinsames Oberhaupt (Maha-Radscha) anerkannten und unter dem Namen der Mahratten nun ein ganzes Jahrhundert hindurch mit ihrem eingewurzelten Haß und ihrer fanatischen Wuth gegen die Muhamedaner, diesen äußerst verderblich wurden. Je ärger Aurungzebs Verfolgung ihrer Häuptlinge, desto größer wurden ihre Schaaren. Oft stiegen dieselben auf mehr als 100,000 Reiter. Sie machten einen großen Theil Dekans dem Mahrattenstaate zinsbar und fielen wie verheerende Fluthen in die Provinzen Hindostans plündernd ein, die Bewohner als Sclaven fortführend. Einer der Feldherren Aurungzebs mußte während 6 Monaten neunzehn Schlachten gegen sie bestehen. Häufig schlossen sich Unzufriedene im Delhireiche an sie an. So kam es, daß dieses ganz zerrüttet auf Aurungzebs Nachfolger überging und in den nächsten 11 Jahren fünf Kaiser ermordet wurden, sechs Kronprätendenten auftraten. Schon im J. 1717 ging der letzte Rest der mongolischen Eroberungen in Dekan wieder verloren; in Hindostan aber kamen zu den innern Unruhen, zu den unabläßigen Plünderungen der Mahratten neue Ueberfälle von Afghanenstämmen, die sich in

13) Wir kommen bei der zweiten Tafel von Indien auf diesen Namen zurück.

Rohilkund, im Norden von Aude, festgesetzt hatten, endlich aber (1737) eine Invasion Nadir Schahs von Persien, dessen Kühnheit Alles weichen mußte, und der in dem eroberten Delhi ein blutiges Regiment führte, bis eine Empörung unter seinen Persern und Tataren im J. 1747 Indien durch Mord von ihm befreite. Aber die unglückliche Hauptstadt, die fürchterlich gelitten hatte, in welcher nach der von einem entsetzlichen Blutbad begleiteten Einnahme 30 Crores, d. i. 30 Millionen Pfund Sterling, aufgebracht werden mußten, um die Geldgier Schah Nadirs zu befriedigen, wo abermals die meisten neuentstandenen Prachtgebäude in Trümmer verwandelt waren, der Pfauenthron seinen ganzen Reichthum an Juwelen verloren hatte, konnte sich nicht erholen. Bald sah sie abermals zweierlei Raubhorden vor ihren Thoren: die der Mahratten und die der Seiks [14]) aus Lahore und dem Pendschab (Fünfflußland, zwischen dem Indus und Sudledsch), welche letztere sich nachher mit Afghanen vom westlichen Ufer des Indus, die auch wieder erobernd in Indien einfielen, verbanden. Nur daß die anfangs vereinigten Horden bald unter sich zerfielen und sich bekämpften [15]), rettete Delhi, aber mit so gebrochener Macht, daß es treulosen Vasallen nicht schwer fiel, sich vom schwachen Oberhaupte loszureißen und sich in den letzten übrigen Provinzen des einst so mächtigen Reichs, wie in Bengalen, Aude, Bahar u. s. w., als selbstständige Fürsten festzustellen, wodurch jene dann um so leichter wieder Andern, nämlich den Engländern, in die Hände fielen, die schon 1765 Bengalen in Besitz nahmen, nachdem der Groß-Mogul, der es ohnehin nicht mehr besaß, gern gegen einen jährlichen Tribut sein Recht darauf ihnen abgetreten hatte.

Wir sind hier bis auf die Zeit gekommen, wo die Britten eine großartige Stellung in Indien einzunehmen begannen, ungleich großartiger als ihre Vorgänger, die Portugiesen und die Holländer, von denen die

---

14) Die Seiks bildeten seit den Zeiten Kaiser Akbars einen religiös-politischen Bundesstaat, der zu Kriegszeiten unter einem Dictator stand und lebten zum großen Theil, wie die Mahratten, nach Beduinenart von den Raubzügen ihrer Reiterschaaren, die oft zu 30—60,000 Mann weit und breit Schrecken verbreiteten. Sie hatten sich mit ihren südlichen Nachbarn, den Kriegerstämmen der Radschputen und Dschats, oder Jauts, in der Mitte der Sandwüsten von Adschmeer und Sind, frei von Nadir Schahs Joch erhalten.

15) Es kam zwischen ihnen zu einer großen Schlacht bei Delhi (14. Jan. 1761), auf der alten Schlachtebene von Paniput, wo die Afghanen und Seiks, wiewohl sie den 200,000 Reitern der Mahratten nur 150,000 entgegen stellen konnten, siegten, und die Macht der letztern so gebrochen wurde, daß sie lange allen Eroberungsplänen entsagen mußten. Die Sieger scheinen aber auch viel gelitten zu haben, denn sie unterließen, sich Delhis zu bemächtigen.

erstern im Jahre 1498 den Seeweg nach Ostindien, um Afrika herum, aufgefunden, sich unter vielfachen Kriegen in Goa, an der Westküste Dekans, und in vielen andern Gegenden festgesetzt, und den sich schnell entwickelnden einträglichen Handel zwischen Ostindien, ja ganz Süd-Asien, und Europa lange allein ausgebeutet hatten, bis etwa hundert Jahre später die Holländer im indischen Ocean erschienen waren, nach und nach den Portugiesen die meisten ihrer Besitzungen auf den indischen Inseln (die Molucken u. s. w.), wie an den Küsten von Dekan [16]) abgenommen und neue dazu erworben hatten.

Die Niederlassungen der Engländer in Ostindien gingen von einem Verein von Kaufleuten aus, der im Jahre 1600 von der Königin Elisabeth einen Freibrief für den Handel nach diesem Lande erhielt. Er nannte sich die englisch-ostindische Compagnie und fing seine Geschäfte mit so geringen Mitteln und so geringem Erfolge an, daß wohl selbst der scharfblickendste Staatsmann während der ersten fünfzig Jahre seines Bestehens schwerlich hätte ahnden können, er werde einst den größten Eroberern, welche die Geschichte kennt, sich an die Seite stellen. Im Jahre 1668 kaufte die Compagnie dem Könige von Portugal Bombay, dessen Handel unter seinen bisherigen Besitzern ganz unbedeutend geblieben war, wiewohl seine Lage zwischen Indien, Persien und Arabien und der vortreffliche Hafen, von welchem es den Namen führt (Bom Bahia, gute Bucht) viel versprochen hatten; aber auch die Engländer konnten es anfangs nicht emporbringen — sie nahmen immer noch eine sehr geringe Stellung in Indien ein. Ja sie mußten sich, um diese gewinnstlose Besitzung zu bewahren, im Jahre 1689 zu einer schimpflichen Gesandtschaft an Kaiser Aurungzeb entschließen, der dem Gouverneur Child (Scheild) etwas übel genommen hatte. Nur durch viele Bitten und Geschenke erlangten die Gesandten Audienz bei dem erzürnten Kaiser, vor dessen Thron sie mit auf dem Rücken zusammengebunden Händen erschienen, niederknieeten und mit der Stirn den Boden berührten. Da verzieh derselbe, doch nur unter der Bedingung, daß General Child aus Indien entfernt werde. Seltsamer Wechsel des Schicksals! Damals hätte die Gabe der Weissagung dazu gehört, zu ahnden, daß die entthronten Urenkel eben dieses Aurungzeb, nachdem ihnen nichts übrig geblieben, als ein eitler Traum von Majestät, ein Serail und ein armseliger Hofstaat, ihre mäßigen Einkünfte nur der Politik der Compagnie verdanken würden.

Noch im Jahre 1756 konnte ein Nawob von Bengalen Kalkutta, damals eine befestigte Factorei, jetzt die Hauptstadt eines unermeßlichen Reiches,

---

16) Seit 1663 blieb den Portugiesen hier nichts übrig als Goa mit seinem Bezirke, Daman, höher hinauf an derselben Küste, und Diu.

erobern, und durfte es wagen, die gefangenen Engländer in einem engen Kerker, der sogenannten schwarzen Höhle, ersticken zu lassen.

Bis nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts war der Länderbesitz der Compagnie sehr unbedeutend, und was sie an den Küsten besaß, hatte sie durch Kauf und friedliche Abtretung, nicht mit den Waffen in der Hand erworben; da aber trat ein plötzlicher Uebergang zur Erwerbung einer fast universellen Herrschaft von den Himaleh-Gebirgen bis zum Cap Comorin, von einem Meer zum andern, vom Indus bis jenseits des Bramaputra ein. Und die Hauptveranlassung zu diesem Uebergang gaben die Eitelkeit und die Mißgunst der Franzosen.

Diese stifteten unter Ludwig XIV., um nicht hinter den Holländern und Engländern zurückzubleiben, auch eine ostindische Compagnie, die zwar niemals bedeutende oder sonderlich erspießliche Handelsgeschäfte gemacht hat, aber deren in Indien erlangte Kolonieen, meist neben den englischen (Pondichery in der Nähe von Madras, Chandernagor in der Nähe von Kalkutta ꝛc.) eine Verzweigung des monarchischen Ehrgeizes der Bourbons und ein neuer Schauplatz für die Rivalität zwischen Franzosen und Engländern wurden. Seitdem führte jeder Krieg in Europa auch zu Feindseligkeiten in Indien, wodurch die englisch-ostindische Compagnie zuerst genöthigt wurde, eine kriegerische Stellung einzunehmen. In diesen oft harten Kämpfen um ihre Existenz lernte sie, Heere aus einem Kern europäischer Truppen und einer weit größern Anzahl einheimischer Soldaten unter gleichmäßiger Kriegszucht zu bilden, fing an, sich durch Bündnisse mit inländischen Fürsten zu verstärken, und gewann von andern, welche die Franzosen in ihr Interesse gezogen und zum Krieg angereizt hatten, nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts an der Küste Koromandel den ersten beträchtlichen Länderbesitz. Dies war der Anfang ihrer Herrschaft, die sich erweiterte, je mehr indische Fürsten die Franzosen durch ihr Aufwiegeln in's Verderben stürzten.

Am wichtigsten unter diesen Fürsten waren Maharadscha Scindiah und sein Neffe und Nachfolger Daulut Scindiah, Hyder Ali und sein Sohn Tippu Saib; an ihre Namen knüpft sich die Geschichte von Gefahren, denen die Compagnie nur durch das glückliche Zusammentreffen mehrerer günstigen Umstände entging.

Maharadscha Scindiah hatte sich mit andern Großen des Mahrattenstaates, nachdem die Macht des Oberhauptes (Peischwahs) desselben durch die Niederlage bei Delhi erschüttert war, zum selbstständigen Herrscher gemacht, war dann, unter dem Namen eines Beschützers des Peischwahs, dessen Ausplünderer, Haupt eines großen Theils der Mahratten und zugleich eigentlicher Herr des Delhireiches geworden, wo er von dem schwachen blinden

Schah Allum II. [17]) die oberste Würde in der Civil- und Militairverwaltung empfangen hatte. Gleich mächtig war Heyder Ali, der seinen rechtmäßigen Herrn, den Hindufürsten von Meyßur, vom Thron gestoßen und durch Eroberungen sein Reich von Koromandel bis Malabar ausgedehnt hatte. Mit beiden wurde die Compagnie zugleich in Krieg verwickelt und zwar zu derselben Zeit, wo England alle seine Macht auf den nordamerikanischen Krieg (1775—1782) verwenden mußte und keine Unterstützung nach Indien senden konnte. Hätten damals die Franzosen, ihrem Versprechen gemäß, Heyder Ali Hülfe gesandt, statt den Nordamerikanern beizustehen, so wäre vielleicht die Macht der Compagnie zerstört worden; so aber ging sie, trotz der großen Uebermacht der Feinde, durch die bessere Taktik ihrer Truppen als Siegerin aus dem Kampfe hervor; Heyder Ali verlor die Hälfte seiner Besitzungen.

Aber bald kehrte die Gefahr in erhöhetem Maaße zurück. Die Feinde der Compagnie hatten sich neu gestärkt und rüsteten sich abermals zum Krieg, auf Anregung und mit Hülfe französischer Emissaire, Offiziere, Abenteurer, deren Zahl an den indischen Fürstenhöfen durch die französische Revolution und durch den von ihr herbeigeführten Verlust der Colonieen Frankreichs in Indien sehr gewachsen war. Scindiahs Heer wurde durch zwei französische Generäle [18]) umgestaltet; eben so führte ein französischer Offizier [19]) in dem Heere des Nizam zu Heydrabad mit Talent und Glück die französische Militairdisciplin ein; hier trugen die Truppen sogar die Farben der Neu-Franken-Republik und die Freiheitsmütze auf den Knöpfen der Uniform. So stand, als die Franken-Republik Italien unterjocht hatte und ein Heer nach Aegypten zu neuen Eroberungen aussandte, die den Weg zur Herrschaft in Indien bahnen sollten (1798), Tippu Saib wohlgerüstet da, eben so im Lande des Nizam ein europäisch disciplinirtes Heer von 14000 Mann, und um Delhi die Armee des jüngern (Daulut-) Scindiah, der seinem Großonkel im J. 1794 nicht allein in dessen Besitzungen, sondern auch in seinem Einfluß auf den Groß-Mogul und auf den Peischwah der Mahratten gefolgt war, vom Sudledsch bis über den Ganges hinaus, von Agra bis Aude, bereit, eine neue Herrschaft im nordwestlichen Indien zu gründen. Scindiah hatte, außer den einheimischen Truppen, 40,000 Mann europäisch

---

17) Im Jahre 1788 war Delhi von einem Rohilla-Häuptling überfallen worden, der dem gefangenen Schah Allum die Augen ausgestochen hatte, als er ihm keinen Ort nennen konnte, wo er Schätze verborgen.

18) Duboigne und Perron.

19) Raymond.

disciplinirter Infanterie, mit zahlreicher Artillerie, von 300 europäischen Offizieren angeführt.

Doch es kam abermals anders, als die Franzosen hofften. Tippu Saib, dessen Hof und Staat den Mittelpunkt des von ihnen geschaffenen Systems politischer Umtriebe bildeten, brach, bei dem französischen Einfall in Aegypten sich allzu leidenschaftlich der Hoffnung auf endliche Kühlung seiner Rache fürdie Besiegung seines Vaters hingebend, zu früh los, er konnte von den Neufranken, denen der englische Seeheld Nelson durch die Schlacht bei Abukir an der Küste Aegyptens (1. August 1798) die Flügel beschnitt, nicht unterstützt werden, wurde durch Harris und Wellesleys (des nachherigen Herzogs von Wellington) Siege in seiner Hauptfestung Seringapatam eingeschlossen, und fiel bei der Erstürmung derselben (4. Mai 1799). Seine Niederlage war von entscheidendem Einfluß auf die Nachbarverhältnisse. Der schwache Nizam ließ sich durch Furcht und schlaue Unterhandlungen dahin bringen, alle Franzosen aus seinem Dienst zu entlassen und sechs Bataillons englischer Truppen in seine Residenz aufzunehmen, durch einige Provinzen von Tippu Saibs Reich dafür belohnt. Und auch die Gefahr, mit welcher die ungeheure Macht Scindiahs die Britten bedrohte, ging glücklich vorüber. Zu höchst günstiger Zeit für sie trat unter den Mahratten eine starke Partei gegen Scindiah auf; ein zerstörender Krieg brach los; beide Theile schwächten sich gegenseitig; und als die Engländer sich klug des während der Unruhen aus seiner Residenz Punah vertriebenen Peischwahs annahmen, konnten sie ohne Schwertstreich sich dieser Stadt bemächtigen und erfochten leicht einen Sieg nach dem andern über beide, zu spät zu gemeinschaftlicher Vertheidigung zusammentretende, Parteien.

So waren Englands mächtigste Feinde in Indien vernichtet, mit ihnen der französische Einfluß; und während Napoleon in Europa die größte Ausbreitung seiner Macht gewann, erreichte die brittische Macht in Asien, in Folge derselben Umtriebe, die sie hatten stürzen sollen, eine Höhe, welche viel dazu beitrug, in Europa das kräftige Auftreten Englands gegen Frankreich, jenen hartnäckigen Widerstand in Portugal, Spanien und Flandern, der Napoleons Eroberungen zuerst Gränzen setzte, möglich zu machen. Die Besitzungen der ostindischen Compagnie waren durch verschiedene Distrikte der Länder der besiegten Fürsten vergrößert, in bessern Zusammenhang gebracht, mit günstigen Punkten zur Anlage von Befestigungen, von Heerstraßen, von Häfen u. s. w. bereichert. Hierzu kam ein mächtiger Einfluß, oder zum Theil förmliche Schutzherrschaft mit nicht unbedeutenden Einkünften, in den Reichen der Fürsten von Meyßur (aus der von Heyder Ali verdrängten Herrscherfamilie, welche die Compagnie wieder auf den Thron gesetzt hatte),

von Heyderabad, des Guikowar in Guzerate, des Peischwa, des Groß-Moguls und anderer, womit das später über ganz Indien verbreitete System beschützter, souverainer, mediatisirter, tributairer Staaten und brittischer Provinzen, zuerst im Süden, später im Norden sich auszubilden begann.

Schutzverträge sind seit jener Zeit das Hauptmittel zur weitern Ausbreitung der englischen Macht in Indien geworden, und es dürfte schwer zu entscheiden sein, ob die ostindische Compagnie immer, wie sie sich das Ansehen gibt, Sicherung der Ruhe und eines gesetzlichen Zustandes dabei im Auge gehabt, oder ob sie sich derselben rücksichtslos als künstlicher Fallen für die Fürsten bedient hat. Gewiß ist, daß sehr oft der Sturz der letztern durch solche Schutzverträge herbeigeführt wurde.

Es ging damit gewöhnlich so zu. Den Fürsten wurde die Hülfe englischer Truppen bei Streitigkeiten mit Gliedern ihrer Familie, gegen ihre aufrührerischen Unterthanen, oder gegen Ueberfälle ihrer Nachbarn angeboten. Hierin fanden die meisten, deren tyrannische Herrschaft ihre Unterthanen erbitterte, zu viel persönlichen Vortheil, als daß sie sich nicht gern verpflichtet hätten, für Besoldung und Unterhalt dieser Hülfstruppen zu sorgen. Nun wurden aber gewöhnlich letztere bald in größerer Anzahl nöthig, denn da der Fürst wenig mehr von seinen Unterthanen zu fürchten hatte, so wuchs seine Tyrannei; und jetzt blieb meist, bei dem schlechten Staatshaushalte der indischen Regierungen, der Sold rückständig, bis, um die Compagnie wegen der angewachsenen Rückstände zu sichern, ihr dieser oder jener Theil des Landes abgetreten, oder, wie in Aude, ein Zweig der Civilverwaltung überlassen wurde, als Mittel, sich durch dessen Einkünfte bezahlt zu machen. Beides schwächte die Macht des Fürsten und ließ ihn nach und nach zu gänzlicher politischer Unbedeutendheit herabsinken, die oft dahin führte, daß sein ganzes Land gegen einen Jahrgehalt Eigenthum der Compagnie wurde.

Schwerlich hätte letztere je mit Gewalt so große und wohlfeile Eroberungen gemacht, als durch dieses System, dem sie es hauptsächlich verdankt, daß jetzt ziemlich ganz Indien theils ihr angehört, theils auf dem Wege ist, ihr anzugehören; denn jede noch bestehende indische Regierung, klein oder groß, trägt den Keim des Untergangs in sich, in jede hat die englische Politik einen nagenden Wurm gesetzt: eine Schutzmacht, einen Residenten mit Militairbedeckung u. s. w. Letzterer ist meist eine Art Vormund des Fürsten, bald mehr bald minder den Schein eines bloßen Gesandten bewahrend, sein sogenannter Rath gewöhnlich ein Mittelding zwischen Rath und Befehl: Rath, wenn er angenommen wird, Befehl, wenn er Widerstand findet. Das sind alles Thatsachen, die freilich einigermaßen für die Annahme sprechen,

die Compagnie suche mit List alle Staaten Indiens an sich zu bringen; viele andere aber können wieder angeführt werden, jene Annahme zu bestreiten, wie das eifrige Streben der brittischen Residenten, überall Einführung europäischer Gesetzlichkeit zu bewirken und überhaupt bei den Regierungen, wie bei den Unterthanen, Fortschritte in der Civilisaiton, selbst in der Truppendisciplinirung, zu befördern, ein Streben, das wohl dem vorausgesetzten Plane zuwider wäre. Uebrigens ist gewiß, daß, wollte man in den brittischen Colonieen Ruhe haben, die Nachbarschaft, d. h. ganz Indien, so weit die Hindus reichen, da diese alle zusammenhängen, nothwendig zur Ruhe gebracht werden mußte, entweder durch Unterwerfung, oder, wo man die Fürsten in das Interesse der Engländer ziehen konnte, durch Kräftigung jener, und man kann aus diesem Gesichtspunkte das Verfahren der Compagnie mit dem guten Willen rechtfertigen, zum Versuch des letztern Weges so viel zu thun, als möglich, wenn man zugleich die Verfolgung des erstern, sichrern, nicht aus den Augen verlieren wollte.

Die Zahl der kleinen tributpflichtigen Schutz- und Bundesgenossen unter den ostindischen Fürsten ist höchst bedeutend, z. B. in Bundelkund allein 37, in Radschputana 22 u. s. w. Von den größern sind vorzugsweise wichtig: der Nawob von Aude, der Nizam von Heyderabad, der Radscha von Gwalior (auch Maha Radscha Scindiah genannt), die Radschas von Berar, Indur (der Holkar), Meyßur (Mysore), Sattarah, Travankur, Cochin, der Gaikwar von Baroda u. s. w.

Sehr ansehnlich ist auch die Zahl der zu wirklichen Vasallenländern herabgesunkenen Gebiete, doch sind dieselben meist von untergeordneter Größe. Dagegen bietet die Reihe der gegen einen Jahrgehalt von dem Throne gestiegenen oder verdrängten Fürsten viele berühmte Namen, den Groß-Mogul, die Nawobs von Bengalen und von Karnatik, den Radscha von Tandschur ꝛc. Mehrere leben in ihren ehemaligen Hauptstädten, noch mit den äußeren Zeichen ihrer sonstigen Würde umgeben, mehrere in andern Städten, nach freier Wahl oder englischer Bestimmung (viele in Benares, wie der Peischwah), manche endlich werden sogar gefangen gehalten, wie die Emirs von Scindia (am untern Indus).

Völlig frei sind in ganz Indien nur noch: der Seiks-Staat von Lahur (der sich aber schwerlich noch lange so erhalten, sondern wahrscheinlich bald den Seiks-Staaten zwischen Dschumna und Sudledsch unter die Herrschaft der ostindischen Compagnie nachfolgen wird) und die am Himaleh-Gebirge liegenden Länder Nipâl (oder das Königreich der Ghorkas) und Butan, also der äußerste Norden von Indien, vom ganzen Flächenraum dieses Landes, den man mit Einschluß der Insel Selan

(Ceylon) zu 66000 □ Meilen (mit 143 Millionen Einw.) annimmt, nur 8 — 9000 □ Meilen mit 8 Millionen Einwohner.

Und wer ist es nun eigentlich, dem alles Uebrige angehört? Eine Gesellschaft von friedlichen Kaufleuten und Actionairen, unter denen selbst viele Frauen, auf einer kleinen Insel in einem andern Welttheile, die ursprünglich ein Kapital von nicht mehr als 6 Millionen Pfund Sterling auf 6000 Actien zum Betriebe von Handelsgeschäften nach Ostindien zusammenlegte, nach und nach aber durch die Gewalt der im Vorhergehenden dargestellten Begebenheiten ganz von diesem Zwecke abgezogen und zu Ländererwerbungen getrieben wurde, bei welchen ihre Regierung sie zwar mit einigen Truppen und ihrem Einflusse unterstützte, jedoch ohne sich unmittelbar dabei zu betheiligen. Auch hatte diese lange nicht das geringste Recht, sich darum zu bekümmern, wie ihre Unterthanen die erworbenen Länder verwalteten, und völlig ungestört lag in denselben Händen, welche die Handelsgeschäfte nach Indien leiteten, in den Händen eines von der General-Versammlung der Actionaire gewählten Comités, des Hofes der Directoren [20]), die Regierung großer Länderstrecken, bis im J. 1784 der König von England das Recht erhielt, durch eine Commission an den Berathungen des Comités Theil zu nehmen und seine Zustimmung zur Gültigkeit der gefaßten Beschlüsse nöthig wurde. Seit 1833 ist zwar dieser Einfluß des Königs noch um vieles vermehrt worden, aber der in Indien an der Spitze der Verwaltung stehende, von den Directoren eingesetzte General-Gouverneur hat, wegen der großen Entfernung des Mutterlandes, das Recht, in dringenden Fällen für sich allein Krieg zu erklären, Frieden zu schließen, Gesetze zu geben, und überhaupt fast alle Souverainitätsrechte auszuüben. Ihm steht ein Raths-Kollegium zur Seite, welches indeß weder seine Macht noch seine Verantwortlichkeit beschränkt. Er residirt zu Kalkutta, verwaltet die Präsidentschaft gleichen Namens und beaufsichtigt die Gouverneure der übrigen (jetzt drei) Präsidentschaften: Allahabad, Madras und Bombay. Als Central-Behörde für die Finanz-, Polizei- und Rechtsverwaltung fungiren zwei „Sekretaire", welche, wie alle übrigen höheren Beamten, von brittischer Abstammung sind, wogegen alle mit der Bevölkerung selbst in Berührung kommenden niedern Aemter mit Eingeborenen besetzt werden. Auch gelten in allen Civilstreitigkeiten die alten einheimischen Gesetzbücher (Paranas)

---

20) Den kleinen Anfang der ostindischen Compagnie erkennt man unter anderem noch in dem Gehalte dieser Directoren des unendlich reichen Indiens, der nicht mehr als 300 Pfund Sterling beträgt, eine höchst geringe Summe, für Indien sowohl, wie für England.

für die Hindus, die Satzungen des Korans für die Muhamedaner, in der Kriminal-Rechtspflege dagegen die englischen Gesetze.

Diese ganze eigenthümliche Einfachheit und Geräuschlosigkeit der Verwaltung eines der größesten Reiche der Erde fällt um so mehr auf, wenn man die Stärke der Bevölkerung recht in's Auge faßt. Wir haben dieselbe zwar bereits mit Zahlen angegeben, ohne indeß unsere Leser darauf aufmerksam zu machen, daß sie ziemlich zwei Drittel der Bevölkerung von ganz Europa beträgt. Die Menge sehr großer Städte ist bedeutend; Dhaka, nordöstlich von Kalkutta, Murschedabad, nördlich von letzterm, Patna, Benares, Mirzabur und Delhi, am Ganges nnd Dschumna hinauf, Madras, Bombay, Punah, nicht weit von Bombay, Surate, am Golf von Cambay, Ahmedabad in Guzerat, und mehrere andere in den unmittelbaren Besitzungen der Engländer haben alle über, meist sehr weit über 100,000 Einwohner; solche von 50 — 100,000 Einwohnern sind natürlich noch häufiger, und vergebens würde man in Europa nach gleich großen Ländern, wie die Distrikte am Ganges und die Küstengegenden Dekans suchen, wo sich dieselbe Zahl von großen Städten fände. [21])

Am stärksten ist Kalkutta bevölkert, dessen Einwohnerzahl man auf 600,000, mit der nächsten Umgebung aber, vier bis fünf Meilen in der Runde, auf nahe an $2\frac{1}{2}$ Mill. schätzt, so daß es auch hierin, wie im Welthandel und dem daraus erwachsenen Reichthum, die Nebenbuhlerin Londons ist. Es dazu aber zu machen haben hundert Jahre hingereicht. Im Jahre 1717 lagen nur zwei Dörfer in Wäldern am Ganges, wo heute das Fort William, die stärkste Festung Indiens, steht, im Jahr 1752, wo übrigens die neue Stadt bereits über 400,000 Einwohner zählte, noch Waldung und Wiesen, wo jetzt der schönste Theil von Kalkutta, voller Paläste, dem ankommenden Reisenden einen imposanten Anblick gewährt. Hat jener die zwanzig Meilen weite Flußfahrt von der Mündung des Hughli (eines Armes des Ganges) bis zur Hauptstadt zurückgelegt, so gelangt er zwischen Gärten und prachtvollen Landsitzen, zwischen Festungswerken und langen Schiffsreihen aus den verschiedensten Ländern, an Tempeln, Minarets, Kirchen, Palästen, schönen Anpflanzungen, und an Plätzen vorüber, wo ein solches Menschengewühl ist, daß selbst der Strand in Londen nichts Aehnliches darbieten soll, mit sehr gesteigerten Erwartungen zu dem Landungsplatz. Und

---

21) Dagegen liegen in der Indus- oder Sind-Ebene, in den Provinzen jenseits des Ganges, im Innern von Dekan große Wildnisse und Wüsteneien, die nur von verhältnißmäßig geringzähligen nomadisirenden oder Jäger-Völkerschaften bewohnt werden.

diese bleiben nicht unbefriedigt, denn die reichen Handelsherren haben in Aufführung glänzender Gebäude, meist in griechischem Styl, mit Säulenhallen, Altanen und terrassenartigen Dächern, mit dem Gouvernement gewetteifert, das vollkommen einsah, ein Land in Asien, wo die Macht nach großartigem Aeußern, nach Prunk geschätzt wird, müsse aus Palästen regiert werden, die denen der Timuriden an Glanz und Größe nichts nachgeben.

Diese Pracht herrscht aber nur in einem Theile der Stadt, und traurig sticht dagegen das Quartier der Hindus, oder die „schwaze Stadt", ab. Hier sind die Straßen eng, schmuzig, ungepflastert, die meisten Häuser wenig besser als Erdhölen oder hölzerne Hütten, von einer elenden, halbverhungerten Volksklasse bewohnt. Krankheit, ohnehin so oft die Gefährtin von Armuth und Entbehrung, ist hier um so mehr einheimisch und um so größer die Zahl ihrer Opfer, da der Süd- und Westwind von den sumpfigen, bewaldeten Sunderbunds [22]) ungesunde Dünste zuführt, da eine Menge Teiche, Kanäle und Flußarme in der Nähe feuchte, die von den Hindus in den Ganges geworfenen Leichen verpestete Luft erzeugen, welche sogar in den geräumigen, luftigen Häusern der vornehmen Europäer oft gespürt wird, und noch viel schlimmere Wirkungen hervorbringen würde, wenn nicht das ewige Spiel der hier sehr starken Ebbe und Fluth die Fäulniß des Stromwassers besiegte. Als vor einigen Jahren die Cholera in Kalkutta herrschte, sollen viele Wochen lang täglich an 700 Menschen in der schwarzen Stadt gestorben sein. Sie bildet die größere Hälfte von Kalkutta und ist, wie Constantinopel, der Schauplatz häufiger Feuersbrünste, welche mit den Termiten (weißen Ameisen), die alles Holzwerk in wenigen Jahren zernagen, beständig in der Zerstörung der elenden Wohnungen wetteifern.

---

22) dem von vielen Armen des Ganges zerrissenen Landstriche südlich und östlich von Kalkutta.

Vorderindien.

Tafel II.

So erbärmlich die Bewohner der „schwarzen Stadt" von Kalkutt existiren, eben so üppig ist das Leben in den Paläſten der neuen Stadt. Die reichen Handelsherren, die höhern, fürstlich bezahlten Staatsbeamten geben sich asiatischem Luxus hin, worin die jüngern Angestellten, die weniger begüterten Kaufleute ihnen nachfolgen, meist indem sie tief in Schulden versinken, in Hoffnung auf eine bessere Stelle, auf Glück bei ihren Handels=speculationen u. s. w. Oft hält ein junger Sekretair so prachtvolle Equi=pagen, so zahlreiche Dienerschaft, daß einem mit dem dortigen Leben nicht bekannten Europäer unmöglich einfallen könnte, ihn für das zu halten, was er ist.

Alles was die üppigste Bequemlichkeitsliebe zu ersinnen weiß umgibt den Reichen Kalkuttas, wenn er, nachdem er früh aufgestanden ist und die Morgenkühle vor Sonnenaufgang genossen hat, bei steigender Wärme, in dünnen Musselin gekleidet, sich in einem luftigen Zimmer oder unter einer schattigen Säulenhalle auf einem leichten Stuhle niedergelassen hat, das eine Bein bequem auf ein hübsches Mahagoni=Tischchen hingestreckt, mit dem andern auf einem eleganten Morah (Fußschemel) ruhend, und so seine Hukah (indische Pfeife) raucht. Sein Sirdar (eine Art Haushofmeister) naht sich ihm mit einem tiefen Salahm (Verbeugung), um seine Befehle für den Tag zu empfangen; sein Hukahbadar (Pfeifenstopfer) steht bereit, die ausgerauchte Pfeife neu zu füllen, der Peadah (spr. Pidah, Läufer), seine Befehle hierhin und dorthin zu tragen, der Fächerträger, ihm mit breitem Palmblatte Küh=lung zuzuwehen. Für jedes Bedürfniß ist gesorgt: Alles was er zu thun hat ist, zu denken, und sobald seine Wünsche ausgesprochen, sind sie auch schon befriedigt. Sein Haar wird von den bereitstehenden Dienern geordnet, sein Bart abrasirt, seine Füße werden abgewaschen, seine Nägel beschnitten. Wenn er auf seinem Ruhebette liegt, steht ihm abermals der Fächerträger in beständiger Thätigkeit zur Seite; wenn er schläft, wird ein dickhaariger

Stierschweif langsam über seinem Kopfe hin und her bewegt, um die Musquitos abzuhalten; wenn er sich zur Nachtruhe begibt, kleidet ihn ein Diener aus; eben so wieder an, wenn er aufsteht. Verläßt er das Haus, so geschieht es in einem von vier starken Kerlen getragenen, von vier andern zum Abwechseln begleiteten Palankin, oder es wird, wenn er zu Fuße gehen will, ein prächtiger Schirm über ihn gehalten und ein Heer von Dienern verschiedenen Ranges folgt ihm: Fackelträger, Trinkwassermann u. s. w. Auf Reisen bildet seine Bedienung eine ganze Karavane, denn es kommen dann noch Zeltschläger, ein Herold, ein Dolmetsch, Köche, Jäger und andere Leute dazu.

Man kann sich denken, wie kostspielig ein solcher Haushalt ist, wenn auch die Diener nicht so viel, wie in den meisten Ländern Europas, kosten. Ein Sirdar-Bearer (spr. Birer, ein Kammerdiener) z. B., dessen Name von Bearer (Träger) entlehnt ist, da in den weniger reichen Häusern einer der Palankin-Träger diesen Posten mit versieht, erhält höchstens 4 Rupien (etwa eben so viel Gulden) monatlich, wovon noch der Preis alles Hausgeräthes abgezogen wird, das er etwa zerbricht; und dennoch gehört ein solcher Mann schon zu den wichtigsten Dienern und ist gewissermaßen vornehm, wie der Titel Sirdar (Herr), womit er von Allen, außer seiner Herrschaft, beehrt wird, zeigt.

Einen angenehmen Anblick gewährt die große Zahl der Diener, wenn sie nach Einbruch des Abenddunkels ihren Herrschaften, die erst spät Ausflüge in Wagen und Palankins machen, mit Fackeln entgegengehen und bei der Rückkehr leuchten.

Nach diesen Spazierfahrten folgt erst das Hauptessen, das bis Mitternacht währt und überreich ist, eine um so ärgere Verschwendung, da der Ueberfluß an Speisen, wenigstens an Fleischspeisen, gleich nach Beendigung des Mahles zum größten Theile den Schaaren von Hunden, Marabustörchen, Krähen, Geiern und andern Raubvögeln vorgeworfen werden muß, welche in den Straßen und Gärten und auf den Dächern der Häuser sich aufhalten, denn bei der großen Hitze hält sich nichts, und die immer nur geringe christliche Dienerschaft kann nur einen kleinen Theil des Uebrigbleibenden verzehren, die zahlreiche hinduische aber würde um Alles nichts von den Speisen genießen. Auch der niedrigste Diener würde es für eine schreckliche Herabwürdigung seiner selbst, ja für eine nicht zu tilgende Sünde halten, mit dem Europäer, dem er auf das Treueste dient, aus einem Glase zu trinken oder von einer Schüssel zu essen.

Diese Ansicht ist tief in der Religion der Hindus begründet, welche die unsinnige und in ihren Folgen schreckliche Lehre aufstellt, die Menschheit sei von ihrem Schöpfer, Brahma, von Anbeginn so fest in verschiedene

Stände (Kasten) getheilt, von denen jede ihren eigenen Beruf habe, daß durchaus Niemand die Gränzen der Kaste, in der er geboren, überschreiten dürfe; die Brahminen, die erste dieser Kasten bildend, seien so allein und unwandelbar zur Weisheit berufen, die Kschatriyas zum Herrschen und Kriegen, die Visas zum Ackerbau und zum Handel, die Sudras zu Knechten der andern; welche Hauptklassen dann wieder in zahlreiche Unterabtheilungen zerfallen.

Nie und nirgends ist wohl eine künstlichere Stütze geistiger und weltlicher Tyrannei ausgesonnen worden, als diese Glaubenslehre. Sobald sie fest eingewurzelt war, konnten Priester und Fürsten, als Wesen dastehend, die vom Schöpfer ausschließlich zur geistigen und weltlichen Herrschaft bestimmt, als Wesen höherer Art, jede Bedrückung ausüben, ohne Furcht vor Widerstand im Volke. Werden doch in der That noch jetzt die Brahminen von den Hindus, obgleich der langjährige Verkehr mit andern Völkern deren Aberglauben erschüttert haben könnte, nicht allein für die von Gott erkorenen Priester, Lehrer, Gesetzgeber und Verwalter der Civilgesetze, sondern sogar selbst für mächtige Gottheiten gehalten; ja, ihre Verehrung mindert sich nicht, wenn der zum Fackhir (einer Art Heiliger) gewordene Brahmine dem sehr sauberen und nüchternen Volke eine bestialische Unreinlichkeit zur Schau trägt, oder, wie oft geschieht, in Wahnsinn verfällt. In letzterem Falle steigert sie sich sogar noch, weshalb es häufig vorkömmt, daß die Fackhirs sich wahnsinnig stellen. Die Brahminen sind durchaus heilige und unverletzliche Personen, geschützt durch die allerstrengsten Gesetze; auch der Fürst darf sie auf keine Weise antasten. Welches Verbrechens sie sich auch schuldig gemacht haben, sie dürfen weder an ihrem Leben, noch an ihrem Eigenthum, noch an ihrem Körper gestraft werden.

Daß aber jene Glaubenslehre fest einwurzelte, dafür sorgten die Brahminen durch das eifrigste Aussäen und Pflegen von Geringschätzung, Abscheu, Verachtung, Haß und Bedrückung der Kasten unter einander, ja durch völliges Verbieten der Menschenliebe einer höhern Kaste gegen eine niedere. Und um mit gutem Beispiele voranzugehen, beachteten sie selbst dieses Verbot so weit, daß es einem Brahminen noch jetzt nicht einfallen wird, dem Ertrinkenden, oder dem von andrer Lebensgefahr Bedrohten einer niedrern Kaste Hülfe zu leisten, auch wenn er noch so leicht ihn retten könnte.

Durch Feststellung solcher Rechte der einzelnen Kasten, die beständig in Anwendung kommen müssen, wie z. B. in Bezug auf Auszeichnung in der Kleidung, wurde ein stündliches Erinnern an den Unterschied der Kasten bewirkt, und so diese Ansicht immer fester eingeprägt. Und bis zu welchem Grade dies gelang, sehen wir nicht allein an dem noch jetzt fortwährenden

Festhalten daran, wovon eben gesprochen wurde, sondern auch an dem Umstande, daß die Brahminen es bald unbedenklich fanden, zu noch größerer Förderung ihres Werkes ein Mittel anzuwenden, welches zwar einerseits außerordentlich gut zu diesem Zwecke geeignet war, aber andrerseits auch, bei einem noch nicht so ganz verblendeten Volke leicht die entgegengesetzte Wirkung hätte haben können, da es eigentlich der Lehre von der geradezu verschiedenen Natur der Menschen verschiedener Kasten und von ihrer unwandelbaren Bestimmung zu gewissem Berufe und Range gänzlich widersprach. Sie lehrten nämlich, durch mancherlei Verkehr und Berührung mit Personen aus den niederern Kasten, wie z. B. durch Kochen seiner Speisen und Essen in und aus demselben Geschirr, dessen sich jene bedient, werde der Mensch verunreinigt, verliere das Recht auf seine Kaste und müsse aus derselben ausgestoßen werden.

Da einmal der Widerspruch nicht bemerkt wurde, mußte die beständig wache Furcht vor Verunreinigung die Kluft zwischen den Kasten bis in's Unglaubliche erweitern, und je größer der Erfolg, mit desto unerschütterlicher Strenge hielten die Brahminen auf Ausstoßung aus der Kaste beim geringsten Anlasse, oder auf eine schwere Buße, von der auch jetzt noch häufige Beispiele vorkommen. So erzählt ein neuerer Reisender Folgendes:

„Als wir uns Benares näherten, wurden wir vermocht, mit unserm Bote anzulegen und ans Land zu steigen, um ein Churrack Puja, eine jener empörenden Büßungen mit anzusehen, denen sich manche Heilige, so wie solche Hindus unterziehen, welche das Unglück gehabt, ihre Kaste zu verlieren, die erstern, um ihre Ansprüche auf Seligkeit nach dem Tode zu erhöhen, die andern, um die Vorrechte wieder zu erlangen, welche ihre Kaste ihnen über einen großen Theil ihrer Landsleute sichert. Häufig verliert ein Mensch seine Kaste durch Umstände, von denen er nichts weiß, wie durch die zufällige Berührung eines Pariah, eines jener unglücklichen Wesen, die außer allen Kasten stehen und von jedem Hindu wie die Pest gemieden werden, dessen Nähe er nicht bemerkte, oder indem er aus einem ohne sein Wissen verunreinigten Gefäße ißt.

„Ich war einst dabei, als ein Sipoy, ein indischer Soldat im Dienste der Compagnie, von hoher Kaste besinnungslos niederfiel. Der Militair-Chirurg ließ einen Pariah-Diener des Regiments-Hospitals etwas Wasser über ihn schütten. In Folge dieses Ereignisses wollte keiner aus der Kaste des sogleich wieder Hergestellten etwas mit ihm zu schaffen haben; sie behaupteten, er habe die Rechte seiner Kaste verloren, und der Erfolg war, daß der Unglückliche nach der nächsten Parade den Kopf über die Mündung seines Gewehrs hielt und sich erschoß.

„So leicht der Hindu die durch seine Kaste ihm verliehene Auszeichnung, seinen größesten Stolz [1]), verliert, eben so schwer, nur durch große Geldopfer und harte Bußen, ist sie wieder zu erlangen.

„Als wir landeten sahen wir einen großen Haufen Volk einen Kreis von etwa zwanzig Schritt im Durchmesser bilden, in dessen Mitte ein starker Pfahl aufgerichtet war. Auf der Spitze dieses war ein starkes Bambusrohr, dick genug, um einen Menschen zu tragen, horizontal befestigt, so daß es sowohl auf und nieder, wie auch im Kreise bewegt werden konnte. Von beiden Enden hingen Seile herunter, an deren einem zwei eiserne Haken angebunden waren. Nun trat ein Brahmine in den Kreis, bestrich die Haken mit einer Salbe aus einem heiligen Gefäße und winkte dann dem Manne, welcher sich der Buße unterwerfen wollte. Dieser hatte auf einer Reise von Kalkutta nach China, im Dienste eines Schiffscapitains, unreines Essen genossen und so seine Kaste verloren. Ohne das geringste Zeichen von Unruhe, im Gegentheil mit dem Ausdruck der Freude bei dem Gedanken, seine ehemalige Stellung unter seinen Landsleuten wieder einnehmen zu können, trat er vor, knieete unter den beiden Haken nieder, faltete seine Hände und blieb einige Augenblicke in der Stellung eines Andächtigen; dann erhob er seinen Kopf wieder und erklärte sich bereit, was von den Umstehenden mit lauten Beifallsbegrüßungen aufgenommen wurde. Nun ergriff der Brahmine die Haken und bohrte mit einer Geschicklichkeit, die vollkommen zeigte, daß er kein Neuling in dieser heiligen Verrichtung war, die Spitzen zwischen den Schultern des Büßenden in das Fleisch. Dieser verzog kein Glied, keine Miene; seine ganzen Gesichtszüge schienen im Ausdruck entschlossener Ausdauer unbeweglich geworden zu sein.

„Auf ein neues Zeichen vom Brahminen richtete er sich auf und ward dann plötzlich in die Luft gehoben und mit der größesten Schnelligkeit herumgeschwungen, wozu die sechs Hindus, welche dies durch Ziehen an dem Seile am andern Ende und durch Herumlaufen im Kreise bewirkten, laut schrieen und jauchzten, andere aber mit einer Art Trommel und sonstigen musikalischen Instrumenten einen wüthenden Lärm machten.

---

1) Auch in der niedrigsten Stellung gibt der Hindu aus hoher Kaste den Stolz auf dieselbe nicht auf. Dem Namen eines Bedienten, eines Koches u. s. w., der, wie nicht selten, auf eine Radschput-Abkunft Anspruch machen kann, wird in Ober-Hindostan das Wort Sing, in Bengalen das Wort Rop angehängt, und der auf solche Weise ausgezeichnete Diener hat fast beständig ein Schild auf dem Rücken, einen Säbel an der Seite, einen so martialischen Ausdruck im Gesicht, daß man sich des Lächelns kaum enthalten kann, wenn man ihn seine so wenig kriegerischen Pflichten ausüben sieht.

„Die Schnelligkeit, mit welcher der arme Mann herumgeschwungen wurde, verhinderte, daß man seine Züge deutlich sehen konnte, während der zwei oder drei Pausen aber, welche seine vom Laufen erschöpften Peiniger machen mußten, bemerkte man keinen Ausdruck des Leidens an ihm. Hätte er einen einzigen Schmerzensschrei ausgestoßen, so würde das die Wirkung der ganzen Buße aufgehoben haben, wiewohl ich nicht glaube, daß man ihn durch den Lärm hindurch hätte hören können; aber die Brahminen sollen bei dieser Gelegenheit ein so feines Gehör haben, daß der leiseste Laut ihres Opfers ihnen nicht entgeht. Wohl möglich auch, daß sie sich nur diesen Schein geben.

„Nachdem die unmenschliche Ceremonie ungefähr zwanzig Minuten gewährt hatte, wurde der Mann herunter gelassen und von den Haken befreit, und nun umgaben ihn seine Freunde und wünschten ihm Glück.

„Mitunter laufen solche Büßungen sehr traurig ab. Reißt das Seil, das gewöhnlich nur die Stärke eines Fingers hat, so wird der Gemarterte durch die Gewalt der Schwingung so heftig gegen die Erde geworfen, daß er fast immer sogleich den Tod findet. Man schreibt dann das Unglück der Größe seiner Sünden zu und wirft ihn sogleich ohne Mitleid und Klage auf den Scheiterhaufen. Zuweilen geben auch wohl bei schweren Personen die Rückenmuskeln nach. Ich hörte von einem solchen Falle erzählen, wo der Büßende zwar sogleich heruntergelassen wurde, aber so beschädigt war, daß er starb, als er kaum von den Haken losgemacht war.“

Wie viel solcher Unglücksfälle auf Rechnung der Absichten der Brahminen zu schreiben sind, möchte schwer zu bestimmen sein, gewiß aber ist, daß diese einen Wohlgefallen an blutigen Opfern, an Grausamkeiten aller Art haben und solche auf jede Weise herbeiziehen, fördern, erzwingen, wahrscheinlich in der Ueberzeugung, so lange der Fanatismus so genährt werde, stehe ihr Einfluß beim Volke fest. Noch immer wissen sie, dem langjährigen, eifrigen Entgegenwirken der Engländer zum Trotz, die Hindus in dem Aberglauben, es sei dadurch die Seligkeit zu erlangen, zu religiösen Handlungen zu bringen, die Schauder erregen. Hören wir nur folgende Schilderung einer noch häufig in Indien vorkommenden Schreckenscene dieser Art an!

„Ehe wir Radschmahl (am Ganges in Bengalen) verließen, hatten wir Gelegenheit eine Suttie (eine indische Wittwe, die sich mit dem Körper ihres todten Mannes verbrennt) zu sehen. Die Wittwe war jung und schön. Sie hatte ein Kind von wenigen Monaten, auf das sie mit völliger Gleichgültigkeit hinblickte, als wenn die Beschäftigung mit einer höhern Pflicht ihre Aufmerksamkeit ganz von irdischen Dingen abziehe. Ueberhaupt lag eine Ruhe im ganzen Ausdruck ihres Gesichtes, die Bewunderung, aber auch

zugleich Abscheu in mir erregte, und indem ich bei dem Gedanken an den schrecklichen Tod, dem sie entgegen ging, hätte weinen können, empörte mich der Stumpfsinn, mit dem sie die Zubereitungen zu demselben mit ansah. Aber bald löste sich mir dies Räthsel. Es begann sich deutlich Bestürzung und nervöse Beängstigung in ihren vorher klaren schwarzen Augen zu zeigen, deren Ausdruck von vorhin und jetzt verglichen offenbar zeigte, daß man ihr Opium beigebracht habe, welches oft erfolgreich in solchen Fällen angewendet wird, um den Schrecken des armen Opfers des Aberglaubens zu entwaffnen und der Festigkeit zu Hülfe zu kommen, und daß sie jetzt von der theilweisen Erstarrung zurückkam, in welche dadurch ihre Geistes-kräfte gerathen waren. Sichtbar wuchs ihr Schrecken in demselben Grade, wie sie deutlicher wahrnahm, was um sie her vorging. Ihre Bewegungen, die erst rein mechanisch geschienen hatten, wurden jetzt von den zurückkehrenden innern Trieben geleitet, welche jeden Augenblick an Stärke zunahmen. Man bemerkte deutlich, daß ihre Anstrengungen, Herr über ihre schwankenden Gefühle zu bleiben, die eines nicht gewöhnlichen Geistes waren; dennoch wurde sie so von der Fluth ihrer Gefühle hingerissen, daß ihre Bewegungen oft ohne Zusammenhang schienen. Sie theilte verschiedenen Schmuck, den sie an sich hatte, unter ihre Freundinnen aus, mit dem Blicke und dem Benehmen eines, der in der Zerstreuung kaum weiß, was er thut; aber plötzlich wurde durch das Schreien ihres Kindes die Mutterliebe wach. Ihr Auge glänzte beim Erblicken des Kleinen, ihre Lippen bebten, ihr Busen hob sich, sie athmete unruhig; dann sprang sie nach dem Kinde, riß es der Dienerin weg und drückte es leidenschaftlich an die Brust. Ihr krampfhaftes Schluchzen traf mich wie ein lauter Hülferuf; aber es war keine Möglichkeit vorhanden, sie von dem Tode zu befreien, dem sie sich geweiht hatte, denn kaum begannen die Umstehenden zu bemerken, daß sie vor dem letzten Akte des entsetzlichen Opfers in Verzweiflung zurückbebte, als auch schon die Brahminen sich beeilten, ihr abscheuliches Werk zu vollenden und den Verwandten, Freunden und Dienern befahlen, sich zurückzuziehen. In wenigen Augenblicken war ein weiter Raum um den Scheiterhaufen von Menschen geleert, das Kind von einem der in den Blicken Mitleid heuchelnden Ungeheuer der Mutter entrissen, und diese stand, fast vor Schmerz vergehend, zwischen ihren heiligen Henkern allein da. Sie kämpfte schrecklich mit sich selbst, fiel auf die Kniee und hob in sprachloser Todesangst Augen und Hände zum Himmel empor.

„Einer der Brahminen, mit dem Ausdrucke ruhiger, strenger Festigkeit, näherte sich ihr, hob sie auf und zog sie dann mit Hülfe eines zweiten, der eben so streng und gefühllos schien, gegen den Scheiterhaufen hin. Sie

sträubte sich, und die Kraft der Verzweiflung machte sie fähig, den vereinigten Anstrengungen der gleißnerischen Priester höllischen Aberglaubens zu widerstehen; aber schnell traten, als sie dies sahen, noch andere hinzu, und nun gelang es, sie fortzuschleppen, indem zugleich ihr Schreien von einem entsetzlichen Lärm von Trommeln und Pfeifen, mit Ausrufungen der umstehenden fanatischen Menschenmenge untermischt, übertönt wurde. Vom Sträuben erschöpft ließ sich die Unglückliche jetzt geduldig auf den Scheiterhaufen heben, sich hier niedersetzen und den Kopf ihres Mannes in ihren Schooß legen, worauf das Stroh, welches reichlich zwischen die mit Butter bestrichenen Reisbündel gesteckt und um dieselben aufgehäuft war, angezündet wurde und die auflodernden Flammen das schöne Hinduweib einhüllten, sie für immer dem menschlichen Blicke entziehend. Damit sie in der Todesangst nicht von dem Scheiterhaufen entspringen könne, ward sie von den Brahminen mit langen Bambusrohren niedergehalten, bis das Feuer sie schon zum Theil verzehrt hatte."

Obgleich das Verbrennen der Wittwen nur bei einer der zwei Haupt-Religionsparteien, bei den Verehrern Wischnus, vorkömmt, da die andere, die der Siwaiten, welche hauptsächlich in Dekan zahlreich ist, das Feuer zu heilig achtet, um es durch Leichname zu entehren, und deshalb ihre Todten begräbt oder in das Wasser wirft, die Kasten der Sudras aber mit allem noch niedriger stehenden Volk ganz davon ausgeschlossen sind, so war doch die Zahl jener Opfer noch vor Kurzem jährlich sehr bedeutend. Sogar in Kalkutta und dessen Umgegend, in der unmittelbarsten Nähe der englischen Regierung und der stärksten europäischen Bevölkerung, belief sie sich im Jahre 1824 auf 273, sechs Jahr früher auf 442. Ist der Mann abwesend gestorben, oder hat die Frau nicht zur rechten Zeit beredet werden können, sich aufzuopfern, so geben die Brahminen darum ihr Streben nicht auf und bringen es zuweilen dahin, daß sich die Wittwe mit den Pantoffeln, mit dem Rocke ihres Mannes, mit irgend einem Gegenstande, den derselbe im Gebrauch gehabt, verbrennt.

Eine andere Art von den Brahminen veranlaßten und begünstigten religiösen Selbstmordes findet jährlich bei dem berühmten Tempel Jagernats an der Küste von Drissa statt. Hier werfen sich, wenn am Tage der Tempelweihe das Götzenbild auf einem von Tausenden von Menschen gezogenen Wagen herumgeführt wird, eine Menge religiöser Schwärmer unter die Räder dieses Wagens und lassen sich zermalmen. Eine Menge Hunde, Geier und Schackals leben hier von Menschenfleisch, da die Leichname nicht beerdigt werden.

Auch Männer verbrennen sich zuweilen unter den Siwaiten, während viele Wischnuiten sich im Ganges ersäufen. Alles dies geschieht in dem festen Glauben, daß man dadurch unmittelbar in den Himmel gelange.

Mit ähnlicher Grausamkeit werden im gleichen Glauben am Ganges Kranke, die dem Tode nahe sind, an das Ufer dieses heiligen Stromes getragen, hier unter religiösen Ceremonieen mit in Mund und Nase geschmiertem Schlamm fast erstickt, und dann — ob noch lebend oder todt, gilt gleich — in das Wasser geworfen, oder dicht an dessen Rand gelegt, wo oft Schackals und andere Raubthiere an ihnen zu fressen beginnen, ehe sie noch gestorben sind.

Wer den Engländern einen Vorwurf daraus machen wollte, daß sie nicht genug Gewalt anwenden, diese fanatischen Morde gänzlich zu unterdrücken, der würde zeigen, daß er von der Macht religiöser Schwärmerei keinen wahren Begriff habe. Nur größere Verbreitung des Christenthums in Indien kann nach und nach zu einem Punkte führen, wo dann Gewalt wirksam wird.

Etwas glücklicher als gegen die bisher angeführten barbarischen Gebräuche haben die Engländer gegen den Kindermord angekämpft, der sonst ebenfalls an der Tagesordnung war; indeß kömmt es noch immer vor, daß ein Radschpute sein neugeborenes Töchterchen, in der Hoffnung, daß es bald glücklicher als Knabe zur Erde kommen werde, in Milch erstickt, weil er fürchtet, keinen Mann für sie aus seiner Kaste zu finden, und Ehelosigkeit fast eben so schimpflich wäre, wie die Verbindung mit einem Manne aus niederer Kaste. So allgemein ist diese Ansicht und so emsig wird deshalb schon vom frühesten Kindesalter eines Mädchens an nach Gelegenheit zu einer passenden Verheirathung gesucht, daß in ganz Indien kaum ein unverheirathetes Frauenzimmer aus höherer Kaste zu finden ist und vor etwa 50 Jahren der Minister eines Mahrattenstaates, dem seine Frau gestorben, nur nach langem Suchen im ganzen Reiche zu einer zweiten gelangte. Zu jener Zeit war freilich die Barbarei des Kindermordes noch sehr verbreitet und fand zahllose Opfer.

Auf den scheußlichen Gottesdienst der Thugs, der in Morden bestand und glücklicherweise durch die Engländer ganz ausgerottet sein soll, werden wir später zurückkommen.

Von den Büßungen, denen die Gossein, Bhairagi, Jogi, Jati, und wie sie sich alle nach den verschiedenen Arten ihrer Buße nennen, sich unterwerfen, haben wir zwar schon ein Beispiel gegeben, da aber die meisten viel schwerer sind, als die beschriebene, und viel deutlicher zeigen, wie sinnvoll man sich Martern auszudenken weiß, kommen wir hier noch einmal darauf zu sprechen. Eine Menge jener religiösen Schwärmer leben gleich

den wilden Thieren nur in Wäldern, nackt, ihre Körper mit Dünger bestrichen und dann mit Asche bestreut, jahrelang weder Nägel, noch Haare, noch Bart verschneidend, nichts genießend als rohe Wurzeln und Früchte, und auch davon so wenig, daß sie stets dem Hungertode nahe sind. Andere sitzen in glühender Sonnenhitze zwischen fünf Feuern, oder liegen Winters im kalten Wasser, oder messen den Weg von Benares bis Jagernat mit ihrem Körper, indem sie sich der Länge nach auf die Erde legen, dann wieder aufstehen, sich um ihre Körperlänge weiter wieder hinlegen und so fort, oder wälzen sich Tag für Tag um einen Berg. Wieder andere lassen sich die Nägel durch die beständig geballten Hände wachsen; oder halten jahrelang einen Arm in einer bestimmten Lage, bis dessen Sehnen unbeweglich geworden sind und er nun zeitlebens so bleiben muß; oder bewegen eben so lange den ganzen Körper nicht, an einen Baum gebunden, zur Vermehrung der Qual mit den Augen gegen die aufgehende Sonne gerichtet; oder schlafen auf einem Brete voll eiserner Spitzen, nur so weit abgestumpft, daß sie nicht gerade in das Fleisch dringen. Noch andere lassen sich in kleine Behältnisse, die kaum eine Bewegung gestatten, einmauern, wobei nur ein Loch von der Größe offen bleibt, daß ein mitleidiger Vorübergehender ihnen etwas Nahrung zuschieben kann.

Frägt nun der Leser nach den verderblichen Lehren und Grundsätzen der Religion, in deren Namen solche Gräuel ausgeübt werden, so müssen wir ihm antworten, daß die brahmanische Religion in ihrer wahren, in ihrer Urgestalt, keine verderblicheren Lehren habe, als die besten heidnischen, als Religionen, bei denen Völker, wie die Griechen, zu einem hohen moralischen Standpunkte gelangt sind, ja, daß sogar der Götzendienst so wenig ursprünglich in ihr begründet scheint, daß schon von einem gelehrten Engländer (Holwell), der freilich nicht besonders tief in die Wahrheiten des Christenthums eingedrungen sein mochte, behauptet worden ist, sie sei mit der christlichen gleichlautend.

Ist dies auch viel zu weit gegangen, so darf man dagegen doch sagen, daß die in den Religionsbüchern der Hindus enthaltenen Lehren der Moral zum großen Theil — wenn nicht durchgängig — in jedes Lehrbuch der christlichen Religion aufgenommen werden könnten. Mit ein Paar Beispielen läßt sich dies freilich nicht beweisen, aber sie werden doch Manchen interessiren. Menu sagt in seinem Gesetzbuche, den Vedas, welche die Hauptquelle der brahmanischen Religion sind: „Sei nicht streitsüchtig, wenn auch unter Schmerzen und in Sorgen; beleidige Niemand durch deine Handlungen, oder auch nur durch deine Gedanken; sprich kein Wort, wovon dein Mitmensch Schaden haben könnte, denn das würde deinen

Fortschritt zur Glückseligkeit hemmen.“ Ein etwas späterer Religionslehrer nennt, indem er von Verfolgung spricht, es Pflicht eines guten Menschen, nicht allein seinen Feinden zu vergeben, sondern den Drang zu haben, ihnen Gutes zu thun, wie der Sandelbaum den mit Wohlgeruch überschütte, der ihn fälle.

Noch ein Paar Stellen aus dem mythologischen Heldengedicht Marabharata! „Selig ist der Mann, der alle Leidenschaften unterdrückt hat und alle Angelegenheiten des Lebens unbekümmert um den Erfolg für ihn verrichtet. Lasse die That, nicht den Ausgang, deinen Beweggrund sein; gehöre nicht zu denen, deren Triebfeder zum Handeln der Gewinn ist. — Nichts in der Welt kann mit Weisheit verglichen werden; und wer Glauben hat, findet Weisheit, vor allen, wer Macht über seine Leidenschaften erlangt hat.“

Sieht man sich nach den Glaubenslehren um, so ist zwar schon nach den Vedas die ganze Natur von einer Unzahl von Geistern und Göttern beseelt, was aber nur sinnbildlich gemeint sein kann, da sie immer auf ein einziges Urwesen zurückbezogen werden, auf Parabrahma, und dieser sagt: „Ich bin von Ewigkeit her gewesen und werde ewig sein; ich bin die Grundursache von Allem, was im Orient, wie im Occident, im Norden wie im Süden, im Himmel wie auf der Erde geschieht; ich bin Alles. Ich bin die Wahrheit, der Verstand, die Reinheit, die Klarheit, das Licht des Lichtes, der Erhalter und Zerstörer, der Anfang und das Ende; ich bin die Unendlichkeit.“ Ja es werden sogar jene Götter und Geister in dem erklärenden Theile der Vedas ausdrücklich als erdacht, als Symbole bezeichnet, wie z. B. in folgender an Parabrahma gerichteten Stelle: „Du bist das wahre, ewigselige, unwandelbare Licht aller Zeiten und Räume. Deine Weisheit erkennt tausend und mehr tausend Gesetze und dennoch handelst du allezeit frei und zu deiner Ehre. Du warst vor Allem, was wir verehren; dir sei Lob und Anbetung. Du allein bist der wahrhafte Bhagavan (Selige), du das Wesen aller Gesetze, das Bild aller Weisheit; der ganzen Welt gegenwärtig trägst du alle Dinge, Sonne, Aether, Brahma, Najarena und Rudra.“ Diese Götter sind so viel menschliche Vorstellungen und gemachte Personen. Dennoch werden sie jetzt als wahre Gottheiten angebetet, vor allen Brahma, Wischnu und Siwa, welche ursprünglich Bilder der drei wichtigsten Aeußerungen der Allmacht Parabrahmas, des Schaffens, Erhaltens und Zerstörens waren. Besonders ist die Anbetung Wischnus und Siwas in den mancherlei Gestalten, in denen sie zur Erde gestiegen sein sollen, und des Heeres der ihnen unterthänigen Geister, wie die Elemente u. s. w., der Tummelplatz des brahmanischen Götzendienstes,

da natürlich eine erhaltende und zerstörende Macht dem Menschen wichtiger für sein Schicksal erscheint, als eine schaffende, und der Gedanke an jene mehr Hoffnung und Furcht in ihm anregt, als der Gedanke an diese.

Nach der Lehre der Vedas wird nach dem Tode des Menschen entweder der Himmel oder das Luftreich, oder von neuem die Erde der Aufenthalt seiner Seele, je nachdem er werkthätig in stiller Buße nach der Ruhe des Lichtlebens getrachtet, oder im Kampfe des irdischen Lebens sich bewegt hat, oder in Trägheit und selbstischer Begier gefesselt blieb. In letzterem Falle bereitet sie sich dann in einer neuen, dem Grade ihrer Verklärung oder Verdüsterung entsprechenden Hülle, in einer neuen Wirkungssphäre zu andern, fernern Daseinsstufen vor, bis sie endlich, nach errungener vollkommener Reinigkeit, zu der Weltseele zurückfließt, von welcher sie einst ausgeflossen ist.

Mit dieser klar ausgesprochenen Lehre steht aber, wie fast mit allem Guten in dem Gesetze Menu's, die jetzige Lehre der Brahminen in schneidendem Gegensatz. Denn diese verspricht der Trägheit den Himmel, indem sie unter dem Trachten in stiller Buße nach der Ruhe des Lichtlebens nichts Anderes versteht, als gänzliche Ertödtung der Sinne, Vernichtung alles Empfindens, alles Wollens, aller selbstthätigen Existenz, und führt so zu den geschilderten Bußübungen der Fackhirs. Sie verwechselt Weltentfremdung mit Weltüberwindung.

Und noch dazu ist nach Behauptung der Brahminen diese Entwickelung zur Seligkeit nur für die höhern Kasten möglich, und die Sudras und noch tiefer Stehenden werden durch das Gesetz ganz von den Mitteln, dahin zu gelangen, ausgeschlossen. Nur den Brahminen und, unter gewissen Einschränkungen, den beiden folgenden Kasten ist es gestattet, sich der Weltentfremdung zu widmen; nur die Brahminen dürfen sich mit jener Weisheit befassen, welche als Frömmigkeit gilt; und so strenge halten sie an diesem Gesetze, daß sie dem Sudra, der sträflicherweise die Vorlesung der Religionsschriften behorcht, siedendes Oel in die Ohren gießen.

Auf solche Weise bleibt den Mitgliedern der untern Klassen nur die unbestimmte Hoffnung, daß ihre Seelen dereinst vielleicht einmal in den Körper eines Brahminen fahren, um auf solchem untröstlichen Umwege nach Generationenzur Seligkeit zu gelangen. Ihr ganzes religiöses Gefühl vermag sich lediglich in allerlei götzendienerischem Aberglauben, in einer trostlosen Verehrung unförmlicher, fratzenhafter Symbole, deren Bedeutung sie nicht kennen, in allerlei sinnlosen Reinigungen durch Wasser, Feuer und Butter, in den Götzen dargebrachten Opfern von Thieren, in den Brahminen geweichter Verehrung und den ihnen dargereichten Almosenspenden kund zu geben. Ein ansehnlicher Theil ihrer Mitbrüder aber, die

sogenanten Unreinen, unter aller Kaste Stehenden, wird sogar mit frevelhafter Härte zu den Thieren der Wildniß hinausgestoßen, um fern von der Gemeinschaft der Menschen ein thierisches Dasein zu fristen, unter der tausendfachen Gefahr und Bedrängniß der Gegenwart, und ohne Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

Wie hieraus und aus manchem Frühererwähnten hervorgeht, ist der ganze Verfall der Religion das Werk der hab- und herrschsüchtigen Priester, welche beim finstersten Aberglauben ihre Rechnung am besten fanden und deshalb die symbolische Sprache der Vedas zur Erzeugung und Förderung desselben eifrigst benutzten. Um nicht einem unwillkommenen Reformator eine Thür offen zu lassen, entzogen sie schon früh die ganzen Vedas dem Volke, indem sie behaupteten, sie allein könnten dieselben gehörig verstehen, und sich das Recht anmaßten, daraus mitzutheilen, was sie für passend hielten. Jetzt haben sie kaum nöthig, über dieses Recht noch zu wachen, da die Sanskrit-Sprache, in der die Vedas geschrieben sind, gar nicht mehr vom Volke verstanden wird, kaum noch von den Priestern selbst, mindestens nur von wenigen. Ueberhaupt kann man die jetzigen Brahminen durchaus nicht allgemein des wissentlichen Betrugs zeihen: viele sind so ungebildet, daß sie Alles, was sie dem Volke lehren, selbst glauben, und einem Theile der Grausamkeiten, zu denen sie veranlassen, in heiligem Eifer sich selbst unterwerfen, obgleich der Verfasser des schon angeführten mythologischen Gedichtes Marabharata, das eine heilige Autorität bei den Hindus hat, den Gott Krischna (Wischnu in einer seiner Verwandlungen) sagen läßt: „Wer seinen Körper martert, wird von Scheinheiligkeit und Stolz regiert, von Sinnenlust, Leidenschaft und tyrannischer Strenge. Diese Thoren quälen den Geist, der im Körper ist, und mich selbst, der ich in ihnen bin.“

Bei den meisten Selbstmartern von Brahminen sind allerdings Scheinheiligkeit und Stolz alleinige, oder mindestens mitwirkende Triebfedern. Der deutsche Reisende Hügel fand mehrere in einem Tempel, die, unbeweglich dasitzend, mit Asche bedeckt, steinerne Bilder der Götter vorstellten und so sich anbeten ließen. Selbst bei dem Fackhir, der, in schmuzige Felle gehüllt oder fast nackt, nach Almosen im Lande umherzieht, ist neben der Faulheit Hochmuth im Spiele, denn er läßt sich gern als ein Heiliger verehren und betrachtet die ihm gespendete Gabe als ein Opfer.

Die ungeheure Anzahl der letztgenannten Tagediebe ist eine schreckliche Plage für das Land, um so mehr, da sie durchaus nicht alle das Gelübde der Dürftigkeit geleistet haben und Ansichten zu verbreiten wissen, die ihrem Wunsche, auf Kosten Andrer gut zu leben, aufs Beste zu statten kommen. So erzählt Hügel aus einem Orte im Pendschab: „Ich erblickte hier ein

schönes Haus, bei weitem das am besten gebaute des Ortes, und auf meine Frage, wem es gehöre, erhielt ich zur Antwort, daß der Eigenthümer der Fackhir des Ortes sei. Bald darnach begegnete ich diesem Herrn selbst, der, in Seide gekleidet, sich in einem Palankin tragen ließ. Ich glaubte nun, daß ich falsch gehört habe und fragte ihn selbst, wer er sei, erhielt jedoch von ihm dieselbe Antwort. Nun war ich gewiß, daß ich die wahre Bedeutung des Wortes Fackhir nicht kenne; allein nach allen Auskünften war und blieb er der „Ortsarme." Mit vieler Mühe errieth ich den Zusammenhang der Dinge. Gewöhnlich hat jedes Dorf einen Armen dieser Art, welcher von jedem Bewohner etwas erhält, es müßte denn, wie man wohl zuweilen sagen hört „zu arm sein, um einen Armen zu haben," in welchem Falle es sich dann mit einem oder mehreren Nachbardörfern zusammen einen solchen hält. Der hiesige war der Arme von dreißig Dörfern. Stets setzt ein Dorf einen Stolz darin, daß sein Armer wohlgenährt sei, ja, es besteht ein unvernünftiger Wettstreit unter den verschiedenen Orten, wessen Fackhir mit dem größten Aufwand lebe."

Am meisten wissen die Brahminen durch die häufigen und überaus zahlreichen Wallfahrten nach heiligen Oertern, besonders nach solchen, die an heiligen Flüssen, vor allen am Ganges liegen, von dem Volke zu erpressen.

Nach den heiligen Flüssen zu pilgern, aus ihren Quellen zu trinken, in ihnen zu baden und sich so rein von Sünden zn waschen, dies setzte seit frühester Zeit jährlich Hunderttausende von Hindus in Bewegung und bringt bis auf den heutigen Tag einen Verkehr unter die Völker der Gangesländer, welcher die Veranlassung zu der Richtung fast aller ihrer öffentlichen Angelegenheiten, Handelsverhältnisse und häuslichen Gebräuche ist. Der Kranke sucht Genesung im Gangesbade und der Gesunde sorgt dafür, daß wo möglich nach seinem Tode seine Asche in den Strom gestreuet werde; in allen Tempeln und Pagoden, fern vom Ganges, ist dessen Wasser das kostbarste Opfer, das man bringen kann, und es wird deshalb bis an die äußerste Südspitze von Dekan auf den Schultern getragen; in allen indischen Gerichtshöfen läßt man den Eid darauf leisten. In der That konnte auch der Segen, den der Strom über die benachbarten Fluren verbreitet, und die Klarheit und heilsame Natur seines Wassers leicht den sanften Hindu, bei dem Mangel höherer Erkenntniß, zum Naturdienst gegen die in ihm verborgenen Kräfte hinleiten, und die Brahminen schmückten diesen Dienst emsig zu einem Systeme aus.

Bei Allahabad, wo der Ganges, die Tochter Siwas, die Göttin der Reinheit repräsentirend, durch die Vereinigung mit dem ebenfalls heili-

gen Jamuna (Dschumna), einer Tochter der Sonne, doppeltes Ansehen erlangt, stürzen sich jährlich Hunderttausende von Pilgern in seine Fluthen und tragen mit seinem Wasser gefüllte Gefäße in ihre Heimath zurück. Die Pilgerabgabe bringt dem Gouverneur der Stadt ein jährliches Einkommen von 50,000 Rupien. Eben so zieht der heilige Badeort Haraca-Pairi d. i. Fuß des Hara, oder Wischnu, bei Hurdwar, wo der Ganges aus den Gebirgen in die Ebene von Hindostan tritt, alljährlich eine ungeheure Menge von Pilgern herbei, wodurch in Hurdwar eine berühmte Messe entstanden ist. Viele wandern noch weiter am Ganges und am Goggra hinauf, wo überall Pagoden und Wallfahrtsorte sind, bis zu den Quellen; die ödesten, furchtbarsten Gebirgsthäler, bis zur Schneekette des Himaleh, werden dadurch belebt und bevölkert.

So sind die Ufer des Ganges und mehrerer seiner Nebenflüsse, Hunderte von Meilen weit, jeden Morgen und Abend, bei Sonnenauf- und Untergang, voll betender nnd sich badender Hindus, und an allen Pilgerörtern die Brahminen bereit, möglichst viel Geld einzutreiben, indem sie lehren, daß die Wirksamkeit des Bades sich nach der Größe des ihnen dargebrachten Opfers richtet und mit Strafe statt der gehofften Vergebung der Sünden drohen, wenn man ihnen zu wenig gibt. Oft geben hier Arme Alles her, was sie besitzen, um die gierigen Priester günstig zu stimmen. Ueberhaupt beruht der Einfluß, welchen letztere auf die abergläubische Menge ausüben, ganz auf Furcht, die so groß ist, daß die Verblendeten sie fast mehr scheuen, als die bösen Mächte der Hölle.

Wichtiger als alle anderen Pilgerörter am Ganges ist die große, berühmte Stadt Benares, die heiligste Stadt der Hindus, der uralte Sitz der Brahminenschulen, die früher über 5000 Studenten zählte, und wo heute noch 8000 Häuser Priestereigenthum sein sollen.

Ungeachtet Kaiser Aurungzeb hier in der Mitte der Stadt, am heiligen Ganges, durch den Aufbau einer stolzen Moschee auf niedergerissenen Hindutempeln den Triumph des Koran über das Gesetz Menus zu feiern und das alte Heiligthum der Brahminen zu entweihen versuchte, blieb doch der niedere Mahadeo- (Siwa-) Tempel mit seinem Dreizack, der weit hinter dem glänzenden Halbmond der Moschee zurückbleibt, mit den zahllosen geweihten Stellen seiner Umgebungen der heiligste Wallfahrtsort für die indische Welt. Früher soll er, nach einem Durchschnitt berechnet, täglich von 10,000, an den hohen Festen von Hundertiausenden von Pilgern besucht worden sein. Die 8000 Priesterhäuser sind von Brahminenfamilien bewohnt, die fast nur von den täglichen Opfern und Almosen der Pilger leben. Die vornehmsten Hindus der verschiedensten Reiche und Provinzen unterhalten hier ihre eigenen

Pagoden und zahlen große Spenden und Almosen an die Heiligenschreine, die Priester und Armen. Viele Radschas, noch regierende sowohl wie apanagirte und verarmte, unter denen auch der Radscha von Benares selbst aus dem Timuriden-Hause, haben hier Klöster für Brahminen und Fackhirs angelegt, unterhalten auch, um selig zu werden, Gesandte, die statt ihrer die vorgeschriebenen Sühngebräuche und Opfer erfüllen. Andere Fürsten und Große halten sich selbst in Benares auf und sehen auf geweihtem Boden dem Ende ihres Lebens entgegen, von zahlreicher Dienerschaft umgeben. Dazu gesellt sich eine Menge von Glücksrittern, Abentheurern, Büßern, eine Menge Lahmer, Blinder, Aussätziger, Krüppel, der frechsten Bettler aller Art, von den Brahminen an bis zu den niedrigsten Kasten, welche die Straßen und geweihten Plätze förmlich belagern und der Erreichung ihrer Zwecke bei den großen Almosenspenden so vieler reicher Sünder gewiß sind. So ist die Bevölkerung, wiewohl nicht so groß, wie man früher glaubte, wo man sie zu 580,000, ja selbst zu 630,000 annahm, und nachdem sie sich sehr vermindert haben mag, doch äußerst bedeutend; denn man kann 200,000 Einwohner rechnen. Einer ordentlichen Zählung stehen religiöse und politische Vorurtheile entgegen. Dazu kömmt zu manchen Zeiten eine so große Zahl von Fremden und Pilgern aller Art, daß bei einem Versuche, die über die Fähren und durch eine der Hauptstraßen drei Tage vor einer Sonnenfinsterniß in die Stadt dringende Menge zu zählen, sich die Summe von 50,000 ergab. Und fast alle verweilen mehrere Wochen in Benares, da sie 15 Tage nöthig haben, alle vorgeschriebenen Ceremonien im Tempel des Mahadeo zu vollenden.

Die Gangesufer in und bei Benares sind überall mit Prachttreppen, sogenannten Ghats, aus Marmorquadern versehen, um bequem zum Strombade hinabzusteigen, mit Gärten und Alleen bepflanzt, für Pilger und Brahminen zur Haltung der Gebete, zu Almosenvertheilung, zu Opfern und Abwaschungen. Alle Ländereien nah am heiligen Wasser sind kostbar, oft von ungeheurem Werthe, weil die Prinzen und Reichen häufig vor ihrem herannahenden Tode sich noch beeilen, durch einen Prachtbau hier eine Stelle im Himmel zu erringen. Die eigentliche Stadt dagegen ist so eng und winklig gebaut, daß Europäer, die nur in Sikri, einer der Vorstädte, wohnen, mit ihren Equipagen in dieselbe keinen Eingang finden können; kaum daß der Reiter durch das Gedränge des Volks, der Bettler, Kranken und Pilger, die vor unzähligen Fackhirshäusern mit fratzenhaften Idolen und Klingklang schlechter Musik haufenweis stehen, sich hindurchwinden kann, während Schaaren von Affen, die man als heilige Thiere gewähren läßt, auf den Dächern umherspringen, und heilige Stiere, denen kein Leids in ihrer Frei-

heit geschieht, überall die Gassen durch ihren langsamen, feierlichen Schritt noch mehr beengen. In einem Theile dieser schmalen Gassen erheben sich die Häuser häufig bis zu 5 und 6 Stockwerken, mit den seltsamsten Architecturen, Vorsprüngen, vielen zierlichen hölzernen Gallerien, welche alle Stockwerke umlaufen, oben mit Terrassen, unten aus großen Quadern massiv und schön aufgebaut und reich bemalt, während dagegen in andern Stadttheilen nur aus Erde aufgerichtete, mit Palm- und Rohrdächern versehene Hütten zu finden sind.

Der große Zusammenfluß von Pilgern gibt der Stadt einen blühenden Handel, eine umfangreiche Gewerbthätigkeit. Hier hat man überall Gelegenheit, die außerordentliche Geschicklichkeit zu bewundern, mit der die indischen Gold- u. Silberarbeiter, Waffenschmiede, Weber u. s. w. die künstlichsten Arbeiten mit den allereinfachsten Werkzeugen herzustellen wissen, freilich ungleich langsamer, als unsere Handwerker, besonders in den Fächern, wo bei uns Maschinen angewendet werden, dagegen aber auch meist viel dauerhafter, und doch nicht theurer, da unter dem milden Clima, bei der Fruchtbarkeit des Bodens und der Einfachheit seiner Bedürfnisse, der indische Handarbeiter von unglaublich geringem Verdienste leben kann. In den meisten Gegenden kömmt er im Nothfall mit etwa 2 Thalern nach unserm Gelde einen ganzen Monat aus. Deshalb würde auch in Betreff solcher Arbeiten, die durchaus nur von Menschenhänden hervorgebracht werden können, europäische Industrie umsonst versuchen, mit der indischen zu concuriren, z. B. in der Shawlweberei, die ein wichtiger Nahrungszweig der Bewohner Kaschmirs ist, jenes reizenden Gebirgslandes, das viele Geschichtsforscher für das Paradies halten, in welchem die ersten Menschen lebten. [2]) Mancher Webestuhl ist hier wohl ein Jahr lang mit einem einzigen Shawl beschäftigt; denn auch die besten Arbeiter, deren an einem vorzüglichen Shawl gewöhnlich drei weben, rücken zusammen an einem Tage nicht um die Breite eines Zolls vor. Im Durchschnitt werden aber jährlich etwa fünf Shawls von jedem Webestuhle geliefert, und die Zahl dieser mag jetzt etwa

---

2) Dieses merkwürdige Ländchen ist von der Größe der Schweiz, amphitheatralisch von Eis- und Schneegebirgen des westlichen Himaleh umgeben, mit der erhabensten Alpennatur, voll Gletscher, prächtiger Wasserfälle und großen Gebirgsseen, vom schiffbaren Behut durchströmt; dabei mit einem ewigen Frühling in seinen Thälern, mit dem üppigsten Blumenreichthum, mit den schönsten Platanen, Rosengehölzen und köstlicher Waldfülle, reich angebaut mit Reis, Safran und allen Getreidearten bis hinauf zu den Berghöhen, wo noch Hafer wächst, während die gutgelegenen Abhänge von Orangen- und Citronenhainen, von Obstwäldern und Weingärten bedeckt sind.

10,000 in Kaschmir sein, wonach man sich einen Begriff machen kann von der Ausdehnung dieses Erwerbzweiges, der außer den Webern noch eine Menge anderer Arbeiter ernährt. Denn die Wolle wird erst mit Hülfe der Reisblüthe gebleicht, auf Musselin gelesen und gereinigt, dann gefärbt und gesponnen. In frühern Zeiten sollen bisweilen 40,000 Webestühle in Gang gewesen sein. Der Hauptmarkt für dieses kostbare Erzeugniß Kaschmirs ist die Stadt Amritsir.

Aber nicht bloß mit einheimischen Erzeugnissen sind die Bazars von Benares reich angefüllt, auch mit Waaren aus weit entfernten Ländern. Da liegen neben Kaschmir-Shawls wollene Zeuge aus England, dort werden Korallen vom rothen Meere (dem arabischen Meerbusen, zwischen Afrika und Arabien), Achate von Guzzerat, kostbare Steine von Ceylon, Gewürze aus Arabien, Assa foetida (Teufelsdreck) und Rosenwasser aus Persien neben Uhren aus Frankreich, Leckerbissen aus China und aus England, Parfümerien aus London und Paris, französischer Schminke und Henna für die Finger morgenländischer Schönen, Antimonium (Spießglas) um dem Auge der Frauen einen schmachtenden Ausdruck zu geben, und allen Schönheitsmitteln der europäischen Toilette verkauft. In einem Lande, wo unter den höhern Ständen die ärgste Verweichlichung herrscht und das durch seinen Reichthum an nützlichen Producten mit aller Welt in Handelsverbindung steht, müssen die Luxusartikel jeder Nation ihren Markt finden, und mehr noch, als in Benares, ist dies in den Städten der Fall, wo die mongolische Bevölkerung die Mehrzahl der Käufer bildet, da diese weit üppiger gewöhnt ist, als die Hindus. — Betrachten wir beider Lebensweise, die wir hier einmal erwähnen mußten, näher!

Der Hindu ist im Allgemeinen ernst, zurückhaltend, genau überlegend, bevor er handelt, ohne Leidenschaften; dabei sanft, milde, wohlthätig. Nirgends wird einem armen Reisenden so gutmüthig fortgeholfen, als in Hindostan. Der Kutwal (Schulze) jedes Dorfes ist verbunden, ihm Reis und Feuerung zu geben und ihm nach einem guten Nachtlager im Tschoultrie (einem zum Obdach für Fremde erbauten Gebäude) einen Wegweiser zu verschaffen, der ihn bis zum nächsten Dorfe begleitet. Außerordentlich groß ist die Toleranz des Hindus gegen andere Religionsparteien, deren jede mitten unter Andersglaubenden ihren Cultus ohne irgend eine Belästigung ausüben kann.

Diese Ruhe und Milde arten denn freilich oft in Schwachheit aus, in allzu große Liebe zu körperlicher Ruhe, besonders in Abscheu gegen allen Krieg und in Feigheit. Jedoch sind ganze Hindustämme, wie wir später sehen

werden, hiervon frei, ja es gibt sogar einige, die sich durch wilde Tapferkeit auszeichnen.

Höchst wahrscheinlich tragen die Nahrungsmittel des Hindu zur Bildung seines Charakters viel bei. Jene, an den Gränzen der Schwäche stehende Sanftheit hätte er wohl nicht, lebte er vorzugsweise von Fleisch, oder genösse er, wie die Mongolen neben ihm, den berauschenden Geist der Pferdemilch, Rum und andere hitzige Getränke. Statt dessen genießt er fast nur Reis und andere vegetabilische Stoffe, und je angesehener seine Kaste, desto mäßiger soll er sein, desto einfacher ist seine Nahrung. Mehrere Klassen von Brahminen dürfen gar nichts genießen, was Leben hatte; aber auch aus den übrigen Kasten enthalten sich Viele fast ganz der Fleischspeisen und werden dafür durch die große Menge der verschiedenartigsten trefflichen Früchte, welche das Land bietet, mit großem Vortheil für ihre Gesundheit entschädigt. Nur der Kaste der Krieger, als denen mehr Kraft und Muth nöthig, denn allen Uebrigen, ist es ausdrücklich erlaubt Fleisch zu essen, — das von Rindern ausgenommen. Das gewöhnliche Getränk, bei dessen Genuß es Sitte, ja Gebot ist, daß die Lippen nicht das Gefäß berühren dürfen, ist eben so einfach, Wasser oder Milch, und die Verachtung gegen die Parias und gegen alle Fremde, besonders gegen die Europäer, hat ihren Grund, außer im Kastengeiste, hauptsächlich darin, daß diese alles Eßbare und eine Menge gegohrener und hitziger Getränke ohne Bedenken genießen.

Die Armseligkeit der Häuser der geringern Klassen haben wir bereits in Kalkutta und Benares kennen gelernt. Auch die innere Einrichtung derselben ist sehr einfach. Die Bewohner ruhen auf dem Fußboden auf Decken oder Matten und verrichten so alle Geschäfte, wozu der Europäer des Stuhles und des Tisches bedarf, und wenige Geräthschaften genügen zum Kochen. Nur in wenigen Häusern des Mittelstandes findet man einige europäische Meubeln.

Ebenso begnügt sich der Hindu mit weniger und sehr ungekünstelter Kleidung, der Mann der ärmern Klassen mit einem Stück Musselin, das er als breiten Gürtel um die Hüften schlingt, während etwas Wohlhabendere noch ein 7—8 Ellen langes Stück von ähnlichem Zeuge nachlässig und ohne eigentlich bestimmte Form um den Oberkörper schlingen und bis zu den Knien herabhängen lassen. Um den Kopf wird ein feines Tuch gewickelt, zum Schutze gegen die Sonne. In einigen Theilen Hindostans werden auch lange weite Beinkleider und oft ein Rock getragen, der an den obern Theilen des Körpers fest anliegt, unten aber in weiten Falten locker herabhängt. Diese Tracht unterscheidet sich dann nicht sehr von der der Mongolen und ihrer Glaubensgenossen, nur zeichnen sich diese durch

den eigentlichen Turban statt jenes losen Kopftuches aus. Das Bein und der Fuß bleiben ohne Strümpfe, nur mit Sandalen oder Schuhen bekleidet. Die Frauen tragen durchgängig eine Jacke mit kurzen Aermeln und lange weite Beinkleider.

Aber ungeachtet dieser Einfachheit der Kleidung herrscht doch, selbst bei den Männern, die z. B. viel an ihrem Barte herumarbeiten, ein entschiedener Hang zum Putze, und schon die Weiber der geringern Volksklassen tragen um Hals, Arme und Beine und an den Ohren eine Menge Ringe von Elfenbein, Messing und Silber (sonst verzierten sie sogar die Nase damit), schmücken ihr Haar mit Blumen, Steinen und andern Dingen aus, tättowiren sich in einigen Gegenden, d. h. beitzen mancherlei Figuren auf Arme, Gesicht und andere Stellen des Körpers, färben das Innere der Hände und die Nägel roth u. s. w. Bei den vornehmern Damen aber ist der Putz oft äußerst kostbar. Diese durchflechten das Haar mit theuren Perlen und Edelsteinen, nachdem es mit feinen Oelen parfümirt ist, tragen Gold und Edelsteine um Hals, Arme und Beine, wie an den Ohren; ihre weiten Beinkleider sind von Seide, häufig von Silber- und Goldstoffen; feine Schleier, köstliche Shawls, kostbare Sonnenschirme, Fächer und Fliegenwedel gehören zu ihrer Toilette.

Solchem Luxus entspricht denn auch die Einrichtung der Frauenwohnung, oder der Zenana, des Radschas und des reichen indischen Kaufmanns, die, wie es ihre Religion erlaubt, meist mehrere Frauen haben. Die Zenana ist so viel als möglich von den übrigen Theilen des Hauses oder Palastes entfernt, oft sehr groß, und enthält außer den kostbarsten Zimmern und den prächtigsten marmornen Bädern große Höfe mit Tanks (kleinen Teichen) zur Reinigung, die zugleich mit Wassergeflügel aller Art besetzt sind, schöne Gärten u. s. w., in den Zimmern aber die reichsten Meubeln und Verzierungen. Hier sitzen die Frauen, kostbar geschmückt, auf seidenen oder sammtnen Polstern und werden von einer Menge Sclavinnen bedient, von Tänzerinnen und Sängerinnen durch Schauspiele oder Erzählungen unterhalten.

Der zweite Haupttheil der Bewohner Indiens, die mongolische Bevölkerung, etwa 16 Millionen an Zahl, meist in den größern Städten, ist von Körper kräftiger, kriegerischer als die Hindus, gewandt in den Waffen und auf dem Pferde, auf den Jagden keine Gefahr und Anstrengung scheuend, herrschsüchtig, habsüchtig, pracht- und genußliebend, intolerant und grausam. Duldet der Hindu Bekenner aller Religionen ruhig neben sich, so treten dagegen die Mongolen noch häufig, wie ehemals gegen die Gueber, wo es ihre gesunkene Macht gestattet gegen Andersglaubende feindlich auf, und ihre Fackhirs, die sie so gut wie die Hindus haben, wer-

den nicht selten durch ihre fanatische Wuth gefährlich, indem sie Reisende mit Dolchen anfallen. Denn durch den Mord eines Hindu oder eines Christen verdienen sie sich, nach ihrem Glauben, das Paradies. Im Ganzen wird aber freilich durch das, nach Verfall ihrer Macht nothwendig gewordene, ruhige Zusammenleben der Mongolen mit Hindus und Europäern ihre Herrschsucht, Unduldsamkeit und Grausamkeit fortwährend mehr gemildert; doch schneller noch als sie nehmen die bessern der oben genannten von den Vorfahren ererbten Eigenschaften unter ihnen ab, besonders bei den Reichen durch die Fortsetzung des üppigen Lebens ihrer Väter, während nicht mehr, wie bei jenen, die erschlaffenden Folgen desselben durch häufige Kriege und beständige Waffenübungen aufgewogen werden.

Viele der vornehmen Mongolen bringen jetzt fast ihr ganzes Leben im Harem und mit immerwährendem Tabakrauchen, Opiumessen, Weintrinken u. s. w. hin, wobei möglichst großer Luxus sie umgibt, in welchem es die Fürsten sogar den alten Kaisern von Delhi nachzuthun streben, wie wenig auch solcher Herrscherpomp der abhängigen Stellung angemessen ist, die die meisten gegen die Engländer einnehmen. So haben z. B. die reichen Nawobs von Aude, die auch noch in neuerer Zeit ihre Hauptstadt Lucknau mit prachtvollen Palästen, Mausoleen, deren eines [3]) unser Mittelbild darstellt, mit Gärten u. s. w. schmückten, nicht aufgehört, so oft sie sich öffentlich sehen lassen den tollsten Prunk zur Schau zu stellen, obgleich der mit der ostindischen Compagnie abgeschlossene Schutzvertrag sie fast ganz in die Hände der Beamten derselben geliefert hat. Zur Versinnlichung dieses Prunkes mögen folgende Stellen aus einer der vielen Schilderungen von Besuchen britischer Offiziere von Rang am Hofe von Lucknau dienen:

„Der Nawob", schreibt ein Begleiter eines solchen Offiziers, „welcher uns in Chahar Baug, einem Lustgarten, erwartete, hatte ein Paar seiner Söhne mit Elephanten zu unsrer Bequemlichkeit weit entgegengesandt und so bildeten wir einen ansehnlichen Zug. Als wir uns dem großen Thore von Chahar Baug näherten, flogen die schweren Flügel auf und es erschien der Nawob, umgeben und gefolgt von seinen vornehmsten Hofleuten, alle auf reich gezierten Elephanten und im glänzendsten, kostbarsten Anzuge. Es war ein ungemein imposanter Anblick, die prächtig geschmückten 50 Elephanten, die großen bunten Fahnen, die muthigen, schönen arabischen Pferde, — alle diesen Glanz plötzlich aus einem herrlichen Thore zwischen Gehölz hervorgehen zu sehen.

---

3) Von Asoph ud Daulah gegen Ende des vorigen Jahrhunders einer Verwandten errichtet.

Auf ein Zeichen des Nawobs knieten alle Elephanten nieder, und nachdem er von seinem Haudah (Sitze auf dem Elephanten), von massivem Silber und reich verziert, gestiegen war, näherte er sich uns und umarmte unsern Chef, während alle Anwesenden wie der Blitz von ihren Elephanten und Pferden herabsprangen, der größte Theil sich zur Erde warf, die von höherem Range aber sich tief verbeugten. Auf ein neues Zeichen stieg Alles wieder auf und der Zug bewegte sich langsam fort, unter einem erstickenden Staube, den der ungeschickte Gang der Elephanten emportrieb. Als wir im Palast am Gumty-Fluß angekommen, folgte eine üppiges Frühstück und eine ceremonienreiche Vorstellung der Offiziere u. s. w., denn wurden Shawls als Geschenke gereicht.

Am Abend speisete der Nawob mit uns bei dem britischen Residenten. Er kam in großem Staat, und der Aufzug, welchen ich bei dieser Gelegenheit sah, war einer der prächtigsten, die mir noch in Indien vorgekommen. Etwa 100 Hircarrahs mit Speeren mit silbernen Handhaben und silbernen Sceptern gingen vorauf, laut des Nawobs Titel ausrufend. Diesen folgten Reiter und Fußgänger mit Fackeln, dann die Leibwache mit Speeren und Schwertern, endlich der Nawob selbst auf einem prächtig aufgeputzten Elephanten in einem glänzenden Haudah, fünf seiner Söhne, jeder ebenfalls auf einem Elephanten, mit ihrem Gefolge, und etwa zehn der Vornehmsten seines Hofes. Der englische Resident empfing ihn mit seinem ganzen Gefolge an der Treppe seines Palastes.“

Dieser Resident ist eigentlich der Gebieter in Aude; so ist der jetzt bestehende Schutzvertrag der Compagnie mit dem Nawob eingerichtet, der als Probe solcher Schutzverträge mit den indischen Fürsten überhaupt hier wohl einer nähern Erwähnung werth sein dürfte. Er enthob im Jahre 1801 den Nawob früher versprochener enormen Hülfsgelder gegen völlige Abtretung mehrerer Theile seines Reiches an die Compagnie und sicherte ihm den Besitz der übrigen zu, aber mit Bedingungen, welche diese Zusicherung nur lächerlich machen. Es heißt darin wörtlich: „Die ostindische Compagnie sichert seiner Excellenz dem Nawob von Aude und dessen Nachfolgern den Besitz der Provinzen, welche Sr. Excellenz nach der angeführten Gebietsabtretung verbleiben, unter Ausübung gemeinsamer Autorität in jenen Provinzen. Se. Excellenz verpflichtet sich in den ihm verbleibenden Besitzungen dasjenige Administrationssystem einzuführen, welches der Wohlfahrt seiner Unterthanen am günstigsten scheint und alle Angelegenheiten mit dem Residenten der Compagnie an seinem Hofe zu berathen, um überall in Einverständniß mit dessen Rathschlägen zu handeln.“ Nach den weitern Bestimmungen dieses Vertrags erhielt der Nawob zu seinem Schutze zwei Regimente englischer Infanterie, die in und bei Lucknau vereinigt bleiben,

und deren von ihm bezahlter Sold durch des Residenten Hände geht. Es ist also klar, daß Letzterer allein zu befehlen hat. Auch zahlt der Nawob vielfach Tribut, denn die Engländer machen außer der Besoldung der beiden Regimente Schutztruppen beständige Ansprüche an seinen Schatz. Da muß er Geschenke machen, zu guten Werken beisteuern, zu den Kosten von Kriegen gegen Afghanistan, Sind u. s. w. als Alliirter der Engländer beitragen, und zu vielen andern Zwecken, mit denen man das Wort „Tribut" zu maskiren weiß, Geld hergeben. So ist ihm nur dem Schein nach die Herrschaft geblieben, und diesen Schein bewahren die Engländer ihm, wie allen in gleicher Weise von ihnen abhängig gewordenen Fürsten mit kluger Politik sehr sorgsam, wie ehemals die Römer die Könige und Völker noch lange mit dem Namen Bundesgenossen beehrten, wenn sie schon wirkliche Unterthanen waren, nur stufenweise die Zustände veränderten, und geduldig die Frucht reifen ließen, bis sie ihnen, so zu sagen, in die Hand fiel.

Selbst förmlich vom Throne verdrängten und pensionirten Fürsten läßt die Compagnie gern noch vielfache Ehre, nach dem Maaße ihrer frühern Wichtigkeit und der geringern oder größern Feststellung der englischen Macht im Lande, widerfahren. Besonders wird dem Groß-Mogul, obgleich es bei dem zuletzt verstorbenen selbst so weit gekommen war, daß er nicht einen kleinen Ausflug zur Befestigung seiner Gesundheit machen durfte, ohne eine englische Ehrenwache mitzunehmen, noch immer der Schein der Herrschaft erhalten, was für die Compagnie wichtig ist, weil sie unter seinem Namen mit dem Anschein des Rechtes in den Augen der Indier, und somit ohne Widerstand, einen großen Theil Hindostans beherrscht. Allem, was er von dem englischen Residenten bittet, wird der Schein des Befehls gegeben und alle Befehle des Residenten werden als Bitten eingekleidet. Ein großer, freilich gegen den der frühern Delhikaiser sehr ärmlicher, Hofstaat umgibt ihn, und sucht den Traum vom Fortbestehen der Macht der mohamedanischen Herren von Hindostan aufrecht zu erhalten, während derselben anscheinend unerschöpflicher Reichthum, ihre großen Hülfsquellen in den zahlreichen Horden unerschrockener und unternehmender Krieger, die ihrem Winke zu Gebote standen, dahingeschwunden sind, wie die meisten der bevölkerten, reichen Städte voll Gewerbe und Handel, die meisten der kostbaren Bauwerke, die vor und unter ihnen blüheten und entstanden, jetzt nur noch Haufen gestaltloser, zerstreuter Ruinen sind.

Von mancher jener Städte sind sogar kaum noch Ueberbleibsel da; so von Ayodhya[4]) und Canouge[5]), welche die Hauptstädte des alten Hin-

4) In der Nähe des jetzigen Aude.

5) In der Gegend des jetzigen Caunpur am Ganges.

dostans waren [6]) und gegen die Babylon und Rom klein gewesen sein sollen. Das alte Delhi — im Sanskrit Indrapraſtha genannt — zeigt allein unter den alten großen Herrſcherſitzen noch in ſeinen Ruinen erkennbare Spuren des ehemaligen Glanzes. Die große Moſchee und der alte Palaſt des Patanen-Kaiſers Firuz I. (ſeit 1235 n. Chr.) mit einer großen Granitſäule voll alter Inſchriften; die alte Moſchee, die als Modell für die Hauptmoſchee in Samarkand diente, welche Timur erbauen ließ; die alten Gräber der Timuriden, nur etwa eine Viertelſtunde ſüdlich von der neuen Stadt gelegen, unter denen ſich noch jetzt beſonders das große Mauſoleum Humajuns, des Vaters Akbars, von weißem Marmor auszeichnet; die von Schah Jehan angelegten kaiſerlichen Gärten Schalimar, ſind noch ſo weit erhalten, daß man ſich einen Begriff von ihrer einſtigen Pracht machen kann. Den Cutab Minar, nahe bei der Stadt, haben wir ſchon erwähnt. Mehr erhalten iſt in dem neuen Delhi, wie denn daſſelbe immer noch an 400,000 Einwohner zählen ſoll und nicht unbedeutenden Handel, beſonders mit Edelſteinen, hat; doch auch in ihm liegt ſeit der Zerſtörung durch Nadir Schah Vieles in Ruinen und von den vierzig großen Moſcheen, von den Paläſten aller Großen des Reiches, den Gärten und Gartenſchlöſſern der Kaiſerinnen und Prinzeſſinnen, den Bädern und Mauſoleen, welche die Stadt vor jener Zeit hatte, iſt wenig mehr da.

Aber nicht die Verheerungen roher Eroberer allein würden hingereicht haben, unzählige Bauwerke in ganz Hindoſtan in ſo außerordentlich kurzer Zeit zu unförmlichen Ruinen umzuſchaffen [7]); weſentlich hat dazu des Baumaterials Mangel an Feſtigkeit beigetragen. Die zu den meiſten angewandten Steine können dem Einfluß der ſehr oft nebeligen, feuchten Luft und der häufigen Stürme nicht lange widerſtehen und fangen, auch wenn nicht Menſchenhand an ihnen rüttelt, bald an zu zerbröckeln. So verſanken manche Städte faſt von ſelbſt in Ruinen, wenn ſie nicht, wie das alte Palibothra zum fabrikreichen, lang am Ufer des Ganges hingebauten Patna (der modernen Hauptſtadt von Bahar mit mehr als 300,000 Einwohnern), ſich zu neuen umgeſtalteten, und ſo gewiſſermaßen die Pflanzenwelt in der ihr eignen Selbſtverjüngung nachahmten, vermöge welcher die prächtigen Bani-

---

6) Jene ſoll mehr als 2000, dieſe etwa 1000 Jahr vor Chr. erbaut ſein.

7) Manche, die noch in viel neuerer Zeit als die oben erwähnten Prachtbauten Delhis in ihrem vollen Glanze daſtanden, ſind jetzt ebenfalls ſchon ganz unkenntlich. Leicht kann in Lahur noch Jemand leben, der viele große Gebäude dieſer Stadt, von welchen jetzt nur unförmliche Mauern ohne Zuſammenhang übrig ſind, in ihrer vollen Pracht gekannt hat.

anenbäume, welche einst, selbst Gegenstände der Verehrung, um neuerbaute Tempel gepflanzt wurden, noch heute in üppiger Fülle deren Ruinen umgeben.

In der riesenhaften Vegetation Südasiens stehen diese Bäume mit in der vordersten Reihe, hundertarmigen Ungeheuern vergleichbar immer neue Hände nach neuem Besitz ausstreckend, bis endlich der einzelne Baum zum ganzen Walde wird, in dessen Krone Hunderte von Affen, Vögeln und Schlangen sich nähren, bergen, verfolgen. Was die Sage aus der Thierwelt von dem Kraken erzählt[8]), das ist hier in der Pflanzenwelt zur Wirklichkeit geworden. Der Baum scheint, ganz im Gegensatze mit den meisten Erzeugnissen des Thier- und Pflanzenreichs, völlig von der Vernichtung befreit zu sein; denn jeder Zweig des Hauptstammes treibt wieder seine eigenen Wurzeln, die zuerst als kleine zarte Fasern herabhängen, aber immer dicker und länger werden, bis sie den Boden erreichen. Sobald dies geschehen ist, schlagen sie in die Erde hinein und werden im Laufe der Zeit zu einem neuem Mutterstamme, der oben Zweige treibt, welche wieder neue Wurzeln zur Erde senken, und so fort.

Auf einer Insel des Nerbuddastroms in Guzzerat steht ein solcher Banianenbaum, der seiner besondern Größe und Schönheit wegen berühmt ist. Zwar hat schon seit mehreren Jahren der Strom einen bedeutenden Theil davon, sammt dem Boden, den er bedeckte, weggeschwemmt, aber der noch vorhandene Theil hat, nur um die Hauptstämme gemessen, immer noch einen Umfang von völlig 2000 Fuß; die kleinern Stämme und die überhangenden Zweige, die noch keine Wurzel gefaßt haben, reichen über einen noch viel größern Raum hinaus, und unter ihnen wachsen eine Menge Fruchtbäume. Der größern Stämme dieses einzigen Baumes sind über 350, und der kleinern, die wie eben so viele Riesenkinder im dichten Waldgedränge um ihn herumstehen, zählt man mehr als 3000. Zuweilen haben indische Heere ihr Lager unter ihm und um ihn her aufgeschlagen und zu gewissen Zeiten werden daselbst heilige Feste der Hindus gefeiert. Man sagt, daß sich 7000 Personen bequem in seinem Schatten lagern können. In seinen Zweigen lebt eine wahre Welt von Thieren, eine ungeheure Menge Vögel, Schlangen und Meerkatzen.

---

8) Diesen Namen führt ein höchst wahrscheinlich fabelhaftes Seeungeheuer, das einige Schiffer in den norwegischen Gewässern gesehen haben wollen. Ihrer Schilderung nach wäre es bei weitem das größte Thier der Erde, wahrhaft einer schwimmenden Insel gleich; denn sie behaupten, daß es einen Umfang von einer halben Stunde habe.

China.

Tafel I.

Das chinesische Reich umfaßt mit allen ihm mittelbar und unmittelbar unterworfenen Ländern das ganze Innere des Hochlandes von Hinter-Asien und dessen östliche Stufenländer, nach den geringsten Angaben einen Flächenraum von nahe an 260,000 □ Meilen, mit etwa 240 Millionen Einwohnern, also den dritten Theil von ganz Asien mit mehr als der Hälfte von dessen Bewohnern, mehr als den vierten Theil der Gesammtbevölkerung der Erde, oder fast 100,000 □ Meilen mehr als Europa, und eben so viel Einwohner, wie dieses. Rechnet man aber die unterworfenen und die tributpflichtigen Schutz- und Vasallen-Länder [1]) nicht mit, so bleiben immer mindestens

1) Erstere sind in Nordosten: die Mandschurei (30,600 □ M. mit 4 Mill. Einw.); im Norden und Westen: die Mongolei (90,000 □ M. mit 3½ Mill. Einw.), Ost-Turkestan (25,000 □ M. mit 2¼ Mill. Einw.) und Tübet (31,000 □ M. mit 6 Mill. Einw.) — letztere die Halbinsel Korea (400 □ M. mit 8 Mill. Einw.) und die Lieu-Khieu-Inseln (400 □ M. mit ¼ Mill. Einw.)

Bei der Mandschurei ist zu bemerken, daß dieselbe, streng genommen, nicht ein unterworfenes Land zu nennen ist. Im Gegentheil sind die Mandschu, auch Mandschu-Tataren genannt, eigentlich das herrschende Volk im chinesischen Reiche. Sie fielen schon in frühen Zeiten häufig verheerend und plündernd in das eigentliche China ein, das seine Geschichtschreiber schon 3000 Jahre vor Christo als geordneter Staat bestehen lassen, dessen Geschichte aber erst im zweiten oder dritten Jahrhundert vor Christo aus Fabel- und Sagendämmerung hervortritt. Die berühmte große Mauer, von der wir später sprechen werden, konnte gegen die Mandschu keinen Schutz verleihen; bald waren sie nur durch Geschenke, durch Vermählung chinesischer Kaisertöchter mit ihren Anführern, dann nur durch regelmäßigen jährlichen Tribut noch abzuhalten, und endlich mußten die Chinesen ihre nordwestlichen Nachbarn, die Mongolen, gegen sie zu Hülfe rufen. Diese vertrieben zwar die Mandschu, machten sich aber selbst zu Herren von China, das erst nach langer Unterwerfung sich wieder frei machen konnte. Und als endlich dies gelungen, begannen die Einfälle der Mandschu von neuem. Zuletzt eroberten dieselben, durch innere Unruhen begünstigt, im Jahre 1644 den größten Theil des Reiches, dessen Thron ihr Anführer bestieg. Der südliche Theil setzte noch 18 Jahre lang seinen

73,000 □ Meilen mit etwa 215 Millionen Einwohnern. Und diese Zahlen wenigstens beziehen sich nicht auf wüste Landstrecken, auf unkultivirte Völker, wie schon daraus hervorgeht, daß nur bei sorgfältigem Anbau ein Land von jener Größe solche Volksmasse ernähren kann [2]). In der That sind die Chinesen fleißige und umsichtige Ackerbauer, geschickte Handwerker, erfindsame Techniker, thätige und unternehmende Kaufleute, ein in vieler Beziehung hochkultivirtes Volk.

Der Landbau wird besonders in den am stärksten bevölkerten Gegenden mit einer Sorgfalt betrieben und jedes dazu anwendbare Fleckchen mit einer so ausgesuchten Sparsamkeit benutzt, wie man sie nicht einmal in den am besten angebauten Ländern Europas kennt. In China nehmen die Landstraßen nur den möglichst schmalsten Raum ein und selbst den Gebäuden ist derselbe so karg als irgend thunlich zugemessen. Man ist immer darauf bedacht, unfruchtbare Hügel und sonstige, nicht zum Ackerbau nutzbare Stellen für sie anzuwenden. Jeder kleine Streif ertragfähiger Erde ist besäet, bepflanzt. Oft erheben sich an steilen Berghöhen hinauf Terrasse über Terrasse mit Korn und Fruchtbäumen, bis zu den höchsten Gipfeln. Ueberall ziehen sich Gräben hin, theils zur Ableitung zu großer Wassermenge, theils zur Bewässerung trockner Stellen. Letztere wird oft durch sinnreiche Vorrichtungen, überall aber, wo zu solchen keine Gelegenheit oder kein Geld vorhanden, ohne Furcht vor der mühseligsten Arbeit erzielt [3]). Oft

---

Widerstand fort, mußte sich zuletzt aber auch unterwerfen, wie nach und nach eine Anzahl von weiter westlich gelegenen Ländern, die früher nicht zu China gehört hatten. Dieses wurde nun aber der Haupttheil des Reiches. Die überlegene Kultur der Chinesen überwältigte ihre Besieger, welche nach und nach, selbst in ihrer ursprünglichen Heimath, ihre Sitten, ja ihre Sprache aufgaben, mit einem Worte Chinesen wurden.

2) Noch auffallender wird die Volksmenge, wenn man bedenkt, daß sich dieselbe auf einen weit kleinern Raum, als auf die angegebenen 73,000 □ Meilen zusammendrängt, da hierin eine Menge wenig oder gar nicht bewohnte Gebirgsgegenden inbegriffen sind. In den Tieflanden am Hoang-Ho und Yan-tsi-Kiang wohnen 10—12,000, ja stellenweise auf großen Räumen 20—30,000 Menschen auf der Quadratmeile beisammen, weit mehr als in den bevölkertsten Gegenden Europas, von denen z. B. Belgien 7600, das Königreich Sachsen 6300, die Lombardei und Irland 5700, die preußische Rheinprovinz 5300 Einw. auf die □ Meile zählen.

3) wie die Abbildung einer sehr gebräuchlichen Vorrichtung zu diesem Zwecke auf unserm ersten Bilde zeigt. Hier läuft von einem Teiche oder Graben eine Rinne nach dem höher liegenden Felde, in welcher aufrecht stehende Bretstückchen, durch eine Kette verbunden, hinaufgezogen werden können und dann auf der untern Seite wieder zurücklaufen. Von diesen schiebt jedes etwas Wasser mit fort und

werden sogar auf schlammige Stellen an den Mündungen der Flüsse, die nicht durch Gräben so weit auszutrocknen sind, daß sie zum Anbau dienen könnten, mit einer Lage Erde bedeckte Flöße gelegt. Diese tragen in Folge der immer von unten hindurchdringenden Feuchtigkeit sehr viel Reis, das hauptsächlichste Nahrungsmittel der Chinesen.

Der Reisbau zeigt überhaupt am deutlichsten, wie der chinesische Ackerbauer die größte Mühe nicht scheut. Die kleinen Büffel, mit denen man die Reisfelder bestellt, gehen oft, sammt ihren Führern, bis ans Knie im Wasser umher; fast alle Arbeiten dieses Anbaus geschehen im Moder. Häufig legt man auch die Reiskörner vor der Aussaat in Mistwasser, damit sie desto schneller keimen, bringt sie dann in stark gedüngtes Feld und versetzt nachher die Pflänzchen mühsam in gewöhnlichen Boden. Dafür wird aber auch Reis in den südlichen Gegenden jährlich zweimal geerndtet und in guten Jahren nach der zweiten Erndte das Feld noch einmal mit Hülsenfrüchten bestellt.

Noch bewundernswürdiger erscheint dieser emsige Anbau des Landes, wenn man bedenkt, daß, besonders in den südlichen Provinzen, sehr wenig Last- und Zugthiere gehalten werden, an welche der Chinese nicht gern einen Theil des Ertrags seiner Felder wendet. Häufig wird deshalb der Boden nur mit Hacke und Spaten bearbeitet, oder der Bauer spannt sich selbst mit seiner kräftigen Frau und seinen Kindern vor den Pflug, wobei jene wohl noch ein kleines Kind auf dem Rücken trägt, wie auf unserm ersten Bilde, wo eine solche Familie von der Arbeit ausruht.

Zuweilen führt die Sorge für den Ackerbau zu Scenen, die dem Europäer im höchsten Grade lächerlich erscheinen. So wurden bei der Reise eines englischen Gesandten nach Peking, der Hauptstadt Chinas, oft dessen Diener, wenn sie einmal bei Seite gingen, von Leuten verfolgt, die nach Dünger begierig waren. In manchen Gegenden sind von ähnlichen Spekulanten an den Landstraßen kleine Gemächer zum Gebrauch der Reisenden errichtet; und die Barbiere, welche zugleich die Haare abschneiden, sammeln nicht selten diese, um sie an Gärtner zu verkaufen, verrichten auch wohl ihre Arbeit ganz umsonst, nur in Aussicht auf den Gewinn an Haaren.

In Uebereinstimmung mit dieser Sorgfalt des Volkes für den Ackerbau wendet denn auch die Regierung demselben große Aufmerksamkeit zu, sucht

---

schüttet dasselbe am Ende der Rinne auf das Feld. Sie werden vermittelst eines Rades an einem Balken mit hervorragenden Tritten durch taktmäßiges Treten mehrerer Menschen in Bewegung gesetzt.

beständig dazu aufzumuntern, und der Kaiser ergreift sogar zu diesem Zwecke mit den Großen des Reichs jährlich einmal mit eigener Hand den Pflug.

Dies geschieht im Frühjahr an einem besonders anberaumten Feste. Dann begiebt sich der Himmelssohn, wie der Kaiser genannt wird, nach dreitägigem Fasten und nach Verrichtung vieler Ceremonien, in Begleitung mehrerer hohen Staasbeamten, vierzig bejahrter und eben so viel junger Landleute, nach dem Felde, welches innerhalb der Ringmauer des Tempels der Erde in Peking liegt. Hier zieht er, nach einem Opfer von Feldfrüchten, mit dem Pfluge eine Furche in beträchtlicher Strecke hin, fängt, nachdem die Staatsbeamten seinem Beispiele gefolgt sind, eben so mit der Besäung des Feldes an und läßt nachher die Landleute das Werk vollenden. Zu gleicher Zeit ziehen in allen Hauptstädten der Provinzen die Gouverneure und zahlreiche Schaaren Vornehmer, mit Blumen bekränzt, mit Flaggen voller Sinnbilder des Ackerbaus und mit Abbildungen von Personen, welche sich in demselben ausgezeichnet haben, in den von Laternen und Triumpfbogen geschmückten Straßen umher.

In ähnlicher Weise ist die Regierung bemüht, auch zu jedem andern nützlichen Gewerbe aufzumuntern durch öffentlich bezeigte Achtung vor demselben, durch Belohnung Derer, die Ausgezeichnetes darin leisten, die durch neue Erfindungen es fördern. Zahlreiche Triumpfbogen (Pä-lu) im ganzen Lande, wie unser Mittelbild einen zeigt, verewigen das Andenken an dieselben; am Altar des Erfinders der Seiden-Manufactur opfert jährlich die Kaiserin mit eigenen Händen, sammelt dann mit ihren Damen Maulbeerblätter, um Seidenwürmer damit zu füttern, und macht so weiter alle Arbeiten des Seidenbaus durch. Von den Geschenken, die zu verschiedenen Zeiten Gesandtschaften aus europäischen Ländern, besonders aus England, welche die Handelsverbindungen mit China erweitern sollten, dem Kaiser überbrachten, fanden keine mehr Aufmerksamkeit, als nützliche Maschinen und Instrumente.

Daher zeigt sich denn auch in den Städten ein eben so reges Leben in der Gewerbthätigkeit, wie auf dem Lande beim Ackerbau. Ein Europäer kann in China nicht leicht einen angenehmern Tag zubringen, als wenn er in eine Anzahl von Kaufläden einer größern Stadt tritt. Alle hier aufgestellten Gegenstände haben eine Sauberkeit und sinnreiche Vollendung, die neben der Neuheit und Eigenthümlichkeit, welche sie meist für den Europäer besitzen, nicht wenig dazu beitragen, diesen fast in die Lage eines Kindes zu versetzen, das, zum ersten Male in ein großes Spielwaaren-Magazin geführt, eine Welt von Wundern zu erblicken glaubt. Auch wird gewöhnlich bei einem solchen Besuche ein Gegenstand nach dem andern erfaßt, ge-

prüft und der Mitnahme würdig erachtet, bis der nächste, welcher dem Fremden in die Hände geräth, ihn verdunkelt.

Besonders in Arbeiten, welche höchst sinnreiche Zubereitungsart und unermüdliche Geduld erfordern, sind die Chinesen fast unübertreffbar, und um so mehr setzten dieselben in Erstaunen, wenn man bemerkt, wie sehr untergeordnet die Beschaffenheit ihrer Arbeitswerkzeuge ist. Obenan stehen hierin feine Drechslerarbeiten, unter denen die zierlichsten und sinnreichsten Prunkwerke, die in irgend einem Theile der Welt zu finden sind. Körbchen und andere Gegenstände aus Elfenbein, Perlmutter, Schildpat, Sandelholz sind so zart, daß man fürchtet, beim bloßen Anrühren sie zu zerbrechen. Kisten mit den verschiedenartigsten Kinder-Spielsachen, zu ungemein wohlfeilen Preisen, zeigen die Sorgfalt, womit die Chinesen selbst Gegenstände vom unbedeutendsten Werthe in großer Vollendung ausarbeiten. Die in Europa überall feilgebotenen Spielwaaren sind hiergegen meist nur flitterhafter, bemalter Trödel.

Ausgezeichnet sind auch die Holz- und Hornschnitzer in der Umschaffung und sinnreichen Auszierung von Natur-Zufälligkeiten. Wird etwa ein Baum mit den Wurzeln ausgerodet und findet sich der Wurzelknollen eigenthümlich durchwirrt und verrenkt, so bringt man ihn zu besondern Leuten, die in derlei Dingen erfahren sind und ihre Ansicht aussprechen, was daraus zu machen sein möchte. Unter ihrer Leitung wird dann das Schneidemesser geführt und in bewunderungswürdig kurzer Zeit sind die allersonderbarsten Gestaltungen hervorgebracht. Zuweilen haben dergleichen Wurzelknollen sechs bis acht Fuß Höhe und werden, wenn sie gut ausgeschnitten sind, hoch geachtet. Sie scheinen dann durch die eigenthümlichsten Bildungen ganz belebt; jeder ihrer Vorsprünge grinset gleichsam in lebendiger Schauerbildung und jedes dargestellte Ungeheuer erscheint gräßlicher als sein Nachbar. Die Chinesen haben überhaupt ganz besondere Vorliebe für das Wunderbare; ihre Einbildungskraft ist mit Geistern und Kobolden beschäftigt, und es macht ihnen Freude, dergleichen Bilder ihres Wahnes in grauser Schrecklichkeit darzustellen, so oft sich Gelegenheit dazu bietet.

Bei den Verkäufern lackirter Waaren wird man durch strahlenden Glanz ordentlich geblendet. Man fühlt sich bei dem Anschauen der prachtvollen Zierfachen von der unendlichen Ueberlegenheit dieser Arbeiten über die europäischen ergriffen. In Canton, wo man sie in ihrer ganzen Frische erblickt, wie sie eben aus den Händen der Anfertiger hervorgekommen, zeigen sie ihren vollen Glanz, der auf der langen Fahrt nach Europa nothwendig durch die salzfeuchte Seeluft etwas verdorben wird.

In anderen Läden findet man Porzelan. Kostbare Vasen von ungeheurem Umfange fesseln die Aufmerksamkeit durch den Reichthum und die Schönheit ihrer Farben; Pagoden, Springbrunnen und Wasserfälle setzen durch ihre sinnreiche Ausführung in Erstaunen; kleinere Stücke enthalten im Innern die wunderbarsten Vorrichtungen, so z. B. abwechselnd sprudelnde Springbrunnen, oder Wunderröhren. Zu tausend Dingen, an deren Herstellung aus Porzelan man bei uns nicht denkt, haben die Chinesen dieses, bei ihnen halb durchsichtige, Kunstprodukt angewendet. Nicht allein Tische, Stühle und Aehnliches haben sie daraus gemacht, sondern auch seine Wirkung als Rahmenwerk mehrerer musikalischer Instrumente versucht.

In früheren Zeiten war Porzelan diejenige Waare, welche der europäische Handel mit China beinahe ausschließlich im Auge hatte, und es galt für das werthvollste Landesprodukt. Die Menge, welche in jedem Jahre mit nach Europa übergeführt wurde, setzte in Erstaunen. Seitdem man aber in Europa in der Porzelanfabrikation weiter gekommen, hat sich die Ausfuhr dorthin sehr vermindert und beträgt jetzt höchstens noch 55—60000 Thaler im Jahr; doch für eine viel größere Summe führen fortwährend die Amerikaner aus. Der Bedarf zu diesem Zwecke besteht in feinern Sorten. Dann wird auch eine sehr beträchtliche Quantität gröbere Porzelanwaare zum Verkauf nach näher gelegenen Gegenden angefertigt, für das Birmanen-Reich, für Siam, Cambodia u. s. w.; selbst nach Bombay verladet man große Massen davon, um Perser und Araber damit zu versehen.

Der Vorzug des chinesischen Porzelans vor dem andrer Länder beruht auf mehreren Gründen; wiewohl die Bereitungsart hinreichend bekannt ist, scheint es doch fast unmöglich, es in andern Gegenden so gut zu machen, aus Mangel an eben so feinem Material.

Porzelan ist nichts Anderes als Thon, der durch Hinzusetzung einer gewissen Quantität Silax oder Feuerstein zu einem Grade halben Schmelzflusses fähig gemacht wird. Eben durch diesen Zusatz gewinnt es eine sehr schöne Durchsichtigkeit; aber die Wirkung desselben ist höchst verschieden, je nach der Beschaffenheit des Thons, dem er zugemischt wird. Und in China findet sich nun eine Gattung so reinen, fein zusammengesetzten Thons, wie er sonst nirgends anzutreffen ist. Außerdem mag indeß die Vortrefflichkeit des dortigen Porzelans auch der großen Sorgfalt zugeschrieben werden, welche das gewerbfleißige Volk anwendet, um jeden kleinsten Unrath, das feinste Härchen aus der Masse abzusondern. Hierzu kömmt noch die Schönheit der Farben, die man bisher in Europa vergeblich zu erreichen gesucht hat. Sie muß auf einem Geheimniß beruhen, das der Ausländer Wißbegier bis

jetzt noch nicht zu enthüllen vermochte. Vielleicht ist sogar ein Theil desselben in China verloren gegangen, denn allgemein wird das ältere Porzelan, in Europa sowohl als in China, höher geachtet und theurer bezahlt, als das in neuerer Zeit gefertigte. Zu ihrem häuslichen Gebrauche wählen die Chinesen vorzugsweise Porzelan, das so dünn gearbeitet ist, wie es sich irgend mit Haltbarkeit vereinigen läßt, was oft so weit getrieben wird, daß die Masse nicht dicker als eine Oblate ist. Sie nennen diese Art Eierschalen-Porzelan.

Der Ort, wo der ganze, so bedeutende Verbrauch von Canton, und vielleicht des ganzen Reiches, an feinen Sorten fabrizirt wird, heißt King-te-tsching und liegt in der Nähe des Poyan-Sees zwischen Canton und Nanking. Er soll eine Million Einwohner haben, ist aber dennoch nach der Ansicht der Chinesen keine Stadt, da ihm die Mauern fehlen. Fünfhundert Porzelan-Fabriken bestehen hier, deren Feuer-Essen am Tage beständig dicke Rauchwolken emportreiben und die Gebäude in ewigen Dampf hüllen, während in der Nacht Alles glühend und flammend erscheint. Hier geht jede feine Tasse durch 60 bis 70 Hände, ehe sie fertig ist.

Auch die Seidenwaaren der Chinesen sind vortrefflich, besonders Damast und geblümter Atlas; und ihre Krepps vollkommen nachzumachen, hat noch nirgends gelingen wollen. Eben so vorzüglich sind ihr dünnes, dabei aber doch festes Reispapier, das wahrscheinlich aus dem Mark einer malvenartigen Pflanze gemacht wird, ihre schwarze Tusche, ihre bunten Farben, und die Glasmalereien, welche den Prachtglanz der letztern in der schönsten Art zur Schau stellen. Das dünne, durchsichtige Papier, das mit seinen Nachahmungen bei uns zu den besten Abdrücken von Kupferplatten benutzt wird, gebraucht man in China häufig zum Einwickeln feiner Flor-Waaren u. s. w.

Zwischen diesen, von außen sehr einfachen und nur durch colossale Inschriften über und neben den Thüren und Fenstern ausgezeichneten, Läden treibt sich in den engen Straßen eine gewaltige Menschenmenge umher. Viele eilen mit hastigen und doch schwerfälligen Schritten vorüber; Andere stehen plaudernd in Gruppen bei einander, oder betrachten die zum Verkaufe ausgestellten und umhergetragenen Thiere: Felstauben, Wachteln und andere Vögel, neben Katzen, jungen Hunden und Ratten, sämmtlich zur Nahrung für Menschen bestimmt. Jeder kleine Raum ist von Trödlern, oder von Leuten, die ihre Dienste anbieten, in Besitz genommen. Unter letztern fällt besonders die große Menge der Barbiere auf, deren man in Canton allein über sieben Tausend rechnet, mit ihren zum Wandern eingerichteten Ge-

räthschaften. Wo sie einen Kunden finden, stellen sie ihren Kasten nieder, lassen jenen sich darauf setzen und beginnen ihr Geschäft.

Tritt irgend ein Fest ein, so ist das Gewühl auf den Straßen fast undurchdringlich. Als Canton noch der einzige Ort war, wo Europäer, und auch hier nur vom August bis Februar jeden Jahres, sich aufhalten durften, wurde bei der Wiederkehr dieser Zeit immer ein Dankfest wegen des neuen Beginns der Geschäfte mit Thee gefeiert. Dann erglänzten am Abende die Vorstädte im blendendsten Lichtglanze. Ein mächtiges Gebrause menschlicher Stimmen, lautes Kreischen und Gelächter, der mißtönende Klang geschlagener Gongs und kleiner Trompeten, und das Krachen abgebrannter Schwärmer erfüllte die Hauptstraßen, und das Hinabblicken in eine derselben war höchst ergötzlich. Man hatte sie völlig überdeckt und so gewissermaßen zu Sälen eingerichtet. Dicht an einander gedrängt bildeten die kahl geschorenen Chinesen-Köpfe, mit hinten angehängten Zöpfen, einen zweiten Boden, über dem große Lampen ihre Glanzstrahlen mit dem milderen, sanfteren Scheine vermengten, den zierliche Laternen in den lebhaftesten, prunkendsten Farben verbreiteten.

Wer keine Scheu vor den Kleidern des Volkes hatte, die freilich immer unverkennbares Zeugniß von dem Widerwillen ablegen, mit dem die Chinesen Wasser zu irgend einem andern Zwecke, als zur Bewässerung der Reisfelder verwenden, mochte sich durch das, stets sehr friedliche, Gewühl zu den Bildern drängen, die hier und dort aufgehängt waren, oder zu den Orten, wo Schauspieler ihre Possen, Gaukler ihre Tausendkünste trieben, oder Jongleurs das Volk durch die alleraußerordentlichsten Leibesverrenkungen in Erstaunen setzten, oder Musikbanden einen Kreis von Zuhörern um sich bildeten. Hier und da waren auch in abgesonderten Ecken Götzenbilder, riesige Gestalten grimmiger Krieger mit allen ihren Kriegswerkzeugen, aufgestellt, vor denen man kleine Weihrauch-Opferstöcke glimmen und in gewissen Zwischenräumen Hunderte von Schwärmern abbrennen sah.

Ein sehr eigenthümliches Ansehen haben die Städte während des Laternenfestes (bald nach Neujahr). Sieht man auch sonst schon beständig im ganzen Reiche Laternen in wahrer Unzahl, so sticht doch die Menge und Pracht derselben an diesen Festtagen noch sehr gegen das Gewöhnliche ab, und bewirkt die glänzendste Illumination, die man sich denken kann. In allen Sälen, Zimmern, Höfen, in Palästen und Hütten, in Städten und Dörfern, in allen Straßen und Gassen, auf allen Schiffen, überall wo Menschen wohnen brennen dann durch ganz China Laternen, groß und klein, wie sie die Leute nur immer aufbringen können; man will ihre Zahl im ganzen Reiche auf mehr als zweihundert Millionen berechnet haben. Und

ihre Verschiedenheit und Zierlichkeit erhöhen das Interesse des Anblicks. Die Stäbe daran sind meist schön lackirt und vergoldet, mit Fähnchen, Troddeln, Bändern und Schnitzwerk verziert, die Scheiben aus dünnem Horn, Seide, Glas, Papier, oder feinem Netzwerk. Häufig sind Landschaften und Figuren mit glänzenden Farben darauf gemalt, auch sinnreiche Vorrichtungen verschiedener Art angebracht, um die Beleuchtung noch anziehender zu machen. In vielen sind durchsichtige, bewegliche Figuren, die von Denen, welche sie tragen, vermittelst Drahtfäden regiert werden. Bei andern hat man solche Figuren auf papierene Trommeln gemalt, welche die Wärme beständig herumtreibt. Drei bis vier Fuß Höhe ist eine gewöhnliche Größe, Reiche haben indeß oft Laternen von ganz ungeheurem Umfange, so daß ganze Gesellschaften darin Raum fänden. Diese stehen in den Höfen, auf eigenen Gerüsten. Auch bildet oft die ganze Laterne eine Figur, eine Schlange oder einen Drachen, die sich biegen, verlängern und zusammenziehen läßt.

An bestimmten Tagen des Frühlings und Herbstes führt eine Gedächtnißfeier der Todten die Anverwandten an deren Gräber. Dann sieht man die Bevölkerung jeder Stadt schaarenweise nach den Begräbnißplätzen ziehen, wo die Reichern in der Nähe der ihnen theuren Gräber schöne Zelte errichten und nach verschiedenen Gebeten zur Versöhnung der Geister der Verstorbenen eine reiche Mahlzeit halten, während Arme nur einige Bogen mit Zinnblättchen überzogenes Opferpapier verbrennen. Bei der Rückkehr nach Hause bestreuet Alles den Weg mit Stückchen weißen und rothen Papiers.

Neben mancher an einem großen Flusse liegenden Stadt schwimmt eine Art Vorstadt auf dem Wasser: eine Menge reihenweise angebundener Fahrzeuge, die zu beständigen Wohnungen dienen. So bei Canton. An 80,000 Menschen sollen hier fortwährend in großen Böten wohnen, die, je mehr man sich von der See her der Stadt nähert, desto gedrängter stehen. Diese Böte bilden förmliche Straßen und auch aus ihnen dringt, wie aus den Häusern der Stadt, ein beständiges lärmendes Hämmern und Klappern von Handwerkern hervor, während dazwischen hin und her fahrende Kähne, gleich den Fußgängern und Wagen im Straßengedränge von London oder Paris, sich bemühen, mit so wenig Stößen und Reibungen als möglich weiter zu kommen und ein ewiges Gesumse von Menschenstimmen, Ausrufen von Verkäufern u. s. w. erschallen lassen. Wieder auf andern Stellen der breiten Wasserfläche bei Canton halten Schiffe, die so eben von der See angelangt, oder den Strom heruntergekommen sind. Hier nehmen einige ihre Ladung ein, dort laden andre aus, beide von Schwärmen kleiner Nachen umgeben. Da wieder werden auf Schiffen, die sich zur Abfahrt anschicken, die großen Segel aufgespannt, die ungeheuren Anker emporgewunden, unter

lautem Geschrei, unter Schall der Gongs und Abfeuern unzähliger Schwärmer, womit die Schiffer die Gunst der Götter erflehen. Auch um die großen, meist schwarz und roth angestrichenen Kriegsschiffe, mit allerhand grinsenden Teufelsgesichtern bemalt, ist ein lebhaftes Gedränge, nicht minder auf den Schiffswerften, wo die kolossalen Juncken erbaut und von Stapel gelassen werden, die ihr Glück gegen die Gefahren des Ozeans versuchen sollen.

Neben so emsiger Gewerbthätigkeit, so lebhaftem Verkehr steht natürlich in China auch das häusliche Leben in sehr ausgebildeter Gestalt da, mit Genußsucht, Luxus und vielfachen Schnörkeln der Etiquette so reich durchwachsen, wie in unsern großen europäischen Städten, nur in ganz andern Formen. Die Kleidung der höhern Stände ist so reich wie elegant. Bei den Männern, wo sie sehr vortheilhaft gegen unsre dürftig anschließende Tracht absticht, besteht sie im Sommer aus einem Rocke von Seide, Gaze oder Leinwand, in den, wenn er elegant sein soll, Drachen oder andere Sinnbilder mit Seide oder Gold eingesteckt sind, aus weiten, flatternden Beinkleidern, Strümpfen von Seide oder Baumwolle, Stiefeln von Tuch, Atlas oder Sammt. Im Winter werden die Beinkleider eng, und über den Rock zieht man einen langen Spenzer von Pelzwerk oder von feinem Tuche, mit Pelz besetzt. Um die Hüften hängen eine Menge Gegenstände, die der Fremde beim ersten Anblicke leicht für Kriegswerkzeuge halten kann, die aber bei näherer Prüfung als sehr friedlicher Art erkannt werden. Sie bestehen aus einer seidenen Scheide, welche einen Fächer enthält, einem kleinen ledernen Sacke mit Feuerstahl und Stein, einem gestickten Beutel mit Tabak, einem andern mit einer Uhr, einem Messer in einer Scheide u. s. w. Die Staatsbeamten zeichnen sich durch den Rosenkranz der Lamareligion und nach ihren Graden durch verschiedenfarbige Knöpfe auf den Mützen aus. Auch erhalten sie oft von Stadtgemeinden, oder von andern Corporationen, um die sie sich etwa verdient gemacht haben, Ehrenkleider, die aus Zeugen von allen Farben zusammengesetzt sind, als Merkmal, daß recht Viele dazu beigetragen haben.

Die Oberkleider der Damen gleichen im Schnitte denen der Männer, sind jedoch mehr mit Stickereien bedeckt. Die langen Aermel schützen die Hände gegen Berührung von Dingen, welche deren Weiße nachtheilig sein, oder die langen Nägel beschädigen könnten, auf welche die Vornehmen, auch die Männer, viel halten, als auf ein Zeichen von hohem Stande, dem alle rohen Handarbeiten fremd sind. Ein gestickter Tabaksbeutel ist auch bei den Damen ein unentbehrliches Stück des Anzugs, denn Rauchen gehört zu ihren beliebtesten Unterhaltungen. Die weiten Beinkleider werden

ein wenig oberhalb der Knöchel um das Bein festgebunden, damit die kleinen Füße, denen der Ehrenname „goldene Lilien" geworden ist, bedeckt mit prachtvoll verzierten Schuhen, ungehindert gesehen werden können.

In China wird nämlich Nichts für ein so wesentliches Erforderniß zur weiblichen Schönheit gehalten, als ein kleiner Fuß. Deshalb nun ist es bald nach der Geburt eines Mädchens der höhern Stände (wenn nicht von tatarischem Geschlechte) Pflicht der Mutter, die Zehen ihres Kindes unter dessen Füße zu biegen und durch Binden in dieser Lage festzuhalten. Solche Umwickelung wird dann alle Tage erneuert und auch während der Nacht nicht abgenommen, wie entzündet auch die Zehen sein mögen. Der natürliche Wachsthum des Fußes preßt nun fortwährend gegen die feste Binde, und muß schreckliche Schmerzen erregen, bis er nach jahrelang erduldeter Qual endet. Dann sind die Zehen mit dem darüberliegenden Theile des Fußes dermaßen verwachsen, daß dieser völlig das Ansehen eines Klumpfußes hat. Die Oberfüße scheinen nahe an den Zehen förmlich abgeschnitten zu sein. Geht eine chinesische Frau auf der Straße, so sollte man fast glauben, sie habe das Unglück gehabt, beide Beine zu verlieren und sei nun genöthigt, so gut es gehen wolle, auf hölzernen Stümpfen fortzuhumpeln. Man fühlt sich beinahe angetrieben, zu ihr zu treten, um ihr die Hülfe seines Armes anzubieten, denn in jedem Augenblicke scheint sie in Gefahr, zu fallen. Wünscht sie bei ihrem schwankenden Weiterkommen hinter sich zu blicken, so ist sie genöthigt, vorher still zu stehen, um festen Standpunkt zu gewinnen, und dann den ganzen Körper allmählig herumzuwenden, so weit es nöthig ist. Dem Europäer scheint es sehr lächerlich, wenn eine bejahrte Dame glaubt, daß alle Blicke bewundernd auf sie gerichtet seien, weil ihre Füße nicht größer sind, als die von fünf- oder sechsjährigen Kindern — wahrscheinlich würde aber ein Chinese es eben so toll finden, daß unsere Frauen durch die wespenartige Gestalt, die ihnen das Schnüren gibt, an Schönheit zu gewinnen denken, er, bei dem, wenigstens bei Männern, Wohlbeleibtheit nothwendig zur Schönheit gehört.

Unangenehm für den Europäer ist auch der Gebrauch der chinesischen Damen, das Gesicht mit rother oder weißer Farbe zu bemalen, was auch bei solchen geschieht, die gar keine Aushülfe der Art zu bedürfen scheinen. Rothe Schminke findet man sogar gewöhnlich unter den Geschenken, die ein junges Mädchen am Hochzeitstage empfängt. Eben so viel Sorgfalt verwenden junge Damen darauf, den Augenbrauen eine schön geründete Wölbung zu verleihen. Zu diesem Zwecke lassen sie den untern Theil der Braue abscheeren, so daß der zurückbleibende Bogen dünn und fein erscheint, wie eine mit dem Schreibpinsel gezogene Linie. Die Hautfarbe der höhern

Stände ist nicht unangenehm: sie gleicht der der spanischen Damen und wird durch rabenschwarzes Haar gehoben, das bei den Jungfrauen oft in reichen Locken an den Seiten des Kopfes herabhängt, während verheirathete oder auch nur versprochene Damen es oben zusammengewunden und durch lange elfenbeinerne oder Metall-Nadeln festgehalten tragen, die zu beiden Seiten etwas vorragen und sehr häufig mit großen Zierathen versehen sind. In den niedern Ständen ist die Hautfarbe mehr oder weniger braungelb. Unter den Bewohnern China's, besonders in den vornehmern Ständen und in den nördlichen Gegenden, sind viele von mandschu-tatarischer Abkunft, die im Allgemeinen durch größern und kräftigern Körperbau, in der Gesichtsbildung durch mehr Aehnlichkeit mit den Europäern, als die eigentlichen Chinesen mit ihrer breiten Stirn, ihren kleinen, nur wenig gespaltenen Augen, ihrer stumpfen Nase und ihren großen Ohren haben, oft auch durch die Tracht sich auszeichnen. Als Damen aus diesem Theile der Bevölkerung, dem auch die Verkrüppelung der Füße fremd ist, erkennen wir die mit Schachspiel, einer Lieblingsvergnügung in China, beschäftigten auf unsrer dritten Abbildung.

Höchst ergötzlich für den Europäer ist das gesellschaftliche Ceremoniell der Chinesen. Die Offiziere, Aerzte und übrigen höhern Beamten der englischen Schiffe werden mitunter von den chinesischen Kaufleuten, mit denen sie Geschäfte machen, zu Gastmahlen, auch wohl zu Familienfestlichkeiten eingeladen. Dies geschieht durch einen zierlich zusammengefalteten karmoisinrothen Brief, von dessen Styl folgende Einladung an einen Engländer aus dem Gelehrtenstande zu einer Hochzeit einen Begriff geben mag:

„An das große Haupt der Literatur, ehrwürdigen Erstgeborenen, an seinem Studier-Tische.

„Am achten Tage des gegenwärtigen Monats wird Ihr jüngster Bruder sich verheirathen. Nachdem er am siebenten die Kelche gereinigt, wird er am zehnten Wein ausgießen, und unterfängt sich an diesem Tage, die Erscheinung seines Freundes in demüthiger Wohnung zu erwarten. Mit ihm wird er das Vergnügen der Unterhaltung genießen, von ihm Belehrung zur guten Anordnung des Festes erhalten. Dazu erbittet er die glanzvolle Gegenwart seines ältern Bruders. Wer vermögte den Grad der Erhebung zu fassen, wozu der Einfluß seines hohen Ruhmes beitragen wird, ihn zu erheben?"

„Von Hu-Kau, am Abend geboren, der, bis zur Erde sich verneigend, diesen glückseligen und trostreichen Brief sendet."

„Tao Kwang 1 Tag, 7 Monat, 16 Jahr."

Das ist chinesische Höflichkeit und bei den nur für Europäer veranstalteten Gastmahlen fast das einzige landesübliche Ceremoniell, denn im Uebrigen bequemt sich dabei der Hausherr so ziemlich den Sitten seiner Gäste an, ohne daß indeß diese so um das Wesentliche eines chinesischen Mahles kommen. Sind sie in das Bankettzimmer geführt, so werden sie paarweise an kleine, mit Speisen bedeckte Tische gesetzt, die so geordnet sind, daß jeder Einzelne eine gute Ansicht der Bühne haben kann, welche am einen Ende des Gemaches errichtet ist. Nachdem sich der Wirth von seinem Sessel erhoben und den Gästen Wein zugetrunken hat, werden die Deckel von den Schüsseln genommen und die Fremden machen nun den Versuch, die auf den Tischen dampfenden Speisen anzugreifen. Zu dem Ende sind ihnen statt der Gabeln ein Paar Tchop-Stecken, kleine runde Stäbe von Elfenbein, mit Silber verziert, von den Dienern überreicht; doch Neuangekommene sind nur selten im Stande, mit denselben einen der einladenden Leckerbissen zu erhaschen, welche — das Fleisch in kleine Stücke zerschnitten — in würzigen Brühen und Uebergüssen umherschwimmen. Jeder erfolglose Versuch erregt Gelächter, und der würdige Wirth schließt sich gewöhnlich der lauten Munterkeit an, obwohl er die Scherze, durch welche sie hervorgebracht ward, nicht verstehen mag. Haben die Gäste endlich ihre Neugier durch Kosten der verschiedenen, ihnen nach einander vorgesetzten Gerichte befriedigt, und nach Gefallen von dem ermärmten Weine getrunken, womit ihre Gläser stets wieder angefüllt werden, so erheben sich alle zugleich und trinken auf das Wohl ihres Wirthes, womit das chinesische Gastmahl beendet ist.

Wäre dies aber zugleich das Ende der Festlichkeit, so möchten viele der Gäste hungrig fortgehen müssen, da die meisten aus Vorurtheil die dargebotenen Leckerbissen gar nicht kosteten, andere aber, die hierzu den Muth faßten, wenigstens mit der größten Vorsicht genossen, um nicht etwa einen zubereiteten Erdwurm zu verschlucken, oder das zarte Fleisch einer Katze zu speisen. Das weiß der Wirth sehr gut und läßt deshalb in einem andern Zimmer ein vortreffliches Essen nach europäischer Art auftragen. An diesem erlaben sich nun die Gäste ohne Besorgniß mit freiem Wohlbehagen, und scheiden dann von ihrem Wirthe in trefflicher Gemüthsstimmung und unter gegenseitigen Versicherungen wohlwollender Gesinnung.

Anders ist es bei Gastmahlen unter Chinesen. Je vornehmer die Personen sind, die man einladet, desto größer muß hier der Brief sein (es kommen deren vor, welche die Länge eines gewöhnlichen Zimmers haben), und desto kleiner wird die Schrift gemacht. Will man die hergebrachten Regeln des Anstandes ganz beobachten, so muß man jeden Gast dreimal

durch einen solchen Brief einladen, zuerst zwei Tage vor dem Gastmahle, dann am Tage desselben, und endlich noch einmal, wenn Alles bereitet ist. Nun kommen die Gäste. Der Speisesaal ist mit Blumentöpfen, Porzelan und andern Zierathen reich ausgeschmückt. Die kleinen Tische, je für zwei Personen, in Reihen aufgestellt, haben weder Tisch- noch Tellertücher, sondern sind schön lackirt, und ihr vorderer Theil ist mit Stickerei geschmückt. Rechts und links stehen große Schauessen, wie Spitzsäulen geformt, und oben mit Blumen oder Früchten verziert. Der Hausherr bewillkommnet einen Gast nach dem andern auf umständliche Weise, läßt sich dann eine Schale Wein reichen, nimmt diese in beide Hände, verneigt sich gegen die Gäste, kehrt das Gesicht nach dem großen Hofe seines Hauses, geht einige Schritte vorwärts, hebt Augen und Hände in die Höhe, und gießt den Wein, als ein Opfer für die Götter, aus. Dann nimmt er eine andere Schale Wein, verneigt sich gegen den vornehmsten Gast und setzt sie auf dessen Tisch. Dieser will die Höflichkeit erwiedern, nimmt auch eine Schale Wein und will sie dem Hausherrn auf seinen, zu unterst stehenden Tisch setzen; allein der kömmt ihm voll Höflichkeit entgegen und verbittet es sich. Nun führt der Wirth jeden andern Gast mit vielen Complimenten an seinen Lehnstuhl, der mit einem seidenen Teppich bedeckt ist, wobei der Gast erklärt, er sei beschämt, daß man sich so viel Mühe mit ihm gebe.

Jetzt erscheinen vier bis fünf Komödianten, machen tiefe Verbeugungen, berühren viermal mit der Stirne die Erde zwischen den Reihen von Tischen, und überreichen dann dem vornehmsten Gaste ein langes Buch, in welchem mit goldner Schrift das Verzeichniß der Stücke steht, die sie spielen können. Der erste Gast ist aber viel zu höflich, als daß er ein Stück wählen sollte, wie von ihm verlangt wird; er gibt das Buch dem nächsten Mitgaste, dieser wieder weiter, und so kömmt es, nachdem es die Runde gemacht hat, zum ersten zurück, der jetzt mit vielen Entschuldigungen eine Wahl trifft.

Mahlzeit und Komödie gehen nun an, während der Herr und sein Haushofmeister beständig zum Essen und Trinken nöthigen. Ersteres besteht bei großen Gastmahlen aus zwanzig und noch viel mehr Schüsseln, die vor jedem Gaste stehen bleiben, und aus den kostbarsten Leckereien, die vielleicht häufig, wie bei unsern Feinschmeckern, nur wegen der Schwierigkeit, sie zu erlangen, geachtet werden. Da gibt es eßbare Vogelnester (von einer Schwalbenart) von der Ostküste von Cochin-China und der malayischen Halbinsel, die in großen Manufacturen gereinigt und zu Suppen gekocht werden, Haifischflossen aus Ostindien, Fleisch von wilden Pferden und Bärentatzen aus der Tatarei u. s. w. Den Wein

trinken die Chinesen stets warm. [4]) Zuletzt kömmt Reis und Thee. Hierauf bedanken sich die Gäste mit vieler Höflichkeit, und gehen im Sommer im Garten spazieren, bis sie zum Nachtisch abgerufen werden, der wieder aus einer ganzen Reihe von Schüsseln besteht. Während desselben läßt jeder Gast von seinem Bedienten auf einem Teller verschiedene kleine Päckchen in rothem Papier, worin Geld für den Koch, die Hausbedienten und Komödianten ist, dem Hausherrn bringen, der sie nach vielem Weigern annimmt und vertheilt.

Schon bei bloßen Besuchen unter oder bei Vornehmen findet großes Ceremonienwesen statt. Vor Allem gibt der Besuchende beim Thürsteher ein Visitenbillet ab, auf rothem Papier, mit Blumen bemalt, und wie ein Fächer zusammengefaltet. Sein Name ist auf die letzte Falte geschrieben, und vorher nach Stand und Würden eine Anmeldung. Gilt der Besuch z. B. einem Mandarin, so heißt es: der zärtliche und aufrichtige Freund Eurer Herrlichkeit, der beständige Schüler Eurer Gelehrsamkeit erscheint, seine Schuldigkeit abzustatten und seine Ehrerbietung durch eine Verbeugung zur Erde zu beweisen.

Nun geht der Hausherr vor die Thür, nöthigt den Besuchenden mit gravitätischer Miene herein und führt ihn in einen Saal, den dieser jedoch erst nach langem höflichen Weigern betritt. Vor dem Stuhl, auf den er sich setzen soll, verneigt sich zuerst der Hausherr, und wischt ihn dann mit einer Schöße seines Kleides ab. Auch wie man sitzen soll ist genau vorgeschrieben. Man darf sich nicht anlehnen, die Augen müssen niedergeschlagen werden, man darf sich nicht auf diese oder jene Seite wenden, die Hände müssen auf den Knien ausgestreckt liegen, die Füße gerade und nicht auseinanderstehen. Selbst wie die stets angebotene Tasse Thee dem Bedienten abgenommen, getrunken und wieder zurückgegeben werden muß, ist bestimmten Regeln unterworfen. Der Ehrenplatz ist auf der linken Seite. Entblößen des Kopfes gilt nicht, wie bei uns, als eine Ehrfurchtsbezeugung, sondern im Gegentheil als ein Zeichen großer Vertraulichkeit, und man hütet sich deshalb wohl, in Gegenwart von Leuten, denen man Hochachtung zeigen will, die Mütze abzunehmen. Bei dem Abschied begleitet der Hausherr den Fremden zum Tragsessel und wartet dann so lange, bis er ihn nicht mehr sieht.

Oft ist dem Visitenbillet noch ein Verzeichniß von Geschenken beigegeben, die dem Herrn vom Hause angeboten werden. Dies sieht derselbe

---

4) Eigentlich ist es auch kein Wein, sondern ein aus Reis bereitetes geistiges Getränk. Weintrauben haben die Chinesen zwar in mehreren Gegenden sehr gut und in großer Menge, pressen sie aber nicht aus.

nach dem Besuche an und sendet eine Danksagung, durch die er entweder die Geschenke alle annimmt, oder zum Theil, oder gar nicht. In letztern beiden Fällen bezeichnet er einige, oder alle, als Schu=pi, d. h. als kostbare Perlen, die er sich nicht anzurühren getraue.

Die Häuser der Chinesen sind von außen und innen sehr bunt und verziert. Das ausgeschweifte, oft überhängende und auf Pfählen ruhende Dach ist mit glasirten Ziegeln von gelber, grüner oder rother Farbe gedeckt; auch der übrige Theil des Hauses hat meist bunte Farben. Die Fenster gehen meist nach dem Hof zu, der bei Reichern durch Wasserbecken mit Goldfischen und allerhand Wassergewächsen verziert ist, mit bunten Dächern auf hölzernen Pfeilern, mit Laternen von Seide, Horn u. s. w., welche letzteren Gegenstände auch, nebst Bildern und Handschriften von Freunden auf Tafeln von Atlas oder schönem Papier, die bunt tapezirten Zimmer schmücken, die mit künstlich gearbeiteten Sophas und Lehnstühlen ausmeublirt sind. Wenigstens in einem Zimmer prangt zugleich ein zierliches Schränkchen für den Hausgötzen, mit Blumen und allerhand Schmuck davor, das auch in ärmern Wohnungen und auf den Schiffen nicht fehlt, denn der Chinese verrichtet, von den vielen Priestern beständig dazu angetrieben, die Ceremonien seiner Religion sehr gewissenhaft. Freilich sind auch dieselben oft kurz und wohlfeil genug, ja sie bestehen häufig nur aus dem Verbrennen eines Schwefelhölzchens unter einem Gebete von wenigen Worten vor einem Götzenbilde, und erinnern einigermaßen an den Brauch einer Horde im nördlichen Asien, wo der Betende seinem Götzen einen Mund voll Tabaksrauch zubläst und die würdevollen Worte spricht: „Nimms hin, Pfaff!“

Diese bequeme Religion ist eine Ausartung der Buddhistischen [5]) und heißt die Religion des Fo oder Fohi. Außer drei Hauptgöttern erkennt sie eine Unzahl untergeordneter Gottheiten an, so viel sich die Einbildungskraft

---

5) Wie denn der Buddhismus sich in vielfacher Gestalt und unter verschiedenen Namen über fast ganz Ost=Asien verbreitet hat, so daß der größte Theil der Bewohner der Erde sich zu ihm bekennt, von den 1000 Millionen, die man etwa annehmen kann, ungefähr 380 Millionen, während in jener Zahl etwa

230 Mill. Christen,
10 = Juden,
120 = Muhamedaner,
190 = Brahmisten
und 70 = Bekenner verschiedener anderen heidnischen Religionen in Afrika, Amerika ꝛc. begriffen sind.

Der Buddhismus ist aus dem Brahmaismus hervorgegangen; seine Stifter waren Reformatoren des letztern, gingen aber in ihrem Streben, die bei ihm ein=

des Menschen nur zu schaffen vermag. Der deutsche Missionair Gützlaff fand sogar eine Büste Napoleons in einem Buddhatempel, mit davor angezündetem Ghos-Stocke.

---

geschlichenen Mängel abzuschaffen, zu weit, so daß ihre Lehre manche entgegengesetzte Mängel bekam. Und weil sich Extreme leicht berühren, so wurde dadurch im Laufe der Zeit der Buddhismus fast ganz auf dieselbe Weise verunstaltet, wie der Brahmaismus, wie aus Folgendem hervorgeht.

Die Vielgötterei und das Kastenwesen, die der brahmanischen Religion eingepflanzt worden, waren es vorzüglich, gegen welche die Buddhas (Erweckte, wie die Stifter des Buddhismus genannt werden,) auftraten. Allerdings lag auch hierin, wie wir in der Beschreibung Vorderindiens gesehen haben, der Hauptverderb des Brahmaismus. Wenn die Buddhas aber statt vieler Götter gar keinen Gott lehrten und festsetzten, nicht eine einzelne Kaste sei zu Priestern berufen, jeder Mensch müsse Priester sein, so war dies mindestens um nichts besser. Und anders nicht war ihre Lehre. Denn nach derselben durchdringt zwar ein Urwesen das All, jedoch ohne dasselbe erschaffen zu haben, ohne sich in den unabänderlich bestimmten Weltlauf zu mischen, ohne den Zustand einer steten, unendlichen Ruhe jemals zu verlassen; also ein Wesen ohne eigentliche Wirklichkeit, ein Nichts. Noch nie hat mit einer so völlig leeren Religion ein irgend denkfähiges Volk sich begnügen können, und deshalb wurde der Buddhismus überall, wo sein vortreffliches Moralsystem — seine glänzende Seite — ihm Aufnahme verschaffte, mit dem einheimischen Götzendienste und Aberglauben ausgestattet. Diese aber sind jetzt fast überall zur Hauptsache geworden, und haben, vereint mit dem, was der Buddhismus gleich anfangs vom Brahmaismus beibehalten hatte (mit dem Glauben an Seelenwanderung u. s. w.), ihn wieder ziemlich nahe mit letzterer Religion zusammengebracht. Die größeste Verschiedenheit bildet das Kastenwesen auf einer, die völlige Gleichstellung aller Menschen und der Beruf eines Jeden zum Priester auf der andern Seite. Dabei hat freilich der Buddhismus den Vorzug, daß in ihm die Priester weniger Mißbrauch mit geistiger Macht treiben können, als in Ländern brahmanischen Glaubens, weil sie eben weniger geistige Macht haben. Aber sie stehen denn auch ohne die Möglichkeit da, moralisch auf das Volk einzuwirken, das sie oft sogar verachtet, weil ihre ungeheure Anzahl (in Tübet soll fast die Hälfte der Bewohner Priester sein) sie an vielen Orten zum beständigen Betteln zwingt. Ueberhaupt machen die Buddhisten meist wenig Umstände mit religiösen Dingen. Mit ganz äußerlicher Götzendienerei wähnen sie den Vorschriften ihrer Religion genug zu thun und finden sich durch sinn- und gedankenlose Beobachtung der gebräuchlichen Ceremonien mit ihrem Gewissen, wie mit ihrem Götzen ab. Oft lassen sie selbst das Gebet von irgend einer Maschine für sich verrichten, denn es gilt gleich, ob dasselbe mit den Lippen oder anderweitig bewegt wird. So schreiben sie es auf Fähnchen, die der Wind in Bewegung setzt, und legen es in Walzen, die sie von ihren Dienern umdrehen lassen. In den Vorhallen der Tempel sieht man solche Drehbetmaschinen mit Glöckchen versehen, damit man die Gottesfurcht des Laien auch höre, wenn er beim Hinausgehen ein Gebet herdreht.

Der kürzeste Weg, der nach der Lehre Fohi's, in Uebereinstimmung mit dem Buddhismus überhaupt, zur Glückseligkeit führt, besteht in ununterbrochenem Stillschweigen, in gänzlicher Ertödtung der Gefühle, in völligem Aufhören alles Denkens und aller Bewegung. Das Paradies in der zukünftigen Welt ist ein herrlicher Garten mit goldenen Bäumen, auf deren Aesten goldene Vögel liebliche Melodien singen. Süße Wohlgerüche erfüllen die Luft dieses himmlischen Aufenthaltes, Nektar fließt in Strömen, und ewig herrscht Tag. Indeß auf diese Weise das Paradies mit allen Bildern der Erdenlust ausgeschmückt ist, herrscht in der Unterwelt ein desto schrecklicherer Jammer. Die Gottlosen werden daselbst zerhauen, entzwei gesägt, in glühenden Kesseln gebraten und auf jegliche Weise gequält, bis sie zu einer neuen Seelenwanderung gelangen. Denn die Seelen der Menschen, wie der Thiere, befinden sich auf einer beständigen Wanderung, bis sie den höchsten Gipfel der Ruhe und Glückseligkeit erreicht haben und in gänzliche Vernichtung verschlungen werden. Und zwar kommen Die, welche im Leben immer die Tugend ausübten, besonders aber den Götzen und ihren Priestern reichlich opferten, bis zur Erreichung jenes höchsten Gipfels in das Paradies, wogegen Menschen von weniger vollkommener Tugend auf die Erde zurückkehren, um in andern Körpern Reichthum und Ehre zu genießen, die Bösen aber nach langer Qual in der Hölle in verschiedene Thiere umgewandelt werden.

Mit solchem Glauben hängt natürlich großer Aberglaube zusammen, den die Priester (Bonzen genannt) zu ihrem Vortheil nähren. Alle Arten Wahrsager- und Zauberkünste werden getrieben, Zauberzettel, Schutzmittel gegen Unholde getragen u. s. w. Wer dies versäumt, der mag, nach der Lehre der Priester, leicht in einen Hund, eine Ratte, eine Schlange oder dergleichen verwandelt werden.

Die Anzahl der Priester und Mönche ist außerordentlich groß. In dem einzigen, im Hintergrunde unsrer 5ten Abbildung sichtbaren, Tempel und Kloster „Putala" in der Nähe der kaiserlichen Sommerresidenz Zehol, nördlich von Peking, sollen nicht weniger als 800 Mönche leben, auf der kleinen Insel Puto, einer der Tschusan-Inseln, über 2000. Letztere machen häufige Bettelwanderungen und bringen auf denselben meist große Summen zusammen.

Außer der Religion des Fo, die der Sinnlichkeit der großen Menge am besten zusagt, und deshalb Volksreligion geworden ist, bestehen noch zwei andere Religionen in China, die des Tao und die des Kung-Fu-Dsü, welcher letztere bei uns gewöhnlich, nach alter Verdrehung des Namens durch katholische Missionaire, Confucius genannt wird. Beide

sind älter als die Religion Fohi's, die des Tao wohl um 600 Jahre [6]). Letztere steht, oder stand wenigstens ursprünglich, in philosophischer Hinsicht viel höher als die Religion des Fo. Ihr Stifter Taotse scheint von ziemlich richtiger Ahnung vom wahren Gott und einer höhern Welt durchdrungen gewesen zu sein, doch faßte sein Glaube nicht in seiner Reinheit Wurzel bei seinen Schülern und gedieh nicht zum weitschattenden Baume, sondern nur zu einer schwanken Stütze, an welcher man sich in den Irrgängen des Aberglaubens und der Zauberei, der Geisterbeschwörung und vielfacher magischer Charlatanerien verlor, um durch irdische Mittel, z. B. durch die Erfindung des Tranks der Unsterblichkeit, mit der höhern Welt in Verbindung zu treten.

Jetzt ist die Tao-Religion zu einem bloßen Gemisch von Magie, Alchymie, Astrologie ꝛc. herabgesunken, und der nicht sehr zahlreiche Kreis ihrer Anhänger besteht zum großen Theile aus Betrügern, Taschenspielern u. s. w. Dem Einflusse dieser Religion sind wahrscheinlich die Zaubermittel, Talismane, Vorzeichen und Deutungen meist zuzuschreiben, welche unter den Chinesen, auch von andern Religionssecten, so allgemein in Gebrauch sind. In jeder Stadt und in jedem Dorfe, zuweilen auch mitten im Walde oder Gebirge, sieht man kleine Tempel errichtet, die beständig dem Zutritt Derer offen stehen, welche ihr zukünftiges Geschick erkunden wollen. Kein Priester ist dazu nöthig. Ist Jemand im Begriff eine Reise zu unternehmen, zu heirathen, ein Haus zu bauen, einen Todten zu begraben, und kömmt ihm der leiseste Zweifel an das glückliche Ergebniß seines Unternehmens, so begibt er sich nach einem solchen Tempel, auf dessen Altare ein hölzerner Becher steht, gefüllt mit einer Anzahl kleiner Stecken, die an ihren Enden mit Schriftzeichen bemalt sind. Diesen Becher nimmt er in die Hand, rüttelt ihn so lange, bis einer der Stecken auf den Boden fällt, und sucht dann das Schriftzeichen auf demselben in einem an der Wand aufgehängten Buche nach, wo er die Deutung findet. Aber es bringt ihn nicht sogleich von seinem Vorhaben ab, wenn das Zeichen ungünstig ist, sondern er schüttelt sich dann noch ein Stäbchen und endlich noch ein drittes aus dem Becher, und ist davon nur eins ein glückliches, so nimmt er das als günstige Vorbedeutung an. Entspricht der spätere Erfolg den Erwartungen, die das Buch des Schicksals gegeben hat, so achtet es der Chinese für seine Pflicht, einige Bogen bunt bemaltes oder mit dünnen Zinnblättchen bedecktes Papier in demselben Tempel zu verbrennen und einige Kupfermünzen dort niederzulegen. Der größte Theil des durch Europäer nach China geführten Zinns wird zu

---

6) Sie wurde etwa 550 Jahre vor Christo gestiftet.

solchen Zeichen der Dankbarkeit verbraucht; so allgemein ist der Aberglaube. Selbst vom Kaiser weiß man, daß er „dem Tribunal der Mathematik" befohlen hat, einen glücklichen Tag zur Feier der Hochzeit seiner Tochter auszuwählen.

Die Religion des Confucius muß als Staatsreligion betrachtet werden. Zu ihr bekennen sich hauptsächlich die Gelehrten, sie wird von der Regierung in Ansehen erhalten und das ganze System der Gesetzgebung ist auf sie gestützt. Dies hat seinen guten Grund, denn sie dringt vor Allem auf die größeste Unterwürfigkeit gegen die Regierung und die Eltern, als die Quelle aller Wohlfahrt. Ueberhaupt hat sie es fast nur mit den Dingen dieser Welt zu thun und mit dem Versuche, irdische Glückseligkeit durch menschliche Anordnungen zu Stande zu bringen. Zwar befiehlt sie die Verehrung eines unsichtbaren Gottes, der im sichtbaren Himmel thront, dringt aber nicht weiter in die geistige Welt, in den Zustand des Menschen nach dem Tode und dergleichen Dinge ein, ordnet auch keine bestimmte Anbetungsweise des höchsten Wesens an, so daß Tempel, Priester, Versammlungen, Opfer ihr eigentlich fremd sind und nur in sofern ihre Bekenner angehen, als sie Verehrung von verstorbenen großen Männern (Confucius selbst hat fast in jeder Stadt einen Tempel) und der Ahnen bezwecken, oder die Anbetung der Götzen des Buddha- und des Tao-Glaubens, welche keineswegs den Anhängern dieser Religion untersagt ist. Ein Ausspruch des Confucius: „Gegen Abend findet man den wahren Heiligen," soll selbst zur Einführung der Religion des Fo Veranlassung gegeben haben. Statt nämlich darunter, wie Confucius wahrscheinlich gemeint hatte, zu verstehen: der wirklich tugendhafte Mann erscheint erst am Abend seines Lebens bewährt, glaubte man den Heiligen in der Weltgegend des Abends (in Westen) suchen zu müssen, und ein Kaiser schickte nach der Sage eine Gesandtschaft dahin ab, welche denn den Glauben des Fo nach China brachte.

Der Kaiser allein bietet im Namen seines Volkes dem Tien oder Schang-ti (jenem von Confucius gelehrten höchsten Gotte, dessen Diener als Geister die Berge, Ströme u. s. w. beherrschen) zuweilen ein Opfer an; er ist überhaupt Statthalter Gottes, seine Rathschlüsse sind die des Himmels, und er hat das Recht, die Völker zu züchtigen und auszurotten, die sich denselben widersetzen.

Uebrigens sind die Vorschriften des Confucius, der etwa 500 Jahre vor Christo lebte, in Bezug auf Lebensklugheit nicht ohne Werth.

Außer den Anhängern dieser drei Glaubenslehren sind noch die Muhamedaner öffentlich geduldet, haben in vielen Städten, z. B. in Canton und Peking, Moscheen und können Anstellungen erhalten, wahrscheinlich weil sie

den Götzendienst nicht so streng verwerfen, daß sie sich nicht zuweilen an die heidnischen Ceremonien ihrer Landsleute anschließen sollten. Sie sind besonders häufig in den westlichen Provinzen, die an die muhamedanischen Länder gränzen.

Das Christenthum fand, als in der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts von mehreren Päpsten gesandte Missionaire es predigten, willige Aufnahme, wurde aber später aus fanatischem Eifer für die landesüblichen Höflichkeitsbezeugungen gegen Götter und Todte, so wie aus politischem Mißtrauen (zum Theil durch die Schuld der katholischen Geistlichkeit) vermöge harter Verfolgungen und Verbote sehr beschränkt. In neuerer Zeit hat es jedoch wieder mehr Eingang gefunden. Die Zahl der römisch-katholischen Christen wird schon jetzt zu 256,000 angegeben; in Peking allein sollen 24,000 sein und in mehreren Seminaren sucht man junge Chinesen zu Priestern und Glaubensboten auszubilden. Und auch die protestantische Kirche hat durch Bemühung deutscher und englischer Missionaire Fuß gefaßt, freilich, wie überall, mit einem sehr geringen Erfolge im Vergleich mit der katholischen, was die Anzahl der Bekehrten betrifft, da ihre Glaubensboten eine innige Ueberzeugung von den Wahrheiten des Christenthums fordern, bevor sie taufen.

China.

Tafel II.

Sehr bunt und verziert, wie die Wohnungen, sind meist auch die Gärten der Chinesen. Im Ganzen haben sie im Gartenbau keinen guten Geschmack. Sie suchen bei demselben die Natur in der nämlichen Art zu verschönern, wie ihre Frauen die Füße, und freuen sich über allerhand verkrüppelte Bäumchen, künstliche Zwerg-Felsen u. s. w. Selbst parkartige Gartenanlagen haben meist viel Kleinliches, wie auf unserm Mittelbilde die Umgebung eines kaiserlichen Landhauses bei Nanking zeigt, wo allerhand Glöckchen und Papierlaternen, die winzige Nachahmung eines Segelschiffes auf einem Teiche und mancherlei Anderes den Geschmack beleidigen. Aber ist es wohl in vielen unsrer Gärten anders? Und um ganz gerecht zu sein, muß man noch hinzufügen, daß wenigstens die kaiserlichen Gärten von Yuen-ming-yuen und Zehol ganz andrer Art sind, wirklich reizende Aufenthaltsorte. Der erstere soll mehr als dritthalb deutsche Meilen im

Umfange haben und bildet ein zusammenhängendes, wohlgeordnetes und im großen Styl der Natur angelegtes Ganzes. Man findet dort nichts Kleinliches, keine Spielereien, keine abgezirkelten Formen, sondern wirkliche Landschaften, die der Gärtner durch die Wahl und Stellung der Bäume gezeichnet und durch überlegte Abwechslung des Laubes colorirt hat. Besonders gut haben die Schöpfer dieses Parkes verstanden, durch die Art der Anpflanzung das Auge zu täuschen, so daß beim ersten Anblick die Partien meist viel größer scheinen, als sie wirklich sind. Im Vorgrunde einer solchen Partie stehen hohe, üppig gewachsene Bäume von dunkeln Laubarten, weiterhin nehmen die Baumgruppen an Höhe ab, das Laub wird immer heller, und die Ferne verliert sich zwischen einzelnen Baumgruppen, deren Colorit auch auf die verschiedenen Jahreszeiten berechnet ist. Wo Felsenpartien sind, da trägt auch das Pflanzenreich den Charakter der Gebirgspflanzen, die Bäume sind mitunter kümmerlich und krüppelhaft. Auch die Kunst, durch versteckte Anlagen mit Wenigem viel auszurichten, und mehr errathen als wirklich sehen zu lassen, ist hier vielfach ausgeübt. So sieht man z. B. wohl eine Mauer oder einen mäßigen Teich durch ein Dickicht so vortheilhaft versteckt, daß das Wenige, was man davon erblickt, aus der Ferne ein mächtiges Gebäude, einen großen See ahnen läßt. Die steife Form und das bunte Colorit der chinesischen Gebäude sind das Einzige, was in diesen Landschaften keine malerische Wirkung thut; indeß wird jene durch die wellenförmige Gestalt des Daches gemildert, und der Schlagschatten, den der vorspringende Bau des letztern auf die Pfeilergänge darunter wirft, läßt auch das bunte Colorit nicht allzu grell hervortreten.

So ist also die wirklich schöne Gartenkunst den Chinesen mindestens nicht fremd. Anders verhält es sich mit der schönen Baukunst. Hier ist dem Kleinlichen, wenig Geschmackvollen, welches wir bis jetzt erwähnt haben, nichts Besseres an die Seite zu stellen. Dagegen ist die Großartigkeit der öffentlichen Bauten in China zu bewundern: der Umfang der großen Tempel und Klöster, des kaiserlichen Palastes mit den Regierungsgebäuden in Peking, die Größe der Mauern, welche die wichtigsten Städte umgeben. Vor allem ziehen die vielen Kanäle und die berühmte große Mauer bei der Betrachtung des Landes den Blick an. Jene verbinden fast alle Provinzen des eigentlichen Chinas. Auf ihnen können, mit einer einzigen nicht bedeutenden Unterbrechung, zu der ein Gebirge nöthigt, Waaren von Kanton bis nach Peking geschafft werden. Der größeste von allen ist der Yung Ling oder Kaiser-Kanal [7]). Er führt, die beiden mächtigsten

---

7) vom Mongolen-Fürsten Kublai Chan, dem Eroberer Chinas, im Jahr 1252 begonnen.

Ströme[8]) des Reichs durchschneidend, von Peking bis Ningpu, 150 Meilen weit, oft in tief ausgeschnittenen Bergen, oft auf Dämmen hin, die man durch Moräste und Seen hat führen müssen.

Doch dieses Riesenwerk ist noch unbedeutend gegen die an 1500 Jahre ältere große Mauer, durch welche Kaiser Tschingwam die damaligen nördlichen Gränzen des Reiches gegen die anwohnenden Nomadenvölker schützte. Weiter als 300 Meilen läuft sie über Berge, Thäler, Abgründe, Flüsse hin, an besonders wichtigen Stellen doppelt, ja dreifach, überall 25 Fuß hoch, und an ihrer Grundfläche ebense dick, oben aber 15 Fuß stark (im Innern jedoch mit Erde ausgefüllt), mit hohen Brustwehren mit Schießscharten, und von 300 zu 300 Schritt mit Thürmen versehen. Ein Engländer hat berechnet, daß sämmtliche Gebäude Englands und Schottlands zusammengenommen nicht eine so große Masse Mauerwerk enthalten, als dieses Riesenbollwerk.

Wie in solchen Bauten zum allgemeinen Nutzen, wie in Allem, was wir früher von der Beförderung des Ackerbaues und der Gewerbe durch die Regierung gesagt haben, so spricht sich auch in vielen andern Dingen die löblichste Sorge des Herrschers für das Wohl seiner Unterthanen aus. Treffliche Einrichtungen und Gesetze bestehen zur Aufmunterung zur Tugend, zur Verhütung von Bedrückungen, zur gerechten Bestrafung des Lasters ohne Ansehen der Person. Kaiserliche Ehrengeschenke, Triumphbogen u. s. w. belohnen nicht allein nützliche Erfindungen, sondern auch schöne Züge kindlicher Liebe und treue Pflichterfüllung. Jeder, der Fähigkeiten hat, kann zu den höchsten Aemtern emporsteigen, die ohne Rücksicht auf Geburt verliehen werden; selbst die Thronfolge im Reiche hängt ganz von den Fähigkeiten der Söhne und Verwandten des Kaisers ab, der unter denselben denjenigen zu seinem Nachfolger wählt, welchen er am tüchtigsten glaubt. Nur in seiner Vaterstadt kann Niemand einen öffentlichen Posten bekleiden, um nicht durch Verwandte und Freunde der Verlockung zur Parteilichkeit ausgesetzt zu sein. Die Abgaben sind gering; für die Armen wird nach besten Kräften gesorgt, Das Verfahren der Beamten in den Provinzen wird häufig durch Censoren untersucht, welche die Regierung zu diesem Zwecke umhersendet. Auch müssen alle schweren Strafurtheile (auf Verbannung oder Tod), welche die Richter im ganzen Reiche fällen, bevor sie Kraft erhalten von dem obersten Gerichtshof in Peking bestätigt werden. Für geringere Fälle aber enthalten die Gesetze so feste Vorschriften, sind die Strafen so genau bestimmt, sogar Form und Schwere des Halsblocks (den wir auf dem 4ten Bilde sehen), der Handschellen, der Ketten angegeben, daß alle Willkühr der Richter ver-

---

8) den Hoang-ho und den Jantse-kiang.

bannt scheint. Werden letztere aber als ungerecht befunden, so bestimmen die Gesetze die härteste Bestrafung, ohne Rücksicht auf den Rang des Schuldigen. In der That ist es auch durchaus nichts Unerhörtes, einen kaiserlichen Beamten, selbst schon höhern Grades, auspeitschen, oder mit dem Halsblock (Kia) umherführen zu sehen.

So viel für's Erste von den Bewohnern Chinas; werfen wir jetzt einen flüchtigen Blick auf die Natur des Landes. Die chinesischen Tiefebenen, der Haupttheil des eigentlichen Chinas, von welchem letzteren wir allein sprechen wollen, gehören, wie Mesopotamien, Syrien u. s. w., der Region der Edelfrüchte (der Olive, Feige u. s. w.) an, aber Klima und Vegetation haben hier, unter dem Einflusse der eigenthümlichen Lage dieser Gegenden zwischen schneebedeckten Alpenmassen im Westen und dem Ozean im Osten, ein sehr abweichendes Gepräge erhalten. Vermöge der Nähe des großen Meeres fehlt die Dürre, die gesteigerte Sommerhitze, die strengere Winterkälte jener unter derselben Breite liegenden Landschaften Vorder-Asiens — vermöge der Nachbarschaft des Schneegebirges aber auch der wärmere Himmel Indiens. Darum ist der Schnee im nördlichen Theile der Ebene des Hoang-ho keine Seltenheit, darum ist nur im Süden Chinas eine der indischen ähnliche Luft und Vegetation. Eigentliche tropische Pflanzenformen sind indeß selbst hier selten, um so seltener, da das ganze Land, so weit die Niederung reicht, mit Kulturpflanzen bedeckt ist. Unter diesen wird, wie wir schon erwähnt haben, Reis am meisten angebaut; aber auch europäische Gemüse- und Getreidearten, Edelfrüchte aller Art, und besonders der für die bedeutende Seidenkultur wichtige Maulbeerbaum, Baumwollenstauden, Zuckerrohr und Farbekräuter beschäftigen mit ihrer Pflege Millionen von Händen. Wildwachsende Pflanzen sind hier fast eben so selten, wie wilde Thiere. Eigentliche Waldungen finden sich nur auf den Abfällen der benachbarten Gebirge und haben dort in ihren Baumformen, in ihren herrlichen Magnolien, Cypressenarten und andern immergrünen Bäumen, in ihren Seifen-, Talg-, Wachs- und Kampferbäumen einige Aehnlichkeit mit denen des gleichen amerikanischen Klimagürtels, in den untern Regionen aber ein Gepräge tropischer Wälder durch verschiedene Palmenarten, Saftpflanzen und eine Menge baumartiger Bambus, welche letztere in überraschender Schnelligkeit[9]) zu außerordentlicher Höhe, oft bis 50,

---

9) Nach den Versuchen eines englischen Kunstgärtners wuchsen Schößlinge in einem Treibhause binnen 6 Wochen 20 Fuß hoch. Von keinem Gliede des Pflanzenreichs ist ein gleich schneller Wachsthum bekannt.

ja 60 Fuß hoch, emporschießen und zu den schätzbarsten Naturgaben Chinas gehören. Denn das, anfangs hohle und mit einem milchartigen Safte angefüllte, später aber völlig holzartig werdende Rohr ist durch Leichtigkeit, Haltbarkeit und Biegsamkeit zu vielerlei Geräthschaften, zu Stöcken, Schirmen, Stühlen, Tischen, Segelstangen, Kähnen, auf das Vortheilhafteste zu benutzen, jung und zerspalten zu Matten, Segeln, Tauen, Stricken; das Mark gibt Papier; die frischen Schößlinge werden in Indien, denn auch dort ist das Bambusrohr zu Hause, als Salat gegessen; der schon erwähnte milchartige Saft aber, der sich in den jüngern Stöcken absondert und um die Absätze hart wird, bildet den Tabax oder Tabaschir, einen von den Orientalen, und besonders von den Arabern und Persern sehr hoch geschätzten Zucker, wahrscheinlich den einzigen im Alterthume bekannten [10]).

Die Berggegenden des südlichen China's sind auch die Heimath des Theestrauchs, an dessen geheimnißvoller Kultur ein wichtiger Theil des chinesischen Handels nach dem Auslande hängt [11]). Fünf u. vierzig und mehr Millionen Pfund dieses, in fast allen kultivirten Ländern zum ziemlich allgemeinen Bedürfniß gewordenen, Gewächses werden jetzt jährlich allein nach Europa und den europäischen Kolonien ausgeführt [12]), wofür dem Lande eine Summe von mindestens 18 Millionen Thalern zufließt. Aber noch viel größer ist der Verbrauch in China selbst und in dessen Nachbarländern, wo fast Jeder, der es haben kann, vom Kaiser bis znm Geringsten herab, den ganzen Tag über und zu jedem Nahrungsmittel Thee trinkt, so daß der Bedarf für China allein auf 300 Millionen, für den ganzen Osten von Asien auf 450 Millionen Pfund angeschlagen werden muß. Die Pflanze, deren Blätter die gewöhnlichen, bei uns in den Handel kommenden Theearten liefert, bildet einen Strauch, welcher, wenn er sich selbst überlassen bleibt, eine Höhe von 10 bis 12 Fuß erreichen kann, unter der Kultur aber im Allgemeinen nur 5—6 Fuß, ja an mehreren Orten nur 2—3 Fuß hoch wird. Sie ist durchgängig von einer einzigen Art und die Verschiedenheit des Thees, sowohl was Güte, als was Form und Farbe betrifft, hängt allein vom Boden und der Lage der Anpflanzungen, so wie von der Behandlungsart des Strauches sowohl, wie nachher der Blätter, ab. Letzere

---

10) Die Schilderung, welche der römische Naturforscher Plinius von Zucker macht, paßt genau auf den Tabax.

11) Im Jahr 1833 z. B. wurden im Ganzen für etwa 20,500,000 Dollars (à 1 Thlr. 9 Sgr.) chinesische Erzeugnisse durch englische Schiffe ausgeführt, worunter sich allein für 9,134,000 Dollars Thee befand.

12) Nach London allein über 30 Millionen Pfund, nach Holland etwa 2 Millionen, nach Rußland 6 Millionen.

werden zu sehr verschiedenen Jahreszeiten und in sehr verschiedener Größe abgepflückt und in eisernen Pfannen über Feuer geröstet, vorher auch wohl in einem Siebe über kochendes Wasser gehalten, oder einen Augenblick in solches Wasser geworfen. Hierbei haben und behalten, oder verlieren sie mehr oder minder ein zartes Aroma und eine grüne Farbe. Die erste Lese, die den besten Thee gibt, fängt schon im Februar oder März an, und es wird bei ihr so viel Sorgfalt angewendet, daß man oft Handschuh anzieht, ja in Udsi in Japan sich auf einige Wochen der Fischspeisen enthält, durch welche der Athem den Blättern nachtheilig werden soll. Die zweite Lese, im April, gibt nun bereits stärkere Blätter und deshalb minder feinen Thee, und die letzte, mehrere Monate dauernde, den schlechtesten.

Daß zum Rösten des grünen Thees kupferne Geschirre angewendet würden, ist eine Lüge. Die Hitze muß mit äußerster Genauigkeit geregelt sein, beim grünen Thee nur ganz gering, und die Blätter werden unaufhörlich mit den Händen umgewendet, damit alle im nämlichen Grade warm werden. Viel stärkere Hitze kömmt beim schwarzen Thee in Anwendung. Sobald sich die Blätter einiger bessern Sorten zusammenkräuseln, werden sie auf Tische geworfen, wo jedes einzelne mit Vorsicht zusammengerollt wird. Hierbei schwitzen sie stark und lassen einen gelben, scharfen Saft fahren, der leicht schädliche Schwindel hervorbringt. Andere Arten werden mit großer Genauigkeit durchgebrochen, gesiebt, auch einige wenige mit wohlriechenden Blumen durchduftet, und so jeder Gattung ihr unterscheidender Charakter gegeben [13]).

---

13) Die gewöhnlichsten Arten des schwarzen chinesischen Thees, welcher zu uns kömmt, sind: Peku (Pakhu, weißer Flaum), der vorzüglich aus den kleinen Frühlingsknospen besteht, die nur zum Nachtheil der übrigen Blätter abgepflückt werden können, weshalb er theuer und nicht häufig ist; Suschong, mit kleinen gerollten Blättern, der beste der starken schwarzen Thees und sehr kostbar; Bohea, so genannt nach dem Bezirke, woher der meiste schwarze Thee kömmt, bei den Chinesen aber wegen seiner reifen großen Blätter mit dem Namen Tatscha (grober Thee) belegt. Die bei uns gewöhnlichsten grünen Thees aber sind nach ihrer Güte: Kaiser- oder Blumenthee, von lichtgrüner Farbe; Hevson (nach einer Verfälschung des chinesischen Wortes, welches blühender Frühling bedeutet, so genannt, weil man ihn in dieser Jahreszeit pflückt), dessen Blätter alle einzeln gerollt werden, weshalb er hoch im Preise steht, von blaugrüner Farbe, und Twankäh, woraus beinahe drei Viertel der ganzen Einfuhr von grünem Thee nach England besteht.

Viele andere Arten werden nicht ausgeführt, sondern allein in China verbraucht. Eine eigene Sorte unter dem Namen Ziegelthee, so genannnt weil er die Form von Ziegeln hat und dabei sehr fest ist, wird für den Absatz in der russischen Stadt Kiachta am Selengafluß bereitet, von wo er nach den kaukasischen Provinzen und

Der sinnreiche Fleiß des chinesischen Volkes zeigt sich bei Zubereitung des Thees in besonderer Stärke, und Mangel hieran mag wohl der Hauptgrund sein, weshalb noch kein anderes Land mit China in erfolgreiche Concurrenz in Erzeugung von Thee hat treten können, wiewohl man in meh=

---

in das östliche Sibirien versendet wird. Man kocht ihn als eine Speise mit Beimischung von Milch, Butter, Salz und Wurzeln. Kalmüken, Kirgisen und Buraten gebrauchen viel davon.

In China wird der Thee, wie bei uns, durch Aufguß von heißem Wasser zum Trinken zubereitet, in Japan zu Pulver gerieben und als ein dünner Brei genossen. In Europa lehrten ihn zuerst die Portugiesen, wahrscheinlich zu Ende des 16ten Jahrhunderts, kennen, doch wurde er erst durch die Holländer zu Anfang des 17ten Jahrhunderts in größerer Menge eingeführt. Die holländisch=ostindische Gesellschaft suchte aus ihm eine Goldgrube zu machen und besoldete deshalb mehrere Aerzte, die ihn als heilbringend anpreisen mußten. Der erste derselben unternahm in einer eigenen Abhandlung, zu beweisen, daß man, um recht gesund zu sein, täglich ein= bis zweihundert Tassen trinken müsse. Ein halbes Hundert anderer Lobpreiser folgten ihm. Und allerdings mag der durch Feuer und Wasser geläuterte Thee (also besonders der schwarze) von den ätzenden, Schwindel erregenden Kräften, die ihn roh unleugbar zu einem giftigen Kraute machen, nur so viel behalten, um die Lebensgeister zu erfrischen und den Menschen zu erheitern; man mag sich nach starker Ermüdung, nach heftigen Bewegungen durch einige Tassen guten Thee wirklich erquickt fühlen; er mag endlich, wie behauptet worden ist, die Ursache sein, aus welcher der Chinese fast nie von Podagra und Gicht gefoltert wird — doch alle diese Vortheile werden durch größere Nachtheile, die der beständige Genuß mit sich führt, theuer erkauft. Er wirkt heftig auf die Nerven, macht schlaflos und erregt, stark getrunken, Zittern der Glieder, besonders wenn man Nichts dazu genießt. Ein Doktor White (Wheite) in Edinburgh in Schottland fand bei genauen Versuchen mit Fröschen, daß auf diese Thee eben so gefährlich wirkte, wie die drei bekannten starken Gifte: Lorbeerkirschwasser, Opium und Fingerhut. Und noch schädlicher fast, als der zum Getränk zubereitete Thee, ist das viele warme Wasser, das man so mit ihm zugleich genießt, welches Schwäche des Magens und der Eingeweide, ja gänzliche Erschlaffung des Körpers, und oft auch des Geistes, nach sich zieht.

Von der ganzen jährlich nach England geführten Quantität bildet der grüne Thee etwa den fünften Theil; die Nordamerikaner verbrauchen verhältnißmäßig viel mehr von dieser Sorte, die nicht allein wegen ihrer anerkannten Schädlichkeit, sondern auch noch aus andern Ursachen von den europäischen Consumenten dem schwarzen Thee nachgesetzt wird. Letzterer ist wohlfeiler, hat mehr Kraft und hält sich besser. Bei der großen Seereise, die er zu uns machen muß, ist er einer so großen Hitze und abwechselnden Feuchtigkeit ausgesetzt, daß allerdings sehr viel darauf ankömmt, ob die Luft stark auf ihn einwirkt, was bei grünem Thee der Fall ist. Hierin liegt auch die Ursach, daß er in Rußland, wohin er zu Lande, meist über Kijachta, geht, besser ankömmt, als in England, und der russische (oder Karawanen=) Thee bei uns dem englischen vorgezogen wird. Jener passirt nur kalte Gegenden. Aber freilich ist auch sein Preis viel höher. Der geringste kostet in Petersburg etwa 2 Thaler das Pfund, die bessern Sorten bis 15 Thaler.

reren den Theestrauch als einheimisches Gewächs gefunden hat. So wird in Cochin-China eine bedeutende Menge hervorgebracht, jedoch von so geringer Güte, daß das Pfund daselbst zu 1—2 engl. Penny (etwa 1 Ngroschen) verkauft wird. Auch auf der Insel Java haben ihn die Holländer in Menge angepflanzt, was das Gewächs an sich betrifft mit vollständigem Erfolge, doch mit Verlust seines eigenthümlichen Duftes, den zu bewahren eben so wenig in Amerika, als in andern Erdtheilen, ja selbst nicht auf dem Gebiete der ostindischen Compagnie im Ober-Assam ganz gelungen ist. Nur mit Japan theilt seit alter Zeit China den Besitz der bessern Theearten. Gleichwohl muß Europa sich jährlich eine große Menge von einer englischen Handelsgesellschaft aus Assam und von den Holländern aus Java zuführen lassen.

Da, wo die Berge Chinas gegen Tübet zu höher werden, gedeiht auf ihren kahlen Scheiteln, oberhalb der Wälder, noch ein äußerst wichtiges Gewächs, die echte Rhabarberpflanze, deren saftige Wurzel, von durchdringend bitterem Geruch und Geschmack, schon in der Kinderstube der Menschheit als kräftiges Heilmittel gebraucht wurde. Im Spätherbst, wenn die Blätter der Pflanze ganz vertrocknet sind, werden die Wurzeln aus der Erde gezogen und sorgfältig getrocknet und sortirt. Auch noch weiter westlich, tiefer in Tübet und im Himaleh-Gebirge, wächst Rhabarber, der aber nicht so gut wird, als jener an den Gränzen des eigentlichen Chinas. Den besten erhalten wir durch russische Karawanen.

Von Thieren sind im eigentlichen China, außer dem sorgsam gepflegten Schwein, nur Wasservögel, besonders Enten, und Fische in großer, letztere in ungeheurer Anzahl vorhanden. Tausende von Menschen leben vom Aufziehen von Enten in besonders dazu bestimmten Böten, die man auf allen Flüssen und Seen sieht, Millionen von der Fischerei, wobei sie in manchen Gegenden am Seeraben, oder braunen Cormoran, einen treuen Gehülfen haben. Dieser Vogel treibt auch im wilden Zustande die Fische zusammen, indem er mit den Flügeln gegen das Wasser schlägt, und taucht dann unter und holt sie heraus. Der chinesische Fischer legt ihm nun eiserne Ringe um den Hals, damit er die gefangenen Fische nicht verschlucken könne, und richtet ihn so ab, daß er auf ein bestimmtes Zeichen mit dem Ruder seine Jagd anfängt und mit der Beute nach dem Boote seines Besitzers zurückkehrt. Ist dem einzelnen Vogel ein aufgetriebener Fisch zu schwer, so eilt ein zweiter und dritter ihm zu Hülfe, und gemeinsam schleppen sie den Fang zu ihrem Herrn, der, wenn sie eine Zeit lang mit glücklichem Erfolge ihre Arbeit fortgesetzt haben, ihnen die Ringe abnimmt und sie mit dem unbrauchbarsten Theile des Fanges belohnt. Viele sind auch so gut abge-

richtet, daß man der Ringe bei ihnen nicht bedarf, da sie auch ohne dieselben die gefangenen Fische getreulich überbringen.

Aus dem ganzen Bilde, welches wir bis hierher von China entworfen, tritt eine ungemein große und daher in sich starke Bevölkerung voll ausgezeichneten Gewerbfleißes, in einem höchst fruchtbaren, glücklich gelegenen Lande hervor, in mancher Hinsicht hoch gebildet, für feinere Genüsse empfänglich, nach milden, gerechten und alles Gute fördernden Gesetzen regiert, nur sehr unvollkommenen Religionen zugewandt, die indeß wenigstens eine vortreffliche Moral lehren und dadurch beitragen, Ruhe, Ordnungsliebe und eine Menge andere bürgerliche Tugenden, bis zur Höflichkeit hinab, zu verbreiten und zu erhalten. Gewiß werden auch, wenn unsre Schilderung in die Hände von Lesern fallen sollte, die noch weiter nichts von den Chinesen gehört haben, die meisten davon diese für ein recht glückliches Volk halten. — Wie weit solche Ansicht von der Wahrheit entfernt ist, das werden die Schattenpartien zeigen, die wir unsrer Skizze noch beifügen müssen, indem wir Denen, welche etwa jene Ansicht hatten, es überlassen, den Grund ihres Irrthums darin zu suchen, daß sie auf die Unvollkommenheit der chinesischen Religionen zu wenig Gewicht gelegt.

Trotz aller guten Einrichtungen und auf Recht und Wohlwollen gegründeten Gesetze, trotz aller moralischen Vorschriften herrscht in China in der Wirklichkeit von oben bis unten die ärgste Despotie, die frechste Bedrückung, Gelderpressung und Bestechlichkeit, beleidigender Stolz bei knechtischer Unterwürfigkeit, neben scheinbarer Friedfertigkeit und Versöhnlichkeit nie erkaltende Rachsucht, neben scheinbarer Ehrlichkeit lauernde Hinterlist, neben scheinbarer Genügsamkeit der betrügerischste Geitz; daher denn endlich auch neben großer Gewerbthätigkeit und großem Reichthum die allergrößeste Armuth.

Es hält schwer, sich einen Begriff von den Bedrückungen zu machen, welche die Mandarinen (Regierungsbeamten) [14]) ausüben, von der Bestechlichkeit, die unter ihnen herrscht. Hat der Arme niemals Recht, so hat der Reiche immer Unrecht. Wer z. B. einen Dieb angezeigt hat, ist augenblicklich in der größten Verlegenheit, wenn dieser ihn als Hehler bezeichnet; — nur Geld kann ihn dann retten. Jeder eingefangene Dieb wird überhaupt zu einer wahren Fundgrube für die Schergen dre Justiz: sie schreiben

---

14) Diese Benennung (nach dem lateinischen Worte „mandare“ befehlen) kömmt von den Portugiesen her, welche unter den Europäern zuerst in Handelsverbindung mit den Chinesen standen.

eine Anzahl Personen auf, die er angegeben hat, oder haben soll, und die dann ohne weiteres für seine Mitschuldigen gelten. Der in die Hände der Polizei gefallene Spieler kauft sich oft dadurch los, daß er angibt, Dieser oder Jener habe mit ihm gespielt, oder wenigstens sein Haus zum Spiel hergegeben; der Angegebene wird dann ausgequetscht. Natürlich hütet man sich wohl, hiermit an Leute von einigem Einfluß zu kommen.

Jeder Polizei-Soldat, deren gesetzmäßige Zahl nicht sehr groß ist, hat gewöhnlich eine Menge Helfershelfer nöthig, die keinen andern Sold bekommen, als einen mäßigen Theil dessen, was sie im Namen der Gerechtigkeit erpressen. Wie hungrige Thiere sieht man sie vom frühen Morgen an sich herumtreiben und auf Beute lauern. Stoßen sie auf einen Leichnam, so ist ihre Freude unsäglich groß, denn sie berechnen dann schon, wie viel diese Entdeckung jedem eintragen werde. Ob der Todte vor Hunger oder vor Kälte umgekommen, macht ihnen wenig Sorge, und am allerwenigsten kümmert sie der Mörder: wenn man nur Spuren von gewaltsamer Ermordung am Leichnam sieht. Dieser darf nicht von der Stelle gerückt werden, bis es dem betreffenden Mandarin gefallen hat, ihn zu besichtigen, und wohnt derselbe etwas entfernt, so gehen leicht acht Tage darüber hin. Unterdeß befinden sich alle Bewohner des Dorfes oder Fleckens in der peinlichsten Lage. Einige wenden sich an Vermittler; Andere stecken im voraus dem Schergen Geld zu, damit er sie nicht anzeige; die, welchen weder ein Vermittler noch Geld zu Gebote steht, suchen ihr Heil in der Flucht. Endlich erscheint der Mandarin mit seinem würdigen Anhang. Unterdeß ist der Leichnam in Fäulniß übergegangen, und deshalb hält der gestrenge Herr ein Schnupftuch vor seine stumpfe Nase, indem er mit einem silbernen Stäbchen darauf herum tastet. Wird dies ein wenig schwarz, so urtheilt er, daß Vergiftung die Ursache des Todes sei, behält es aber seine Farbe, so ist der Todte auf andere Weise um das Leben gekommen. Jedenfalls sind alle Familien, die bis zur Entfernung einer guten Viertelstunde von dem Orte wohnen, besonders aber die, vor deren Hause der Leichnam gefunden ist, für den Mord verantwortlich, und jede bezahlt ihr Quantum.

Einer meiner Bekannten, erzählt der französische Missionair Bohet, ein armer Familienvater, besaß einen einzigen Fruchtbaum. Er wünschte ihn zu verkaufen, allein man wollte ihm, statt der verlangten vier Piaster (oder Dollar), nur zwei geben. Wie empfindlich sollte er es bereuen, daß er ihn nicht zu diesem Preise losgeschlagen hatte! Ein Paar Tage darauf kam ein junger Mensch auf den Einfall, in einem benachbarten Garten sich zu erhängen. Der Herr dieses Gartens und die Gartenbesitzer umher wurden, wie sich von selbst versteht, eingezogen, und mein armer Teufel,

der nur jenen einzigen Baum hatte, konnte noch Gott danken, daß er mit dreißig Piastern davon kam. Er schwur, leider nur zu spät, daß man ihn nicht mehr so fassen solle, und hieb seinen Baum nieder.

Es kömmt vor, daß rachgierige Leute einem eben verstorbenen Angehörigen Wunden beibringen, und ihn dann vor die Thür eines Feindes legen, dem nun sicher die Hälfte seines Vermögens abgepreßt wird. Einen Bettler mit barschem Tone fortzuweisen, muß man sich wohl hüten, denn er kann einem den Possen spielen, sich vor der Thür aufzuhängen.

Treiben die Gerichtsdiener Steuern ein, so müssen sie erstlich ein Trinkgeld erhalten, und dann kann man gewiß sein, daß sie bald einen zweiten Besuch machen, denn sie müssen noch einmal das Papier untersuchen, das man als Quittung erhalten hat, wobei sie wieder etwas für ihre Mühe verlangen. Finden die Gerichtsdiener sonst keine Beute, so zerkratzen sie sich wohl das Gesicht, oder bringen sich Quetschungen bei, und klagen dann bei dem Mandarin, sie seien in der Verwaltung ihres Amtes von Dem und Jenem gemißhandelt worden, und nun muß der Angegebene sie und ihre Vorgesetzten reichlich bezahlen.

Fallen Prügeleien in einem Dorfe vor, die hin und wieder sehr arg und Veranlassung zu Verwüstung von Gärten und Feldern werden, so wird vom Mandarin eine der Größe des Dorfes angemessene Geldbuße der Gemeinde aufgelegt. Wer ruhig in seinem Bette war, während die Prügelei vor sich ging, muß eben so gut bezahlen, als wer daran Theil genommen; das Geld empfängt aber nicht etwa der, dessen Feld verwüstet wurde, sondern der Mandarin.

Verbergen in Fällen, wie die angeführten, die Mandarinen ihre Geldgier hinter dem Scheine des Rechtes, so kommen dagegen Tausende vor, wo ihnen so viel Umschweife gar nicht nöthig scheinen. Die Bewohner größerer Städte stehen so durchaus in ihrer Gewalt, daß man Beispiele anführt, wo selbst achtbare Personen heimlich von ihnen aufgegriffen, in tiefe Schiffsräume oder andere sichere Plätze gesperrt, und da so lange festgehalten wurden, bis sie ihre Freilassung durch schwere Geldsummen erkauften. Um die unglücklichen Opfer des Erpressungssystems abzuhalten, bei oberen Behörden darüber zu klagen, drohen dann ihre Verfolger, sie des Hochverraths oder anderer schwerer Verbrechen anzuschuldigen.

Zwar schickt der Kaiser, wie bereits berichtet wurde, häufig Censoren in die Provinzen, die über das Betragen der Vice-Könige und obersten Mandarinen nach Hofe berichten sollen; aber bei der allgemeinen ungeheuren Geldgier und Bestechlichkeit helfen solche Maßregeln zu gar nichts, ja sie vergrößern nur das Uebel, denn sie zwingen jeden Angestellten um so

mehr Geld zu erpressen und zu unterschlagen, um seine Vorgesetzten bestechen zu können. Die niedern Mandarinen werden eben deshalb, trotz aller Erpressungen, meist nicht einmal reich. Sie empfangen das Geld nur, um es an größere Diebe, als sie selbst sind, wieder abzutreten. Der Mandarin zweiten Ranges erkauft z. B. von seinem Collegen ersten Ranges für eine ansehnliche monatliche Abgabe die Zusicherung, daß dieser in keine seiner polizeilichen Angelegenheiten sich mischen wolle. Macht ein Vice-König oder eine andere hohe Person eine Reise, so gerathen die Mandarinen der Städte, durch die er kömmt, in nicht geringe Verlegenheit wegen der Bewirthung. Und haben sie eine, nach ihren Verhältnissen sehr große Summe dafür aufgewendet, so müssen sie den kostspieligen Gast noch bis an die Gränze ihres Distrikts begleiten und ihm — also will es die Etiquette — zum Abschiede das Tabaks-Geld für seine Reise geben. Sie würden sich eine böse Zukunft bereiten, wenn sie dies unterließen. Der Tabak aber, welchen solch ein Vice-König raucht, muß der theuerste in der Welt sein, wenn man nach den Geschenken dazu urtheilen darf.

Bei dem Allen stehen sich nicht einmal die höchsten Staatsbeamten, die Vice-Könige u. s. w., gut. Haben sie Glück, so fließen zwar große Ehre und Reichthümer ihnen zu, aber das Alles ist schnell wieder verloren und verschwunden, sobald in ihrer Provinz ein Aufruhr oder dergleichen vorfällt, sind sie auch frei von aller Schuld daran; denn wie der Hausvater für das, was in oder bei seinem Hause geschieht, sind sie für Alles verantwortlich, was in ihrem Amtsbezirke vorfällt.

Jede Behörde umgeht auf andere Weise das Gesetz. Ein Kriegsmandarin hat fast nie die bestimmte Anzahl Soldaten, während der bürgerliche Mandarin zuweilen das Doppelte der vorgeschriebenen Zahl anstellt. Je weniger Leute nämlich der Erstere zu besolden braucht, desto mehr gewinnt er, denn er nimmt aus der Staatskasse so viel Geld in Empfang, als für sein vollständiges Corps nöthig ist. Der Civil-Mandarin aber findet seinen Vortheil beim Gegentheil, denn wer Polizeisoldat werden will muß dafür bezahlen. Durch das Auspressen des Volkes kommt er schon wieder auf seine Kosten. Natürlich figuriren die überzähligen Polizeisoldaten niemals in der offiziellen Liste, noch fehlt dem Kriegsmandarin am Paradetage auch nur ein Mann an seinem Corps. Für eine Kleinigkeit bekömmt er so viel Lückenbüßer, als er will. Nächstdem gibt es eine große Anzahl Soldaten und Polizeischergen „der Ehre wegen;" denn jeder nur etwas begüterte Chinese bewirbt sich um einen Titel, sei es auch nur um den der genannten beiden Stände, um bei dieser oder jener Gelegenheit besser aus dem Gedränge zu kommen.

Canada.

Großbritanien war im Jahre 1763, nach dem Abschlusse des Friedens mit Frankreich, wodurch es Neu-Frankreich (das jetzige Canada) erlangte, im Besitz von fast ganz Nordamerika, 20 Jahre später mußte es aber die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten anerkennen, Florida wieder an Spanien und ein Paar kleine Inseln an Frankreich abtreten. Demohngeachtet blieb seine Macht in Nordamerika von großer Wichtigkeit, denn die Besitzungen, die es noch daselbst hat, sind fast 1 Million engl. Quadratmeilen[1]) groß und ein Theil davon sehr fruchtbar und für den Handel günstig gelegen. Dies ist besonders bei Canada[2]) der Fall, aus dem wir hier einige Ansichten geben, und sollte es wahr sein, daß der Name desselben aus Capo di Nada (Vorgebirge des Nichts) entstanden, wie Spanier, die zuerst hierher gelangt, es benannt haben sollen, so paßte dieser sehr schlecht zur Beschaffenheit des Landes[3]). Freilich suchten die spanischen Seefahrer nur immer Gold und Silber, von denen man auch bis jetzt in Canada ersteres gar nicht und letzteres nicht in großer Menge gefunden hat. Ueberhaupt besteht der Reichthum des Landes nicht eben in Metallen, wiewohl man etwas Silber, Blei und Kupfer, besonders aber viel Eisen findet, das zum Theil selbst dem schwedischen vorgezogen wird.

Die wichtigsten Hülfsquellen Canadas bestehen in seiner großen Fruchtbarkeit und in seinen Seen und Strömen. Wo das Land noch nicht angebaut ist, d. h. auf ungeheuren Strecken, denn es ist noch für Millionen von Ansiedlern Raum, da wird es meist von dichten Wäldern bedeckt, aus denen man jährlich eine große Menge Eichen- und Fichtenholz zum Bauen aus dem Lande führt. Auf dem St. Lorenz-Strome sieht man oft Flöße von Bauholz nach Quebek fahren, die den Raum eines halben Morgen Landes einnehmen, und auf denen die Führer

---

1) $4\frac{3}{5}$ engl. Meilen betragen eine geographische, welche unsrer deutschen ziemlich gleichkömmt, nämlich 22,500 Fuß hat, also $21\frac{7}{9}$ engl. eine geogr. □ M.

2) Canada allein, so weit es den Engländern unterworfen ist [denn ein großer Theil wird von freien Indianern bewohnt] hat 15,250 □ M. mit mehr als einer Million Ew.

3) Nach andern Vermuthungen ist der Name aus Kanata, wie die Irokesen [ein Stamm der Urbewohner] einen Haufen Häute nennen, oder aus dem Namen zweier Seefahrer Cabot, die im J. 1497 an die Küste des Landes kamen, entstanden.

für sich und ihre Familien, ja oft auch für ihr Vieh, kleine hölzerne Häuser gebauet haben, so daß das Ganze sich wie ein schwimmendes Dorf ausnimmt. Ist der Wind günstig, so werden manchmal 10 bis 12 Segel darauf ausgespannt. (Einige solche Flöße, die somit an einen Haupthandelszweig des Landes erinnern, zeigt das Bildchen No. 6). Außer den genannten beiden Baumarten haben die Wälder Canadas noch die meisten andern mit unsern deutschen gemein, daneben aber mehrere, die bei uns der Pflege bedürfen, oder zum Theil gar nicht fortkommen, wie Kastanien, Kirschbäume, Pappeln, Cedern, Cypressen, Balsamtannen, Schierlingstannen, Pechtannen, Sassafras (aus dem Geschlechte der Lorbeerbäume), deren Blüthen zu Thee, die Wurzeln aber in den Apotheken gebraucht werden, Sycamoren (oder Knopfholzbäume), den Summach, welcher ein gutes Farbematerial liefert, und endlich den werthvollen Zuckerahorn[4]). Von diesem werden jetzt jährlich 25,000 Ctr. Zucker im Lande gewonnen, ohne daß besondere Sorgfalt oder Geldmittel darauf verwendet würden. Ferner findet man in den Wäldern eßbare Beeren und wilde Früchte überall in Menge, besonders Johannisbeeren, Stachelbeeren und Himmbeeren von vorzüglicher Güte, und einen Ueberfluß von heilsamen Kräutern und Wurzeln, vorzüglich von Ginseng, Schlangenwurzel und Sassaparille. Auch Wein wächst wild bis zum südlichen Ufer des St. Lorenz, ist aber zu dickschälig und fleischich um Most zu geben. In den Niederungen und am Rande der Seen von Ober-Canada wächst wilder Reis, oder Moorhirse, in Menge, besonders aber am Reis-See, der davon seinen Namen führt, und im Distrikt Newcastle (spr. Niucastel). Die Indianer rösten die Körner und die europ. Ansiedler verbrauchen sie zu ihren Puddings und andern Speisen; sein Korn ist größer als das des Carolina-Reises und die Farbe desselben dunkelbraun.

Auch an Fischen und Wild aller Art hat das Land einen großen Reichthum, aus welchem den Einwohnern ebenfalls ein wichtiger Nahrungs- und Handelszweig erwächst. Fast alle europäischen Süßwasserfische sind in den Flüssen und Seen in außerordentlicher Menge vorhanden, darunter Stöhre von 75, Lachsforellen von 80 bis 90 Pfund. Der Muskinonge,

---

4) Der Baum wird im Frühjahr, etwa einen Fuß über der Erde, angebohrt und der aus der Oeffnung fließende Saft aufgefangen, langsam eingekocht und wiederholt gereinigt, wo er denn einen Zucker liefert, welcher dem aus Rohr an Farbe und Härte gleichkömmt, viel gesünder sein und mehr süßen soll als dieser. Es giebt zwei Arten Zucker-Ahorn in Canada. Vom Sumpfahorn liefert ein großer Baum jährlich etliche 100 Kannen Saft, von denen man aber ungefähr 30 zu einem Pfunde Zucker gebraucht, während schon 10 Kannen vom Safte des minder ergiebigen Bergahorns dieselbe Quantität Zucker geben.

3 bis 4 Fuß lang und 50 bis 60 Pfund schwer, wird dem Lachs vorgezogen. Auch Seefische bietet die breite Mündung des St. Lorenzflusses und der Golf gl. N. in Menge dar, Welse, Schellfische, Makrelen, Plateise, Dorsche, Kabliaue, Thunfische, Delphine, Pott- und Schwerdtfische und mehrere Arten Hayen.

Wilde Thiere, die, ihres Pelzes wegen, die ersten Ansiedler ins Land zogen, vermindern sich in den angebauten Gegenden mit außerordentlicher Schnelligkeit, ja es ist nicht unwahrscheinlich, daß viele Arten schon gänzlich erloschen sind und daß die noch übrigen nach Verlauf von wenigen Jahren, wenigstens in Unter-Canada, gänzlich aussterben werden; dennoch macht die Jagd noch immer eine Hauptbeschäftigung der Canadier aus. Das Musethier kommt nur noch im Norden vor; der Bison wird in der Nähe der Niederlassungen selten mehr erblickt; der Elk ist häufiger; Rothwild gibt es noch in großer Mannichfaltigkeit; der canadische Wolf richtet zu Zeiten unter den Heerden große Verwüstungen an; der Bär mit seinen Spielarten ist noch häufig, wird aber nicht gefürchtet; Wolverenen, Luchse und verschiedene Arten Füchse sind in den weniger angebauten Strichen in Menge; auch Waschbären, Biber, Otteru, Muskusratten, Marder, Wiesel, Zobel, Hermeline, Minxe, Stachelschweine und mehrere Robben- und Cetaceenarten gibt es noch häufig.

Unter den nutzbaren Vögeln nehmen die Wasservögel, welche während des Sommers Canada verlassen und sich nach kälteren Regionen wenden, den ersten Platz ein, wie bunte Enten, Schwäne, Gänse, große Brill-Enten und Taucher. Wilde Truthühner leben in großen Schaaren beisammen und erreichen oft eine Schwere von 30—40 Pfund. Fasanen verschiedener Art, der fasanenartige Auerhahn, das Berghuhn und das Mandelhuhn sind in Menge zu finden, am häufigsten aber die Wandertaube, die in großen Schwärmen an den Ufern der Binnenseen nistet und mit Beginn des Winters in wolkenähnlichen Zügen nach dem Süden eilt.

Auch einige Amphibien und Insekten müssen zu dem natürlichen Reichthum des Landes gezählt werden, nämlich verschiedene Arten Frischwasser- und Landschildkröten, Flußkrebse, und eine große Menge wilder Bienen. In den hohlen Bäumen der Waldungen findet man oft 70 bis 150 Pfund Honig. Die französischen Ansiedler treiben auch starke Bienenzucht. Dagegen findet man auch viele Schlangen, unter denen die gefährliche Klapperschlange in den unangebauten Theilen des Landes in großer Anzahl, und Muskitos und Sandflöhe sind in gewissen Jahrszeiten eine arge Plage, verschwinden aber allmählig vor den Fortschritten der Kultur.

Zu diesen Schätzen, welche das Land von selbst gewährt, kommen nun noch größere, zu deren Gewinnung durch Anbau Boden und Klima die

Hand bieten, und zwar vor Allem Waizen, der Hauptartikel des canadischen Landbaues, von dem jährlich eine große Menge ausgeführt wird; dann Roggen, Gerste, Hirse, Mais (welcher indeß nördlich vom 48. Breitengrade nicht mehr besonders gedeihen will), Buchwaizen, Erbsen; endlich Flachs und Hanf in großer Menge. Alle Küchenkräuter und Gartengewächse gedeihen außerordentlich gut und üppige Wiesen und Weiden begünstigen eine starke Viehzucht.

Hält man diese reiche Vegetation mit dem langen und strengen Winter zusammen, so ist man geneigt, darüber in Erstaunen zu gerathen. Unter-Canada liegt meist fünf volle Monate (vom Ende Novembers bis gewöhnlich zu Anfang Mais) mehrere Fuß tief unter Schnee vergraben.

Die sonst so angenehmen Ufer des St. Lorenz zwischen Montreal und Quebek gewähren dann einen öden Anblick, und der niedrige Schlittenweg auf dem Strome hin führt den Reisenden in trauriger Einsamkeit fort, da er kaum eine Aussicht bietet; wo aber Höhen, wie bei Quebek, eine solche gewähren, da glaubt man auf unermeßliche, mit Schnee bedeckte Seen zu blicken, denn die geringern Unebenheiten des Bodens, alle Hecken und Gränzen, alles Unterholz sind verschwunden, und nur die Dörfer und einzelne Landhäuser, hier und da der Mast eines auf dem Flusse eingefrornen Schooners, und in der Ferne dunkele Streifen von Tannenwäldern, blicken aus den weißen Flächen hervor. In den Städten wandern die Menschen mit Tuch- und Filzschuhen, mit Galloschen, voller Nägel unter den Sohlen, und mit Stöcken mit eisernen Stacheln auf dem glatten Schnee und Eis umher. Von den ganzen gefiederten Bewohnern des Landes sind nur die Krähe und der kleine Schneevogel, von dem man sagt, daß er von Schnee lebe, weil man nicht einsieht, was er sonst finden kann, geblieben. Die Wasserfälle haben ungeheure Eiskegel gebildet. Und wo nun weiter vom Strome weg die Spuren des Anbaus seltner werden, da gewinnt das Land ein wahrhaft sibirisches Ansehen.

Zu Ende Aprils fängt man in Quebek an, Eis und Schnee vor den Thüren aufzubrechen, und in der ersten Woche des Mais sind die Straßen erträglich gereinigt, nachdem die Fußgänger schlimme Tage überstanden haben, denn während des Fortschaffens des Eises kann kaum von Gehen, sondern nur von Klettern, Waden u. s. w. die Rede sein.

Unterdeß fängt auch die Gegend umher an, ihren Schnee-Mantel mit einem braunen zu vertauschen; doch erhält sich der düstere Eindruck des Winters meist noch den ganzen Mai hindurch. Aber nun — und nur hierdurch wird die reiche Vegetation möglich — folgt beinahe ohne allen Uebergang der Sommer, während dessen fast beständig das schönste Wetter herrscht. In wenigen Tagen ist Alles grün; mäßige, nicht lange anhaltende Regen unterstützen den Wachsthum, und zwischen Aussaat und

Erndte liegen nur zwei bis drei Monate. Im Juli und August ist die Hitze meist überaus drückend, wenn die Luft nicht durch eins der häufigen sehr heftigen Gewitter etwas abgekühlt ist. Daher der außerordentlich große Verbrauch von Eis, durch den die Hitze einigermaßen erträglich gemacht wird. Man sieht es in jeder Form und stets in Ueberfluß. So kömmt Butter kaum anders auf den Tisch, als mit einem dicken Stück Eis darauf, eben solche schwimmen in den Wasserkrügen, und kleinere werden beim Essen auf Tellern herumgereicht. Jeder Landwirth hat seine Eisgrube. —

In den westlichen Gegenden (in Ober=Canada) sind die Winter lange nicht so rauh und anhaltend. Hier liegt der Schnee selten höher als $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß, und gegen Ende des März ist er schon wieder verschwunden; die großen Seen aber bleiben bei der größesten Kälte stets in der Mitte offen, aus welcher dann beständig ein rauchähnlicher Dunst emporsteigt. Hier, in Ober=Canada, werden die Bewohner auch im November durch den sogenannten „indischen Sommer" erfreuet, wo das Wetter, bei einer neblichen, dunstigen Atmosphäre, angenehm, mild und heiter ist, der trockene und sanfte Nebel aber hauptsächlich an dem Horizonte zu ruhen scheint. An den Abenden dieses indischen Sommers geht die Sonne gewöhnlich mit einer purpurnen Röthe unter. Die Temperatur ist während dieser Zeit für die thierische Respiration ungemein angenehm und die gefiederten Schaaren, welche bei dem Herannahen des strengen Winters instinktmäßig die südlichen Gegenden aufsuchen, verweilen dann noch einige Zeit, ehe sie ihre Reise fortsetzen, so daß die Flüsse und Seen von zahllosen Schaaren wilden Geflügels bedeckt sind.

In Bezug auf Gesundheit möchte wohl im Ganzen kein Klima auf der Erde das canadische übertreffen; dafür spricht auch das Aussehen der Landleute und das hohe Alter, das Eingeborne sowohl wie Einwanderer hier meist erreichen.

Die ungemeine Fruchtbarkeit des Bodens und Climas würde aber für die Bewohner nicht halb so nützlich sein, als es der Fall ist, wenn nicht die vielen Seen und Flüsse durch das ganze Land die trefflichsten Handelsstraßen bildeten und den vortheilhaften Absatz der gewonnenen Produkte nach dem Auslande sehr erleichterten. An dem Süden von ganz Ober=Canada ziehen sich, die Gränze gegen die vereinigten Staaten bildend, der Obere=, der Huronen=, der Erie= und der Ontario=See hin, alle mit einander und mit der Umgegend durch viele kleinere Seen und eine Menge Flüsse ver=bunden, und vom Ontario=See aus strömt der St. Lorenz, die Seen mit dem Atlantischen Ocean verbindend, durch ganz Unter=Canada, wobei aus den von ihm entfernten Theilen des Landes eine Menge kleinerer Flüsse, worunter der Ottawa der bedeutendste, sich, und dadurch die Gegenden, aus welchen sie kommen, mit ihm vereinigen.

Die Schiffahrt auf allen diesen Gewässern ist zwar nicht ohne Unterbrechung, denn zahlreiche Wasserfälle und Strömungen hemmen sie häufig, wie zwischen dem Obern- und Huronen-See der 20 Fuß hohe St. Maria-Fall, zwischen dem Erie- und Ontario-See der berühmte, 160 Fuß hohe, Niagara-Fall, der größeste bekannte Wasserfall auf der Erde (dessen Beschreibung und Abbildung wir beim Besprechen der vereinigten Staaten von Nordamerika geben), auf dem Ottawa die Fälle des Alumettes, des Chats und Chaudière, einer der letztern 60 Fuß hoch; man sucht indeß die hieraus erwachsenden Schwierigkeiten so gut zu überwinden, als man kann, und hat noch immer Nutzen genug von der ganzen Wasserverbindung. Auf dem St. Lorenz fährt man vom Ontario-See aus bis Ogdenburg noch mit Dampfschiffen, dann besteigt man lange Boote, die 25 und mehr Personen und deren Gepäck fassen und dabei nur etwa 8 Zoll im Wasser gehen, um durch die **Long Sault Rapids** (Strömungen, deren erste etwa $\frac{1}{4}$ Stunde, die zweite 1 Stunde und die dritte 3—4 Stunden lang ist) zu kommen. Der ganze Weg bis über die letzte hinaus beträgt ungefähr 10 Meilen, die man in 4 Stunden zurücklegen kann, so wird der Nachen vom Strome fortgerissen. Man sieht die Strömungen immer schon in großer Entfernung weißen Schaum emportreiben, gleich den Wellen des Oceans, und wie man sich ihnen nähert, wächst die Schnelligkeit der Fahrt, bis man über drei Meilen in einer Stunde fortgerissen wird. Der Aufruhr der Wellen und die drohenden Felsen, die überall im Wasser emporragen und auf welche die Boote oft hinzuschießen scheinen, ohne Macht ihnen auszuweichen, würden den Reisenden um seine Sicherheit besorgt machen, wenn nicht die Ruhe der Schiffer ihn überzeugte, daß sie oft diese Stellen glücklich durchfahren sind. Bald nachdem man die dritte Strömung zurückgelegt, dehnt sich der Strom, welcher bis hier zwischen 1 und 3 Viertelstunde breit war, zu einem großen See (von St. Francis) aus. Von hier bis zum See St. Louis und dem anstoßenden Dorfe la Chine[5]), bei der Mündung des Ottawa-Flusses vorbei, die das Bild No. 6 darstellt, sind 4 Stunden weit neue Cascaden, bei welchen die Schiffsleute, wenn sie stromanwärts fahren, oft gezwungen sind, den schwersten Theil ihrer Ladung zu Lande fortzuschaffen, obgleich die Fälle nirgends hoch sind und Flöße und Boote, deren man eine eigene Art für diesen Zweck baut, bei geschickter Führung stromabwärts, letztere auch ohne große Last aufwärts, hindurchzukommen vermögen. Solch einen Waarentransport zeigt unser Bild No. 8. Im Ottawa hinauf, bei einigen

---

5) welches seinen Namen von der chimärischen Idee früher (als man noch gänzlich mit dem westlichen Theile des Landes unbekannt war) hierhergekommener Franzosen haben soll, daß der mächtige St. Lorenz eine Verbindung der beiden Weltmeere sei und somit einen neuen Weg nach China darbiete.

der angeführten Strömungen, hat man die Boote noch etwas kleiner und trägt sie, sammt den Waaren, bis zu den Stellen, wo man es wagen kann, sich wieder dem Wasser anzuvertrauen.

Nach und nach entstehen auch Kanäle zur Umgehung der nicht schiffbaren Stellen, wie der 9 engl. Meilen lange nicht weit unterhalb la Chine, wo früher die Fahrt schon wieder durch den Wasserfall von St. Louis unterbrochen wurde, ein anderer, um die Schnellen des Richelieu zu umgehen, der Welland-Kanal, welcher, an den Niagara-Fällen vorbei, den Erie- mit dem Ontario-See verbindet und eine Länge von 41 engl. Meilen hat, und der aus drei Abtheilungen bestehende Granville-Kanal, welcher die Schiffahrtsverbindung des Ottawa zwischen dem Rideau-Kanal und Montreal vervollständigt. Von allen ist der zuletzt erwähnte Rideau-Kanal der wichtigste, ein Bau, dessen Großartigkeit von dem Aufschwung zeugt, den Reiseverkehr und Waarentransport bereits in Ober-Canada genommen, und darauf hindeutet, was aus diesem trefflichen Lande, unter dem Schutze der, alle Handelsinteressen sorgsam fördernden englischen Regierung, noch werden dürfte. Wir haben eine Ansicht davon zum Mittelbilde unsrer Tafel gewählt. Auf einer Ausdehnung von 132 engl. Meilen stellt er eine Wasserverbindung zwischen Kingston am Ontario-See und dem Ottawa-Fluß her, durch die es nicht allein möglich wird, die Produkte des äußerst fruchtbaren Landes am obern Theile dieses Flusses nach Neujork, Pensilvanien und Ohio abzusetzen, sondern auch beim Transport der Erzeugnisse Ober-Canadas nach Montreal und Quebek, und von Waaren aus diesen Städten nach Ober-Canada, die vorhin beschriebenen Fälle des St. Lorenz, wenn auch auf einem Umwege, zu umgehen. Noch mehrere andere Kanäle sind jetzt in Ausführung begriffen, und bald wird ganz Ober-Canada von solchen durchschnitten sein, wenn man nicht etwa anfängt Eisenbahnen zu bauen.

Bei den Vortheilen, welche die Ansiedelung in Canada tüchtigen Landwirthen bietet, wozu auch die Wohlfeilheit des Grundbesitzes[6]) und die Freiheit von allen directen Steuern beiträgt, ist es nicht zu verwundern, wenn die Zahl der Einwanderer immer wächst, trotz der Beschwerden, welche der erste Anbau mit sich führt, auf die das Bild No. 7 hindeutet. Man

6) Früher erhielt jeder Ansiedler 200 Acres Land umsonst, nur gegen einen geringen jährlichen Lehnszins; seit 1826 wird zwar der Boden, je nach der Güte und Lage, zu 2½ bis 5 Dollars für den Acre verkauft, der Preis kann aber in fünf jährlichen Terminen gezahlt werden, auch kann man noch immer Strecken von 100—1200 Acres umsonst haben, wenn die Regierung überzeugt ist, daß man sowohl die Mittel als den Vorsatz hat, in den Anbau derselben ein ihrem halben Werthe gleichkommendes Capital zu verwenden, oder, wenn die Besitzung nicht 200 Acres übersteigt, wenigstens selbst darauf zu wohnen und sie zu verbessern.

geht dabei so zu Werke: das einfache Blockhaus wird in wenig Tagen erbaut, zunächst ein Stück Kartoffel- und Ackerland urbar gemacht, wobei die abgehauenen Bäume meist verbrannt und die Wurzeln dann, je nachdem sie hinderlich, zum Theil ausgerodet werden, zum Theil der Fäulniß überlassen. Bei diesen Arbeiten helfen die Nachbarn, man muß dafür aber auch wieder Andern behülflich sein, denn bei jedem Bau oder dergl. werden in den weniger bewohnten Gegenden alle Nachbarn zusammengerufen, was man „einen Bee (Bi) halten" nennt. Die Arbeit wird dabei mit Thätigkeit und froher Laune vollbracht und der Tag schließt mit Tanz und anderer Kurzweil. Hierauf wird das Land etwas aufgerissen, nicht gepflügt, und Saame ausgestreut, der, trotz dieser wenigen Sorgfalt, eine reiche Erndte bringt, da in dem nie vom Pfluge berührten Boden eine ungeheure Fruchtbarkeit steckt.

Die wichtigsten Städte in Canada sind Quebek und Montreal, jene der Sitz des Gouverneurs und eines kathol. Bischofs und das Hauptbollwerk des Landes, dieses die bedeutendste Handelsstadt, wiewohl auch Quebek sehr ausgebreiteten Handel treibt. Wir geben in dem Bilde No. 1 einen Theil der Aussicht von der äußerst festen Citadelle, welche über der letztern Stadt liegt. Man sieht den St. Lorenz, der von Schiffen belebt, 5 bis 6 engl. Meilen breit und von der Insel Orleans in zwei Arme getheilt ist, hinab, bis wo er sich zwischen den bewaldeten Bergen verliert. Auf dem jenseitigen, dem nördlichen Ufer, liegen weithin Dörfer so dicht aneinander, daß sie nur ein einziges zu sein scheinen. Die ganze Gegend um Quebek herum ist in Bezug auf malerische Schönheit eine der begünstigsten der Erde, um so unfreundlicher aber das Innere der zwischen die Felsen der Citadelle und den Strom eingeklemmten Stadt.

Besser gebauet ist Montreal, das meist breite, schöne Straßen hat. Die im J. 1829 vollendete katholische Kathedrale, von der wir auf No. 2 eine Abbildung geben, ist die schönste und größeste Kirche im brit. Nordamerika. Drei Viertel der Bevölkerung ist katholisch. Die Priester, denen die Insel gehört, auf welcher die Stadt, von ihnen gegründet, liegt, sind sehr reich, obgleich ihre Wohlthätigkeit große Summen aufzehrt. Unsern jüngern Freunden würden die Hundefuhrwerke, denen man überall in der Stadt begegnet, und die vielen „Caleschen" aus dem vorigen Jahrhundert, von denen gewiß viele einmal in England abgedankt und hierher geschafft sind, Freude machen, wie die Indianer, die in großer Anzahl immer auf der Straße herumziehen, Mocassins zum Kauf ausbietend. Ganz in der Nähe am Flusse findet man sogar welche in Wigwams (ihren eigenthümlichen Hütten) mit birkenen Canoes (Kähnen) daneben. (S. Abbild. No. 5). Zu diesen, von der Habsucht und Gewissenlosigkeit der Europäer überall in das innere, unzugänglichere Land zurückgedrängten und verderbten Urbewohnern Canadas und der vereinigten Staaten kommen wir bei der Schilderung der letztern zurück.

Brasilien.

In diesem Lande betreten wir eines der fruchtbarsten und gesündesten, eines der kulturfähigsten der Erde, das, wenn einst die Hindernisse, die sich seinem Anbau entgegenstellen, wiewohl jetzt schon in etwas geringerem Grade als früher, verschwunden sein werden, noch vielen Millionen von Familien gegen geringe Anstrengung reichlichen Unterhalt und in seiner schönen Natur ein genußreiches Leben bieten kann.

In den, meist niedrigen, südöstlichen Küstengegenden am atlantischen Meere, von welchen aus sich Urwälder voll der üppigsten Vegetation 30 bis 40 Meilen weit in das Land hineinziehen, bis hinauf zur Höhe der mäßigen Bergrücken, die dort hinlaufen, ist die Luft zwar heiß, doch nicht ungesund, denn die Winde, sowohl vom Gebirge als vom Meere her, kühlen sie ab, und selbst wenn die Sonne gerade über jenen Gegenden steht, ist die Hitze selten drückend. Besonders an der sogenannten Südküste, von Cap Frio bis an die südlichste Spitze von Brasilien, ist das Klima gemäßigt und angenehm, so daß der Bewohner des mittlern Europa in der Provinz S. Paulo die Luft seines Vaterlandes wieder zu finden glaubt. Heißer sind die nordöstlichen Küstengegenden, die zum Theil unter dem Aequator liegen, aber ein ziemlich regelmäßiger Wechsel der Witterung den ganzen Tag über und ein starker Thau in der Nacht läßt der Hitze nur so viel Gewalt, als nöthig ist, die üppigste Fruchtbarkeit zu erzeugen, nicht genug, um, wie in den Wüsten Afrikas, sie zu zerstören. Und dieser Wechsel der Witterung und diese Fruchtbarkeit geben der Natur dort einen Reiz, wie sie ihn vielleicht sonst nirgends hat. Hören wir nur, wie der geistreiche Martius einen Tag in jenen Gegenden (in Parā) schildert!

Um sieben Uhr, sagt er, beginnt der Thau zu schwinden, der Landwind läßt etwas nach, schon wird die zunehmende Wärme bemerklich. Die Sonne steigt schnell und senkrecht am klaren und durchsichtigen blauen Himmel auf, in welchem alle Dünste gleichmäßig aufgelöst sind, bis sich späterhin, niedrig am westlichen Horizonte, kleine weißflockige Wolken bilden; diese spitzen sich gegen das Tagsgestirn zu, und verlängern sich allmälig weithin am Firmamente. Um die neunte Stunde wird die Wiese ganz

trocken; der Wald steht im Glanze seiner Lorbeerblätter; andere Blüthen entfalten sich, andere hat die schnellere Entwickelung bereits hinweggerafft. Noch eine Stunde später, und die Wolken wölben sich hoch auf, sie gestalten sich zu breiten dichteren Massen und ziehen bisweilen verdunkelnd und kühlend unter der Sonne hin, die in leuchtender Fülle die Landschaft beherrschet. Goldbeschwingte Käfer und Kolibri's schwirren lustig näher; ein lebendiges Farbenspiel, gaukeln bunte Schmetterlinge und Libellen am Ufer durch einander; die Wege wimmeln von Ameisen, die in ausgedehnten Zügen Blätter zu ihren Bauwerken schleppen. Aber auch die trägern Thiere empfinden den Sonnenreiz: das Krokodil steigt vom Schlamme des untern Ufers weiter herauf, und lagert sich in den heißen Sand; Schildkröten und Eidechsen werden aus ihren feuchten Schatten hervorgelockt; buntschillernde und düsterfarbige Schlangen schleichen in die warm beleuchteten Fußwege. Die Wolken senken sich tief, sie sondern sich schichtenweise ab, immer schwerer, dichter, düsterer, umhüllen sie bläulichgrau den Horizont; gegen den Zenith thürmen sie sich an zu hellern, weitverbreiteten Massen, ein Abbild riesiger Gebirge in der Luft. Auf einmal überzieht sich der Himmel; nur hie und da blickt noch die tiefe Bläue zwischen durch; die Sonne verbirgt sich, aber um so heißer liegt die Glut der Luft auf der Landschaft.

Mittag ist vorüber; trüb, schwer, melancholisch hängt diese Stunde über die Natur; immer tiefer greift die Spannung, und das Weh ist da, welches die Lust des Tages gezeugt hat. Hunger und Durst jagen die Thiere umher; nur die ruhigen, die trägen, in die Schatten des Waldes geflüchteten ahnen Nichts von der gewaltigen Krise der Natur. Aber sie kommt: schon erkältet sich die Luft; die Winde fahren wild gegen einander; sie wühlen den Wald auf, und dann das Meer, das immer schwärzer einherwogt, und die Flüsse, die dunkler und, vom Winde übertönt, lautlos dahin zu fließen scheinen. Der Sturm ist da! — Zwei=, dreimal reißt ein fahler Blitz durch die Wolken; zwei=, dreimal rollt der Donner, rollt langsam, ruhig, erbebend; Tropfen fallen. — Die Pflanzen athmen aus der Ermattung neu auf; ein neuer Donner, und — nicht Regen, Wasserströme gießt nun der erschütterte Himmel aus. Der Wald ersenfzt; das lispelnde Plätschern der bewegten Blätter wächst zum Rauschen an, zum weithin tönenden dumpfen Getrommel. Blumen schwanken, Blätter fallen, zerrissene Aeste, morsche Stämme stürzen; mit Gewalt nimmt der Orkan den letzten Reiz der Zartheit von den niedergedrückten Pflanzengeschlechtern. — Auch die Thierwelt hat diese furchtbare Stunde ergriffen: verstummt, entsetzt flattert das Gefieder des Waldes am Boden; zitternd suchen die zahllosen Geschlechter der Insekten unter Blättern, an Stämmen Schutz; von Krieg und Mord

abgemahnt läßt das Säugethier nach in der Verfolgung; nur die kaltblütigen Amphibien freuen sich der herabstürzenden Fluth, und tausendstimmig singen die Chöre der Frösche und Unken aus den feuchten Wiesen auf. In Bächen rauscht das trübe Wasser durch die engen Waldwege dem Strome zu, oder ergießt sich in die Risse des Bodens. Mehr und mehr nimmt dabei die Temperatur der Luft ab, die Wolken entleeren sich allmälig, — aber nur noch kurze Zeit, und der Sturm ist vorüber.

In verjüngtem Glanze tritt die Sonne aus lang gedehnten Wolkenschichten hervor, die mehr und mehr auseinander ziehen, nach Süden und Norden sich senken, und wie am Morgen in dünnen, leichten Gestalten den azurnen Grund des Firmaments umsäumen. Schon lächelt der Himmel aus tiefblauem Auge die Erde wieder an, und bald hat sie den Schreck vergessen. Eine Stunde länger, und keine Spur des Sturms ist mehr vorhanden; in neuer Frische, vom warmen Sonnenstrahl abgetrocknet, stehen die Pflanzen, und das Thier bewegt sich wieder nach alter Weise, den angestammten Trieben Folge leistend. So zieht der Abend heran, und neue Wolken erscheinen zwischen den weißen Flocken am Horizonte; sie führen bald einen violetten, bald einen fahlgelben Schein in die Landschaft ein, der harmonisch den Hintergrund der hohen Waldung, den Strom und das Meer verbindet. Die Sonne sinkt, und tritt, umgeben vom buntesten Farbenschmelze, aus dem westlichen Thore des Firmaments. Mit ihr verschwinden die unruhigen Bewegungen der Thierwelt, welche nun, stille werdend, sich der nächtlichen Ruhe überläßt. Noch schimmern einzelne Lichtblicke im Abglanz der untergegangenen Sonne um die Firsten, da steigt in stiller Kühle, ruhig, mild und geisterhaft, der silberweiße Mond über den dunkeln Wald hervor, und in neue, weichere Formen verschmelzen sich die Gestalten.

In gleicher Folge, wie dieß allgemeine Bild sie schildert, treten hier in Pará von Tag zu Tage, wenigstens einen großen Theil des Jahres hindurch, dieselben Naturphänomene auf. Mit gesetzmäßiger Herrlichkeit bringt jede Stunde dieselben Spannungen, dieselben Nachlässe der Naturkräfte. Der schroffe Gegensatz der Jahreszeiten ist in dieser glücklichen Weltbreite verlöscht; kaum merklich unterscheiden sie sich durch Tageslänge. Trockene und feuchte Jahreszeit (Sommer und Winter) treten einander kaum gegenüber, da fast jeder Tag in Sonnenschein und Regen wechselt, ja, gewissermaßen verkündigen sich nur Frühling und Herbst durch die Perioden der Vegetation. Diese aber, hier durch ihre wahren Lebenselemente, Wärme und Feuchtigkeit, begünstigt, erhebt sich in vollster Majestät, und bedeckt vom Ufer der Gewässer an alles Land in dichtester Fülle mit immergrünem Laube. Viele Pflanzen sind öfter als einmal im Jahre mit Blüthen bedeckt;

manche vergegenwärtigen die Zeit des Frühlings, andere gleichzeitig die des Herbstes; doch möchte die Mehrzahl in den Monaten November bis März ihre Blüthen entfalten und vom Juni bis September ihre Früchte reifen. Jener Stillstand aber, welcher während des nordischen Herbstes und Winters den Wald seines Laubes entkleidet, wird hier niemals beobachtet; mag auch ein Baum auf einmal des alternden Blätterschmuckes beraubt werden, so wird er doch dadurch nicht kahl, denn neue Knospen ersetzen augenblicklich den eingetretenen Verlust. Einem so unendlichen Lebenstriebe entspricht auch die Fülle und Pracht der Früchte, und man kennt in dieser glücklichen Breite nur dem Namen nach Mißwachs und Mangel.

Im Innern des Landes sind zum Theil wieder üppige Waldungen an zahlreichen großen Strömen hin, am Marañon, Madeira u. s. w., theils ungeheure Grasflächen (die Pampas) am Paraguay und Parana, theils weite hügelige Hochebenen, wo Gras mit Wald abwechselt (Campos), von spärlicherer Fruchtbarkeit, aber desto gesünderer Lage, theils endlich quellenreiche Gebirge; also herrscht natürlich auch hier ein Klima, das von dem afrikanischen unter gleichen Breitegraden durch Feuchtigkeit und Kühlung weit verschieden ist, und selbst die Llanos (Steppen) westlich vom Orinoko, die sich bis über die Nordgränze von Brasilien herunter erstrecken, und wie die Wüste Zaara im heißen Erdgürtel liegen, erscheinen, da sie periodisch durch Regengüsse getränkt werden, wenigstens in der Hälfte des Jahres als — oft üppige — Grasfluren, so daß man sie mit Fug und Recht, wie jene Wüste ein Sandmeer, so ein Grasmeer nennen kann. Auch von Bäumen sind diese Steppen nicht ganz leer: hier und da findet man die Fächerpalme (Mauritia), vielleicht eins der wohlthätigsten Geschenke der Pflanzenwelt, das fast ganz allein am Ausflusse des Orinoko die unbezwungene Nation der Guaraunen ernährt und erhält [1]).

1) Diese weben aus den Blattstielen der Mauritia Hängematten, welche sie künstlich von Stamm zu Stamm spannen, um, während in der Regenzeit die von ihnen bewohnte Gegend überschwemmt ist, nach Art der Affen auf den Bäumen zu leben. Aus dem Safte der Mauritia aber bereiten sie durch Gährung ihren süßen und berauschenden Palmwein, aus dem Marke ein sagoartiges Mehl, und vor allem dienen die röthlichen, schuppigen Früchte, Tannenzapfen gleichend, welche in großen Trauben von dem Gipfel der Palme herabhängen, ihnen zur Nahrung. Der ganze nördliche Theil von Südamerika scheint mit diesem herrlichen Baume beschenkt zu sein. Er bildet an feuchten Orten schöne Gruppen von frischem, glänzenden Grün. Namentlich im nördlichen Brasilien tritt er so gesellig auf, daß, wie Martius sagt, die hohen geraden Stämme oft wie Palisaden einer Riesenfestung neben einander stehen. (Auf unsrer 8. Abbildung sieht ganz links eine solche Palme aus weiter Enfernung über das Gebüsch hervor.)

Bei solchem Klima und auf solchem Boden entwickelt sich denn in Brasilien Alles, was nur die Tropenwelt Amerikas Großes und Schönes aus dem Pflanzen- wie aus dem Thierreiche hat, in größter Vollkommenheit und Mannigfaltigkeit. Es bietet die herrlichsten Bau-, Tischler- und Farbehölzer (unter welchen letztern das Pernambuk- oder Brasilienholz, von dessen glühendrother Farbe das Land seinen Namen erhalten haben soll[1]) obenan steht,) die ausgesuchtesten Früchte, besonders Ananas, Melonen, Feigen, Granaten und Pfirschen, die amerikanischen, und in den gemäßigten Theilen auch die europäischen Getreidearten, Maniok, Yams, Bananen, Bataten, Wein, Kakae, Kaffee, Vanille, Zuckerrohr, Piment, Baumwolle, Tabak, und mehrere Arzneipflanzen, wie Ipekakuanha, Jalape, China u. s. w. Von nutzbaren Thieren aber ist Wildpret aller Art in Menge vorhanden, die Luft erfüllt das buntfarbigste Gefieder, das Meer und die Flüsse wimmeln von Fischen, die Biene, der Seidenwurm, die Kochenille gedeihen vortrefflich und die eingeführten europäischen Hausthiere haben sich in unglaublicher Menge vermehrt.

Neben diesen Vorzügen hat Brasilien auch noch im Innern seiner Gebirge — wie es scheint ungeheure — Reichthümer von edlen Metallen und endlich die trefflichste Lage für den Handel. Mehr als 900 Meilen seiner Gränzen werden vom atlantischen Meere bespült, und herrliche tiefe Baien, gegen die Wuth der Wellen und die Gewalt der Strömungen durch einen, hier und dort unterbrochenen, Felsenwall geschützt, der sich fast längs der ganzen Küste unter dem Meere hinzieht, bieten an vielen Punkten sichere Häfen, während eine außerordentliche Menge Flüsse und Ströme alle Theile des innern Landes mit dem Ocean in Verbindung setzen.

Welch eine zahlreiche Bevölkerung könnte ein solches Land aufnehmen, wie könnten hier Handel und Gewerbe blühen! Aber nichts von alle dem! Selbst an der ganzen Meeresküste hin findet man außer den wenigen größern Städten nur ganz kleine Ortschaften (Aldeas), und auch diese selten; sondern meist nur einzelne Ansiedelungen (Fazendas, oder Haziendas), und von da an, wo die Wälder beginnen, hören die Wohnsitze cultivirter Menschen fast ganz auf; nur an den Flüssen hin, die hier die einzigen Wege bilden, erblickt man außer den wenigen, oft hundert und mehr Meilen von einander entfernten Ortschaften, welche unsre Karten zeigen, nur hier und da noch eine Fazenda, wo die Bäume umgehauen und verbrannt, und in die Asche Maniokwurzeln und andere Pflanzen gesäet sind. Was aber eine solche abgelegene Fazenda zu bedeuten hat, kann uns folgende Erzählung Humboldts zeigen, die sich zwar auf eine Ansiedelung am Orinoko, also über die Nord-

---

1) Brazas ist das portugies. Wort für Feuersgluth.

gränz von Brasilien hinaus, bezieht, doch auf viele am Marañon und seinen Nebenflüssen eben so gut paßt.

„Wir brachten —“ schreibt dieser berühmte Besucher Amerikas — die Nacht wie gewöhnlich unter freiem Himmel zu, obgleich in der Nähe einer Pflanzung, deren Besitzer sich mit der Tigerjagd beschäftigte. Dieser ging beinahe nackt und war so schwarzbraun wie ein Sambo, zählte sich aber doch zu der Klasse der Weißen. Er rief seine Frau und Tochter, Dona Isabella und Dona Manuela herbei, die eben so nackt einhergingen, als er. Demohngeachtet versicherte er, als ich eine mitgebrachte Chiguire wollte braten lassen, **nos otros cavalleros blancos** (weiße Leute von Stande, wie er und wir) seien nicht gemacht, dieses indische Wild zu speisen, und bot uns dagegen einen Hirsch an, den er des Tages vorher mit einem Pfeile erlegt hatte, denn er besaß weder Pulver noch Feuergewehr.

Wir vermutheten, daß uns ein kleines Gehölz von Pisangbäumen seine Wohnung und seine Pflanzung verdecke; allein der auf seinen Adel und seine weiße Hautfarbe so stolze Mensch hatte sich nicht einmal die Mühe gegeben, eine Hütte von Palmblättern zu bauen. Er lud uns ein, unsere Hangmatten neben der seinigen zwischen zwei Bäumen aufzuhängen, und versicherte uns mit stolzer Miene, wir würden ihn, wenn wir zur Regenzeit den Fluß aufwärts reisten, unter einem Dache treffen. Wir hatten aber bald Ursache, uns über eine Philosophie zu beklagen, welche die Faulheit begünstigt und den Menschen gleichgültig gegen alle Bequemlichkeiten des Lebens macht. Nach Mitternacht erhob sich nämlich ein wüthender Sturm, Blitze zuckten durch die Wolken, der Donner brüllte, und wir wurden bis auf die Haut durchnäßt. Während es aber stromweis in unsere Hangmatten und auf unsere Instrumente regnete, wünschte uns Don Ignacio wegen unseres Schicksals Glück, daß wir uns nicht auf offenem Felde, sondern auf seiner Pflanzung unter Weißen und Leuten von Stande befänden. Durchnäßt, wie wir waren, hatten wir Mühe, uns von der Annehmlichkeit unsrer Lage zu überzeugen, und wir hörten mit Ungeduld die lange Erzählung unseres Wirths von einer nach Rio-Meta gemachten Expedition an, von seinem blutigen Kampfe mit Guahibos-Indianern und dem Dienste, den er Gott und seinem Könige dadurch erzeigt, daß er den Eltern ihre Kinder geraubt und sie in die Missionshäuser geschickt habe.“

So erbärmlich lebt hier noch sogar der mit europäischen Bedürfnissen bekannte Mensch inmitten der reichsten Natur, umgeben von einer Fruchtbarkeit, der Nichts in Europa, oder selbst in Asien, gleichkömmt, die den Wald zu einem fast undurchdringlichen Gewebe von Pflanzen gestaltet.

Voll der höchsten Verwunderung betrachtet der bei den brasilischen

Urwäldern angekommene Europäer die ungeheure Höhe der Bäume, ihre große Mannigfaltigkeit (denn nur selten stehen viele einer Art neben einander) und unglaubliche Gedrängtheit; das undurchdringliche Dunkel, das selbst beim hellsten Tageslichte an den meisten Stellen herrscht; die unzähligen buntgefiederten Vögel, vorzüglich Papageien, welche die Luft mit ihrem Geschrei erfüllen; die Menge von Affen, von Schlangen und andern Amphibien, welche hier hausen, — voll Erstaunen die gewaltigen Schlingpflanzen, die Lianen, die riesenartigen Farrenkräuter und Gräser, auf deren Anblick Nichts von alle dem, was er in seinem Vaterlande gesehen, ihn hat vorbereiten können. Denn was sind unser rankender Hopfen, unsre Weinrebe, unsre höchsten Gräser gegen diese Pflanzengestalten in der amerikanischen Tropenwelt!

Hier sieht man blattlose Seile — Bauhinien — oft von 40 Fuß Länge, einfach oder über einander gedreht, wie Schiffstaue von den Stämmen und Aesten der Bäume nach dem Boden hin ausgespannt und da festgewurzelt; dort andere, dünnere herabhängen, die den Grund noch nicht erreicht haben und zwischen dem bewegten Laube hin und her schwanken. Wieder andere Arten von Schlingpflanzen, gewissermaßen selbst zu Bäumen erwachsen, ja oft gewaltiger als letztere, sowohl an Masse wie an Bildungstrieb, treten als gefährliche Feinde derselben auf. Eng haben sie den saftigen Lorbeerbaum oder die ungeheure Bertholletia umgürtet, und indem sie sich von Jahr zu Jahr weiter ausbreiten, drohen sie die Wege des Lebenssaftes zu hemmen und ihre anfänglichen Stützen endlich zu tödten. Vielen ist dies bereits gelungen: die überwundenen Stämme, von rascher Fäulniß ergriffen, sind gebrochen und stehen nun, oder hängen vielmehr, von den Schlingpflanzen gehalten, abenteuerlich da. Die erregte Phantasie erblickt in solchen Ausgeburten des vegetabilischen Bildungstriebes bald riesenhafte Schlangen, bald andere gefräßige Ungeheuer, in diese schauervolle Einsamkeit gebannt; und in der That, keine Gattung scheint so sehr von der friedfertigen Weise des Pflanzenreiches abzuweichen, als diese tödtlichen Lianen. Anfänglich wachsen sie als schwache Gesträuche gerade empor, sobald sie aber an einem Baume eine Stütze erreicht haben, verlassen sie den ursprünglichen Weg der Ernährung und werden Schmarotzer (Parasiten), die sich, unmittelbar über die Oberfläche des gefundenen fremden Stammes sich ausbreitend und nach ihr sich gestaltend, fortan vorzugsweise von diesem, und endlich fast gar nicht mehr durch die eigene Wurzel ernähren. Wenn sonst die naturgemäße Entwickelung eines Stammes erheischt, daß er sich nach allen Richtungen gleichmäßig in die Dicke ausdehnt, so wohnt den Stämmen der Lianen der sonderbare Trieb inne, überall da, wo sie durch Berührung ge-

reizt werden, sich der Rinde zu entledigen und sich über den fremdartigen Körper nach und nach gleichmäßig, wie eine Flüssigkeit, auszubreiten. So verfließen allmälig sogar die einzelnen Aeste der Lianen mit einander. Dazwischen senden sie neue Wurzeln (Luftwurzeln) herab zur Erde, und so gewinnt dieses zähe, lebenskräftige Geschlecht, zum Verderben der Nachbaren, immer neue Ausdehnung und Stärke. Große Blumen von üppiger Färbung und glänzendes, saftiggrünes Laub erhöhen bei vielen solchen Gewächsen die Eigenthümlichkeit, und wo sie, zu Massen ausgebildet, andern Stämmen und Baumkronen gleichsam einen fremden Baumschlag einimpfen, sind sie von um so mächtigerem Einfluß auf den Anblick des tropischen Waldes, dem sie dadurch für den Europäer nur noch einen Reiz mehr geben, daß sie sich der genauen Kenntniß der Botaniker zum Theil fast gänzlich entziehen, indem ihre Verschlingung zwischen dem benachbarten Laubwerke sehr häufig ganz unmöglich macht, die einzelnen Bildungen zu entwirren und zu unterscheiden. Denn hat die Liane in schwindelnder Höhe, unter der Krone eines mächtigen Baumes, ihre Blüthen und Blätter entfaltet — was der Reisende oft nur durch die Luchsaugen des begleitenden Indianers entdeckt — so gibt es kein Mittel, sie näher zu betrachten, da selbst der kühnste Sohn der Wildniß ihre bösen Ausdünstungen und scharfen, betäubenden Säfte allzusehr fürchtet, als daß er an ihr emporklimmen möchte, wie er nach dem Beispiele des seinen Raub verfolgenden oder einer Gefahr entfliehenden Jaguars sehr leicht könnte; die benachbarten Bäume aber starren von Stacheln, oder wimmeln von Ameisen, deren bösartigen Bissen Geschwulst und Fieber folgen. Und versucht man, die Ranken herabzureißen, so erfährt man bald, wie eitel hier jede Anstrengung, denn in ungeheurer Ausdehnung hat sich das wuchernde Buschtau durch die benachbarten Wipfel verschlungen und das gespannte Laubgewölbe wird auch von vieler Menschen Gewalt kaum in Bewegung gesetzt. Selbst die Wuth des Orkans versucht sich vergebens an diesem dicht verbundenen Blätterbaue.

In ähnlicher Art verhalten sich die brasilianischen Farrenkräuter und Gräser zu unsern nur wenig Fuß hohen und alljährlich ganz, oder doch wenigstens in ihren über der Erde befindlichen Theilen, absterbenden. Im tropischen Amerika erweckt eine kräftige Sonne die Wedel und Halme zu baumartigen Wuchse und erhebt sie zur kaum glaublich und möglich scheinenden Aehnlichkeit mit den schlanken, himmelanstrebenden Palmen. Baumartige Farren (s. auf der 8. u. 10. Abbild.) an feuchten und schattigen Standorten erreichen oft eine Höhe von 35 Fuß; auf dem Gipfel einer hochstämmigen, schlanken Art, welche meist in Gesellschaft des wohlthätigen Baumes, der die heilende Fieberrinde darbietet (Cinchona) gefunden werden,

entspringen gefiederte, oft 8—9 Fuß lange Wedel, die bei ihrer außerordentlichen Zartheit durch den leisesten Wind in beständiges Erzittern gesetzt werden.

Zu noch bedeutenderer Höhe, selbst über unsre Erlen und Eichen, erheben sich die Gräser und die Bambusgebüsche unter dem Einflusse des Tropenhimmels. Die hellgrünen oder fast weißen Grasschafte, vom Ansatze der Blätter geringelt, erhalten bisweilen die Dicke eines Mannsschenkels und ihr Holz wird fest und dicht, wie das unsrer Bäume. Sie lassen sich zu Pfosten und Dachsparren verwenden; nach Durchbohrung der dünnen darin befindlichen Querscheidewände als Röhren zu unterirdischen Wasserleitungen eingegraben dauern sie viele Jahre lang aus. Diese Riesengräser verwachsen durch ihre dicht in Quirlen stehenden, zuweilen zu Stacheln verkümmerten Aeste zu undurchdringlichen Gebüschen, welche Onzen und andere Raubthiere zu schützendem Aufenthalte wählen, und mit welchen auch nicht selten die Indianer ihre einzelnen Hütten, wie mit einem vegetabilischen Walle, zur Sicherung gegen feindliche Ueberfälle umgeben.

Freilich fehlt es auch für jetzt in diesen üppigen Waldungen nicht an mannichfaltigen Schrecknissen und Gefahren, und besonders ist das Land zwischen dem Orinoko und Marañon eine schaudervolle Wildniß, wo mächtige Granitmassen schäumende Flüsse einengen, Berg und Wald wiederhallen von dem Donner der stürzenden Wasser, von dem Gebrüll des Jaguar; wo auf Sandbänken in den seichten Strömen ungeschlachte Krokodile mit offenen Rachen, bewegungslos wie Felsstücke, auf Beute harren, während am Ufer die Boaschlange lauert, zusammengerollt, den Schwanz um einen Baumast gewunden, um, schnell hervorschießend, in der Fuhrt den jungen Stier, oder das schwächere Wildpret zu ergreifen, das sie dann, in Geifer gehüllt, mühsam durch den schwellenden Hals zwängt. Aber die meisten dieser Schrecknisse würden vor wachsender Bevölkerung und vor ordentlichem Anbau des Landes dahinschwinden, denen auch die gefährlichsten Feinde der jetzigen Bewohner der Wald-Fazendas, die unabhängigen, in den Urwäldern und den offenen Gegenden in denselben hausenden kupferbraunen **Indianer**, entweder weichen oder beitreten müßten.

Bis jetzt hat man nur einen Theil derjenigen Indianer, welche sich noch an der Küste und in der Nähe der Bergwerksdistrikte und der Städte aufhalten, an etwas Ackerbau gewöhnt und hin und wieder haben sie kleine Dörfer gebildet; die bei weitem größere Zahl lebt noch in wildem Zustande, und zwar in einer fast gänzlichen Erstarrung der Seelenkräfte, meist gefräßig wie die Thiere und kaum eines andern Gedankens fähig, als wie sie sich Lebensmittel verschaffen können, fast allein von Jagd und Fischfang, die sie trefflich verstehen, und von Beraubung der europäischen Bevölkerung

des Landes, obgleich sie im Ganzen mit derselben in Frieden leben. Schon an vielen Punkten der Küste, vorzüglich aber in den Wäldern, ist es deshalb nicht rathsam, anders als wohlbewaffnet und in gehöriger Anzahl zu reisen. Wie weit die Gefahr geht, welcher die Europäer durch diese Indianer ausgesetzt sind, zeigt das Schicksal der reichen Stadt Pará, die im Jahr 1836 von denselben überfallen, ausgeplündert und fast ein Jahr lang behauptet wurde. Auch unter sich leben sie häufig in blutigen Fehden, wobei mehrere Stämme noch jetzt das Fleisch ihrer getödteten Feinde verzehren, was früher wahrscheinlich alle gethan haben; und selbst bei kleinen Zwistigkeiten treten schon ihre wilden Sitten in heftigen Zweikämpfen hervor, zu welchen die Weiber sich der Nägel und Zähne bedienen.

In den Küstengegenden sind die Botocuden die zahlreichsten, die am besten und kräftigsten gebauten und die wildesten, — oder haben sie in letztern Eigenschaften vor allen Stämmen, auch im Innern, so viel voraus, daß dadurch eben sie sich fester als die übrigen in der Nachbarschaft der Europäer halten konnten? Sie zeichnen sich schon beim ersten Anblick vor allen andern Stämmen durch die entstellende Zierde der Unterlippe und der Ohrlappen aus, in welche Theile des Kopfes sie, nachdem dieselben schon in früher Jugend durchbohrt sind, nach und nach immer größere Pflöcke eines leichten Holzes zwängen, so daß manche in der Unterlippe Pflöcke von mehr als 4 Zoll Durchmesser tragen, wodurch die untern Vorderzähne meist ganz verdrängt werden und ausfallen. Von der einheimischen Benennung dieser Pflöcke (Botoque) haben sie auch ihren Namen erhalten.

Jenseits der Urwälder endlich wird in den Campos und in den Pampas, die sich über Brasiliens südwestliche Gränze in die Staaten von Paraguay und La Plata hinziehen, zwar ziemlich starke Viehzucht getrieben, aber in einer Art, daß man sie kaum eine Benutzung des ergiebigen Bodens nennen kann. Ungeheure Heerden Rinder und Pferde, von nur wenigen und halbwilden Hirten bewacht, zum Theil sogar ganz herrenlos, streifen hier umher, von denen aus Mangel an Salz, das gleichwohl an Brasiliens Küste in ungleich größerer Menge gewonnen werden könnte, als zum Bedarf des Landes nöthig, aus Mangel an Menschen zum Verzehren und zur Arbeit und an Wagen zur Fortschaffung nach den entfernten Städten, fast nichts weiter benutzt wird, als die Felle. Zeigt sich Gelegenheit, eine Partie Häute nach einer Stadt abzusetzen, so fangen die berittenen Hirten mit einer Schlinge von geflochtenem Leder (Laço) die nöthigen Rinder zum Schlachten ein. Das Fleisch hat äußerst wenig Werth; zum Theil schneidet man es in fingerdicke Riemen, die zur Aufbewahrung an der Sonne getrocknet werden, aber in diesem Zustande, ohne Salz, ein höchst elendes Essen geben; zum

Theil überläßt man es noch immer Raubthieren, denen sonst, als die Heerden noch viel größer und der Hirten noch weniger waren, denn jetzt, als der Eigenthümer von 50,000 Rindern und 3 bis 4000 Pferden noch keineswegs unter die reichen Viehzüchter gezählt wurde, fast Alles zu Gute kam, und die sich deshalb damals in ungeheurer Menge in den Pampas aufhielten[1]). Das häufige Hinwegsterben von Tausenden von Stieren und Pferden aus Mangel an Wasser bei trockener Witterung durch irgend eine Vorsorge zu verhüten, dazu ist man noch nicht gelangt.

Nur in verhältnißmäßig kleinen Districten des Landes wird sein Reichthum besser benutzt. Da wird, besonders in feuchten Niederungen, aber auch in höhern, trocknern Lagen, die Baumwollenstaude gebauet (die beste Art in der Provinz Maranhao), eine der nützlichsten Pflanzen auf der Erde, deren jetziger jährlicher Ertrag an rohem Stoffe in der alten und neuen Welt zusammen auf 500 Millionen Thaler geschätzt werden kann, ein Werth, der durch Verarbeitung zu ungeheurer Höhe, in einzelnen Fällen bis zum zehnfachen Betrage, steigt. Sie gibt nach unglaublich schnellem Wachsthume 12, 15 ja 20 Jahre lang, wenn sie einmal erstarkt ist, jährlich zwei Erndten, die reichsten, wenn die obersten Mitteltriebe fleißig abgebrochen werden, wodurch man den Wachsthum nach oben in einer Höhe von 5—6 Fuß hemmt, da an niedern Zweigen sich die meisten Blumen entwickeln, und wenn man immer nach 3 oder 4 Jahren die ganze Staude nicht hoch über der Erde abhaut. Dann liefern starke Stauden im ersten Jahr über 2 Pfund reine Wolle, wenn nicht die Regenzeit ungewöhnlich lange dauert, so daß die Wolle, die gelblich oder weiß aussieht (erstere ist gewöhnlich feiner als letztere) in ihren Kapseln verfault, ehe sich diese öffnen. Kein anderes Product der Landwirthschaft gewährt in Brasilien verhältnißmäßig größern Nutzen, und da in Europa seit Erfindung der Spinn- und Webemaschinen ungeheure Massen Baumwolle verarbeitet werden[2]), vermehrt sich natürlich dort der Anbau derselben von Jahr zu Jahr, so daß sie zunächst die Hauptstütze ist aller Hoffnungen auf schnelles Emporblühen der Cultur des Landes, sobald

---

1) In manchem Jahre wurden zu jener Zeit über Buenos Ayres allein mehr als 2000 Tiger- (d. h. Jaguar- ꝛc.)- Häute ausgeführt.

2) Auf den Spinnmaschinen spinnt jetzt in England ein einziger Mensch eben so viel an einem einzigen Tage, als der Arbeiter in Ostindien in einem ganzen Jahre, und dennoch beschäftigt England in neuerer Zeit ungleich mehr Menschen mit der Baumwollenfabrikation, als früher (im J. 1760 nur 40,000, im J. 1833 mehr als 1½ Million). Wenn Alles, was jetzt in Europa aus Baumwolle gearbeitet wird, durch Menschenhand hergestellt werden sollte, so müßte jeder fünfte Mensch in unserm Erdtheil dabei thätig sein.

Ruhe und Sicherheit dort wieder walten. Auch Kaffee=, Zucker=, Reis= und Tabakpflanzungen, unter denen wieder die ersteren die bedeutendste Stelle einnehmen, gibt es viele, doch steht ihre Zahl in keinem Verhältniß zur Ausdehnung des Landes. Gewöhnlich rechnet man auch noch die Edelsteine und Metalle zu den wichtigsten Erzeugnissen Brasiliens, fassen wir jedoch hauptsächlich die Cultur des Landes in's Auge, so können wir ihnen nur untergeordneten Werth beilegen. Auch wird bei der äußerst rohen und fehlerhaften Behandlung des Bergbaus an Metallen bei weitem nicht so viel gewonnen, als der Gebirge Reichthum daran verspricht. Nicht einmal das Gold wurde bis jetzt eigentlich bergmännisch gewonnen; man suchte es nur in den Wänden einiger Thäler, wo Quarzadern, in welchen es vorkommt, zu Tage ausgehen, oder in der thonigen Oberfläche der Erde, wo Regengüsse diese zerrissen haben, und fast am meisten in den Bächen und Flüssen, wo es als Goldkörner und in kleinen Blättchen, seltener krystallisirt oder in knolligen Stücken, erscheint. Die Gegenden, welche sich für solche Gewinnung des Goldes am ergiebigsten zeigen, sind die bei Villa Rica in Minas Geraës. Andere Metallarten, Eisen ausgenommen, sucht man bis jetzt gar nicht auf, wiewohl fast alle im Lande vorhanden sind.

Etwas mehr Mühe gibt man sich, und gab man sich besonders früher, um die Edelsteine; auch ist Brasilien, nächst Ostindien, das einzige bekannte Land, in welchem mehrere der kostbarsten Arten derselben, vorzüglich Diamanten, in einiger Menge gefunden werden. Diese kommen hier, wie in Ostindien, zuweilen unter der Dammerde in einem eisenhaltigen Letten vor, häufiger aber in den Bächen und Flüssen. Um sie zu finden wird der Bach gewöhnlich abgeleitet, dann schafft man aus dem Bette erst die gröbern Steine und Geschiebe fort, schöpft den tiefer liegenden Grand in hölzerne Mulden und durchsucht ihn sorgfältig mit den Händen. Der Hauptfundort der Diamanten ist das Gebirge Serra do Frio in Minas Geraës und vorzüglich die Gegend von Tejuco, nächstdem die Gegend Cujaba in Matto Grosso. Lange Zeit hatten die unwissenden ersten Ansiedler, immer nur nach Gold suchend, die Diamanten als unnütze Krystalle weggeworfen; als man sie aber erkannte, wurden so viele auf einmal nach Europa geschickt, daß sie dort plötzlich im Werthe fielen. Um dies zu verhindern wurde in der Folge immer, nachdem sich der König von Portugal die schönsten ausgesucht hatte, nur eine gewisse Menge in den Handel gebracht; jetzt sind solche Maßregeln seit langer Zeit nicht mehr nöthig.

Zum Anbau des Bodens, so wie zum Aufsuchen der Edelsteine und des Goldes und zu Bearbeitung der Bergwerke, werden in Brasilien überall noch Negersclaven gebraucht, deren oft sehr trauriges Loos allzu bekannt ist,

als daß es nöthig sein dürfte, hier eine Schilderung desselben zu geben. Leider haben die großen menschenfreundlichen Anstrengungen der Engländer, den Sclavenhandel zu unterdrücken, wie in vielen Ländern, so auch in Brasilien wenig Früchte getragen, und noch im vorigen Jahre klagten genau mit der Lage der Sache bekannte Männer bei einer Sitzung des Unterhauses in London [1]), daß die Abschaffung des Sclavenhandels im öffentlichen Geiste des brasilianischen Volkes noch gar keinen Anhaltepunkt finde, und daß dieser schreckliche Verkehr an der brasilianischen Küste schnell wieder gestiegen sei, ja selbst bis zu einer zuvor nie gekannten Höhe, als sich das britische Geschwader, das lange dort gelegen, habe entfernen müssen, weil man seiner zu einem andern Zwecke bedurfte. Hiermit stimmt auch die vor ganz kurzer Zeit von einem deutschen Arzt in Rio Janeiro gemachte Behauptung, es kämen noch jährlich 30,000 Sclaven an der Küste von rasilien an, — vollkommen überein.

Was die Zunahme der Bevölkerung und Ausbreitung der Kultur in Brasilien so sehr zurückgehalten hat, wie wir aus dem bisher Gesagten ersehen, ist das drückende Joch, unter dem dieses bis in neuerer Zeit seufzte. Seitdem der Portugiese Pedro Alvarez Cabral im April 1500 von Stürmen an die Küste des Landes, in die Gegend des heutigen Porto Seguro, verschlagen worden war, hatte die Regierung von Portugal sich zum Herrn desselben aufgeworfen, nach dem damals in Europa geltenden Rechte der Entdecker, und je mehr man den Reichthum der schnell an europäischer Bevölkerung zunehmenden Colonie kennen lernte, desto mehr sich bemüht, jeden Fremden von dem Handel mit derselben auszuschließen und sie in Betreff ihrer Bedürfnisse durchaus abhängig von Portugal zu machen. Der Anbau des Oels und Weins ward den Colonisten verboten und sie durften kein Salz an ihren Küsten gewinnen, selbst das, welches die Sonne von selbst erzeugte, nicht nach den Städten bringen, damit sie diese unentbehrlichen Artikel aus dem Mutterlande bezögen. Die einheimische Wolle und Baumwolle durfte der Brasilianer nicht verarbeiten, sondern mußte die Zeuge den Portugiesen abkaufen, obwohl diese sie nicht einmal selbst fabricirten, sondern von den Engländern erhandelten. Der brasilianische, sehr vorzügliche Tabak mußte roh nach Lissabon gebracht werden, von wo er verarbeitet den Brasilianern zu hohem Preise wieder verkauft wurde. Kein Schiffbau wurde in dem waldreichen Lande geduldet, der Wallfischfang durfte nur auf königliche Rechnung betrieben, und vom Zucker, der sich bald als ein

1) Am 23. Juni 1843.

höchst wichtiges Produkt Brasiliens zeigte, und zu dessen Anbau deshalb eine gute Regierung auf alle Weise ermuntert haben würde, mußte ein ungeheurer Ausfuhrzoll bezahlt werden. Alle Aemter wurden nur mit europäischen Portugiesen besetzt, und die portugiesischen Truppen, schlecht gekleidet und schlecht genährt, erlaubten sich jede Art von Zügellosigkeit gegen die unglücklichen Brasilianer.

In diesem Zustande, in welchem, mehr oder weniger, nach einem ähnlichen Regierungssysteme auch die spanischen Besitzungen in Amerika sich befanden, schmachtete das schöne Land bis 1808, wo der König von Portugal João VI. mit seiner Familie und vielen tausend Portugiesen, von den Franzosen vertrieben, nach Brasilien kam. Die Anwesenheit des Königs, welche bis 1821 dauerte, brachte mehrere nothwendige und heilsame Veränderungen hervor; die meisten Handelsbeschränkungen mußten von selbst wegfallen, da Portugal sich in Feindes Händen befand, und 1815 ward Brasilien zu einem Königreiche erhoben. Nun folgten aber beständige Unruhen. Die seit 1810 in allen spanisch-amerikanischen Ländern ausgebrochene Revolution blieb nicht ohne Einfluß auf die Stimmung der Gemüther in Brasilien, und 1820 brach auch hier eine Revolution aus, in deren Folge der König (1821) mit einer großen Menge Anhänger das Land verließ und nach Lissabon zurückkehrte, seinen ältesten Sohn, Don Pedro, unter sehr schwierigen Verhältnissen zurücklassend, nachdem er eine von den Cortes (Ständen) entworfene Constitution hatte annehmen müssen. Diese umzustoßen und Brasilien wieder in die ehemalige Abhängigkeit zurückzuführen, war jetzt das Streben der Cortes in Portugal. Sie wollten zu dem Zwecke den Prinzen zurückberufen; dagegen lehnten sich aber die Brasilianer mächtig auf, und besonders die Einwohner von St. Paolo gaben nicht undeutlich zu erkennen, daß sie, wenn der Prinz sie verließe, sich für unabhängig erklären würden. Unter solchen Umständen beschloß letzterer zu bleiben, was mit allgemeiner Freude aufgenommen wurde und die Brasilianer zur kräftigsten Fortsetzung des Widerstandes gegen das Mutterland aufmunterte. Die Stadt Fernambuco nöthigte ihre portugiesische Besatzung sich einzuschiffen, ebenso Rio Janeiro, als hier die Soldaten einen Aufstand erregten, um den Prinzen zu zwingen, sich den portugiesischen Cortes zu unterwerfen, und einem portugiesischen Geschwader, das sich vor der Stadt zeigte, wurde das Landen verwehrt. Bald hatte nur noch Bahia eine Besatzung aus dem Mutterlande. Immer lauter sprach sich der Unwille der Brasilianer gegen die Portugiesen und ihre Liebe zum Prinzen Regenten aus, besonders als dieser den allgemeinen Wunsch, eine Zusammenberufung der Abgeordneten aller Provinzen, um eine neue Verfassung zu entwerfen, zu erfüllen versprach. Endlich erklärten sich, während die Cor-

tes in Lissabon immer noch den Prinzen zurückriefen und alles in Brasilien bisher Geschehene mit lächerlicher Hartnäckigkeit fortwährend als ungesetzlich erklärten, letzteres im October 1822 für völlig unabhängig von Portugal und der Prinz wurde auf den Vorschlag des Senats zu Rio Janeiro zum erblichen Kaiser ausgerufen. Am 3. Mai 1823 trat die erste Generalversamlung Brasiliens in Rio Janeiro zusammen und während der Berathungen kam die Stunde, wo auch der letzte Haltpunkt der portugiesischen Macht in Brasilien, Bahia, das bisher schwer für den Abfall des Landes hatte büßen müssen, wo der General Madeira seinen Truppen die schändlichsten Ausschweifungen gegen die unglücklichen Einwohner erlaubt hatte, verloren ging. Zu Wasser und zu Lande eingeschlossen sah sich Madeira am 2. Juli genöthigt, die Stadt zu räumen. Er entfloh mit der Besatzung auf Schiffen, der brasilianische Admiral Cochrane holte aber dieselben ein und brachte 30 davon, nebst 1200 Soldaten als Gefangene zurück.

Damit hörten aber in Brasilien die Gährungen noch nicht auf. Der gefährliche Geist, welcher sich in der Generalversammlung zu äußern anfing, nöthigte den Kaiser, sie am 12. November 1823 mit Gewalt aufzulösen, und wiewohl der [1]) neue, vom Kaiser ausgehende Constitutionsentwurf, in welchem die gesetzgebende Gewalt in die Hände zweier Kammern, die der Deputirten und die des Senats, unter Leitung und Sanktion des Kaisers, gelegt ward, welche beide zusammen die Generalversammlung ausmachen sollten, die Ruhe wieder herstellte, so war dieselbe doch nur von kurzer Dauer. Es gab eine mächtige republikanisch gesinnte Partei im Lande, welche überall Unzufriedenheit anregte, und da der Kaiser vielfache Fehler machte, einen eben so thörichten als unglücklichen Krieg mit La Plata begann, welcher das ungeheure Reich noch vergrößern sollte, aber nur zur Errichtung eines neuen Freistaates Uruguay führte, Anstrengungen machte, seiner Tochter Doña Maria die Herrschaft in Portugal zu verschaffen und im Jahr 1829 die Versammlung der Landesdeputirten mit Härte auflöste, wurden die Gemüther so gegen ihn erbittert, daß selbst das Militär von ihm abfiel und er sich (1831) entschließen mußte, zu Gunsten seines Sohnes Don Pedro II., eines Kindes von sechs Jahren, der Regierung zu entsagen und sich nach Europa einzuschiffen. Hierauf ward, bis vor ungefähr 2 Jahren, wo Don Pedro die Regierung selbst antreten konnte, das Land von einer Regentschaft verwaltet, aber fortwährend unter vielen Unruhen und Aufständen, welche die Reihe von Hindernissen, die früher die portugiesische Tyrannei der Cultur Brasiliens entgegengestellt hatte, fortsetzten. Möge es dem

1) am 11. Dezember 1823 erschienene.

jungen Kaiser gelingen, bald der Parteien Herr zu werden und das durch die Natur zu so vielem Glück berufene Land seiner Bestimmung zuzuführen!

Da die Gränzen Brasiliens in Norden und Westen in unbewohnten Wüsten hinlaufen, der größte Theil des Innern noch fast gänzlich unbekannt ist und noch nie von unterrichteten Reisenden besucht wurde, ja sogar die angebauten Gegenden erst von wenigen solchen Reisenden gesehen sind, indem bis vor nicht langer Zeit jedem Fremden der Eintritt in das Land, besonders in die metallreichen Provinzen, streng untersagt war, so ist es nicht möglich, Größe, Einwohnerzahl, Höhe und Verzweigung der Gebirge und Lauf der Flüsse, deren bedeutendste selbst, bei genauer Untersuchung, vielleicht wenig mit den Angaben auf unsern Karten übereinstimmen möchten, fest zu bestimmen. Nur annäherungsweise nimmt man den Flächeninhalt zu 130 bis 140,000 und den angebauten Theil desselben zu 15000 □Meilen, die Zahl der europäischen Einwohner höchstens zu 5 Millionen, nach andern Angaben noch viel geringer, an. Zu letzterer Zahl muß denn freilich noch die Zahl der Neger und die — übrigens ziemlich geringe — der Indianer gerechnet werden, will man die ganze Bevölkerung angeben, doch läßt sich schon daraus schließen, daß diese, im Vergleich zur Größe des Landes, nicht viel zahlreicher sein kann, als die des asiatischen Rußlands [1]), wo erstarrende Kälte ungeheure Landstrecken unbewohnbar macht, während andere in wüsten Steppen, wilden schneebedeckten Gebirgen und sumpfigen Tiefländern allem Anbau unübersteigliche Hindernisse entgegensetzen.

Die wichtigsten Städte sind Rio Janeiro, die Hauptstadt des Landes, mit 160,000, Bahia, oder S. Salvador, die ehemalige Hauptstadt (bis 1771) mit 120,000, Fernambuco, mit 70,000, und Parā mit 30,000 Einwohnern, sämmtlich mit guten Häfen und ziemlich bedeutendem Handel [2]).

Unser Mittelbild gibt die Ansicht eines Theils von **Rio Janeiro**

---

1) Das auf ungefähr 275,000 □Meilen 13 Millionen Einwohner haben soll.

2) Rio Janeiro allein führte im Jahr 1832, nebst vielen andern Landesprodukten, 509,632 Säcke Kaffee, (in den letzten Jahren ist die Ausfuhr dieses Landeserzeugnisses von hier auf mehr als eine Million Säcke gestiegen) 275,090 trockene Häute, 565,262 Büffelhörner, 34,346 Säcke und Kisten Zucker, 14,248 Säcke Reis, 13,325 Rollen Tabak, 2355 Pipen Rum, (à 2 Orhoft), 937 Fässer Maniokmehl, 196 Ballen Baumwolle, 19,596 Bohlen Jaccarenda- und anderes Holz und 5210 gegerbte Häute aus, Bahia 60,000 Ballen Baumwolle, 62,000 Kisten Zucker, 150,000 Häute, 20,000 Säcke Kaffee, 50,000 Rollen Tabak, 20,000 Pipen Rum. Der jährliche Betrag der Ausfuhr aus allen vier genannten Häfen mag 40 bis 50 Millionen Thaler sein.

mit dem Hafen, von dem Platze vor der Kirche des heiligen Bendo aus, und, wie wir hoffen, eine Idee von der herrlichen Lage der Stadt, die wir an der Hand des geistreichen Martius etwas näher betrachten wollen. „Der Commandant verkündete," erzählt derselbe, „daß wir am andern Morgen Cabo frio erblicken würden. Mit welcher Sehnsucht sahen wir dem Moment entgegen, wo uns, nach einer Reise von 42 Tagen, wieder der Anblick eines Continents zu Theil werden sollte! Auf das Genaueste bestätigte sich die Aussage des Capitains, und am Morgen des 14. Juli erschien im Westen, gleichsam im Nebel schwimmend, eine langgestreckte Gebirgskette. Allmälig zertheilten sich die täuschenden Wolken und wir erkannten in grauer Ferne deutlicher das waldige Gebirge von Cabo frio, welches zuerst von den Wachen auf dem Mastkorbe, dann aber von der ganzen Schiffsgesellschaft mit Jubel begrüßt wurde.

Der Tag war entzückend klar und helle, und ein günstiger Wind trieb uns an dem hohen Cap vorüber; alsbald öffnete sich unserm Blicke, obgleich noch entfernt, der herrliche Eingang der Bai von Rio de Janeiro. Rechts und links erheben sich, gleich Pforten des Hafens, steile Felsenberge, von den Wellen des Meeres bespült; der südliche derselben, **Pão d'açucar**, in Form eines Zuckerhutes emporragend (auf unserm Bilde im Hintergrunde), ist das bekannte Wahrzeichen für ferne Schiffe. Nachmittag gelangten wir, immer mehr der zauberhaften Perspective uns nähernd, bis zu jenen colossalen Felsenthoren, und endlich durch sie hindurch in ein großes Amphitheater, aus welchem der Spiegel des Meeres wie ein friedlicher Landsee hervorglänzte, und labyrinthisch zerstreute, duftende Inseln, im Hintergrunde durch einen waldigen Gebirgszug begränzt, wie ein paradiesischer Garten voll Ueppigkeit und Majestät emporgrünten.

Von dem Fort S. Cruz aus, durch welches der Stadt unsre Ankunft signalisirt wurde, brachten uns einige Seeoffiziere die Erlaubniß weiter zu segeln. Bis dieses Geschäft beendigt war weideten sich die Augen Aller an einer Gegend, deren Lieblichkeit, bunte Mannigfaltigkeit und Pracht alle Naturschönheiten weit übertraf, welche wir noch je gesehen hatten. Von der dunkelblauen See erheben sich die Ufer im hellen Sonnenglanze und aus ihrem lebendigen Grün blicken zahlreiche weiße Häuser, Kapellen, Kirchen und Forts hervor. Hinter ihnen thürmen sich kühn, in großartigen Formen, Felsenkuppen auf, deren Seitenabhänge in aller Ueppigkeit und Fülle eines tropischen Waldes prangen. Ein ambrosischer Duft verbreitet sich von diesen köstlichen Waldungen, und entzückt fährt der fremde Schiffer an den vielen mit herrlichen Palmenwäldern bedeckten Inseln vorüber. So wechselten stets neue, anmuthige und erhabene Scenen vor unsern erstaunten

Blicken, bis endlich die Hauptstadt, von der Abendsonne festlich beleuchtet, vor uns ausgebreitet lag, und wir, an der kleinen Insel das Cobras (Schlangeninsel) [1]) vorbei, ganz in ihre Nähe gelangt, Abends fünf Uhr die Anker fallen ließen. Ein unbeschreibliches Gefühl bemächtigte sich unserer Aller in dem Momente, da der Anker auf den Grund eines andern Continents hinabrauschte und der Donner der Kanonen, mit einfallender Kriegsmusik, das ersehnte Ziel der glücklich vollendeten Seereise begrüßend verkündete.„

Der Hafen von Rio Janeiro ist einer der schönsten und geräumigsten der Welt [2]) und schon von den Portugiesen mit großer Sorgfalt befestigt. Der Eingang, zwischen dem schon erwähnten Fort S. Cruz (auf der Ostseite) und zwei nördlich vom Zuckerhut liegenden Batterien, ist nur 5000 Fuß breit und wird überdies durch die Kanonen eines fast in seiner Mitte auf einer Felseninsel liegenden Forts bestrichen.

Die Stadt selbst liegt auf der westlichen der beiden Landzungen, welche die Bai bilden. Ihr ältester und wichtigster Theil, von dem wir ein Stück übersehen, ist am Ufer in Gestalt eines länglichen Vierecks erbaut und wird von geraden, aber ziemlich engen, Straßen durchschnitten. Hier tritt man aus dem Hafen unmittelbar auf den Hauptplatz der Stadt, den Palastplatz, von dem man sich freilich nicht nach seinem wohlklingenden Namen ein Bild entwerfen darf, obgleich er noch dazu diesen vom kaiserlichen Palast erhalten hat, denn letzterer ist eben so wenig in dem großen Style europäischer Residenzen erbaut und erscheint eben so wenig des Monarchen eines so ausgedehnten Reiches würdig, als der Charakter der Bauart fast aller übrigen Gebäude von Rio irgend großartig genannt werden kann. Die Häuser, von verhältnißmäßig geringerer Höhe und Fronte als Tiefe, sehen nach nicht viel aus, obgleich sie in neuerer Zeit wenigstens etwas dadurch gewonnen haben, daß die früher nur vergitterten Fenster jetzt mit Glas ausgefüllt sind und die düstern verschlossenen Erker offenen Balkons Platz gemacht haben. Auch die Kirchen sind nicht schön, nur im Innern reich. Einige der größten und schönsten Gebäude stehen auf den Hügeln längs dem nordöstlichen Ufer, wie das ehemalige Collegium der Jesuiten (jetzt Caserne), der bischöfliche Palast, das Fort la Conceiçao und das auf unserm Bilde sichtbare Benediktinerkloster auf dem nordöstlichsten Hügel,

---

1) Auf unserm Bilde links, mit dem wichtigsten Fort des Hafens, durch einen engen, aber sehr tiefen Meeresarm von einer Anhöhe des Festlandes getrennt, auf deren Gipfel ein Benediktinerkloster liegt. Rund um diese befestigte Insel können die größten Schiffe fahren und liegen hier in vollkommener Sicherheit vor Anker.

2) Die Bai dehnt sich von der Stadt noch dreimal so tief nach Norden in das Land hinein, als man vom Meere bis zum Ankerplatz rechnet.

und gewähren vom Meere aus eine großartige Ansicht. In neuerer Zeit hat sich die Stadt westlich und südlich immer mehr bis in einige Thäler des bewaldeten Crocovado, eines Vorhügels der Serra del Estrella, ausgebreitet, auf dessen südlichster Spitze die Kirche Nossa Senhora da Gloria prangt, und von dem aus die Stadt durch eine großartige Wasserleitung mit Trinkwasser versorgt wird. Ein höheres Gebirge, Serra dos Ogaos (Orgelgebirge) ist nördlich von der Stadt.

Bei einem Handelsverkehr von solcher Ausdehnung, wie der von Rio Janeiro, ist es natürlich, daß den Reisenden überall rege Thätigkeit und Geschäftsgewühl umgibt. Vorzüglich sind der Hafen, die Börse, die Märkte und die dem Meere am nächsten liegenden, meistentheils mit europäischen Waarenlagern versehenen Gassen stets mit einem Gewimmel von Kaufleuten, Matrosen und Negern angefüllt. Die verschiedenen Sprachen der sich durchkreuzenden Menschenmenge von allen Farben und Trachten, das abgebrochene, immer wiederkehrende Geschrei, unter welchem die Neger die Lasten auf Stangen hin und her tragen, die dazwischen krächzenden Töne eines schwerfälligen zweiräderigen Ochsenkarrens, auf welchem Waaren durch die Stadt geschleppt werden, der häufige Kanonendonner von den Kastellen und den aus allen Weltgegenden einlaufenden Schiffen, endlich das Geprassel der Raketen, womit die Einwohner fast täglich, schon vom Morgen an, religiöse Feste feiern, — vereinigen sich zu einem verworrenen, nie gehörten, den Ankömmling betäubenden Getöse.

Wohin man nur in Rio Janeiro sieht, da erblickt man Neger und Mulatten[1]), die den größten Theil der Bevölkerung ausmachen, ein tüchtiger, sehniger, frischer Menschenschlag, fertig zu jeglicher Arbeit, wie bei uns die Handwerker, Tagelöhner und Lastträger, und ganz unbedingt auch jeder geistigen Kultur fähig. Die Neger sind entweder eingeführt (wirkliche Neger), oder im Lande geboren (Creolen), welche beide Arten sich meist im Aeußern schon unterscheiden.

Mit völlig vernachlässigtem Geiste, dazu noch von der Reise angegriffen, kommen die wirklichen Neger in Brasilien an, gewähren, träg und gefräßig, oft mit Hautausschlägen bedeckt, das Bild der tiefsten Brutalität, und sind, wenigstens für den noch nicht an solchen Anblick gewöhnten Fremden, Gegenstände des innigsten Mitleids. Aber kaum sind sie kurze Zeit da, so wachen sie körperlich und geistig auf, werden stark und gewandt, ihre Gesichtszüge werden edler, der erwachende Geist drückt sich im Auge lebhaft aus, so daß die Sclaverei für die meisten ein Glück genannt wer-

1) So nennt man solche Menschen, deren Väter Weiße, die Mütter aber Negerinnen, oder auch Mulattinnen, waren, oder umgekehrt.

den muß, was freilich das Unrecht des Menschenhandels für die Europäer nicht verringert; denn aus Humanität holen diese keine Neger von Afrikas Küsten.

Noch mehr äußert sich aber bei den Creolen der Einfluß des Lebens unter der weißen Menschenrace. Die schwarzen Eltern haben schon eine Art Kultur, deren Keim nun in den Kindern als angeboren erscheint, so daß bei diesen gleich der ganze Körper, besonders Gesicht und Schädel, einigermaßen nach europäischer Form und europäischem Ausdruck strebt.

Die Mulatten endlich, deren Farbe vom tiefsten bis zum hellsten, der Farbe des Europäers sehr ähnlichem Braun wechselt, kommen natürlich letzterem in Allem noch viel näher; auch ist ihre Stellung jetzt, wenn sie nur nicht von einer Sclavin geboren sind (in welchem Falle das Gesetz sie ebenfalls zu Sclaven macht), vollkommen frei: sie treiben als Bürger alle Gewerbe, ja es finden sich unter ihnen tüchtige Gelehrte, und viele sitzen in der Deputirtenkammer, oder bekleiden höhere Staatsämter. Nach einigen Generationen verräth oft nur noch eine leicht gewölbte Oberlippe, oder leichte Kräuselung des Haares an der Stirn, oder eine eigene starke Biegung der Wimpern, daß unter den Vorfahren des fast ganz weißen Mannes einmal ein Afrikaner war. Und dies ist stets den Mulatten sehr erwünscht; denn gern verleugnen sie ihren Ursprung (wie denn auch sie die größte Abneigung gegen die Neger haben), drängen sich zu den Weißen und bieten Alles auf, sich mit ihnen zu verheirathen.

Hierdurch, so wie durch das, schon jetzt fast vollkommene Verschwinden der Indianer aus der Gegend von Rio Janeiro, durch die geringe Fortpflanzung der Neger unter sich, und durch die immer zunehmende — wiewohl für das weite Land noch lange nicht hinlänglich zahlreiche — Einwanderung von Weißen aus Portugal, dem spanischen Galizien und den azorischen Inseln, wird einst Weiß die Hauptfarbe der Bevölkerung von Rio Janeiro werden.

Das Katzengeschlecht.

Tafel 1.

Der Löwe.

Wenn sich am Rande der Wüsten Afrikas der Löwe des Abends von seinem Lager zwischen niederem Buschwerk und Binsen erhebt, die Glieder reckt und zur Erde niederbrüllt, so scheint ein Donner über dieselbe hinzurollen, und erschrocken fahren die Thiere der Wildniß auf. Die Vögel flattern umher, wie Blätter vom Wirbelwinde ergriffen; die Affen schwingen sich ängstlich und jammernd von Ast zu Ast; unsicher jagt die Heerde verscheuchter Gazellen über die Ebene, wie vom Orkane in die Wüste geworfen; das wilde Schwein fährt tiefer in das Gebüsch; der Büffel schießt brüllend, mit gebücktem Haupte, davon; selbst der mächtige Elephant und das gepanzerte Rhinozeros werden unruhig, während die Hyäne herbeischleicht und der Geyer über den Palmen kreiset.

Nun lauert der Löwe im Gebüsche. Da regt es sich im Laube; sein Auge erschaut die Gazelle; er drückt den Leib zu Boden, schleicht heran und hat blitzschnell, in gewaltigem Sprunge, sie geworfen, zerbeißt den Nacken des zuckenden Thieres, legt sich neben seine Beute, leckt mit stachlichter Zunge das Fleisch, und sein stählerner Zahn zermalmt die Knochen, während er in Gier und Wollust das Auge zudrückt. Dann schreitet er in's hohe Schilf, dem Wasser zu, während auf die Ueberbleibsel des zerrissenen Thieres der Geyer wie ein Pfeil herabfährt.

Jetzt begegnet der Löwe dem Leoparden; hoch auf steigt seine Mähne, er schüttelt sie, die Augen funkeln, er runzelt die Stirn, er zieht die borstigen Lippen hinauf, entblößt ein blendend weißes Gebiß; dann wendet er sich hin und her, schwingt in Kreisen den langen Schweif, schlägt den Boden, peitscht sich ermuthigend die Seiten. Knurrend umkreisen die Thiere einander; der Leopard schmiegt und windet sich; ihm entgegen springt der Löwe; jener gewandt zur Seite. Da richtet wüthend der Löwe sich auf, seine Blicke brennen, ein Schlag mit der breiten Tatze schmettert den Leoparden zu Boden. Denn ungeheuer ist die Kraft in dieser Tatze, und

kein Thier widersteht derselben. Das Pferd, den Büffel reißt er damit nieder, drückt die Giraffe, auf deren Rücken er sich mit gewaltigem Sprunge geschwungen, zu Boden, klammert sich an den Rüssel des Elephanten an, der umsonst ihn abzuschütteln und unter seine Füße zu bringen sucht, bis er erschöpft zusammenbricht, eine Beute des gewandten Löwen.

Kein Thier ist von der Natur besser zur Besiegung aller übrigen ausgerüstet, als der Löwe. Bei beträchtlicher Größe — meist 5 bis 6 Fuß Länge und 3 Fuß Höhe bis auf den Rücken, in einzelnen Fällen aber noch um ein Drittheil darüber — ist doch sein Körper weder so schwerfällig wie der des Elephanten, des Nashorns, des Flußpferdes, noch so schlank wie der der Giraffe, des Kameels, des Pferdes, ein Muster gleichmäßiger Verbindung von Kraft und Leichtigkeit, außer den festen Knochen wie aus lauter Nerven und Muskeln bestehend, in hohem Grade elastisch, weder mit Fleisch noch mit Fett überladen, von Allem, was Ueberfluß heißen könnte, frei. Er springt 30 und mehr Fuß weit, wirft mit einem Schlage seines Schwanzes den Menschen zu Boden, schleppt ein Pferd, ja einen Ochsen mit Leichtigkeit fort; berittene Jäger verfolgten umsonst mehrere Stunden weit einen Löwen, der eine zweijährige Kuh in vollem Laufe davontrug. Schon im Zusammenziehen der Gesichtshaut, besonders vor der Stirn, wenn er in Wuth geräth, durch das Sträuben und Schütteln der Mähne zeigt sich seine Muskelkraft, und dies, vereint mit dem kühnen, trotzigen Blicke, gibt dem auffallend großen Kopfe einen majestätischen Ausdruck, welchen der stolze Gang noch erhöht.

So ist es natürlich, daß der Löwe von jeher das Sinnbild der Stärke und des Muthes war, daß im Alterthum seine Ueberwindung den Sieger zum Helden stempelte, daß er in den Fabeln die Stelle eines Königs der Thiere einnahm. Aber eben dies hat auch seine Naturgeschichte mit einer Menge von poetischen Ausschmückungen überladen, so daß man sich wohl hüten muß, an alle die vom Bilde des Königs entlehnten Eigenschaften zu glauben, die ihm oft zugeschrieben werden.

Vor Allem ist seine gerühmte Großmuth sehr zweifelhaft. Man weiß kein Beispiel, daß er eines Feindes geschont hätte, wenn Hunger ihn stachelte und nichts ihn erschreckte; in allen Fällen, die als Beweise seiner Großmuth angeführt werden, kann man seine Handlungsweise eben so gut der Bestürzung über unerwarteten Widerstand, über heftiges Schreien, heftige Gebehrden, oder sonst einen schreckhaften Umstand, oder dem pflegmatischen Charakter zuschreiben, der dem Löwen unter allen Thieren aus dem Katzengeschlechte am meisten eigen ist. Und schwerlich

thut man ihm hierbei Unrecht, denn es fehlt nicht an Beweisen, daß er oft den Menschen, vor allem am Tage, fürchtet, besonders wenn er, in der Nachbarschaft bewohnter Gegenden, die Ueberlegenheit desselben schon hat kennen lernen.

Lichtenstein, ein bekannter Reisender, erzählt, die Landleute aus allen Theilen der Colonie an der Südspitze Afrikas hätten ihm einstimmig versichert, wolle das Unglück, daß man einem Löwen unbewaffnet begegne, so seien Muth und Gegenwart des Geistes fast immer sichere Rettungsmittel. Wer entfliehe sei unfehlbar verloren, wer aber ruhig stehen bleibe, den greife der Löwe nicht an. Man müsse sich nicht irre machen lassen, wenn er auch nahe herankomme und sich wie zum Sprunge hinlege; er wage diesen Sprung nicht, wenn man Muth genug habe, unbeweglich wie eine Bildsäule stehen zu bleiben und ihm ruhig in's Auge zu schauen. Die erhabene Gestalt des Menschen flöße dem Löwen, vorausgesetzt, daß er nicht schon einmal einen Furchtsamen leicht überwältigt habe, Ehrfurcht und Mißtrauen in seine Kraft ein und eine ruhige Haltung verstärke diesen Eindruck mit jedem Augenblicke. Man würde den Löwen stören, sobald man durch eine unbedachtsame Bewegung entweder die eigene Furcht verriethe, oder ihn zur Vertheidigung aufzufordern schiene, und der Ausgang beweise, daß er selbst sich nicht minder gefürchtet, als der Mensch: denn nach einiger Zeit erhebe er sich langsam, gehe unter beständigem Umsehen einige Schritte zurück, lege sich wieder, entferne sich abermals in immer kürzern Zwischenräumen, und nehme endlich, wenn er ganz aus dem Wirkungskreis des Menschen gekommen zu sein glaube, in vollem Laufe die Flucht.

Mannichfache verbürgte Erzählungen lassen auch wirklich kaum Zweifel an der Richtigkeit dieser Versicherung aufkommen. So erwähnt der Reisende Sparrmann folgenden, ihm durch glaubwürdige Zeugen bestätigten Vorfall.

Ein Hottentotte, der am obern Theile des Sonntagsflusses bei einem Christen in Dienst stand, sah, als er einst von einem benachbarten Ansiedler zurückkehrte, zwei ganze Stunden lang einen Löwen in weiter Entfernung ihm nachfolgen. Er zog hieraus natürlich den Schluß, daß das Thier nur auf die herannahende Nacht warte, um ihn anzufallen, und seine Lage schien äußerst gefährlich, denn er hatte keine Waffe, als seinen Stock, und vor dem Anbruch der Dunkelheit eine Wohnung zu erreichen, daran war nicht zu denken. Indessen leitete ihn seine Bekanntschaft mit dem Charakter des Löwen und mit der Art, wie sich derselbe seines Raubes zu bemächtigen sucht, auf folgende List. Anstatt seinen Weg nach Hause fort-

zusetzen, suchte er einen sogenannten Klippenkranz zu erreichen, d. i. eine Anhöhe, die an einer Seite steil abschüssig und felsig ist. An dem Rande einer solchen Anhöhe setzte er sich nieder, den Löwen starr ansehend, und wurde zu seiner Freude gewahr, daß dieser richtig ebenfalls, wie er gehofft hatte, in demselben Abstande von ihm, den er bisher beobachtet, stehen blieb. Sobald es dunkel wurde, rückte nun der Hottentotte langsam etwas weiter zurück, über den Rand des Abhanges hinab, und nahm seinen Platz unterhalb jenes, in einer Kluft, wo er sich festhalten konnte, während er seinen Stock, den er mit Wamms und Hut behangen hatte, seine frühere Stelle einnehmen ließ und hin und wieder bewegte. Wirklich glaubte auch der Löwe, in dem Stocke den Hottentotten noch vor sich zu haben, und da dessen Blick ihn nicht mehr störte und die steigende Finsterniß seinen Muth immer mehr hob, so schlich er sich bald näher heran, machte sich zum Sprunge fertig, und maß diesen so genau ab, daß er — sammt der Trugfigur an dem Hottentotten vorbei den Abhang hinunterstürzte.

Selbst davon, daß der Löwe auch noch in gereiztem Zustande den Blick des Menschen gescheut hat, gibt es viele Beispiele. Folgendes wurde dem eben genannten Reisenden von einem glaubwürdigen Landmann mitgetheilt. Dieser traf einst unvermuthet auf dem Felde einen Löwen, und da er ein Gewehr bei sich hatte und ein geübter Schütze war, schoß er auf denselben. Aber zum Unglück war ihm nicht gleich eingefallen, daß der Schuß alt und wohl etwas feucht geworden war, und als er somit entweder gar nicht getroffen, oder wenigstens dem Löwen keinen großen Schaden gethan hatte, sah er sich in eine äußerst gefährliche Lage versetzt. Im höchsten Grade erschrocken, nahm er zuerst die Flucht, kam aber schnell, vom Löwen mit Ingrimm verfolgt, außer Athem und sprang in der Verzweiflung auf einen Steinhaufen, wo er sich mit hoch aufgehobenem Gewehre bereit stellte, seinen Gegner zu empfangen und sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Doch dieser ließ, sobald sich der Bauer nach ihm umgewendet hatte, vom Vorrücken ab, blieb ebenfalls stehen, und legte sich nach kurzer Zeit in der Entfernung von ungefähr 25 Schritten vom Steinhaufen ruhig nieder. Diese auffallende Bestätigung der oft gehörten Behauptung, daß sich der Löwe vor dem Blick des Menschen fürchte, gab dem Bauer neuen Muth; er sah fortwährend seinen Gegner starr an, und siehe da! — nach einer guten halben Stunde stand dieser langsam auf, ging Schritt vor Schritt zurück, als wolle er sich wegstehlen, und begann in einiger Entfernung an aus allen Kräften davonzulaufen.

Auch sogar heftig gereizt und verwundet hat man den Löwen schon

oft vor dem Menschen zurückweichen sehen, wiewohl auf eine Weise, die immer einen gewissen Adel seines Charakters zeigt. So erzählt Burchell in seinen interessanten afrikanischen Reisen ein glücklich bestandenes Abenteuer, das wir nicht besser als mit seinen eigenen Worten unsern Lesern mittheilen können. „Der Tag war außerordentlich schön", schreibt er, „und nirgends eine Wolke am Himmel. Wir zogen eine oder zwei Meilen am Ufer des Flusses entlang, das in dieser Gegend mit schlanken Binsen reichlich bedeckt war. Die Hunde schienen am Jagen und Durchspüren des Buschwerkes einen großen Gefallen zu finden und stießen endlich auf einen Gegenstand unter den Binsen, der sie zu einem sehr heftigen und anhaltenden Bellen veranlaßte. Wir untersuchten vorsichtig die Stelle, da wir aus dem eigenthümlichen Ton des Hundegebells gleich vermutheten, daß hier ein Löwe verborgen sein müsse, wie denn auch wirklich der Fall war. Von den durch unsere Stimmen geleiteten und ermuthigten Hunden aufgestört ließen sich bald ein großer Löwe und eine Löwin sehen. Letztere blieb aber kaum eine Minute lang sichtbar, da sie sogleich unter dem Schutze der Binsen am Flusse hinaufeilte; der Löwe jedoch kam gerade auf uns zu und stand still, um uns zu betrachten. Unsere Lage mochte ziemlich gefährlich sein, und wir beeilten uns deshalb, alle zusammen auf das Thier zu schießen; aber wir wurden durch ein seltenes Schauspiel einige Augenblicke aufgehalten. Die Hunde nämlich, die erst zurückgewichen waren, drangen jetzt wieder gegen den Löwen vor. Ihr Muth war wahrhaft bewundernswürdig. Sie fielen dem ungeheuern Thiere in die Seite und bellten ihm ohne die geringste Furcht ins Gesicht. Und da war es nun ein köstlicher Anblick, wie der Löwe, seiner Kraft sich bewußt, bei ihrem Lärm erst bewegungslos stehen blieb, ohne seinen Kopf von uns abzuwenden, dann aber, als sie immer näher sich um ihn drängten, ganz ruhig die eine Tatze aufhob und im Nu zwei der Hunde erschlug, ohne seine majestätische Stellung im Geringsten zu verändern, ohne irgend eine Spur von Anstrengung blicken zu lassen, so daß man kaum begreifen konnte, auf welche Art er sie getödtet habe. In demselben Augenblicke feuerten wir auf ihn, eine Kugel ging ihm durch die Seite, gerade zwischen den kurzen Rippen, und das Blut floß aus der Wunde. Das Thier bewegte sich nicht von der Stelle. Uns ward bange, denn wir zweifelten nicht, daß es jetzt auf uns losspringen werde; schnell fingen wir an, von neuem zu laden. Aber wir irrten, und waren nicht ungehalten, als wir den Löwen ruhig sich entfernen sahen, obwohl ich neben aller Bangigkeit doch auch gehofft hatte, in wenig Minuten in den Stand gesetzt zu werden, eine seiner Tatzen ohne Gefahr anfassen zu können."

Solchen Beispielen vom Ablassen des Löwen vom Menschen, wenn ihm derselbe muthig entgegentritt, kann man aber eine Menge andere von der größten Unerschrockenheit entgegenstellen. Bei dem englischen Fort Cape Coast Castle an der Goldküste im westlichen Afrika hatte sich seit mehreren Nächten ein Löwe sehen lassen, wie die unter den Mauern des Forts wohnenden Neger behaupteten, und wahrscheinlich sogar ein Kind fortgeschleppt. Die armen Leute waren um so mehr bestürzt, da es häufig vorkömmt, daß, wenn ein Löwe an einem Orte eine Beute gefunden hat, bald mehrere sich dort einstellen und große Verheerungen anrichten, mindestens aber es ziemlich gewiß ist, daß der eine jede Nacht wiederkehrt, besonders wenn ein Mensch seine Beute wurde. Bei den Buschmännern sollen bisweilen dadurch ganze Horden genöthigt worden sein, vor einem Löwen zu entfliehen, der sie wie ein Vampyr allnächtlich überfiel. Kaum hörten die Offiziere des Forts von jenem Löwen, so bekamen sie Lust, wenn auch nicht eine Jagd auf ihn anzustellen, doch ihn zu fangen. Aus einem tiefen Loche wurde eine Falle gemacht, indem man eine leichte, mit Bambusstäben und Erde bedeckte Hürde, die sich um eine Angel bewegte, darüber anbrachte und in der Mitte derselben ein gutes Stück von einem Schaafe an eine Stange befestigte. Einer der Offiziere hielt an einem sicheren Orte in der Nähe Wache.

Es war ein schwüler Tag gewesen und die Nacht brachte ein starkes Gewitter. Tiefe Finsterniß bedeckte die Gegend. Da hörte zuerst der Offizier ein heftiges Brüllen im nahen Gehölz, dann sah er beim kurzen Schein eines Blitzes zwei Löwen, mit dem Bauche fast die Erde berührend, sich an dem Fort hin nach der Falle stehlen, und ein neuer Blitz zeigte ihm, wie der vorderste aus einer Entfernung von etwa drei Schritten von dem Loche einen gewaltigen Sprung über dasselbe hinweg machte, wobei er die Lockspeise mitnahm. Sein Gefährte, eine Löwin, folgte ihm, auch ohne die Hürde zu berühren, das Schaaffleisch, nur ein Bissen für ihre gewaltigen Rachen, war in einem Augenblick verschlungen, und die Thiere machten sich davon, ohne daß zwei Schüsse, die der Offizier that, sie gestört hätten.

Am andern Morgen zeigte sich, daß die Löwen nicht so leicht befriedigt worden waren, denn sie hatten die Lehmwand um einer Negerhütte durchbrochen und ein Paar Esel fortgeschleppt. Ein Haufe Neger kam an das Thor des Forts und flehete die Engländer an, mit ihnen zu gehen, um die gefährlichen Feinde zu überwältigen, die, meinten sie, ihre Wohnung in einem großen Gebüsch vier (engl.) Meilen von dem Fort haben müßten. Drei Offiziere, ein halbes Dutzend Gemeine und eben so viele Schwarze bewaffneten sich

nun und zogen auf das Abenteuer aus. Bald sahen sie die Spur der Löwen im Sande und einen fortlaufenden Streifen, der offenbar durch die weggeschleppten Esel gebildet war. Beide verloren sich zwar endlich in dem dicken Gestrüpp und hohen Grase, wohin die Thiere sich zurückgezogen hatten, doch konnte man deren Weg noch recht gut an dem Gebüsch bemerken, bis man die Knochen der beiden Esel fand. Hier hörte aber die Spur auf und es war deshalb ein Glück, daß man einen kleinen schottischen Dachshund mitgenommen hatte, der ganz auf die Jagd einzugehen schien und den Weg, den die Löwen weiter genommen hatten, anzeigte. Die Jäger folgten ihm mit gespanntem Hahn, immer in der ängstlichen Erwartung, einen der Löwen, oder beide, plötzlich auf sich losstürzen zu sehen. Das geschah indeß nicht, und nachdem man eine halbe Stunde weiter gegangen war, befand man sich vor einer von dickem Gestrüpp überwachsenen Höhle, die allem Anschein nach das Lager der Löwen war. Der Dachshund, der bisher so muthig vorangesprungen war, wollte nicht weiter, zog, statt zu bellen, den Schwanz zwischen die Beine und flüchtete sich zu den am entferntesten stehenden Jägern.

Nun war die Frage, wie man die Höhle untersuchen solle. Capitain Macleod bot sich an, hineinzudringen, und kroch, mit dem Gewehr in der Hand und einem Paar gespannter Pistolen im Gürtel, durch die Oeffnung. Die Höhle war nicht tief und kaum war der tapfere Mann wenige Schritte weit, so sah er bei dem Lichte, das durch eine kleine Oeffnung oben hereindrang, beide Löwen, die sich ohne Zweifel mit dem Raube von voriger Nacht ganz vollgestopft hatten, schlafend daliegen. Er konnte es nicht übers Herz bringen, eine so schöne Gelegenheit zum Angriffe unbenutzt zu lassen, zielte nach dem nächsten Löwen und schoß ihn in den Kopf. Der Knall weckte den andern, der schnell wie der Blitz auf die Oeffnung der Höhle zustürzte und den Capitain, ehe derselbe zurückweichen konnte, mit einem Schlage seiner Riesenklaue zu Boden warf, dann aber in einer herausfordernden Stellung auf ihm stehen blieb.

Die Schwarzen rannen davon, so schnell ihre Beine sie tragen wollten. Einer kletterte mit unbegreiflicher Schnelligkeit auf einen der höchsten Bäume in der Nähe, bis oben zwischen die dünnen Zweige; von den andern sah man nichts wieder, bis man das Fort erreichte. Aber die schottischen Soldaten, als sie ihren Capitain in so gefahrvoller Lage sahen, schossen alle zugleich auf den Löwen; zwei oder drei Kugeln trafen den Kopf, eine ging in die Seite; mit einem fürchterlichen Brüllen versuchte das Thier auf sie loszustürzen, fiel aber erschöpft auf den Capitain nieder, und dieser schoß es gewandt mit einer seiner Pistolen durch das Herz.

Das war das Ende dieser Löwenjagd; denn als man die Höhle untersuchte, fand man die Löwin todt: die Kugel des Capitains war durch den Schädel gedrungen. Aber, was unerwartet war: zwei hübsche Junge, kaum vierzehn Tage alt, lagen unter der blutenden Mutter.

Diese Jungen wurden mitgenommen und mit dem ersten Schiffe nach Europa gesandt. Sie wurden aufgezogen und ihnen mancherlei Kunststücke gelehrt. Zuletzt kaufte sie ein Franzose, Martin, für eine beträchtliche Summe. Er gewöhnte sie so gut, daß sie ganz folgsam gegen ihn wurden und zog viel mit ihnen umher, wodurch sie eine Art Berühmtheit erlangten. Auf den einen streckte er sich hin und stellte sich, als ob er schlafe; mit dem andern stellte er einen Kampf dar. Er griff ihn mit einem hölzernen Speer an, wobei der Löwe brüllend und seine Zähne weisend sich aus allen Kräften zu vertheidigen schien, bis er sich zuletzt überwunden gab und sich zu den Füßen seines Herrn hinstreckte.

Schon die Anstalten, welche man in Südafrika gewöhnlich zu einer Löwenjagd trifft, beweisen hinlänglich, daß die Einwohner keinen Grund haben, den Muth dieses Thieres gering zu achten. Läßt sich in der Nähe einer Anpflanzung ein Löwe sehen, so werden die Nachbarn zusammenberufen und erscheinen wohl beritten und bewaffnet mit einer Menge großer Hunde. Nachdem man nun das Versteck des Thieres aufgefunden hat, neckt man es so lange vermittelst der Hunde, bis es auf das offene Feld herauskömmt, und nun dringt die ganze Jagdgesellschaft vorsichtig gegen den Löwen an, indem Einer nach dem Andern feuert. Stürzt er bei diesen Schüssen nicht zusammen, so lassen die von den Pferden springenden Jäger schnell diese einen enggeschlossenen Kreis um sich her bilden, so daß das Hintertheil der Thiere nach Außen gekehrt ist, und während Einige sie so festhalten, knien die Andern nieder, um den Löwen, wenn er sich nahet, zwischen den Beinen der Pferde hindurch auf das Korn zu nehmen. Gewöhnlich kömmt auch der Löwe sogleich bis nahe an die Hufe der Pferde heran und kauert sich bald hier, bald da nieder, gleichsam als wolle er die Stärke und Entfernung seiner Feinde messen. Dies ist nun der Augenblick, wo er vor die Stirn, oder an eine andere gefährliche Stelle getroffen werden muß, und gehen die Schüsse fortwährend fehl, oder sind die Pferde, durch das Gebrüll des Löwen in Schrecken gesetzt, nicht mehr zu halten, so nimmt die Jagd leicht eine ernste Wendung, zumal wenn nicht alle Jäger Männer von Muth, Besonnenheit und Erfahrung sind. Die Bauern jener Gegenden sind indessen in der Regel so vortreffliche Schützen und durchaus so besonnen und ruhig, daß sie selten, wenn nur der Löwe nah genug herankömmt, ihn verfehlen.

Wo bei der Löwenjagd nicht diese oder ähnliche Vorsichtsmaßregeln angewendet werden, da läuft dieselbe oft sehr unglücklich ab. So erzählt z. B. ein Colonist auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung Folgendes:

„Auf eine Jagd, die ich vor vier Jahren mit mehren Engländern anstellte, nahmen wir, um unser Gepäck zu tragen und unsere Pferde zu bewachen, ein Dutzend Kaffern und Hottentotten mit uns, die mit Gewehren vertraut und in der Gefahr sehr beherzt sind. Unsere erste Begegnung galt einem kleinen Löwen, den der Hunger den Pflanzungen näher gebracht hatte. Der Schrecken herrschte in der aufkeimenden Colonie, als wir anlangten, und am nächsten Tage vereinigten sich sechs Holländer mit uns, um den gemeinschaftlichen Feind zu zerstören. Elf von den Sclaven, im Baumsteigen geübt, trennten sich keck vom großen Corps und drangen in das ziemlich dichte Gehölz, das sie mit großem Geschrei, und von Zeit zu Zeit mit Musketenschüssen, durchsuchten. Wir, in einer offenen Fläche gruppirt, erwarteten den Erfolg dieser Treibjagd. — Kaum war eine Stunde vergangen, als wir das Brüllen des Löwen vernahmen, und vier Minuten darauf befand er sich nur noch funfzig Schritte von uns. Ich befehligte die Truppe. In der ersten Linie stehend, erforschte ich mit wachsamem Blicke die Stärke unseres Gegners, und suchte ein Mittel, das Gefecht abzukürzen, das immer desto mißlicher wird, je länger es währt. Mit solchen Gegnern ist die Vorsicht oft ein Fehler. Jedes unserer Gewehre war mit zwei eisernen Kugeln geladen. Ich zielte gut: ich bat meine Begleiter, mich den Angriff beginnen zu lassen, und rieth ihnen, sich ja nicht zu trennen, zugleich zu schießen und weder vor- noch rückwärts zu gehen, ausgenommen nach meinen Befehlen.

Ich stieß einen Schrei aus und trennte mich einige Schritte von meinen aufmerksamen Gefährten. Der Löwe nahte sich muthig und legte sich nieder, entweder aus Müdigkeit, oder vielleicht auch aus Instinkt. Es war schwer, ihn zum Aufstehen zu nöthigen, ohne auf ihn zu schießen, was ich nicht gern eher wollte, als bis ich ziemlich sicher war, keinen unnützen Schuß zu thun. Ich näherte mich noch um einige Schritte; allein eine schnelle Bewegung des Löwen ließ mich auf der Stelle zurückweichen.

Wir waren auf zwanzig Schritte einer vom andern. Durch leiseres Anrufen suchte ich seine volle Aufmerksamkeit zu erregen, damit er seine breite Brust meinen Kugeln darböte. Was ich vorhergesehen hatte, traf zu; als ich meinen Feind gut gestellt sah, zielte ich einige Sekunden und meine Kugel traf ihn wahrscheinlich schmerzlich, denn er machte einen schnellen Satz und stieß ein fürchterliches Geheul aus. — Ich war bereits inmitten meiner ungeduldigen Begleiter. Wir rückten in geschlossenen Gliedern

vor, indem wir den Kaffer, der unsere Waffen zum Wechsel in einem Bündel nachschleppte und bloß an einem Theile seiner Schenkel mit einer Leinwandhose bekleidet war, hinter uns ließen.

Auf ein allgemeines Geschrei richtete sich der Löwe stolz empor, grub ungestüm die Erde auf, die er weit hinter sich warf, und suchte sich unter uns die Beute aus, die er seiner Wuth zu schlachten vermeinte. Ein Feuer aus allen unsern Gewehren streckte ihn zu Boden. Meine Gefährten stürzten sich schon auf ihn los, um ihm mit Säbelhieben den Garaus zu machen, als meine Stimme sie noch zurückhielt. Es war um die Meisten von uns geschehen, wenn sie nicht auf mich gehört hätten. In der That raffte sich der durch Schmerz gebeugte, aber nach Rache dürstende Löwe wieder empor. Er war wüthend und blickte uns so fürchterlich an, daß wir Alle auf einmal inne hielten. Der hinter uns verborgene Kaffer lud unsere Gewehre. Der Löwe erblickt ihn; er bückt sich, um ihn nicht aus dem Gesichte zu verlieren; er neigt und wendet sich, wenn unsere Körper ihn hindern, die ausersehene Beute zu unterscheiden. Seinerseits bemerkt aber auch der Kaffer die Bewegungen des Löwen und bittet uns, ihn nicht zu verlassen. Plötzlich bricht ein Schrei, einem Donnerschlage ähnlich, aus den Weichen der wüthenden Bestie; sie weicht einige Klafter zurück, nimmt einen schnellen Anlauf, und auf den dritten Sprung fällt sie uns an, stürzt uns um, packt den Kaffer bei der Schulter und trägt ihn ohne die mindeste Anstrengung mit sich fort.

Meine Gefährten rafften sich auf, die Einen zerstoßen, zerquetscht, die Andern zitternd, zum Davonlaufen geneigt. Wir nahmen unsere Waffen wieder auf und warfen unsere entsetzten Blicke auf die tragische Scene, die uns der Löwe nun bereitete. Das Schlachtopfer lag unter seiner mächtigen Klaue; es ließ stummes Aechzen vernehmen und bat uns, zu feuern, sollte es auch selbst getroffen werden. Ich, der ich die Kräfte des Löwen nach und nach schwinden sah, ich hätte vorgezogen, keinen neuen Angriff mehr zu machen, allein der Unglückliche stieß ein so wehmüthiges Geschrei aus, daß ich mich allein bis auf sechs Schritte zu den beiden Kämpfenden hervorwagte. Der Löwe stieß bei jeder Bewegung seines Gegners, um sich aufzurichten, oder das schreckliche Thier mit einem großen Messer zu verwunden, das er stets in seinem Gürtel trug, seinen blutigen Rachen auf ihn und schmetterte ihn gegen den Boden. Der ungeheuren Dogge gleich, die mit kleinen Pudeln spielt, ging er rechts und links, drehte und wendete den Kaffer mit dem Schlage seiner Pfote, und schien die Verwundungen nicht zu spüren, die ihm der Sclave beibrachte, so oft seine rechte Hand frei war. Ich benutzte den Augenblick, wo der Körper des Löwen einen

Wall darbot und schoß beinahe auf Pistolenweite, worauf den Weichen des Thieres ein Büschel blutiger Haare entfuhr. — Es erhob einen klagenden Schrei, öffnete den fürchterlichen Rachen, zerbrach unter seinen Zähnen den Kopf des Unglücklichen, den wir nicht hatten retten können, und fiel. Wir gaben ihm darauf Alle noch eine gemeinschaftliche Ladung; der Löwe verschied."

Solchen Beispielen von Unerschrockenheit und von beharrlicher Verfolgung der einmal auserseheuen Beute, darf man nicht entgegensetzen wollen, daß der Löwe doch im Allgemeinen nicht offen auf die Thiere losgehe, nach deren Blute er lechze, sondern feige im Hinterhalt auf sie lauere. Der Monarch der Wüste ist einmal nichts anderes, als eine große Katze, und wie sein ganzes Geschlecht von der Natur nur zu der Art von Jagd geschickt gemacht, die er treibt. Die auserseheue Beute laufend auf große Strecken zu verfolgen, dazu ist er nicht geschaffen, obgleich er in kurzer Entfernung durch blitzschnell wiederholte ungeheure Sprünge ohne Mühe dem schnellsten Pferde zuvorkömmt. So würde er denn gewiß nie eine Antilope fangen, wenn er anfinge majestätisch zu brüllen, sobald sie sich seinem Aufenthaltsorte nähert.

Viel scheint bei dem Benehmen des Löwen darauf anzukommen, ob er von heftigem Hunger geplagt wird, oder nur mäßigen Appetit hat. Ist letzteres der Fall, so zeigt er mehr Schlauheit, als Muth, streift des Nachts still um Rudel wilder Thiere, oder um die Viehheerden der Ansiedler herum, sieht, wo er ohne Gefahr eine Beute erwischt, die er dann nach seinem Lager schleppt und mit Muße aufzehrt, denkt an keinen offenen Angriff und läßt sich meist durch Hundegebell und durch das Knallen von Gewehren verscheuchen. Die Stiere, die beim Herannahen eines Löwen unruhig werden und sich losreißen wollen, wissen dies so gut, daß sie sich wieder beruhigen, wenn sie schießen hören. Peinigt ihn aber der Hunger, so wird er ein ganz anderes Thier. Keine Schranke hält ihn dann zurück; verwegen stürzt er mit einer Wuth, die keinen Widerstand kennt, auf Beute los, reißt den Stier von dem Wagen, das Pferd unter dem Reiter, den Wanderer bei hellem Tage nieder. Dann schützt seine gerühmte Großmuth auch nicht den Schlafenden, wie die Dichter ausgebreitet haben, noch können Feuer und Flintenschüsse ihn zurückhalten: bei dem Wachfeuer, in der Mitte bewaffneter Gefährten wagt er, in schnellem Sprunge einen Menschen zu erfassen, zieht ihn weg und hält ihn, trotz der lebhaftesten Verfolgung, fest. Am furchtbarsten ist der Löwe, wenn die Elemente in Aufruhr sind. In den in Südafrika so häufigen und fürchterlichen Sturm- und Gewitternächten ist er am thätigsten, am kühn-

sten; das Toben der Natur, das andere Thiere einschüchtert, scheint ihn nur aus seinem gewöhnlichen Phlegma zu wecken.

Nur wenn der Löwe, nachdem er sich satt gefressen, aus dem Schlafe aufgestört wird, ist er im ersten Augenblick selten zu fürchten, da ihm dann meist alle Geistesgegenwart fehlt. Auf diese Bemerkung, die übrigens natürlich nicht für jeden Fall paßt, wie schon die vorhin erzählte Begebenheit bei Cape Coast Castle zeigt, ist die Art gegründet, wie die Buschmänner tiefer im Innern Afrikas bloß mit Bogen und Pfeil Jagd auf ihn machen. Sie merken sich die Orte, wo Heerden von Antilopen bei Sonnenaufgang weiden, und beobachten dieselben. Finden sie die Antilopen einmal besonders scheu, so wissen sie, daß vor kurzer Zeit ein wildes Thier unter ihnen gewesen ist, suchen nach dessen Spur und finden, wenn es ein Löwe war, diesen gewöhnlich in der Nähe auf. Gegen Mittag ist derselbe in tiefem Schlaf. Da schleicht der Buschmann herbei, schießt ihm einen vergifteten Pfeil in die Brust, und aufspringend jagt das erschrockene Thier in eiliger Flucht davon; auf seiner blutigen Spur aber folgt ihm der Buschmann nach, welcher weiß, daß er den Löwen in wenigen Stunden todt findet.

Weit gewisser als die Großmuth des Löwen ist seine Dankbarkeit, von der es viele auffallende Beispiele gibt. Wir theilen eins der bekanntesten mit, theils weil es zugleich zu den anziehendsten gehört, dann aber auch, weil es gleich mit einer historischen Merkwürdigkeit des Löwen zusammenhängt, die wir doch erwähnen müßten. Bei den Thierkämpfen nämlich, welche die alten römischen Kaiser der verwöhnten Bevölkerung ihrer Hauptstadt mit dem ungeheuersten Aufwande und mit empörender Grausamkeit zum Besten gaben, spielten Löwen die bedeutendste Rolle und wurden zu diesem Zwecke aus dem nördlichen Afrika, besonders aus Numidien, in einer Anzahl herbeigeschafft, die Staunen erregt. Pompejus führte auf einmal 600, Cäsar 400 Löwen dem Volke vor; und so ging es, wiewohl mit einiger Abnahme, ein Paar Jahrhunderte fort, denn noch in der Mitte des 3. Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung kämpften 100 Löwen und 100 Löwinnen mit anderen wilden Thieren im römischen Circus. Oft stellte man auch dem Löwen Missethäter oder Sclaven entgegen, und bei einer solchen Gelegenheit war es, wo ein besonders großer und wilder Löwe, als er auf einen Sclaven, Namens Androklus, losgelassen wurde, plötzlich sich ganz umgewandelt zeigte, statt den Sclaven anzugreifen mit allen Zeichen der Freude auf ihn zu kam, sich an ihn anschmiegte, ihm die Hände leckte, sich zu seinen Füßen niederlegte und wie ein Hund beim Wiederfinden seines Herrn mit dem Schwanze wedelte. Und auch Androk-

lus fing nach und nach an, lebhafte Freude zu zeigen und das Thier zu liebkosen. Alle Zuschauer waren erstaunt; der anwesende Kaiser aber ließ den Sclaven zu sich rufen, und auf seine Frage nach dem Zusammenhange dieses Auftrittes erzählte ihm dieser Folgendes: „Als mein Herr Proconsul in Afrika war, behandelte er mich sehr hart und grausam. Ich entfloh tief nach Lybien hinein, fest entschlossen, lieber durch wilde Thiere oder durch Hunger umzukommen, als wieder zurückzukehren. Hier hatte ich eines Tages in einer Höhle Schutz gegen die große Mittagshitze gesucht, als zu meinem Schrecken ein Löwe herein- und sogleich auf mich zukam, obgleich ich mich im dunkelsten Winkel zu verbergen suchte. Ich hielt mich für verloren. Doch als das Thier dicht bei mir war und nicht die geringste feindliche Bewegung machte, sondern mir mit Klagetönen eines seiner Vorderbeine entgegenhielt, gewann ich neuen Muth, sah die Klaue an und bemerkte, daß ein großer Dorn hineingetreten war. Ich zog denselben heraus, und durch die Geduld, welche das Thier bewies, immer muthiger gemacht, drückte ich auch den Eiter aus der Wunde und reinigte sie, so gut ich konnte. Der Löwe mußte Erleichterung seines Schmerzes finden, denn er legte sich ruhig neben mir nieder, immer den kranken Fuß in meiner Hand lassend, und schlief ein. Wenige Tage darauf war auch die Wunde vollkommen geheilt. Seit der Zeit lebte ich drei Jahre mit ihm in seiner Höhle. Er ging auf die Jagd und brachte mir jedesmal ein Stück von den Thieren mit, die er erlegt hatte. Endlich aber war ich dieser Art zu leben überdrüssig und verließ einst die Höhle, als der Löwe wieder auf der Jagd war. Ich hoffte, nach einer bewohnten Gegend zu gelangen, wo keine Römer wären, fiel indeß schon am dritten Tage römischen Soldaten in die Hände, wurde hierher geschafft, meinem alten Herrn übergeben und von ihm zum Tode verurtheilt, den ich heute erleiden sollte. Der Löwe aber, mit dem ich kämpfen sollte, ist derselbe, mit dem ich bisher zusammen gelebt habe. Er muß sehr schnell nach mir eingefangen worden sein.“ Der Kaiser schenkte dem Androklus Leben und Freiheit, sammt den Löwen, den jener nachher oft auf den Straßen Roms mit sich herumführte, wo er nicht eben eine unerhörte Seltenheit war, denn die Römer hatten schon Triumphwagen von Löwen ziehen sehen, und Nero und Caracalla hatten bei Gastmahlen die Anwesenden durch zahme Löwen erschreckt, die auf ihren Wink in den Saal gelassen wurden.

Damals gab es noch viele Löwen in den Küstengegenden des nördlichen Afrikas, besonders in Numidien, früher auch in Kleinasien, selbst in Griechenland, hier hauptsächlich in den nördlichen Gebirgen. Den Nach-

richten Herodots zufolge wurden die Kameele, welche das Gepäck der Armee des Xerxes trugen, in dem Lande der Päonier, die zu den macedonischen Völkerstämmen gehörten, von diesen Thieren angegriffen. Jetzt sind sie in das Innere von Afrika, auf die sandigen Wüsten Arabiens, einige der mildesten Distrikte Persiens und die ungeheuren Jungles von Hindostan beschränkt, und müssen überall vor der sich ausbreitenden Civilisation immer weiter zurückweichen. So hat die Eroberung Algiers durch die Franzosen sie schon fast gänzlich aus diesem Staate verdrängt, in dessen Innerem sie bis dahin nicht eben selten waren. Im Palaste des Bey Achmed zu Constantine fanden die Franzosen ein Dutzend Löwen an der Kette, worunter ganz junge sowohl, als auch alte, wunderschöne Thiere, von denen versichert wurde, daß sie alle aus dem Süden der Provinz seien. Sogar bei Oran und Bona konnten anfangs die französischen Offiziere Löwenjagden anstellen, die aber bald sehr unergiebig wurden. „Zur Zeit meines Aufenthaltes in Bona, vom Juni bis December 1837," schreibt ein deutscher Reisender (**Dr.** M. Wagner), „gingen fast jede Woche Jagdparthien nach den nahgelegenen öden Buschgegenden zwischen den Ufern des Mafragg und der Niederlassung der Corallenfischer La Calle ab, aber sie kamen in der Regel mit leeren Händen zurück, ohne nur einen Löwen gesehen zu haben. Man rechnete, daß unter sechs Ausflügen dorthin kaum einer glücklich ausfiel. Ich selbst war neunmal im Stammgebiete der Merdess, wo der ergiebigste Jagdgrund ist, half dort Eber, Schakals und Hyänen tödten, aber nur ein einziges Mal wurden Löwen erlegt.

Neben den Jagden der Franzosen trug auch viel zur Verdrängung des Löwen aus jenen Gegenden bei, daß die Beduinen im Innern mehr als früher auf seine Verfolgung ausgingen, da die Häute gut bezahlt wurden.

Auch in Tunis soll der Löwe früher häufig gewesen sein, ist aber durch die dort dichter als sonst wo zusammen wohnenden Araber fast ausgerottet worden. Unter allen Staaten der Berberei ist Tripolis, nach Aussage der Beduinen, noch das an Löwen ergiebigste Land.

Im Allgemeinen ist der afrikanische Löwe größer, von kräftigerem Baue und von dunklerer Farbe als der asiatische, theilt sich übrigens in mehrere Arten, von denen die in der Berberei und am Senegal die auffallendsten Eigenthümlichkeiten zu haben scheinen. Erstere hat ein dunkel gelbbraunes Haar, an der Brust und an den innern Seiten der Vorderbeine sehr dicht und zottig, und eine große, dichte, zottige Mähne, letztere dagegen eine weit blässere Farbe und eine viel kleinere Mähne; kaum bis an die Schulterblätter herabreichend. Das Haar auf der Brust und an der innern Seite der Füße fehlt bei dieser Art fast ganz. Eine dritte afri-

kanische Art, die von den Hottentotten als die wildeste und kühnste betrachtet wird, hat eine fast ganz schwarze Mähne. Bei Allen ist das Weibchen beträchtlich kleiner, hat einen schlankern, zierlichern Bau, und es fehlt ihm die reichliche Mähne und das lange Haar, welche den männlichen Löwen schmücken.

Die Farbe des asiatischen Löwen ist bisweilen so blaß, daß sie sich der Rehfarbe nähert, an den untern Theilen und an den innern Seiten der Füße noch blässer. Auch ist die Mähne nicht so stark, wie beim afrikanischen Löwen, dem Kopfe fehlt die Breite und die edle Haltung, die der Kopf des letztern hat, gegen den Widerrist hin fällt das Thier viel stärker ab, und der Schweif läuft nicht so schön schmal zu. Dagegen zeichnet das eigenthümlich lange Haar, welches unter dem Halse beginnt und den ganzen mittlern Theil des untern Körpers einnimmt, und der längere Büschel am Ende des Schwanzes den asiatischen Löwen vortheilhaft aus.

In Indien wurden sonst häufig, und werden noch jetzt zuweilen, Kämpfe zwischen Löwen und anderen Thieren als Schauspiel veranstaltet, die schon zeigen, daß der asiatische Löwe dem afrikanischen weit an Kraft nachsteht. Ein Reisender erzählt Folgendes von einem solchen Kampfe:

„Den nächsten Morgen begaben wir uns wieder in den Palast des Radschah und nahmen, nachdem einige Erfrischungen herumgereicht waren, unsern Platz in der Gallerie wieder ein. Wir wurden auf einen ungewöhnlichen Anblick vorbereitet. Ein Löwe sollte in den Kampfplatz gelassen werden mit einem afrikanischen Büffel, den der Radschah vor einigen Monaten gekauft hatte, einem ungewöhnlich wilden Thiere. Der afrikanische Büffel ist größer, und deshalb auch stärker, als der indische, und man sagt, daß er oft den Löwen tödte, wenn er ihn in seinen heimathlichen Bergen antrifft, obgleich gewöhnlich der Löwe die Oberhand behält. Oft endigt der Kampf auch mit dem Tode beider. Der Büffel ward aus seinem Stall gelassen. Sobald er herauskam, fing er an zu brüllen und um sich zu stoßen, und warf die mit den Hufen aufgescharrte Erde hoch in die Luft. Es war ein kräftiges Thier, obgleich nicht sehr groß, da seine Beine in Verhältniß zur übrigen Figur sehr kurz waren. Er hatte einen gewaltigen Kopf mit langen Hörnern, die gleich denen eines Widders gewunden waren. Seine großen hervorstechenden Augen und die weiten Nasenlöcher gaben ihm den Ausdruck gewaltiger Wildheit. Auf seinem Körper war kaum ein Haar, außer im Nacken und am Schwanze, an welchem letztern am Ende ein dicker Büschel stand.

Nach wenigen Augenblicken wurde die Thür des Löwen geöffnet und das königliche Thier sprang hervor. Es war einer der schönsten, die ich gesehen habe. Als er den Büffel sah, legte er sich auf den Bauch, streifte

mit dem Schwanze auf dem Boden umher und machte dann, indem er ein kurzes Gebrüll ausstieß, zwei oder drei Sprünge, mit deren letztem er auf den Rücken seines Gegners setzte. Der plötzliche starke Stoß warf den Büffel auf die Knie, aber er ermannte sich augenblicklich wieder und warf seinen Kopf mit solcher Gewalt zurück, daß er den Löwen absetzte und ihn heftig gegen die hölzernen Pfähle der Einzäunung warf. Zu gleicher Zeit stieß er eins seiner Hörner in die Seite des Löwen und brachte ihm so eine weite Wunde bei. Dieser war für einen Augenblick betäubt; aber ehe sein Feind Zeit gewann, sich seine Lage zu Nutze zu machen, war er wieder auf den Beinen und sprang auf des Büffels Nacken, den er schrecklich zerfleischte. Nun begann ein fürchterlicher Kampf, bis dem Büffel dasselbe Manoeuvre gelang, durch das er sich vorhin der Klauen seines Feindes entledigt hatte, und er ihn wieder gegen die Pfähle warf, mit noch größerer Heftigkeit als zuvor, und ihn da abermals mit solcher Wuth durchbohrte, daß er ihn gänzlich unfähig machte, den Kampf zu erneuen. Aber der Büffel war nun auch so erschöpft, daß er an der Seite seines überwundenen Feindes niederstürzte. Nach vieler Mühe brachten ihn die Wärter auf die Beine und führten ihn vom Kampfplatz. Mit noch größerer Schwierigkeit wurde der Löwe weggezogen. Aber in einigen Tagen schien er nicht mehr am schlimmsten daran zu sein und sich von den Wunden zu erholen, die er von seinem furchtbaren Feinde erhalten hatte, der dagegen am Tage nach dem Kampfe starb. Die Verletzungen im Nacken waren so tief, und er wurde unter den Schmerzen so wüthend, daß Niemand wagen konnte, etwas zu seiner Hülfe zu thun.

Es war ein schrecklicher Anblick. Ich erstarrte ganz, wie ich die schauderhafte Wuth sah, mit der die Thiere strebten, sich gegenseitig zu verderben. Obgleich die Stärke des Büffels offenbar die des Löwen übertraf, so wurde jener doch durch die größere Beweglichkeit des Löwen und durch dessen tödtliche Waffen das Gleichgewicht gehalten, und obgleich der Löwe am schlimmsten weggekommen zu sein schien, bewies doch der Erfolg das Gegentheil.

Das Katzengeschlecht.

Taf. II.

Der Tiger.

Nächst dem Löwen ist der Tiger, auch der bengalische oder Königstiger genannt, [1]) das furchtbarste Thier aus dem Katzengeschlecht. Seine ganze Gestalt und sein ganzes Wesen ist weit mehr katzenartig als die Erscheinung des Löwen: der Kopf runder, der Körperbau gestreckter und schmächtiger, das Haar überall dicht, fein, glänzend, kurz, nur von der Kehle nach den Ohren zu etwas länger. Die Grundfarbe des Felles ist schwer zu beschreiben: auf dem Rücken ein an das Rothfahle streifendes Gelbbraun, welches nach dem Bauche zu bläßer und gelblicher wird, bis es unten und an der innern Seite der Beine in Weiß ausgeht. Auf diesem Grunde ziehen sich dunkle, nicht ganz regelmäßige Streifen von oben an beiden Seiten des Körpers herunter, so daß das Thier ein sehr schönes Ansehen hat. Aber furchtbar ist der Ausdruck seines Gesichts. Das große Auge hat mehr von dem Feuer der Wuth und von blutdürstigem Sinne, als von der gewöhnlichen Katzentücke; dazu hält der Tiger den Rachen fast immer mehr oder weniger offen und läßt die blutrothe Zunge zwischen dem entsetzlichen Gebiß sehen.

Seine Länge beträgt bis zu dem schwarz geringelten Schwanze 7—9 Fuß.

Am häufigsten ist er in Ostindien, besondes in Bengalen, und in den zunächst gelegenen Ländern, nach Norden hin bis gegen die Quellen des Ob, doch hier seltener; auch findet er sich auf den größern ostindischen Inseln, Ceylon, Sumatra u. s. w., besonders in feuchten Gegenden im Gebüsch und hohen Schilf. Er ist eine schreckliche Landplage, denn, seiner großen Stärke sich bewußt, fürchtet er keinen Feind, und hält sich oft ganz in der Nähe menschlicher Wohnungen auf, nach Pferden, Büffeln und an-

1) Diese besondere Bezeichnung war früher nöthig, wo man häufig alle großen, gefleckten Thiere aus dem Katzengeschlechte, also auch Panther, Leoparden u. s. w., Tiger nannte. Deswegen muß man sich auch sehr hüten, Alles was in ältern Reisebeschreibungen und Naturgeschichten vom Tiger erzählt wird, auf diesen zu beziehen.

dern Thieren Jagd machend. Dies geschieht, indem er gebückt in ihre Nähe schleicht, wo möglich auf einen hohen Standpunkt, etwa auf eine Seitenwand eines Hohlwegs, sobald er das ausersehne Thier sicher zu erlangen glaubt sich zu einem gewaltigen Sprunge hebt, sich darauf stürzt, es im Nacken packt und ihm die Klauen in die Kehle schlägt, wie unsere 5. Abbildung zeigt, wo ein Dsiggetai [2]) seine Beute wird. Hat er zuweilen seinen mächtigen Satz nach einem Thiere vergeblich gethan, so zieht er sich gewöhnlich wie beschämt zurück und gibt die Verfolgung auf. Ueberhaupt bewegt er sich nur kriechend oder schleichend, oder in weiten Sprüngen fort; das Traben ist ihm fremd.

Sehr groß ist die Stärke des Tigers. Ein Schlag mit seiner Tatze ist hinreichend, einem Kameele oder einem Büffel das Bein zu brechen, und die erlegten Thiere, sogar Pferde und Büffel, schleppt er mit der größten Leichtigkeit in dem Rachen davon, saugt ihnen das Blut aus und verzehrt sie zum Theil, worauf denn, im Zustande der Sättigung, alle Bosheit und Mordlust auf eine kurze Zeit von ihm weicht. Bald reizt ihn aber, bei seiner hitzigen Natur, der Durst von neuem und er würgt, ohne Hunger, was ihm vorkommt, selbst kleinere Thiere, nur um des Blutes willen.

Hat er einmal Menschenfleisch gekostet, so ist er hiernach, wie der Löwe, beständig begierig und wird so frech, daß bei den Märschen englischer Truppen in Indien Fälle vorgekommen, wo plötzlich hervorspringende Tiger einzelne Soldaten aus den Reihen heraus vom Pferde gerissen haben und mit ihnen davon geeilt sind. Selbst vom Feuer, das er sonst fürchtet, hat man ihn aus vielen Menschen einen einzelnen hinwegreißen und mit demselben verschwinden sehen, ehe die übrigen sich nur zur Verfolgung erheben konnten.

Die Stellen der Landstraßen, wo ein Tiger Menschen angefallen hat, besonders wo dies schon mehrmals geschehen ist, pflegt man in Ostindien zur Warnung mit einer Stange, an deren Spitze ein farbiges Tuch befestigt, zu bezeichnen. Auch erbauet man wohl in der Nähe eine Hütte, worin oft die Reisenden auf einander warten, um die gefährliche Strecke in größerer Gesellschaft zurückzulegen, häufig unter großem Lärmen mit Trommeln und andern lauttönenden Instrumenten, oder, wenn es dunkel ist, bei Fackelschein, denn man weiß, daß der Tiger sich oft durch so etwas in Schreck setzen läßt. Vorzüglich scheint das der Fall zu sein, wenn Dinge dieser Art plötzlich und unerwartet seinem Ohr oder Auge sich darstellen. So verscheuchte einst ein Trompeter einen Tiger, der ihn eben überfallen wollte, dadurch, daß er, fast instinctmäßig, in die Trompete stieß, die er eben in der Hand hatte. Ja es ist vorgekommen, daß ein Tiger sich durch einen

2) Aus dem Pferdegeschlecht, in der Tartarei zu Hause.

Sonnenschirm verjagen ließ, welchen in Ostindien in einer Gesellschaft von Engländern, die sich auf einer schattigen Stelle an einem Flusse gelagert hatte, eine Dame im Schreck schnell öffnete und vor sich hielt, als sie ganz in ihrer Nähe einen Tiger bemerkte, der zum Sprunge sich anschickte.

Natürlich können solche Mittel nie eine sichere Abwehr sein, als welche vielleicht eher der feste Blick des Menschen anzusehen wäre, welchen der Tiger, wie viele andere Thiere, fürchtet. Aber wie Wenige dürften ihren Blick so in der Gewalt haben wie jener englische Soldat, der das Lager verlassen, in ein in der Nähe befindliches Geröhrig sich begeben hatte und hier plötzlich einen Tiger vor sich sah. Er hatte kein Feuergewehr und wußte, daß sein Degen gegen einen solchen Feind ihm wenig helfen würde; da er aber gehört, daß man den Tiger, wenn man ihn nur fest anblicke, aufhalten könne, nahm er zu diesem Mittel seine Zuflucht. Unbeweglich blieb er stehen und starrte nach dem Thiere. Der Tiger, welcher sich schon zum tödtlichen Sprunge vorbereitete, fing nach Verlauf einiger Augenblicke an, unruhig zu werden, auf die Seite zu kriechen und zu versuchen, seinen Gegner zu umgehen. Allein der Soldat drehete sich zu gleicher Zeit herum. Nun sprang das Thier in das Gebüsch und erschien eine Weile nachher auf einer andern Seite wieder, indem er hoffte, auf diese Weise seine Beute zu überraschen. Er erneuerte seine Versuche eine ganze Stunde hindurch; endlich wurde er jedoch müde, entfernte sich und ließ den Soldaten ungestört seinen Rückweg antreten.

Nach allem hier Erwähnten ist leicht zu glauben was berichtet wird, daß der Tiger früher, als noch keine ernstlichen Maaßregeln zu seiner Vertilgung ergriffen wurden, man ihn sogar in manchen Gegenden Indiens heilig hielt und nicht zu tödten wagte, ganze Ortschaften und Gegenden menschenleer machte. Die meisten Länder Asiens, wo es Tiger gibt, verdanken erst den Europäern eine wirksame Verfolgung dieses gefährlichen Feindes der Menschen. Jetzt stellen die indischen Fürsten, neben den häufigen kleinern Jagden der Engländer, oft sehr große an, wobei sie viele Tausend Mann Kriegsvolk als Treiber verwenden, das Gestrüpp des Waldes anzünden lassen, um die Tieger herauszuscheuchen, in Schießhäuschen, auf den Bäumen angebracht, tüchtige Schützen verstecken und auf gut abgerichteten Elephanten dem wilden Thiere entgegengehen. Solche Jagden, besonders aber die kleinern, sind oft durch die mancherlei Vorfälle dabei äußerst interessant und es thut uns Leid, daß der Raum dieser Blätter nicht gestattet, eine oder die andere Schilderung davon mitzutheilen. Wir können indeß auf ein Buch verweisen, das mehrere und überhaupt Vieles, was auf die psychologischen Eigenschaften der wichtigsten Thiere Bezug hat, in höchst anziehender Darstellung enthält und gewiß stets von jungen Leuten mit im-

mer wachsendem Interesse gelesen wird. Es ist dieß „Freudenquelle für die Jugend" von Loßnitzer.

Bei diesen Jagden benimmt sich der Tiger gewöhnlich nicht so kräftig und muthig, wie der Löwe. In Gegenden, die mit Rohr oder hohem Grase bewachsen sind, sucht er meist, wenn er verwundet ist, sich zu verbergen.

Häufig hält er sich in dickem Gebüsch am Wasser, an Stellen auf, wohin die Thiere des Waldes zum Trinken zu kommen pflegen. Ein solcher Ort ist es, wo wir die beiden Tiger auf dem Mittelbilde erblicken, die sonst mehr gerade herunter gerichteten Köpfe aufgehoben, begierig horchend und umherblickend, weil ein Geräusch die Nähe eines Thieres verkündet.

Wie der Tiger selbst an diesen Orten auf Beute lauert, so lauert hier zuweilen wieder auf ihn die große Pythonsschlange, ein furchtbarer Bewohner einiger Gegenden Ostindiens, besonders aber der Insel Java. In den Zweigen eines Baumes verborgen spähet sie mit ihrem funkelnden Auge umher, wartet den Augenblick ab, wo der Tiger unter ihr weggeht, schießt pfeilschnell herab, ohne den Schwanz, mit dem sie einen Ast umwunden hat, nachzuziehen, umschlingt ihre Beute im Nu mehrmals, mit einer Kraft, daß der Tiger kaum noch zu athmen vermag und mit fürchterlichem, in abgebrochenen Sätzen ertönenden Gebrüll hinsinkt, unfähig, sich gegen den Biß der Schlange zu wehren.

Die jungen Tiger, von denen wir auf der achten Abbildung ein Paar in Gefahr sehen, von einer Tigerschlange gebissen zu werden, so daß die Mutter zur rechten Zeit herbeikömmt, sind anfangs noch lange nicht so groß wie eine Katze, und die Alte muß sie sorgfältig vor dem Vater verbergen, dem, wenn er Hunger hat, leicht die Lust ankömmt, sie zu zerreißen, welches Schicksal die Mutter theilen kann, wenn sie die Jungen vertheidigen will. Sonst findet man häufig Tiger und Tigerin gut zusammen haltend, und die zärtliche, schmeichelnde Katzenart, welche sie in der Gefangenschaft zeigen, scheint ihnen auch im Naturzustande eigen.

Die Zähmung des Tigers gelingt nicht selten in solchem Maaße, wie nur irgend bei einem andern wilden Thiere, so daß er alle Tücke und Bosheit ablegt und sich Alles gefallen läßt. Ein solcher gezähmter Tiger, für den letzten König von England bestimmt, zeigte sich auf dem Schiffe, während der Ueberfahrt, durchaus wie eine zahme Katze. Er ließ es sich ruhig gefallen, daß Matrosen sich auf ihn, wie auf ein Kopfkissen, legten. Oft kletterte er an den Masthäumen herum, spielte mit einem Hunde, stahl allerhand Sachen weg und versteckte sie. Und als er einst dem Schiffszimmermann geröstetes Rindfleisch gestohlen hatte, dieser ihm nachlief, ihm das Fleisch aus dem Rachen riß und ihn prügelte, blieb er selbst dabei ruhig.

Man hat von Alters her, wie schon beim Löwen erwähnt ist, als Schau-

spiel Kämpfe eingefangener Raubthiere veranstaltet, welche in ihrer Freiheit gewiß nur höchst selten vorfallen, weil diese Thiere meist in zu weiter Entfernung durch den Geruch sich ausspüren, als daß sie sich leicht nahe kämen. In solchen Kämpfen nun soll manchmal selbst der afrikanische Löwe vom Tiger besiegt worden sein. Bei diesen Gelegenheiten nehmen in Ostindien auch Menschen mit dem Tiger es auf, und unsern Lesern wird es gewiß willkommen sein, wenn wir hier die Schilderung eines solchen Kampfes von einem englischen Reisenden einschalten.

„Ein Mann trat in den Kampfplatz ein, nur mit einem Curg-Messer [3]) bewaffnet, einer schweren Klinge, ungefähr wie ein Pflugschaar, zwei Fuß lang und volle drei Zoll breit, mit dem Handgriff einen rechten Winkel bildend. Er sollte einem Tiger gegenüber gestellt werden, den zu bekämpfen er sich erboten hatte. Er war nicht gerade von großem Körperbau, aber seine Brust weit, seine Arme lang und musculös, und einige Bewegungen, die er in Vorbereitung auf sein gewagtes Unternehmen machte, zeigten, daß er ungewöhnliche Gewandtheit und keinen gemeinen Grad von Stärke besaß. Der Ausdruck seines Gesichtes und seine ganze Haltung, als er das Zeichen gab, den Tiger herauszulassen, waren wirklich erhaben. Sein Körper glänzte von Oel, mit dem er sich eingerieben hatte, um die Elasticität seiner Muskeln zu vermehren.

„Die Riegel des weiten Behältnisses wurden nun weggezogen, ein großer königlicher Tiger sprang heraus und stand vor dem Curg, langsam seinen Schwanz vor- und rückwärts bewegend, das Haar sträubend, und ein halb unterdrücktes Brüllen ausstoßend. Dann sah er erst den Mann an, blickte nach der Gallerie, wo der Rajah mit seinem Hofe saß, und schien bald sich keineswegs in seinem jetzigen Zustand der Freiheit behaglich zu fühlen — er war sichtbar durch die Neuheit seiner Lage verwirrt. Nach einigen Minuten wandte er sich sogar schnell herum und sprang in den Käfig zurück, und die Wärter, welche eben außerhalb des Bereiches standen, wo Gefahr zu fürchten war, versuchten vergeblich, ihn wieder herauszutreiben. Die Riegel wurden darauf geschlossen und mehrere Schwärmer an den Schweif angebracht, der durch die Gitter herausragte, und indem der Curg diese anzündete öffnete man den Käfig wieder.

„Nun stürzte der Tiger mit einem schrecklichen Schrei in den Kampfplatz, zog sich aber doch bald wieder in eine Ecke zurück, immer tiefer, je mehr der Curg, der fest und langsam auf ihn los kam, sich ihm näherte; doch hatte er die Stirn immer seinem Feinde zugewandt.

---

3) Curg heißt eine Landschaft auf der Westküste des südlichen Theiles von Ostindien.

„Der Curg stand endlich plötzlich still und als er darauf langsam zurückschritt, richtete sich der Tiger wieder in die Höhe, bog seinen Rücken in die nöthige Lage zu einem Sprunge und schlug mit dem Schwanze, offenbar auf Verderben sinnend. Der Mann fuhr fort sich zurückzuziehen, und sobald er weit genug entfernt war, daß der feste Ausdruck seines Auges nicht mehr erkennbar, machte das wilde Thier einen plötzlichen Sprung, krümmte sich, und wollte nun mit einem zweiten Satz, den es mit einem kurzen, scharfen Brummen begleitete, seinen Gegner niederwerfen; dieser aber, völlig hierauf vorbereitet, sprang leicht auf die Seite, schwang, sowie der Tiger den Boden erreichte, sein schweres Messer und schlug mit unwiderstehlicher Gewalt auf des Thieres Hinterbein, gerade über dem Gelenk. Der Knochen war augenblicklich getrennt und so der Tiger verhindert, einen weitern Sprung zu machen. Das verwundete Thier brüllte, kam aber, sich schnell wieder nach dem Curg zuwendend, der sich mehrere Schritte zurückgezogen hatte, wild auf denselben los, wobei der verwundete Fuß locker in der Haut nachschleppte und sehen ließ, daß er völlig zerbrochen war. Der Mann erwartete es ruhig mit aufgehobenem Messer, und sobald er es erreichen konnte, ließ er die gewichtige Waffe mit großer Gewalt auf den Kopf des Thieres fallen, den Schädel von einem Ohr zum andern spaltend. Dann wischte er kaltblütig sein Messer an des Feindes Fell ab, machte eine Verbeugung gegen den Rajah und zog sich unter lautem Beifallrufen der Zuschauer zurück.

„Der Rajah sagte uns, daß dieser Mann schon mehrere Tiger auf ähnliche Weise getödtet habe. Es ist auch bekannt, daß die Curgs oft mit ihren schweren, scharfen Messern das fürchterliche Thier, mit fast immer sicherem Erfolge, in den Wäldern angreifen.“

Der Leopard und der Panther.

Diese beiden Thiere, welche die vier ersten Abbildungen unsrer Kupfertafel darstellen, schildern wir zusammen, da sie viele Aehnlichkeit mit einander haben. Beide sind mit glattem, kurzhaarigen Fell versehen, das obenhin schön braungelb, manchmal etwas fahler, besonders beim Panther, weiter nach dem Bauche zu aber bläßer, bis in Weiß übergehend, und über und über schwarz gefleckt ist. Auf dem Rücken und an den Seiten stehen immer mehrere Flecken, bald runde, bald ovale Ringe oder Rosen bildend, beisammen, beim Panther je 5—6, beim Leoparden nur 3—4, auch 5, und so wieder der Länge nach so ziemlich in Reihen, deren man bei jenem etwa 7, bei diesem etwa 10 unterscheiden kann. Beim Leoparden sind indeß auch viele Flecke ganz unregelmäßig geordnet.

Außerdem sind beide Thiere der Größe nach nicht ganz gleich, da der

Panther hierin den, (ohne den Schwanz) 3—4 Fuß langen, Leoparden um etwa 1 Fuß übertrifft.

Das Vaterland beider Thiere ist Afrika und Süd-Asien, hier hauptsächlich Ostindien und die nahe gelegenen Inseln Ceylon, Sumatra, Java u. s. w. Einige Naturforscher haben zwar gemeint, die Leoparden seien mehr nur in Afrika zu Hause, und allerdings sind sie am Senegal und in Guinea sehr häufig, doch werden jetzt viele gerade aus Ostindien nach Europa gebracht.

Sie ziehen sich mehr in das Innere der Wälder zurück und wagen sich viel seltener als der Tiger in das Freie und in die Nähe der Menschen heraus, die sie auch nicht anders angreifen, als wenn sie gereizt werden. Dort erlauern und überfallen sie mittelgroße Thiere, besonders die verschiedenen Arten der Antilopen, auf welche sie in ähnlicher Weise, wie der Tiger, losstürzen. Nur wenn Hunger sie treibt, streifen sie bei nächtlicher Weile um abgelegene Höfe, und den Panther hält dann, wenn er sich irgend einen Weg in die Ställe zu bahnen weiß, das Gebell der zahlreichen Hunde, die man häufig auf solchen Höfen hält, nicht ab, während der furchtsamere Leopard nur dahin geht, wo's ihm sicher scheint, ist er aber in einem Stalle, eben so gut wie der Panther, ja vieleicht mit noch mehr Blutgier, Alles würgt, dessen er habhaft werden kann.

Hauptsächlich wegen des großen Schadens, den sie so anrichten, aber auch um der schönen Felle und des eßbaren, von Vielen sehr wohlschmeckend gefundenen Fleisches Willen, verfolgt man sie auf alle Weise; fängt sie in Fallen, die aus schweren Holz- oder Felsstücken zusammengesetzt sind, auch indem man unter einem Baum, an dessen Zweige man in mäßiger Höhe Fleisch gehängt hat, im niedern Gebüsch eine große eiserne Spitze aufrichtet, die sich das, nach dem Fleische springende Thier in den Leib stößt, wenn es wieder auf die Erde kömmt, und auf manche andere Arten.

Auch jagt man sie mit Hunden, wobei sie oft, da sie sehr gut klettern, auf Bäume flüchten, von denen man sie dann herabschießt. Dies muß aber beim Panther mit großer Vorsicht geschehen, denn er springt leicht auf den herab, der sich dem Baume nähert, und verwundet oder tödtet ihn.

Den Leoparden weiß der jagdlustige Mozabite (am Atlas) auch allein und ohne Feuergewehr zu erlegen, wie ein französischer Reisender mit ansah, indem er das Thier durch allerhand Mittel reizt, ihn auf einen Baum zu verfolgen, und es hier, wo er besser als auf der Erde den richtigen Augenblick abwarten kann, mit scharfem Säbel tödtlich verwundet. (S. Abbild. 4)

Die Gazellen, und andere mit Hörnern und Geweihen bewaffnete Thiere, vertheidigen sich oft lange gegen den Panther und Leopard, bis sie endlich vor Erschöpfung unterliegen, oder, natürlich aber sehr selten, ihre

Feinde ermüden und diese vom Angriff abstehen. So ging es bei folgendem, in England angestellten Versuche, bei dem man freilich vielleicht die Neuheit der ganzen Umgebung als erschreckend für den Panther in Anschlag bringen muß, wiewohl auch der Hirsch in derselben Lage war.

Die in England immer rege Lust zum Anschauen von Thierkämpfen und ähnlichen Schauspielen erhascht natürlich jede Gelegenheit, sich einmal an etwas Anderem zu erlaben, als an den gewöhnlichen Hahnenkämpfen und Pferderennen, mit großer Begier, und so wollte man denn auch einst, im Besitz eines Panthers, diesen im Kampfe sehen. Ein sehr starker Hirsch wurde zu seinem Gegner auserlesen und auf eine Art von Kampfplatz gebracht, der von sehr festen, hohen Netzen oder Garnen umgeben war. Mehrere tausend Zuschauer, die nachher noch einem Pferderennen beiwohnen wollten, hatten sich eingefunden.

Der Hirsch ging mit majestätischer Miene umher, die aber doch etwas Bestürzung über den Anblick so vieler Menschen verrieth. Jetzt wurde der Panther, die Augen mit einer Kappe bedeckt, auf den Kampfplatz geführt, wo man ihm die Kappe abnahm und ihn los ließ. Tiefes Stillschweigen herrschte unter den Zuschauern. Nachdem der Panther einen allgemeinen Blick auf das Ganze geworfen hatte, wurde er den Hirsch gewahr. Sogleich legte er sich auf den Bauch und kroch, wie eine Katze, die eben eine Maus erhaschen will, vorwärts, um die Gelegenheit abzulauern, wo er mit dem größten Vortheile sich über sein Schlachtopfer herstürzen könnte. Aber mit vieler Standhaftigkeit, Vorsicht und Klugheit folgten die Augen des Hirsches den arglistigen Bewegungen seines Feindes (s. Abbild. 3) und er machte eben so viele Seitengänge, wie sein fürchterlicher Gegner, so daß dieser sich zuweilen in der Gefahr befand, aufgespießt zu werden. Umsonst bestrebte er sich, dem Hirsche auf der Seite beizukommen: niemals ließ sich dieser überlisten, und auf solche Weise blieben beide so lange im Vertheidigungsstande begriffen, bis den Zuschauern endlich die Zeit lang wurde und die zum Pferderennen bestimmte Stunde herbeirückte. Der mit anwesende König fragte, ob es nicht möglich sei, den Ausgang des Schauspiels dadurch zu beschleunigen, daß man den Panther anreizte, und obwohl ihm versichert wurde, daß dies für die Zuschauer die traurigsten Folgen haben könnte, gab er doch endlich Befehl, es zu versuchen. Kaum leistete man ihm Folge, so machte der Panther, ohne einen weitern Angriff auf den Hirsch zu wagen, einen fürchterlichen Sprung und setzte über die Garne weg, unter die Zuschauer, welche vor Schrecken in ein lautes Geschrei ausbrachen und ihr Heil in der eiligsten Flucht suchten. Jeder sah sich schon von dem blutdürstigen Thiere angefallen und zerrissen, dieses aber sprang eiligst weiter, dem dichsten Gebüsche zu, und wurde nachher glücklich wieder eingefangen.

Die Bewegungen des Panthers und des Leoparden sind den Windungen der Schlangen ähnlich, so daß man sie in Menagerien mit dem größesten Wohlgefallen betrachtet.

Jung eingefangen wird der Leopard zuweilen sehr zahm, wie z. B. der des Herrn Hutchison, welchen man ganz frei im Hause und Hofe umherlaufen und mit den Kindern spielen ließ. Fremden war es freilich oft unheimlich, ein so gewaltiges Thier frei um sich herumgehen zu sehen, und es gab manchen Scherz, wenn solche, denen die Angst auf alle Weise anzusehen war, den Anschein der Furchtlosigkeit behaupten wollten.

Gezähmte Panther sowohl, wie Leoparden, hat man früher mitunter auch zur Jagd auf Gazellen und andere Thiere abgerichtet; aber mit den Panthern wenigstens mußte man dabei immer sehr vorsichtig sein, da sich dieselben meist nicht sowohl eigentlich zähmen, als nur bändigen lassen, und nicht leicht ihr grimmiges Wesen ganz verlieren. Ließ man das, zum genannten Zwecke auf einem Karren in einem Käfige mitgeführte Thier im Angesicht des Wildes heraus, und gelang es ihm nicht, was freilich selten geschah, dieses in einigen Sätzen zu erreichen, zu Boden zu strecken und zu erwürgen, so ward der Panther leicht wüthend und warf sich zuweilen auf seinen Herrn. Deshalb mußte dieser immer Stücke Fleisch, oder lebende Thiere, wie Lämmer und junge Ziegen, bei sich führen, um mit einem derselben bei einer solchen Gelegenheit seines gefährlichen Jagdthieres Wuth zu stillen.

Natürlich kam diese ganze Jagd nicht oft vor und ist jetzt, wie es scheint, völlig aufgegeben, so wünschenswerth es auch in den heißen Gegenden Asiens ist, den Hund, der dort leicht ausartet, durch ein anderes Jagdthier zu ersetzen. Weit besser zu diesem Zwecke geeignet ist der **Gepard**, oder Jagdleopard, der eines der interessantesten Thiere des Katzengeschlechts ist. Beim ersten Anblick hat er ganz das Ansehen der größern gefleckten Arten dieses Geschlechts, doch bei genauerer Betrachtung findet man die Gestalt des Hundes gleichsam mit der der Katze in ihm verschmolzen: die Beine sind länger, als bei den gewöhnlichen Katzenarten, die Stirn minder flach u. s. w., hauptsächlich aber lassen sich die Klauen nicht so weit in die Haut zurückziehen, wie bei allen übrigen Katzenarten, und werden deshalb leicht abgestumpft. Dieser letztere Unterschied ist in einem Geschlechte, wo die Klauen eine so bedeutende Rolle spielen, wo sie wegen ihrer außerordentlichen Stärke und Schärfe wo möglich noch verderblichere Angriffswerkzeuge sind, als die Zähne, von größter Wichtigkeit, und deutet auf verschiedene Lebensart und sehr verschiedenen Charakter hin, die denn auch wirklich am Gepard gefunden werden. Er läßt sich nämlich leicht

zähmen und, dem Hunde ähnlich, zur Jagd abrichten, zeigt auch in der Gefangenschaft große Sanftmuth und Zuneigung zu seinem Herrn. So bildet er eine Art Verbindungsglied zwischen beiden Thiergruppen. In der Größe steht er zwischen dem Leoparden und dem Jagdhunde. Seine Farbe ist oben hellbraungelblich fahl, unten fast wie weiß. Oben und an der Seite hat er unzählige einander nahe stehende Flecken von einem halben bis ganzen Zoll im Durchmesser, welche schwarz sind und nicht, wie beim Leopard und andern gefleckten Katzen, Gruppen mit einem lichtern Mittelpunkte bilden.

Hauptsächlich, oder, wie Manche behaupten, allein in Indien und Persien benutzt man Gepards zur Jagd [1]), und man macht sie so zahm und gutartig, daß sie an einer Leine geführt werden können, wie Jagdhunde. Auf dem Wege nach dem Jagdgebiete werden sie indeß gewöhnlich auf einem Elephanten, oder auf dem Pferde, auf einem Polster hinter dem Reiter, und am häufigsten auf einem besondern, von Ochsen gezogenen Wagen gehalten. Die Beschreibung einer Jagd mittelst des Gepards von einem Augenzeugen mag uns das Thier in Thätigkeit vorführen. „Ehe wir noch," erzählt derselbe, „auf das Jagdgebiet gelangten, meldeten die Kameeltreiber, welche an den Seiten nach Wild suchten, eine Heerde Antilopen in der Entfernung von etwa einer halben englischen Meile von der Marschlinie, und da die Chethas (Gepards) in der Nähe waren, so gingen wir an die Verfolgung. Jeder Gepard befindet sich auf einem Karren ohne Seitenwände, der von zwei Stieren gezogen wird, und jeder hat zwei Führer. Sie sind mittels eines Halsbandes und Strickes locker an den Wagen befestigt und werden von dem Aufseher überdies an einem Riemen gehalten, der um das Kreuz geht. Eine Lederkappe bedeckt die Augen. Obgleich die Antilopen sehr scheu sind, so kann man ihnen mit diesen Wagen, welche denen der Bauern ähnlich sehen, an die sie gewöhnt sind, doch ziemlich nahe kommen. Wir hatten drei Chethas und die Wagen derselben waren hundert Schritt von einander entfernt. Als wir aus einer Baumwollenpflanzung herauskamen, sahen wir vier Antilopen vor uns, und mein Führer kam ihnen bis auf hundert Schritt nahe. Der Chetha wurde nun schnell losgelassen und sobald er das Wild sah, sprang er von der entgegengesetzten Seite von dem Karren, näherte sich den Antilopen langsam und geduckt, und suchte sich hinter jedem Busche auf dem Wege zu verbergen. Sobald sie aber anfingen unruhig zu werden, beschleunigte er seinen Lauf und war mit weni-

---

1) Nach Andern soll man sich ihrer auch in mehreren Gegenden Afrika's zu diesem Zwecke bedienen.

gen Sätzen mitten unter ihnen. Er suchte sich ein Weibchen aus und verfolgte es etwa zweihundert Schritt weit, erreichte es hier, warf es mit einem Schlage seiner Tatze um und sog ihm sogleich das Blut aus der Kehle. — Ein anderer Chetha war zu gleicher Zeit losgelassen worden, gab aber nach einigen verzweifelten Sprüngen, durch welche er seine Beute nicht erreichte, wiewohl wenig fehlte, die Verfolgung auf und kam verdrießlich knurrend zu seinem Karren zurück."

„Sobald die Beute zu Boden gerissen ist, eilt ein Wärter hinzu, legt dem Chetha die Kappe an, schneidet die Kehle des Opfers auf, fängt etwas Blut in einem hölzernen Löffel und hält es dem Gepard unter die Nase. Die Antilope wird dann fortgeschleppt und in einen Kasten unter den Wagen gelegt, während man den Chetha mit einer Keule davon abspeist."

Das Katzengeschlecht.

Taf. III.

Auf dieser Tafel betrachten wir mit Recht zuerst das größeste und stärkste der in Amerika lebenden Thiere aus dem Katzengeschlechte, den

Jaguar

oder amerikanischen Panther (auch amerikanischer Tiger genannt), welcher in den wärmern Gegenden Süd-Amerika's, von der Mündung des Orinoko bis zur Mündung des La Plata, zu Hause ist, am häufigsten an den Strömen Parana, Paraguay und Uruguay, auch in Brasilien, am größesten zwischen dem 27. und 34. Breitengrade. Hier wird er 4½ Fuß lang. Sein Ansehen ist, bei den dicken, compakten Gliedern, etwas plump, zugleich liegt aber ein Ausdruck von großer Kraft und Wildheit darin, wie er denn auch nächst dem Löwen und Tiger das kühnste, stärkste und furchtbarste Thier aus dem Katzengeschlecht ist und in bewohnten Gegenden leicht selbst die Scheu vor dem Menschen verliert, die ihm in der Wildniß eigen ist. An seinen Anblick gewöhnt fällt er nicht selten den Menschen an, wenn er ihn trifft, ja sucht ihn sogar begierig auf. Man hat Beispiele genug, daß unvorsichtige Schiffer von ihm zerrissen wurden, daß er sich in der Morgen- und Abenddämmerung und bei mondhellen Nächten, wo er allein auf

Raub ausgeht, selbst auf Schiffe wagte und darin schlafende Menschen oder Thiere überfiel. Merkwürdig ist hierbei, daß er den Neger oder Mulatten vorzugsweise vor dem Weißen anfällt, auch den Indianer vorzieht, wahrscheinlich weil der stärkere Geruch, welchen die Ausdünstung farbiger Menschen hat, ihn mehr reizt. Daher hält sich ein Weißer für ganz sicher, wenn er farbige Menschen zu Begleitern hat. An den Viehheerden richtet der Jaguar großen Schaden an, da er dem jungen Hornvieh, Füllen, Pferden und Mauleseln auf den Rücken springt nnd sie durch Aufreißen der Halspulsadern tödtet. Außerdem dient ihm noch Alles zur Nahrung, was er bezwingen kann, selbst das Stachelthier ist vor ihm nicht durch seine Stacheln gesichert, die Schildkröte nicht durch ihren Panzer, aus dem er sie herausarbeitet, der Fisch nicht im Wasser: er lauert ihm auf und erhascht ihn schnell mit der Tatze. Mit Leichtigkeit schwimmt er über die breitesten Ströme, und auch im Wasser ist er furchtbar. Wird er hier verfolgt oder verwundet, so wendet er sich nach dem Kahn, und gelingt es ihm, eine Kralle an den Rand desselben zu setzen, so schwingt er sich an Bord und fällt die Jäger an. Ein deutscher Reisender (Rengger) erzählt einen komischen Auftritt dieser Art. Drei Schiffer feuerten in einer Entfernung von 5 bis 6 Fuß auf einen schwimmenden Jaguar; dieser, zwar verwundet, erhaschte dennoch den Rand des Nachens, und erstieg ihn, trotz aller Ruder- und Kolbenschläge, so daß den Leuten nichts übrig blieb, als ins Wasser zu springen und sich ans Land zu retten; der Jaguar aber setzte sich in den Kahn und ließ sich vom Strome treiben, bis er von einigen andern Jägern angegriffen wurde und nun seinerseits wieder ins Wasser sprang und sich ans Ufer rettete.

Auch die Jagd des Jaguars auf dem Lande ist gefährlich, wenigstens so, wie sie häufig aus Liebhaberei getrieben wird. Man hetzt ihn mit Hunden, wo er sich dann gleich zur Wehre stellt. Nun hat der Jäger seinen linken Arm bis über den Elnbogen mit einem starken Schaaffelle umwickelt und naht sich dem Thiere, indem er es mit Worten und Geberden reizt. Da springt der Jaguar mit einem oder zwei Sätzen auf den Jäger zu, richtet sich aber, wie der Bär, zum Angriffe auf die Hinterbeine und öffnet brüllend den Rachen, was der Jäger benutzt, dem Thiere den umwundenen Arm hinhält und ihm, indem es diesen packt, sein langes Messer mit der rechten Hand ins Herz stößt, worauf es fast immer zu Boden fällt und die Hunde darüber herstürzen. Ist die Wunde nicht tödtlich, so erhebt es sich indeß von neuem, bekömmt aber dann auf dieselbe Weise einen zweiten Stich.

In den Wüsten westlich von Monte Video, welche von zahllosen wil-

den Thieren belebt sind, jagt der Gautscho den Jaguar auf eine andere gefährliche Weise. 'Der Gautscho ist der gewandteste Pferdebändiger, den es geben kann. Auf einem gut zugerittenen Renner stürzt er sich mit einer großen Schlinge (Laço) mitten in einen Haufen wilder Pferde, die dort in ungeheurer Menge umherschwärmen. Die Schlinge wird geworfen; schon ist eins gefangen; während seine Gefährten in Galopp davonfliegen strengt es sich aufs Aeußerste an, sich wieder frei zu machen — aber vergebens! schon ist der Gautscho abgestiegen, wirft dem Thiere eine zweite Schlinge zwischen die Beine, reißt es zu Boden, legt ihm einen Zaum an, setzt sich auf seinen Rücken, nachdem er es von den Schlingen wieder frei gemacht, und läßt es davonjagen. Zornig über die ungewohnte Last bleibt das Pferd nach einer Weile stehen, bäumt sich, rennt dann voll Wuth auf's neue weiter, während seine Seiten unaufhörlich von den Sporen des Gautscho's gestachelt werden, bleibt noch einmal stehen, sucht, abermals fortjagend, gefährliche Orte auf, als wolle es seinen Feind erschrecken, überspringt Abgründe und Felsenblöcke, setzt über Flüsse — doch Alles vergeblich! Der Gautscho wankt nicht, bis des Thieres Kräfte endlich erschöpft sind und es sich ruhig niederlegt. Das in kurzer Zeit gezähmte Pferd wird nun daran gewöhnt, wie sein Herr allen Gefahren zu trotzen, diesen in seinen verwegenen Unternehmungen zu unterstützen. Er lehrt es, vor jedem Thiere stehen zu bleiben, nur auf ein gegebenes Zeichen zu fliehen; dann schweift er auf ihm in der unermeßlichen Wüste umher, sucht kühn die wildesten Thiere auf. Ein Jaguar läßt sich hören; der Gautscho erreicht ihn und ein gefährlicher Kampf beginnt. Der Reiter setzt seine Schlinge in Bewegung; er spricht zu seinem Pferde. Ihm gegenüber liegt der Jaguar auf dem Boden und betrachtet mit Erstaunen das verwegene Geschöpf, das ihn herausfordert. Furchtbar rollen die Augen in seinem Kopfe; er öffnet den noch von der letzten Mahlzeit blutigen Rachen, und späht gierig eine Stelle aus, auf welche er seinerseits einen Angriff machen könne. Der Gautscho bleibt auf seinem Pferde ganz ruhig und besonnen, läßt es zwar zurückweichen, aber dabei immer den Feind im Auge behalten, welcher Schritt vor Schritt vorwärts schleicht und immer auf die erste Blöße lauert, die ihm das Pferd geben wird. Der Gautscho weiß dieß, er läßt das Pferd sich bäumen; da wagt der Jaguar einen Sprung und ist in der ihm zugeworfenen Schlinge gefangen. Sogleich rennt auf das empfangene Zeichen das Pferd davon und schleppt das Raubthier hinter sich. Nach einer Weile läßt der Reiter es wieder halten, wirft seiner Beute, wenn sie sich etwa wieder aufrichtet, noch eine zweite Schlinge um und jagt von neuem weiter. Endlich steigt er ab, bewaffnet sich mit dem großen Messer, das er bei sich trägt,

und gibt dem erschöpften Jaguar den Tod. Nun ist sein Tagewerk vollendet; er kehrt nach Monte Video zurück, verkauft die Haut des erlegten Thieres, liebkost sein Pferd und geht am folgenden Tage auf neue Abenteuer aus.

In andern Gegenden wagt man es sogar, mit Keulen auf den Jaguar loszugehen, und sucht ihm das Rückgrat entzwei zu schlagen; doch geschieht dieser tollkühne Angriff selten. Die gewöhnlichste und sicherste Jagd ist, daß mehrere Jäger, sowohl mit Spießen als mit Schießgewehr bewaffnet, und von vielen Hunden begleitet, sich vereinigen, und das Thier so lange in die Enge treiben, bis es sich auf einen Baum flüchtet, wo es dann erschossen wird.

Die Farbe des Jaguars ist, sowohl was den Grund, als was die Flecken betrifft, nicht immer gleich. Jener ist bei einigen mehr grau oder fahl, bei andern mehr gelblich oder bräunlich; diese sind entweder unregelmäßig gestaltet und gestellt, oder mehr geregelt, so daß sie fast ringförmig einen bläßern Mittelfleck umschließen.

Kleiner als der Jaguar und, wiewohl auch sehr stark, doch, bei dem Mangel der Kühnheit jenes Thieres, viel weniger gefährlich, ist ein anderes in Südamerika und bis weit in Nordamerika hinein verbreitetes Glied des Katzengeschlechts, der

Kuguar oder Puma,

mitunter auch, der ähnlichen Farbe des Felles wegen, der amerikanische Löwe genannt. Er flieht vor Menschen und Hunden, greift weder Kühe noch Pferde an, sondern wagt sich nur an Kälber, Füllen, Schafe und kleinere Thiere, richtet aber durch seinen Blutdurst vielen Schaden an, da er, um diesen zu stillen, auch ohne Hunger würgt, wo er kann. Er ist hierin dem Tiger ähnlich, so wie dem

Luchs,

dem größesten katzenartigen Thiere in Europa, das wir schon deshalb auch noch etwas näher betrachten müssen.

In Deutschland, Frankreich, England, wo er früher ebenfalls hauste, ausgerottet, lebt der Luchs noch in den Gebirgen von Norwegen und Schweden, bis zum Polarkreis hinauf, auf den Alpen und den Appenninen. Hier schleicht er, wenn die Abenddämmerung über den Thälern zusammenfließt, vorsichtig aus dickem Gebüsch hervor. Auf dicht behaarten Ballen tritt er wie in Socken auf; nur das Laub rauscht unter ihnen; kaum brechen die dürren Zweige, wo er schreitet. So streift er umher und sieht, wo der Schlummer schon ein Reh im weichen Grase, ein Haselhuhn auf niederem Zweige festhält, wo die Gemse graf't an des Gletschers Saum, wo die ru-

hende Heerde lagert. Die schwarz umsäumten Ohren, in spitzen Haaren endend, sind aufgestellt, die helleuchtenden Augen schauen spähend umher; jene verrathen ihm den Raub, welcher diesen noch verborgen ist. Hat er ihn ausgespähet, so schleicht er sich doppelt vorsichtig nah heran, duckt sich nieder, mißt mit dem Blicke die Entfernung, streift vom glänzenden Gebiß die dünnen Lippen, hält die Klauen emporgerichtet und schnellt plötzlich auf das Thier los. Ein andermal hat er den Baum erklettert, sich auf einen starken Zweig hingestreckt, und lauert dem Elenthier, dem Hirsche, dem Eber auf. Schweift dann ein Thier unter dem Baume hin, so spingt er gierig herab, ihm ins Genick, schlägt die Klauen fest ein, zerbeißt die augenblicklich gefundene Halspulsader und schlürft das warme Blut, das seinen Durst löscht und reizt, mit dem er, wenn er kann, auch seinen Hunger stillt; denn so lange er Blut zu finden weiß, verschmäht er Fleisch. Es sind Fälle bekannt, wo ein Luchs in einer einzigen Nacht 20, 30 Schafe tödtete.

In seiner Bauart unterscheidet sich der Luchs durch einen ziemlich dicken Leib, durch längere und plumpere Beine, einen kurzen Schwanz, und durch die schon erwähnten aufrechtstehenden Haarbüschel auf den Spitzen der Ohren von den übrigen Katzenarten. Die sehr großen Augen sind beinahe senkrecht geschlitzt, was dem Blick einen schalkhaften Ausdruck gibt. Auf dem weichen, ziemlich lang- und dichtbehaarten matt rothbraunen Fell sind dunkelbraune Flecke zerstreut. Die Länge des Thieres beträgt nahe an dritthalb Fuß. Außer in Europa lebt der Luchs auch im nördlichen Asien und in Nordamerika.

Wir übergehen den **Baumtiger**, oder Riman Dahan, der hauptsächlich in Sumatra und Hinterindien lebt, aber auch in Vorderindien vorkömmt, und dessen schöne Zeichnung auf dem Mittelbilde der ersten Tafel des Katzengeschlechtes zu sehen ist, die langzottige **Unze** in den Gebirgen Persiens und übberhaupt Mittelasiens, den schönen, zierlichen und leicht zu zähmenden **Ozelot** in Mexico, Guiana, Surinam und Brasilien, die **wilde Katze** in den Wäldern fast des ganzen Europas und des nördlichen Asiens, nur nicht in den kältesten Gegenden, und mehrere andere Katzenarten, die sich sämmtlich nicht durch besonders hervorstechende Eigenthümlichkeiten auszeichnen. Dagegen wollen wir Einiges von unsrer

Hauskatze

erwähen. Zwar ist diese mit ihrer zierlichen Gestalt, ihrem immer schleichenden, lauschenden, schmeichlerischen Wesen, ihrer Reinlichkeit, ihrer Geschicklichkeit im Fangen kleiner Thiere, ihrer Neigung zum Stehlen so be-

kannt, daß es fast überflüssig scheint, von ihr zu sprechen; dennoch dürfte Folgendes manchem unserer Leser neu sein.

Die Katze verliert meist, auch wenn sie gut behandelt wird, ihre tückische und räuberische Gemüthsart nicht ganz und es ist deshalb nie rathsam, sie mit kleinen Kindern allein zu lassen. Schon oft sind solche Kinder von Katzen angefallen und gefährlich beschädigt worden. Auch legt sich die Katze gern kleinen Kindern auf den Hals und kann sie so leicht ersticken. Selbst Erwachsene handeln nicht klug, wenn sie dieses Thier in ihrem Schlafgemache dulden. Einen schrecklichen Beweis hiervon liefert die Geschichte des französischen Predigers Mariette. Dieser hatte eine solche Neigung zu einer Katze, daß er sie beständig bei sich im Zimmer hatte und ihr stets von Allem gab, was er genoß. Einst, als er eine Anzahl Freunde zu einem Mahle geladen hatte und nach dem Essen mehrere von diesen Mittagsruhe hielten, während andere im Garten umhergingen, setzte sich Herr Mariette in dem Zimmer, wo man gespeiset hatte, auf das Sopha und schlummerte ein. Nicht lange aber, so kam ein wichtiger Brief für ihn an, sein unter den Gästen befindlicher Bruder ging hinein, um ihn zu wecken und — fand ihn todt. Zuerst glaubte man natürlich, ein Schlagfluß habe ihn getödtet, indeß bei näherer Besichtigung fand man unverkennbare Spuren von Katzenklauen am Halse des Todten und durch folgenden Versuch verschaffte man sich Gewißheit, daß wirklich die noch im Zimmer befindliche Katze ihn ermordet hatte. Man band einige Schnüre an den Leichnam und bewegte diesen mittelst derselben, nachdem sich Alle in ein Nebenzimmer begeben hatten, aus dem man übersehen konnte, was vorging. Da saß schnell die Katze wieder auf dem Halse Mariettes und strengte sich an, ihren noch nicht ganz todt scheinenden Herrn völlig zu erwürgen. Nachher besann man sich, daß dieser bei dem Gastmahle nicht, wie er sonst zu thun pflegte, der Katze von jedem Essen etwas auf ihren Teller gelegt, sondern ihr nur anfangs einmal einen Bissen Fleisch hingehalten hatte, und daß sie diesen nicht genommen und sich ihrem Herrn während des ganzen Mahles nicht wieder genähert hatte, so daß man den Tod des Unglücklichen der Rachsucht der Katze glaubte zuschreiben zu müssen.

Das zähe Leben der Katzen ist zum Sprüchworte geworden. Erstaunlich lange können sie Hunger und Durst und Mangel an Luft ertragen. In Paris fand man, als von einem Schranke, der bei einem Todesfalle durch die Gerichte versiegelt worden, nach Eröffnung des Testamentes die Siegel wieder abgenommen wurden, eine lebende Katze darin. Diese hatte sich hier verkrochen gehabt und 29 Tage ohne Nahrung ausgehalten.

Das Hundegeschlecht.

Tafel I. (Der Umschlag.)

Der Hund ist vor allen andern Thieren der beständige treue Gefährte des Menschen fast auf der ganzen Erde, eines der nützlichsten Hausthiere, die wir besitzen. Keines derselben zeigt solche Anhänglichkeit an den Menschen, einen so hohen Grad von Folgsamkeit gegen diesen. Ganz ihm ergeben bewacht und vertheidigt er seines Herrn Habe; seine Schnelligkeit, seine Stärke machen ihn zu einem trefflichen Zugthier, dieselben Eigenschaften, verbunden mit der Feinheit seiner Geruchsnerven und mit seiner Klugheit zu einem wackern Gehülfen des Menschen bei Verfolgung und Bekämpfung anderer Thiere, beim Hüten der Heerden und bei hundert Geschäften, die dieser weder allein, noch mit Hülfe irgend eines andern Thieres verrichten könnte. Tausende von Fällen sind bekannt, wo Hunde das Leben von Menschen gerettet, die Entdeckung von Mördern und Dieben herbeigeführt, verlorene Sachen wiedergefunden haben — wir führen einige derselben an, wenn wir zuvor von der Verschiedenheit der Raçen und etwas ausführlicher von den hauptsächlichsten der eben erwähnten Benutzungsarten gesprochen haben.

Wie der Hund vor allen andern Thieren geistiger Eindrücke fähig ist, wie Freude und Trauer, Zuneigung und Abneigung, Liebe und Haß, Dankbarkeit, Treue, mit einem Worte ein großer Theil der Empfindungen des Menschen sich auf das Schärfste bei ihm ausspricht, so ist er auch dasjenige Thier, dessen Natur durch physischen Einfluß die meisten Veränderungen erleidet; auch hierin steht er unter den Thieren dem Menschen am nächsten. In seinem Temperament, in seinen Fähigkeiten, in seiner Körperbildung herrscht in den verschiedenen Ländern die größeste Mannichfaltigkeit; es ist ein solcher Unterschied zwischen den Hunden verschiedener Himmelsstriche, daß man sie fast nicht für Thiere eines und desselben Geschlechtes halten sollte. Auch ist die Verwirrung und Vermischung der mancherlei Raçen so groß, daß man sie kaum alle zu nennen vermag. Außer der Bildung des innern organischen Baues läßt sich beim Hunde kaum etwas Beständiges und Allgemeines angeben. Und wunderbar ist, daß die Art der Verschiedenheit so oft mit der unter den Menschen gleichen Schritt hält. Wie diese in den

mitternächtlichen eiskalten Ländern, in Lappland, Grönland u. s. w., klein und häßlich sind, dagegen aber in den angränzenden gelindern Himmelsstrichen, z. B. in Schweden und Dänemark, im Allgemeinen eine schöne, große Gestalt haben: so unterscheiden sich auch die Hunde dieser Gegenden. Die lappländischen sind klein und ungestalt, die sibirischen etwas weniger, haben aber doch auch ein plumpes und wildes Ansehen. Dagegen trifft man in den erwähnten Ländern unter milderem Himmelsstriche, und unter den mehr südlich gelegenen in denen, welche von einem schönen Menschenschlage bewohnt werden, wie Griechenland, die Tatarei, Tübet, die schönsten, ansehnlichsten Hunde. Kommt man hernach in die noch gemäßigtern Himmelsstriche, nach England, Frankreich, Deutschland, Spanien und Italien, so trifft man, wie von den Menschen, Hunde von allen möglichen Raçen an, auf deren Verschiedenheit sowohl der Einfluß des Himmelsstrichs, als der Zusammenfluß einer Menge fremder Arten und die mannichfache Behandlung, Nahrung u. s. w. hingewirkt hat.

Der wichtigste Nutzen, den bei uns die Hunde bringen, besteht in Bewachung der Häuser, und in der Hülfe, die sie uns beim Hüten der Heerden und auf der Jagd leisten. Bekannt ist, wie die, denen die Nachtwache bei Häusern auf dem Lande anvertraut ist, ihr Amt mit der größesten Treue und dem festesten Muthe verwalten, wie sie in ununterbrochener Wachsamkeit um das Haus gehen, Fremde schon in beträchtlicher Entfernung wittern und durch Bellen ihre Annährung bekannt machen, einbrechende Diebe ohne Bedenken anfallen und sich ihrem Vorhaben mit Lebensgefahr widersetzen. Eben so bekannt ist die bewundernswürdige Klugheit und Treue des Hirtenhundes, der mit einem angeborenen Triebe für die Erhaltung der Schaafe und des Hornviehes begabt zu sein scheint. Er lernt nicht allein leicht die Befehle seines Herrn verstehen und auf die geschickteste Art ausführen, sondern er steht sogar in der Entfernung, wenn ihn die Stimme seines Herrn nicht erreichen kann, oft still, sieht sich nach ihm um und erkennt seinen Auftrag, seinen Beifall oder Tadel an dem bloßen Winken mit der Hand. Seine Wachsamkeit und Thätigkeit halten die Heerde auf einem bestimmten, ihm angezeigten Raume beisammen; keines der neben einem Kornfelde weidenden Schaafe darf einen Schritt in dasselbe thun: augenblicklich ist er da und jagt es zurück, ohne doch je ihm Schaden zu thun. Und wird die Heerde von einem Fuchse, von einem Wolfe angegriffen, so vertheidigt er sie mit dem äußersten Muthe. Nirgends aber zeigt sich die Gewandtheit, die Klugheit, der Muth und die Ausdauer des Hundes in glänzenderem Lichte, als auf der Jagd. Sobald der Jäger das Zeichen zum Angriff, zum Verfolgen eines Wildes gibt, funkeln seine Augen, verkündet jede seiner Bewegungen, jeder Ton seiner Stimme sein ungeduldiges Verlangen

nach dem bevorstehenden Kampfe. Begierig sucht er das Lager, die Fährte des Wildes auszuspüren, steht, wenn er jenes gefunden, je nachdem er abgerichtet ist, still, um seinen Herrn herbeizulocken, oder jagt das Wild auf, setzt ihm auf dem Fuße nach und gibt durch verschiedenartige Laute die Gattung desselben zu erkennen. Sieht dann das verfolgte Thier keine Rettung mehr durch die Flucht vor sich, so ist es bemüht, seinem Feinde durch List zu entkommen. Mit Verwunderung sieht man die Menge seiner Kunstgriffe. Um den Hund von seiner Fährte abzubringen läuft es in hunderterlei Windungen, thut große Sätze, und würde gern, wenn es möglich wäre, die Erde gar nicht berühren, um keine Spur hinter sich zu lassen. Mit Bedacht setzt es über Wege und Zäune, schwimmt durch Bäche und Flüsse, geht auch wohl darauf aus, ein anderes Thier an seinen gefährlichen Posten zu bringen, indem es dasselbe aufjagt und es nöthigt, mit ihm zu fliehen, so daß sich beider Fährten eine Strecke weit vermischen. Aber der Hund unterscheidet dieselben bei der Feinheit seiner Geruchsnerven und läßt den eigentlichen Gegenstand seiner Verfolgung nicht entwischen; anstatt denselben um eines andern Thieres willen aufzugeben, wird er nur noch erbitterter, verdoppelt seinen Eifer, und erlangt er endlich sein Opfer, so reißt er es nieder und beschließt seine Verfolgung mit Abkühlung seines Durstes in dessen Blute. Beim Angriff auf stärkere Thiere aber verstehen und helfen sich einander die Hunde, wechseln geschickt mit einander ab, und überwältigen so gemeinschaftlich den Eber, den Bären, wie die Abbildungen dieser Thiere in unserm Werke zeigen.

Bei den Kamtschadalen, Ostjäken, östlichen Samojeden, Tungusen und bei einigen Stämmen der Mandschuren werden die Hunde als Zugvieh gebraucht, eine Bestimmung, die sie sogar unter den Russen in der Irkutskischen Statthalterschaft (in Sibirien) haben, wo sie in einigen Gegenden die Stelle der Postpferde vertreten. Nirgends aber ist die Zucht dieser Thiere so wichtig und nothwendig, als in Kamtschatka, wo sie die einzige Gattung von zahmen einheimischen Thieren ausmachen, und wo man ihrer eben so wenig entbehren kann, als in andern Ländern des Hornviehs oder der Pferde.

Die kamtschatkischen Hunde sind in der Größe und Gestalt nur wenig von den großen russischen Bauern-Hunden verschieden; aber ihre Sitten haben sich durch die Art ihrer Erziehung, Nahrung und Behandlung fast gänzlich verändert. Sie werden für die besten und dauerhaftesten Läufer unter allen sibirischen Hunden gehalten, und ihr Feuer ist so groß, daß sie sich oft im Ziehen die Glieder verrenken, und daß sich ihre Haare von der heftigen Anstrengung, durch welche das Blut in die äußeren Theile getrieben wird, röthlich färben. Sie besitzen so viel Kräfte, daß vier derselben, die

man gewöhnlich vor einen Schlitten spannt [1]), drei erwachsene Menschen nebst anderthalb Pud Gepäck [2]) mit großer Leichtigkeit fortziehen. Die gewöhnliche Ladung auf vier Hunde beträgt fünf bis sechs Pud, und ein einzelner Mann kann auf diese Weise bei schlechten Wegen dreißig bis vierzig, bei guten aber achtzig bis hundert und vierzig Werste [3]) in einem Tage zurücklegen.

Der hohe Schnee, über welchen die Hunde, ohne einzubrechen, weglaufen, die steilen Gebirge und engen Thäler, die dichten, unwegsamen Wälder, die vielen Ströme und Quellen, die entweder gar nicht oder nicht fest genug zufrieren, die Stürme, welche den Schnee verwehen und keine gebahnten Wege möglich machen — alle diese Umstände zusammen genommen würden das Reisen mit Pferden, selbst bei dem größten Ueberflusse an denselben, im Winter wenigstens, verhindern, und es ist also sehr wahrscheinlich, daß die Hunde, auch bei der größten Cultur, die Kamtschatka erhalten könnte, immer die vorzüglichsten und brauchbarsten Zugthiere bleiben werden. Auch ist die Liebhaberei für Hunde hier so groß, als sie es anderswo für Pferde ist, und nicht selten wendet man beträchtliche Summen auf den Ankauf derselben und auf die Schönheit ihres Geschirres.

Die Art, wie diese Thiere zu ihrer Bestimmung erzogen werden, ist höchst sonderbar. Zu eigentlichen Zughunden sucht man vorzüglich diejenigen aus, welche hohe Füße, lange Ohren, eine spitze Schnauze, ein breites Kreuz und dicke Köpfe haben, und eine größere Munterkeit verrathen. Sobald diese Thiere sehen können, werden sie in eine finstere Grube geworfen, wo sie so lange eingeschlossen bleiben, bis man sie für stark genug hält, einen Versuch mit ihnen anstellen zu können. Alsdann spannt man sie mit andern, schon abgerichteten Hunden an den Schlitten, vor welchem sie aus allen Kräften laufen, weil sie durch das Licht und durch so viele unbekannte Gegenstände in Schrecken gesetzt sind. Nach einer kurzen Probe werden sie abermals in ihren finstern Kerker gesperrt, und diese Uebung wird so lange wiederholt, bis sie des Ziehens gewohnt und ihrem Führer folgsam geworden sind. Von diesem Augenblick beginnt ihr härtestes Schicksal, das nur durch die kurze Erholung gemildert wird, die ihnen der Sommer gewährt. Da sie nämlich in dieser Jahreszeit von keinem Nutzen sind, so bekümmert sich auch Niemand um sie, sondern sie genießen eine völlige Freiheit, welche sie vorzüglich zur Stillung ihres Hungers benutzen. Ihre

---

1) Diese vier werden je zwei zusammen gespannt; vor sie spannt man aber gewöhnlich noch einen fünften als Leithund.

2) Das Pud ist ein russisches Gewicht und beträgt ungefähr 35 unserer Pfunde.

3) Eine Werste beträgt den siebenten Theil einer deutschen Meile.

einzige Nahrung besteht in Fischen, denen sie diese ganze Zeit über an den Flüssen auflauern, und die sie mit vieler Behendigkeit und List zu fangen wissen. Wenn sie einen Ueberfluß an denselben haben, fressen sie, gleich den Bären, nur die Köpfe und lassen den Ueberrest liegen.

Doch diese Ruhe dauert nur bis in den October; denn dann versammelt jeder Eigenthümer seine Hunde und bindet sie in der Nähe seiner Wohnung an, wo sie zuerst weidlich hungern müssen, um sich ihres überflüssigen Fettes zu entladen und dadurch zum Laufen behender zu werden. Sobald der erste Schnee fällt, geht ihre Plagezeit an, und dann hört man Tag und Nacht ihr schreckliches Geheul, durch welches sie gleichsam ihr hartes Schicksal zu beklagen scheinen. Bei dem schweren Loose, das diese Thiere den Winter hindurch zu tragen haben, besteht ihre Kost nur aus gesäuerten oder in Fäulniß übergegangenen und getrockneten Fischen; und doch werden ihnen erstere, als die bessere Speise, nur zur Erquickung und Stärkung gereicht, weil man bemerkt hat, daß sie weichlich werden und leichter ermüden, wenn sie diesen Leckerbissen kurz vor dem Antritt einer Reise erhalten. Ihr gewöhnlichstes Futter sind verschimmelte und an der Luft getrocknete Fische, ein Schmaus, bei welchem sie sich selten anders, als mit blutendem Maule sättigen können, weil Gräten und Zähne den größten Theil desselben ausmachen. Für diese Härte rächen sie sich aber auch durch ihre erstaunliche Gefräßigkeit, die keinen Gegenstand verschont, dessen sie habhaft werden können. Mit diebischer List steigen sie die Leitern hinauf in die luftigen Vorrathskammern ihrer tyrannischen Herren; mit unnatürlichem Heißhunger fressen sie Riemen und Lederwerk an, wo sie es finden; und so weit geht ihre Entartung, daß sie selbst um die ekelhaftesten und von allen anderen Thieren verabscheuten Dinge mit einander bis auf das Blut streiten.

Aber nicht bloß in ihrer Gefräßigkeit, sondern in der ganzen Eigenthümlichkeit der thierischen Sitten zeigt sich diese Entartung. Statt der Wachsamkeit, Treue und Anhänglichkeit, die der Hund überall seinem Ernährer zeigt, haben die kamtschatkischen Hunde den Charakter heimtückischer Sclaven angenommen. Scheu und unfreundlich meiden sie ihren Herrn, unbekümmert um die Sicherheit seines Eigenthums, das sie gegen keinen Unbekannten zu vertheidigen wagen. Furchtsam und traurig schleichen sie einzeln umher und blicken beständig aus Mißtrauen um sich. Mit List und Betrug muß man sie vor die Schlitten zu spannen suchen; während dies geschieht, strecken sie sämmtlich die Köpfe empor und erheben ein wehmüthiges Geschrei; sobald aber die Fahrt beginnt, verstummen sie plötzlich, und dann scheinen sie durch hundert tückische Streiche wetteifernd die Geduld ihres Führers ermüden, oder sein Leben in Gefahr bringen zu wollen. Wenn

man gewöhnlich vor einen Schlitten spannt[1]), drei erwachsene Menschen nebst anderthalb Pud Gepäck[2]) mit großer Leichtigkeit fortziehen. Die gewöhnliche Ladung auf vier Hunde beträgt fünf bis sechs Pud, und ein einzelner Mann kann auf diese Weise bei schlechten Wegen dreißig bis vierzig, bei guten aber achtzig bis hundert und vierzig Werste[3]) in einem Tage zurücklegen.

Der hohe Schnee, über welchen die Hunde, ohne einzubrechen, weglaufen, die steilen Gebirge und engen Thäler, die dichten, unwegsamen Wälder, die vielen Ströme und Quellen, die entweder gar nicht oder nicht fest genug zufrieren, die Stürme, welche den Schnee verwehen und keine gebahnten Wege möglich machen — alle diese Umstände zusammen genommen würden das Reisen mit Pferden, selbst bei dem größten Ueberflusse an denselben, im Winter wenigstens, verhindern, und es ist also sehr wahrscheinlich, daß die Hunde, auch bei der größten Cultur, die Kamtschatka erhalten könnte, immer die vorzüglichsten und brauchbarsten Zugthiere bleiben werden. Auch ist die Liebhaberei für Hunde hier so groß, als sie es anderswo für Pferde ist, und nicht selten wendet man beträchtliche Summen auf den Ankauf derselben und auf die Schönheit ihres Geschirres.

Die Art, wie diese Thiere zu ihrer Bestimmung erzogen werden, ist höchst sonderbar. Zu eigentlichen Zughunden sucht man vorzüglich diejenigen aus, welche hohe Füße, lange Ohren, eine spitze Schnauze, ein breites Kreuz und dicke Köpfe haben, und eine größere Munterkeit verrathen. Sobald diese Thiere sehen können, werden sie in eine finstere Grube geworfen, wo sie so lange eingeschlossen bleiben, bis man sie für stark genug hält, einen Versuch mit ihnen anstellen zu können. Alsdann spannt man sie mit andern, schon abgerichteten Hunden an den Schlitten, vor welchem sie aus allen Kräften laufen, weil sie durch das Licht und durch so viele unbekannte Gegenstände in Schrecken gesetzt sind. Nach einer kurzen Probe werden sie abermals in ihren finstern Kerker gesperrt, und diese Uebung wird so lange wiederholt, bis sie des Ziehens gewohnt und ihrem Führer folgsam geworden sind. Von diesem Augenblick beginnt ihr härtestes Schicksal, das nur durch die kurze Erholung gemildert wird, die ihnen der Sommer gewährt. Da sie nämlich in dieser Jahreszeit von keinem Nutzen sind, so bekümmert sich auch Niemand um sie, sondern sie genießen eine völlige Freiheit, welche sie vorzüglich zur Stillung ihres Hungers benutzen. Ihre

---

1) Diese vier werden je zwei zusammen gespannt; vor sie spannt man aber gewöhnlich noch einen fünften als Leithund.

2) Das Pud ist ein russisches Gewicht und beträgt ungefähr 35 unserer Pfunde.

3) Eine Werste beträgt den siebenten Theil einer deutschen Meile.

einzige Nahrung besteht in Fischen, denen sie diese ganze Zeit über an den Flüssen auflauern, und die sie mit vieler Behendigkeit und List zu fangen wissen. Wenn sie einen Ueberfluß an denselben haben, fressen sie, gleich den Bären, nur die Köpfe und lassen den Ueberrest liegen.

Doch diese Ruhe dauert nur bis in den October; denn dann versammelt jeder Eigenthümer seine Hunde und bindet sie in der Nähe seiner Wohnung an, wo sie zuerst weidlich hungern müssen, um sich ihres überflüssigen Fettes zu entladen und dadurch zum Laufen behender zu werden. Sobald der erste Schnee fällt, geht ihre Plagezeit an, und dann hört man Tag und Nacht ihr schreckliches Geheul, durch welches sie gleichsam ihr hartes Schicksal zu beklagen scheinen. Bei dem schweren Loose, das diese Thiere den Winter hindurch zu tragen haben, besteht ihre Kost nur aus gesäuerten oder in Fäulniß übergegangenen und getrockneten Fischen; und doch werden ihnen erstere, als die bessere Speise, nur zur Erquickung und Stärkung gereicht, weil man bemerkt hat, daß sie weichlich werden und leichter ermüden, wenn sie diesen Leckerbissen kurz vor dem Antritt einer Reise erhalten. Ihr gewöhnlichstes Futter sind verschimmelte und an der Luft getrocknete Fische, ein Schmaus, bei welchem sie sich selten anders, als mit blutendem Maule sättigen können, weil Gräten und Zähne den größten Theil desselben ausmachen. Für diese Härte rächen sie sich aber auch durch ihre erstaunliche Gefräßigkeit, die keinen Gegenstand verschont, dessen sie habhaft werden können. Mit diebischer List steigen sie die Leitern hinauf in die luftigen Vorrathskammern ihrer tyrannischen Herren; mit unnatürlichem Heißhunger fressen sie Riemen und Lederwerk an, wo sie es finden; und so weit geht ihre Entartung, daß sie selbst um die ekelhaftesten und von allen anderen Thieren verabscheuten Dinge mit einander bis auf das Blut streiten.

Aber nicht bloß in ihrer Gefräßigkeit, sondern in der ganzen Eigenthümlichkeit der thierischen Sitten zeigt sich diese Entartung. Statt der Wachsamkeit, Treue und Anhänglichkeit, die der Hund überall seinem Ernährer zeigt, haben die kamtschatkischen Hunde den Charakter heimtückischer Sclaven angenommen. Scheu und unfreundlich meiden sie ihren Herrn, unbekümmert um die Sicherheit seines Eigenthums, das sie gegen keinen Unbekannten zu vertheidigen wagen. Furchtsam und traurig schleichen sie einzeln umher und blicken beständig aus Mißtrauen um sich. Mit List und Betrug muß man sie vor die Schlitten zu spannen suchen; während dies geschieht, strecken sie sämmtlich die Köpfe empor und erheben ein wehmüthiges Geschrei; sobald aber die Fahrt beginnt, verstummen sie plötzlich, und dann scheinen sie durch hundert tückische Streiche wetteifernd die Geduld ihres Führers ermüden, oder sein Leben in Gefahr bringen zu wollen. Wenn

sie an eine gefährliche Stelle kommen, verdoppeln sie ihre Schnelligkeit im Laufen, und um nicht von einem steilen Berge heruntergestürzt oder in einen Fluß geworfen zu werden, sieht man sich gewöhnlich gezwungen, ihnen den Schlitten zu überlassen, den man selten anders als zerbrochen, oder erst beim nächsten Dorfe wiederfindet, wenn es ihnen nicht gelungen ist, sich gänzlich in Freiheit zu setzen.

Doch so entartet auch die Hunde auf Kamtschatka sind, so fehlt es ihnen dennoch nicht an Eigenschaften, durch welche sie den Menschen auch ohne guten Willen nützlich werden können. Außer dem Vortheil, daß man mit diesen leichten Geschöpfen in den unwegsamsten Gebirgen und über den tiefsten Schnee fortkommen kann, sind sie auch treffliche Wegweiser, die in der größten Dunkelheit und beim fürchterlichsten Schneegestöber das Ziel der Fahrt zu finden wissen. Wird der Sturm so heftig, daß man liegen bleiben muß, wie dies nicht selten geschieht, so legen sich die Hunde neben ihren Herrn und erhalten durch ihre natürliche Wärme sein Leben. Auch geben sie die sicherste Anzeige von bevorstehenden Stürmen, indem sie Höhlen in den Schnee graben und sich darin zu verbergen suchen.

Durch diese und viele andere gute Eigenschaften ersetzen die kamtschatkischen Hunde bei weitem den Nachtheil, den ihre Unarten stiften; und welche Ursache sonst, als die hartherzige Tyrannei der Menschen, trägt die Schuld ihrer Entartung? So groß ihre Tücke sein mag, so kommt sie doch dem kalten Eigennutze und der Undankbarkeit noch nicht gleich, die diese herabgewürdigten und zur härtesten Knechtschaft gemißbrauchten Thiere von den Menschen erdulden. Kaum hat der kamtschatkische Hund durch das Uebermaß seiner Leiden das frühe Alter erreicht, so fordert ihm sein unerbittlicher Herr das Letzte ab, was er noch herzugeben vermag — seine Haut; und eben der hart behandelte Sclave, der seinem Tyrannen während eines kurzen und mühseligen Lebens so oft seine thierische Wärme mitgetheilt hatte, leistet ihm seinen Dienst auch nach dem Tode auf eine ähnliche Weise.

Nun einige Beispiele von der Klugheit und Treue des Hundes.

Dr. Chladni erzählt in einer seiner Schriften von einem Hunde, den ein Kaffetier in Wittenberg besaß. Dieser hatte viele Kunststücke erlernt; unter Anderem konnte ihn sein Herr zu drei verschiedenen Kaufleuten schicken, um etwas zu holen, zu welcher Absicht ihm ein Zettel, worin das Geld eingepackt war, zwischen die Zähne gegeben ward. Diese drei Kaufleute kannte er nach ihren Namen und verwechselte nie den, der ihm genannt ward, mit einem andern, kehrte auch nie ohne Waare zurück. Als er einmal, um Kaffebohnen zu holen, war ausgeschickt worden, hatte die Düte einen Riß bekommen, und ein Theil der Bohnen war verschüttet worden.

Der Hund brachte seinem Herrn die Düte mit den noch darin befindlichen Kaffebohnen, winselte über den Verlust und vielleicht aus Furcht vor Strafe, und lief sogleich wieder fort und immer hin und her, um seinem Herrn die verlorenen Kaffebohnen, eine nach der andern, einzeln zu bringen.

In einem Gasthause waren verschiedene Hunde, die nicht ermangelten, sich alle Winterabende um das Kaminfeuer in dem Gastzimmer herumzulagern, doch so, daß sie den Gästen nicht im Wege waren. Einer von diesen Hunden, der gewöhnlich später als die andern sich einfand, mußte meist mit einem entfernten Platze vorlieb nehmen. Bisher hatte er immer Geduld gehabt; an einem Abende aber, an welchem die Kälte ihm wahrscheinlich zu unerträglich war, ersann er folgenden listigen Streich, der ihm auch vollkommen gelang. Er verließ auf einmal das Zimmer, lief nach der Hausthür und fing an aus allen Kräften zu bellen. Augenblicklich machten sich alle Hunde im Zimmer auf die Beine und liefen und bellten so gut ein jeder konnte. Der Hund aber, der das Zeichen gegeben hatte, ließ sie gehen, kam mit einer triumphirenden Miene zurück und suchte sich die beste Stelle beim Feuer aus. Seit der Zeit bediente er sich, zur großen Belustigung der Gäste, jedesmal, wenn er es für nöthig fand, dieses Kunstgriffes, und verfehlte nie seines Endzwecks.

Ein Kaufmann ritt, von seinem Hunde begleitet, durch einen Wald. Unterwegs mußte er einmal vom Pferde absteigen, legte sein Geldgurt neben sich und ließ es aus Versehen liegen. Als er wieder eine Weile geritten war, widersetzte sich der Hund dem Weitergehen des Pferdes aus allen Kräften, indem er erst wüthend bellte, dann aber sogar das Pferd anfiel. Der Reisende mußte glauben, er sei toll geworden, nahm, als alles Zurufen nichts helfen wollte, sein Pistol hervor, und schoß ihn nieder. Aber wie groß war sein Erstaunen und sein Schmerz, als er, bald seinen Verlust bemerkend, einsah, daß der Hund ihn zur Rückkehr habe bewegen wollen! Und als er die Stelle wieder erreichte, wo er das Geld hatte liegen lassen, fand er auf demselben den treuen Hund, der sich sterbend dorthin geschleppt hatte und noch im Tode seines Herrn Eigenthum beschützte.

Ein Postillon bekam von seinem Postmeister in Zielenzig, einem Orte in der Mark Brandenburg, einen Hund geschenkt, der ihn stets begleitete, wenn er den Postwagen fuhr. Dieser blieb einst aus. Der Postmeister wartet mit Besorgniß und erschrickt nicht wenig, als endlich der Hund allein, außer Athem, bellend und heulend nach Hause kommt, an ihm heranspringt, und dann sogleich auf demselben Wege wieder zurückeilt. Schnell läßt er sein Pferd satteln und folgt dem Thiere nach. Auf dem halben Wege nach dem nächsten Orte findet er den Postwagen stehen, beraubt, ohne den Knecht. Den Hund sieht er heulend in die nahen Fichtengebüsche eilen und dort

findet er seinen Knecht erschlagen liegen. — Die Obrigkeit stellte Monate lang Untersuchungen an, konnte aber die Räuber nicht entdecken. Endlich ritt einmal der Postmeister, von dem Hunde begleitet, nach Drossen, woher damals der Postwagen gekommen war, und als er in den Ort gelangt, fällt der Hund einen vor einem Hause stehenden Kanonier wüthend an. Das Thier ging sonst nie auf einen Menschen los, und dem Postmeister mußte also seine Wuth sehr verdächtig erscheinen; deshalb ging er sogleich, nachdem er den Hund von dem schimpfenden und fluchenden Kanonier abgebracht und sein Pferd in den Gasthof gestellt hatte, zum Obersten des dortigen Regiments und bat ihn, den Kanonier verhaften zu lassen. Er selbst begleitete mit dem Hunde die Wache, und kaum sah dieser den Kanonier, als er abermals wüthend auf ihn lossprang, nachdem man ihn aber hinweggerissen hatte, ohne Verzug die Bodentreppe hinauf lief. Man folgte ihm, sah ihn in dort liegendem Stroh wühlen und fand beim Nachsuchen in demselben verschiedene Gegenstände aus dem beraubten Postwagen, durch die nun der Räuber zum Eingestehen seiner That gezwungen wurde.

Der bekannte Dichter Göckingk erzählt, daß, als einst sein Vater bei einer Amtscommission in Gattersleben mit den übrigen Commissairen bei Tische gesessen, dessen Pudel stürmisch in das Zimmer gekommen und seinen Herrn so lange und so heftig an den Kleidern gezerrt habe, bis dieser, sehend, daß etwas vorgefallen sein müsse, was der Hund ihm anzeigen wolle, demselben zum Zimmer und zum Hause hinaus gefolgt sei. Da sei der Pudel freudig vor ihm her gesprungen nach der Brücke vor dem Schloßthore, habe sich dort eilig ins Wasser gestürzt und sei nach einer aus dem Flusse hervorragenden Sandstelle geschwommen, auf der man zu gleicher Zeit ein Kind bemerkt habe. Am Ufer aber habe ein kleines Mädchen gestanden, das weinend und händeringend erzählt habe, sein dreijähriges Brüderchen sei von der Brücke gefallen, und der Pudel, welcher dort gelegen, sei gleich hinterher gesprungen und habe das Kind todtgebissen und auf den Sand geschleppt. Man holte es, wie Göckingk weiter berichtet, mit einem Kahne ab. Es war unverletzt; der Hund hatte es bloß an den Kleidern gefaßt, und es wurde bald in warmen Betten wieder hergestellt.

Bekannt ist, wie vielen Reisenden schon die großen Hunde das Leben gerettet haben, welche von den Mönchen in den Hospitien auf den Alpenpässen, besonders auf dem St. Bernhard, gehalten werden, um bei stürmischem und Schneewetter Wanderer aufzusuchen, die etwa vom rechten Wege abgekommen, oder ausruhend eingeschlafen, und von Schnee verschüttet worden, oder in Gefahr sind, zu erfrieren. (Vgl. Oberitalien Taf. I.)

Das Hundegeschlecht.

Tafel II.

Von den Verwandten des Hundes ist keiner diesem ähnlicher als

Der Wolf,

und wäre nicht des letzteren tückischer, leuchtender Blick aus dem schiefen, kleinen Auge so ganz von dem Blicke jenes treuesten Hausgenossen des Menschen verschieden, man könnte ihn, wie er fast stets die tief gespaltene Schnauze offen hält, das spitze Gebiß zeigt, und die lange Zunge weit hervorreckt, wie er mit aufgerichtetem Ohr, das den Lauf des Rehes von ferne hört, und mit feiner Nase umherspürt, auf den langen Füßen mit gestrecktem Leib, mit buschigtem, fliegenden Schweife davonjagt, oder, starkem Angriffe weichend, mit eingezogenem Schwanze scheu ins Dickicht entweicht, mit seinem bräunlich-grauen Felle und den schwachen Füßen mit stumpfen, festliegenden Krallen, leicht für eine Hundeart halten. Und wirklich kommen Verwechslungen dieser Art vor. Als der Engländer Parry auf seiner zweiten Entdeckungsreise nach den nördlichen Polarländern mit seinen Schiffen an der Küste des Baffinslandes lag, kam eine Heerde von 13 Wölfen, welche über das Eis nach dem Lande wanderten, wo mehrere Eskimos-Hütten standen, ganz nahe heran, um sich nach Fraß umzusehen, und die Schiffsmannschaft hätte leicht die meisten davon schießen können, wäre sie nicht völlig in Zweifel gewesen, ob sie Wölfe oder Hunde der armen Hüttenbewohner, vielleicht deren größesten Reichthum, vor sich habe.

Diese große Aehnlichkeit zwischen dem Hunde des Eskimos und dem Wolfe führt natürlich zu der Vermuthung, es seien beide im Grunde eines und desselben Stammes: der Hund sei nur der durch langes Beisammensein mit dem Menschen vollkommen gezähmte Wolf; und es ist nichts bekannt, was dieser Vermuthung ernstlich widerspräche. Der innere Bau beider Thiere zeigt keinen wesentlichen Unterschied, auch die Stimme ist ziemlich gleich, denn der Eskimo-Hund bellt eben so wenig, als der Wolf, und im Aeußern scheint nur in der Größe (der Wolf ist gewöhnlich größer als der Hund) und darin, daß der Wolf den Schwanz mehr hängen läßt, als der Hund, eine Verschiedenheit stattzufinden, die indeß nicht nothwendig beide gänzlich von einander scheidet.

Das Vaterland des Wolfes scheint ursprünglich Europa zu sein, wiewohl er auch im nördlichen Amerika und Asien häufig ist. Früher war er eine große Plage für Deutschland, Frankreich, Spanien und England. Bei den Anglo-Sachsen hieß der Januar, als die Zeit, wo er am meisten zu fürchten war, Wolfsmonat, und der Schrecken, den er über die Wohnsitze jenes Volkes verbreitete, zeigt sich in dem Stolze seiner Könige und Feldherren auf einen Namen, der an ihn erinnerte, wie Ethelwulf (edler Wolf) und viele andere. In den Wäldern Frankreichs wird er auch noch nicht selten angetroffen, ebenso in Spanien, wo man noch hin und wieder Hirtenhunde mit eisernen Halsbändern voll starker Stacheln zur Unterstützung im Kampfe gegen ihn sieht; in Schweden und Rußland aber ist er bis heute sehr gewöhnlich. [1])

Hier hauf't er in den Tiefen der Wälder, in den Schluchten der Felsen, durchstreift die Wildniß, jagt das Reh und spürt der Hirschkuh nach. Auch umschleicht er spähend den Saum des Waldes, wo er in der Nähe eine Heerde oder einen Hof erblickt, sieht, ob er sicher ist, und legt sich dann lauernd ins Gebüsch. Wagt sich ein Schaaf von der Heerde, ein Huhn vom Hofe hinweg, nahe an ihn heran, so springt er hervor und jagt mit der schnell ergriffenen Beute davon. Dann sucht er wieder von einer andern Seite sich heranzuschleichen, denn zwei Schaafe auf einmal sättigen ihn kaum. Kann er aber keine andere Beute erwischen, so verschmäht er auch Mäuse und Frösche nicht, macht dem Geyer das Aas streitig, und scharrt Leichen aus.

Größere Thiere und den Menschen greift er in gewöhnlichem Zustande nicht leicht an, denn er ist, obwohl sehr stark, von Natur feige, fürchtet das Horn des Ochsen, des Pferdes Huf und die Zähne tüchtiger Hunde. Hat er aber lange keine Mahlzeit gehalten, treibt Heißhunger ihn an, so wird er verwegen, sucht sich unter Thürschwellen hinwegzugraben, in den Stall zu brechen und trotz der herbeieilenden Hirten und Hunde ein Schaaf davon zu schleppen, das er dann in der Raserei nicht los läßt, sollte er auch erliegen, geht in Gesellschaft auf weidende Rinder und Pferde los, greift frech den Wandrer an, spingt mit weit geöffnetem Rachen an den Reiter hinauf und folgt heulend dem Schlitten.

Man stellt dem Wolf auf vielerlei Weise nach, mit Gruben, Netzen, Fallen u. s. w., wiewohl ihm dadurch schwer beizukommen ist, denn er

---

1) In der Provinz Liefland allein wurde im Jahre 1823 nach offiziellen Berichten folgende, fast unglaubliche Menge von Hausthieren von Wölfen zerrissen: 1841 Pferde, 1243 Füllen, 1807 Rinder, 733 Kälber, 15182 Schaafe, 726 Lämmer, 2545 Ziegen, 183 Böckchen, 4190 Schweine, 312 Ferkel, 703 Hunde, 643 Gänse.

wittert überall Gefahr; jede Thür, jeder gespannte Strick ist ihm verdächtig; ein angebundenes Rennthier ist sicherer vor ihm, als ein frei umherstreifendes. Belustigend ist die Fangart in Liefland, bei der man in der Mitte eines kreisförmigen, etwa sechs Fuß hohen, dichten Zaunes eine junge Ziege oder ein Lamm anbindet. Ein zweiter Zaun ist dicht um den ersten gezogen und hat eine Thür, die vermöge eines Gewichts oder einer Feder immer offen steht. Der Wolf, um zu der meckernden Ziege zu gelangen, schlüpft in diese Thür und geht in dem engen Gange fort, in welchem er sich auf keine Weise umwenden kann; hat er den Kreis durchschritten, so gelangt er an die sperrende Thür, die er zudrückt, die sich aber gleich hinter ihm wieder öffnet, indem er sich schon über sie hinaus und also wieder im Anfange des Ganges befindet, den er nicht verlassen kann. Die Ziege meckert immer ängstlicher, da sie den blutdürstigen Feind nahe weiß, lockt andere Wölfe dadurch an, die in dieselbe Falle gehen, und so sieht man oft viele derselben im rastlosen Ringelrennen hinter einander herumlaufen und tödtet sie mit aller Bequemlichkeit.

Die verschiedenen Arten der Wolfsjagd sind ebenfalls wenig erfolgreich, und langweilig dazu, weil der Wolf die Witterung des Menschen schon aus beträchtlicher Ferne hat, und sich mit vieler Schlauheit zu entfernen weiß. Nur eine Art, bemerkt ein Liefländer, ist belustigend. Sie wird im Februar und März angestellt, wo man die Wölfe in den Wäldern in großen Heerden beisammen trifft; es ist aber eine einsame Jagd und sie erfordert Besonnenheit und Entschlossenheit. Hören wir den Jäger selbst davon erzählen.

„In einem sehr leichten, kleinen Schlitten von Baumrinde, mit einem zuverlässigen, braven Pferde sorgfältig und sicher bespannt, einen leichten Burschen zum Kutscher, begebe ich mich in einer mondhellen Nacht, bei mäßigem, stillen Froste, in den Wald, aus dem das Geheul der Wölfe weit in die Ferne ertönt. Dort angelangt binde ich einen starken Bindfaden, etwa 20 Fuß lang, hinten an meinen Schlitten und an das andere Ende desselben die ausgestopfte Haut irgend eines kleinen Hausthieres, ein ähnliches lebendiges, gewöhnlich ein Ferkel, in einem zugebundenen Sacke steckend, liegt in meinem Schlitten, auf welchem ich mit dem Gesicht nach hinten sitze und mehrere scharf geladene Gewehre in Bereitschaft habe. Daß ich ohne Schellen in tiefer Stille fahre, versteht sich. Bin ich den Wölfen nahe, so trete ich das Ferkel im Sacke, das erbärmlich schreit, während ich im kleinen Trabe fortfahre und das ausgestopfte Ferkel hüpfend folgt. Dieses halten die vom Geschrei angelockten Wölfe für das schreiende, und traben in einiger Entfernung neben und hinter dem Schlitten her, werden immer gieriger, nähern sich dem angebundenen immer mehr, und bald

macht der keckste von ihnen einen gewaltigen Satz nach demselben — und fällt von meinem Schusse, zu dem ich Zeit genug hatte, um gut zu treffen. Diesen Augenblick, da die übrigen Wölfe erschrecken und sich zurückziehen, benutze ich, den Gefallenen vollends zu tödten, treibe ihm einen eisernen Haken durch die Kehle, den ich mit einem Riemen an die Kufen meines Schlittens schnalle, bringe das ausgestopfte Thier wieder in Ordnung und fahre so fort mit der nächtlichen Jagd. Die blutige Spur auf meinem Wege lockt eben so sehr nach, als das erneuerte Geschrei meines Ferkels. Hatte mich aber nach dem Schusse das hungrige Zudringen der Wölfe verhindert, mich meiner Beute zu bemächtigen, so fielen sie selbst über den Verwundeten her, fraßen ihn, und das verdarb mir die Jagd.

„So bringe ich, wenn ich glücklich war, ein halbes Dutzend Wölfe nach Hause. Es kann aber auch mißlingen; denn es geschieht wohl, daß mich achtzig oder mehr Wölfe in die Mitte nehmen, daß das ausgestopfte Ferkel abgerissen ist, das im Sacke nicht schweigen will, die hungrigen Wölfe es wittern, auf den Schlitten eindringen, ihn mit ihren Sätzen erreichen; — da sieht alsdann das gierige Gesicht, mit heraushängender Zunge, in der Nähe etwas beunruhigend aus; ich bin gezwungen, mein Ferkel im Sacke hinauszuwerfen, während es. verschluckt wird mich eiligst vom Orte wegzubegeben und beschämt nach Hause zurückzukehren.

Die tiefe Stille der Winternacht, das um so schauerlicher ertönende Geheul der Blutgier, der Glanz des Schnees im Mondlichte, das bunte Gewirre der Schatten und Lichter im Walde, das lautlose Traben des Pferdes und Gleiten des Schlittens auf der weichen Schneedecke, die angestrengte Aufmerksamkeit des Kutschers, auf dem unebenen und versteckten Boden das, hier doppelt gefährliche, Umwerfen zu vermeiden, die eben so angestrengte Aufmerksamkeit des Jägers auf den ausgestopften Balg am langen Faden, auf die Gänge und Sprünge der Wölfe und die gehörige Benutzung des Augenblicks, die vorsichtige Hast bei Erlegung und beim Anschnallen dieser Thiere, die aufmerksame Beurtheilung des nächsten Augenblicks, die abscheulichen Gesichter, Geberden und geifernden Rachen der Wölfe, die meinen Eifer in der Verfolgung zu rechtfertigen scheinen und auf's Höchste steigern, ihr Zudrang bei großer Anzahl in dieser meilenweiten Entfernung von allen Wohnungen der Menschen, und endlich das Bewußtsein der klugen Ueberlegenheit in dieser schauerlichen Einsamkeit: — das Alles hat etwas überaus Anziehendes, und ich gestehe, daß ich noch jetzt mit dem größten Wohlgefallen an dieser Erinnerung der Lieblingsfreuden meiner Jugend hänge.“

Am leichtesten ist der Wolf zu erjagen, wenn er sich nach Herzenslust hat satt fressen können, denn bei der Gier, mit der er so viel als irgend

möglich verschlingt, ist er dann überaus unbehülflich und liegt gewöhnlich lange in festem Schlaf.

Wie zu gemeinschaftlichem Angriff auf größere Thiere, so scheinen sich die Wölfe auch zu allerhand Jagdlisten zu vereinigen. Sie sollen sich in Menge an Hirsche, Rehe oder Rennthiere heranschleichen, wenn diese an Abgründen weiden, auf der Seite nach der Ebene zu sie einschließen und dann plötzlich mit großem Geheul zusammen auf sie eindringen, wodurch denn die erschrockenen Thiere meist bis zu dem Grade die Besinnung verlieren, daß sie in die Tiefe hinabspringen und hier, schwer verwundet, eine Beute der Wölfe werden.

Ein Reisender bemerkte einst einen Wolf, der einer in der Nähe weidenden Heerde Schaafe auflauerte. Er benachrichtigte den Hirten davon und rieth diesem, seine Hunde den gefährlichen Nachbar verjagen zu lassen, allein der Hirt versicherte, daß bestimmt noch ein anderer Wolf in der Nähe sei, welcher nur darauf warte, daß die Hunde fortgeschickt würden, um sich ungestört ein Schaaf zu holen. Hierdurch wurde die Neugier des Reisenden gereizt und er versprach, das Schaaf zu bezahlen, das auf diese Weise verloren gehen möchte. Jetzt hetzte der Hirt seine Hunde auf den sichtbaren Wolf, und richtig brach, als sie eine Strecke fort waren, ein anderer aus einem entgegengesetzten Hinterhalte hervor.

Noch werden von der List des Wolfes viele Geschichten erzählt, und wer hat nicht vernommen, wie er von einem Schäfer zum andern wandert und bettelt, ihnen sein Unglück klagt, die Verfolgungen, welche er zu leiden habe, wie er sie warnt vor Hund und Bär, ihnen tausend schöne Versprechungen gibt, wenn sie ihn in Dienste nähmen, wie er die Stelle eines Hüters der Heerden vertreten und sie mit Aufopferung seines Lebens vertheidigen wolle; und wie die Schäfer, gewitzigt, und wohl die Heuchelei des Meister Isegrimms kennend, ihn von dannen schicken. Doch müssen wir frei bekennen, dies lehrt nur die Fabel; denn so kluge Schäfer gibt es nicht, auch kennt man keine solche Wölfe mehr.

Den (5 — 8) jungen Wölfen bereitet die Mutter in abgelegener Schlucht ein weiches Lager, mit Moos gepolstert, und sorgt mit der größten Vorsicht für die blind, aber schon mit scharfem Gebiß gebornen Thierchen; sie jagt nicht einmal in der Nähe ihres Lagers, um dasselbe nicht zu verrathen. Sobald die Kleinen am 12. Tage die Augen geöffnet haben, sind sie auch schon lüstern nach Fleisch, und in wenigen Wochen fallen sie bereits zankend über die Hasen her, welche die Wölfin ihnen bringt. Jung eingefangen lassen sie sich, trotz ihrer wilden Natur, zähmen; sie zeigen aber fast immer mehr Furcht vor dem Menschen, als Anhänglichkeit an ihn, wiewohl einige sehr schöne Beispiele von letzterer erzählt wer-

den, und es ist ihnen schon deshalb selten recht zu trauen; noch dazu kehrt aber gewöhnlich, wenn sie ein gewisses Alter erreicht haben, die Wildheit zurück.

Die Länge des Wolfes beträgt meist 3 — 4½, die Höhe 2 — 3 Fuß; sein Leben mag 15 — 20 Jahre währen.

Gewiß nur wenigen Thieren ist eine so zähe Lebenskraft gegeben, als dem Wolfe. Lenz erwähnt davon in seiner gemeinnützigen Naturgeschichte ein Beispiel, welches an Uebertreibung zu gränzen scheint. „Als ich in Thorn wohnte," erzählt er, „bekam ich durch die Güte des Bürgermeister Mellin eine Gesellschaft von 7 jungen Wölfen, die alle aus demselben Neste und so groß als tüchtige Katzen waren. Ich fütterte sie eine Woche lang mit Milch und Brod, beschloß aber dann, sie zum Ausstopfen zu tödten. Diesem Geschäfte mußte ich mich selbst unterziehen, da die gemeinen Leute jener Gegend den Aberglauben haben, sie würden durch eine solche Verrichtung unehrlich. Ich hielt übrigens die Sache für ganz leicht, faßte den ersten im Genick, hieb ihn mit einem starken Stocke dreimal aus voller Kraft über die Schnauze, legte ihn, da er todt schien, auf die Erde und nahm nun der Reihe nach die übrigen vor. Noch aber war ich mit dem letzten nicht fertig, als der erste wieder aufstand und knurrend einherschritt. Ich mußte mich also bequemen, das erste Verfahren nochmals und dann zum dritten Male zu wiederholen, wobei ich sie auch über das Kreuz hieb; — Alles mit demselben Erfolge wie das erste Mal. Jetzt wußte ich mir in meiner Noth nicht anders zu helfen, als daß ich in die Stube sprang, schnell recht starken Bindfaden wichste, nochmals jedes Wölfchen scheintodt hieb und ihm, so fest als ich konnte, ein Halsbändchen umschnürte; — aber, kaum sollte man es für möglich halten! — sie richteten sich wieder auf und liefen mit ihren Halsbänderchen herum. Nun hatte ich die Arbeit satt, schnürte die ganze Gesellschaft, indem ich einen starken Faden durch die Halsbänder zog, auf, hing sie an einen Haken und verließ eiligst das Haus, wohin ich erst nach vier Stunden zurückkehrte und sie nun alle todt fand."

In den Polargegenden Amerikas findet man eine weiße, weiter südlich eine schwarze Art von Wölfen.

Viel mehr als der Wolf von dem Hunde verschieden, ja von manchen Naturforschern nicht einmal zu dessen Geschlechte gerechnet, da sie in Form und Zahl der Zähne und der Zehen, deren letzterer sie an jedem Beine nur 4 hat, sehr von ihm abweicht, ist

Die Hyäne,

von welcher auf unsrer Kupfertafel die zwei Hauptarten abgebildet sind, die gestreifte und die, etwas kleinere, gefleckte. Jene lebt in der Berberei, in Egypten, Abyssinien, Nubien, Syrien, Persien, bis nach Bengalen, in Felsenhöhlen, in Gruben unter der Erde, besonders aber zwischen den vielen Ruinen, welche daselbst an die großartige Vergangenheit erinnern. Hier sucht sie nach kleinern, besonders aber nach umgekommenen Thieren und nach Leichen umher, vermöge ihrer feinen Geruchsnerven in der größten Entfernung sie aufspürend, und folgt zu diesem Zwecke dem Menschen auf seinen Reisen oder Kriegszügen. Ein Schlachtfeld ist eine offene Tafel für sie. In der Nähe von Dörfern und Städten scharrt sie mit scharfen Krallen die Gräber auf und läßt in ihrer Gefräßigkeit von den Knochen selbst nur wenige der härtesten Theile übrig.

Den Menschen greift sie, wie der Wolf, gewöhnlich nicht an, sondern geht ihm scheu aus dem Wege; wie gut aber auch der Reisende in jenen Gegenden dies weiß, dennoch schreckt ihre oft gehörte, heiser heulende Stimme, ihr oft gesehenes Auge voll Tücke und Wildheit, in der Nacht hell leuchtend, ihn stets von neuem auf; und nicht ohne guten Grund: denn von heftigem Hunger geplagt wird sie kühner, greift größere und stärkere Thiere, selbst den Panther an, über welchen die außerordentliche Kraft in Hals und Kinnladen ihr oft den Sieg verschafft, und auch der Mensch ist dann nicht sicher vor ihr, nicht einmal in der Nähe von Dörfern, die sie heerdenweise umstreift. Die Hyäne ist etwas kürzer, aber vorn höher als der Wolf. Der breite, kolbige Kopf, gewöhnlich niedrig getragen, sitzt auf einem so steifen Nacken, daß sie sich umwenden muß, wenn sie zurückblicken will. Der empor gekrümmte Rücken, durch eine vom Kopf bis zum Schwanze laufende Mähne noch erhöht, die Verschiedenheit der Vorder- und Hinterfüße, von denen die erstern viel länger sind, als die letztern, die steifen, borstenartigen, nicht sehr dick stehenden Haare, nur an den Beinen kürzer und dichter, vollenden das plumpe Ansehn, zu dem sich ein schleppender Gang und ein höchst widerlicher Geruch gesellt, durch die verdorbene Nahrung und durch Unreinlichkeit erzeugt.

Die Farbe der gestreiften Hyäne ist braungrau, in den Streifen dunkelbraun; die gefleckte hat auf hellerem und dunklerem schmutzig gelben, oft auch bräunlichem Grunde schwarzbraune Flecken, die an dem Kopf, dem Bauche und den Füßen theilweise oder ganz verschwinden. Letztere Art, welche ein etwas mehr hundeartiges Ansehn hat, als die gestreifte, lebt in Südafrika und kam sonst nicht selten des Nachts selbst in die Kapstadt, wo sie sich den Abfall von Fleisch holte, der an den Fleischbänken weggeworfen worden.

Trotz der Wildheit der Hyäne ist es doch nicht selten gelungen, sie jung zu zähmen, und zwar so weit, daß sie ihrem Herrn wie ein Hund folgte. Der Bischof Heber sah in Hindostan ein solches Beispiel, und in London wurde vor mehreren Jahren in einer Menagerie eine Hyäne gezeigt, die man oft frei herumgehen ließ, und die ihr späterer Herr häufig an einem Stricke mit über Land nahm. Als aber nachher dasselbe Thier wieder an einen Menageriebesitzer verkauft und von diesem beständig in einem Käfig gehalten wurde, kehrte gänzliche Wildheit zurück, — entweder in Folge des höhern Alters oder der Einsperrung, gegen welche letztere man auch bei andern Hyänen den heftigsten Widerwillen wahrgenommen hat.

Näher wieder dem Hunde steht

Der Schackal, oder der Goldwolf,

der Nebenbuhler der Hyäne bei der Ausbeute von todten Thieren, welche ganz Afrika, vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis zur Berberei, dann Syrien, Persien u. s. w. bietet, und von dem, wie vom Wolfe, ebenfalls Viele glauben, daß er der Hund im natürlichen, wilden Zustande sei. Es gibt viele Arten, die etwas in Gestalt, besonders aber in der Farbe verschieden sind, welche letzere von Braungelb durch Rothgrau (in Persien) Gelbgrau (in Syrien) bis fast zu bloßem Grau (am Senegal) sich abstuft. Das Fell ist rauher, als beim Wolfe, dem der Schackal an Größe sehr nachsteht.

Er schweift meist in großen Heerden in den Wüsten umher, in deren trauriger Oede sein gräßliches Geheul des Nachts (am Tage verhält er sich ruhig) einen doppelt widerlichen Eindruck macht. Gewöhnlich hört man zuerst einen Einzelnen, dem dann von allen Seiten geantwortet wird.

Wie der Wolf und die Hyäne außerordentlich heißhungerig, frißt der Schackal nicht bloß Aas und Thiere aller Art, deren er habhaft werden kann, sondern überhaupt alles Eßbare, ja selbst Lederwaaren, so daß die Reisenden vor seinen kühnen Diebereien sehr auf der Hut sein müssen.

Jung ist er leicht zu zähmen, aber sein übler Geruch macht ihn zu einem sehr unangenehmen Gefährten.

Der Fuchs.

Dieses große Thiergenie ist in ganz Europa, Asien und Nordamerika zu Hause, ganz besonders häufig aber in Rußland. Schon das ganze Aeußere kündigt den schlauen Weltmann, den Aventürier an: das schiefe, blinzelnde, lebhafte Auge, die feine Nase, die dünne Lippe, die wie im heimlichen Lächeln die weißen Zähne entblößt, die immer wachen Ohren, das zierliche Pfötchen, der leise, etwas gebückte, gedankenvolle Gang, die

behenden, geschmeidigen Bewegungen. Anzug und Wohnung sind vornehm. Das röthliche Kleid, weich und sammtartig, stets wie glatt gebürstet, läßt an Kehle und Hals weißen Kragen und weiße Weste sehen, und wird im Winter mit einem eben so eleganten Pelzrocke vertauscht. Das unterirdische Haus, am liebsten etwas abgelegen in bewaldeten Berggegenden, damit nicht allzu nah beobachtet werden kann, was sein Herr treibt, ist geräumig, oft von einem Umkreise von 50 Fuß, mit mehrern Kammern, die mit Moos und Gras sorgfältig ausgepolstert. So lebt der Schlaue auf nobelem Fuß, aber wer ihn näher kennt, weiß, daß er doch nur ein Räuber ist. Schon die Wohnung hat er meist nicht selbst angelegt, sondern dem Dachs mit List, oder dem Kaninchen mit Gewalt abgenommen und nur weiter ausgebaut, und schon in ihrer nächsten Umgebung läßt er die Gelegenheit zum Stehlen nicht leicht ganz unbenutzt, wiewohl er hier noch gern den ehrlichen Mann spielt; doch draußen in der Welt treibt er's schlimmer.

Hat er erst die Gegend im weiten Umkreis nach allen Richtungen vielfach durchstreift, sich an jeder Ecke umgesehen, durch alle Gitter und über alle Mauern geblickt, jeden Schlupfwinkel ausgespähet, so macht er seine Pläne. Bei Dämmerung und Nacht nährt er sich langsam und auf Umwegen, immer gegen den Wind, damit der Geruch ihn nicht verrathe, den Bauerhöfen, indem er fast spurlos über den Boden hinstreift, im Sande seine Fährte hinter sich mit dem Schwanze wegstäubt, Alles, was ihm neu und ungewohnt ist, sorgfältig durchsucht. Hier wartet er im Verborgenen geduldig, ohne sich von seiner Begierde hinreißen zu lassen, den rechten Augenblick ab, wo es ihm gelingen kann, ein Huhn oder eine Gans zu erwischen, auf die er dann schnell und leicht zuspringt, und schleicht mit seiner Beute, eben so still, wie er gekommen, davon. Wird er aber, trotz aller Vorsicht, doch von Hunden bemerkt und verfolgt, so benutzt er geschickt alle rettenden Auswege, auf die er schon vorher gesonnen hat, und ist bald mit gewaltigem Sprunge über eine Mauer oder Hecke, oder in einem Erdloche, oder im dicken Gebüsch seinen Verfolgern entschwunden. Auch Eier und Obst, vorzüglich Weintrauben, sucht er zu stehlen, und wo Bienen nicht gut verwahrt sind, raubt er ihnen den Honig, wie übel er auch bewillkommnet wird. Fast unglaublich erscheint Vieles, was selbst treng wahrheitsliebende Forstmänner von der Verschlagenheit erzählen, mit welcher er Thieren nachstellt. So bemerkte ein solcher einst gegen Abend einen Fuchs, der sich alle Mühe gab, mit einem großen Stücke Holz auf eine in ziemlicher Höhe abgesägten Baumstamm zu springen. Erregte dies schon des Försters Neugier, so wurde er am andern Abend noch gespannter, da er den Fuchs wiederum am nämlichen Orte bei derselben Uebung antraf,

und es zog ihn, sobald am dritten Tage die Sonne sank, abermals nach jener Stelle hin. Diesmal fand er den Fuchs ruhig auf dem Baumstumpfe sitzen, wartete lange, ob er etwas unternehmen werde, da aber nichts geschah verminderte sich schon das Interesse an ihm so, daß er sich besann, ob er näher heranschleichen und auf ihn schießen solle, als er plötzlich eine wilde Sau mit ihren Jungen kommen sah, deren Weg dicht an dem Stamme vorüberführte. Jetzt war sie unter dem Fuchse und schnell sprang dieser herunter, faßte ein Junges, sprang eiligst mit demselben auf seinen Sitz zurück und würgte es, während die Sau vergeblich strebte ihn zu erreichen.

Was der Fuchs im Feld und Wald sich erjagt, den Hasen, den er in seinem Lager aufspürt, das Kaninchen, welchem er vorsichtig vor seinem Loche auflauert, das wilde Geflügel u. s. w. würde ihm, obgleich der Schaden für den Jäger nicht ganz unbedeutend ist, der Landwirth und Forstmann doch gern gönnen, da er sie zugleich von vielen Maulwürfen, Hamstern, Mäusen und Heuschrecken befreit; aber die Diebereien in Hof und Garten reizen zu seiner Verfolgung an, auch liefert der Balg im Winter ein treffliches Pelzwerk, und emsig stellt deshalb der Jäger ihm nach. Doch nur schwer gelingt es, seiner habhaft zu werden. Dem Schützen auf dem Anstand weicht er geschickt aus; in seinem Bau angegriffen zerfleischt er leicht die eindringenden Hunde, wobei er ein heftiges Heulen und Knurren hören läßt; belagert gräbt er sich mit den scharfen Nägeln neue Ausgänge, oder steht lieber, oft Wochenlang, den grausamsten Hunger aus, als daß er hervorkäme; gegen jede neue Gefahr weiß er neue Hülfsmittel zu ersinnen, und wird ihm die Verfolgung zu arg, so läßt er Alles im Stich und wandert nach einer andern Gegend. Am häufigsten wird er noch durch Ausgraben gefangen, oder, wo dies wegen felsigten Bodens nicht geht, durch Rauch getödtet, den man in seinen Bau treibt, nachdem man alle Ausgänge sorgfältig aufgesucht und verstopft hat. Aber im Sommer ist er nicht einmal in demselben zu finden, sondern hat dann meist auf dem Felde, im Korn, seine Wohnung aufgeschlagen.

Nicht besser ist ihm, bei seiner großen Vorsicht, mit Fallen beizukommen, von denen man sich besonders der Tellereisen (s. No. 1 wo sich ein junger Wolf in einem solchen gefangen hat) für ihn bedient; jedenfalls muß ihm erst eine Zeitlang Fressen an dem Orte, wo man das Tellereisen aufstellen will, gespendet und die größte Vorsicht und Reinlichkeit dabei angewendet werden, was aber Alles häufig noch nicht hinreicht, ihn sicher genug zu machen. „Ich hatte einst," erzählt in dieser Beziehung ein Forstmann, „die Freude, Augenzeuge zu sein, als im harten Winter nach einem fest angekirrten Fuchs das Eisen gelegt worden war. Nicht weit vom Fangplatze saß ich auf dem Anstande. Es fing

eben an zu dämmern, als das Thier, durch Hunger getrieben, herangetrabt kam. Emsig und ohne Arg nahm es die entferntesten Brocken der Lockspeise, — die Vorwurfsbrocken — an, setzte, so oft es einen verzehrte, sich gemächlich nieder und wedelte mit dem Schwanze. Je näher es aber dem Orte kam, wo das Eisen lag, desto behutsamer wurde es, desto länger besann es sich, ehe es etwas nahm, desto öfter umkreisete es den Platz. Gewiß zehn Minuten blieb es unbeweglich vor dem Abzugsbissen, dem besten Stück vom Vorwurfe, sitzen, sah ihn mit unbeschreiblicher Lüsternheit an, wagte es aber dennoch nicht, zuzugreifen, bis es wieder drei- oder viermal das Ganze umkreis't hatte. Endlich, als es ganz sicher zu sein glaubte, ging es wieder vor das Eisen, streckte den einen Vorderlauf nach dem Brocken aus, konnte ihn aber nicht erreichen. Wieder eine Pause, während welcher es, wie vorher, unverwandt den Abzugsbissen anstarrte. Endlich, wie in Verzweiflung, fuhr es rasch darauf los, und im Augenblicke war es mit der ihm höchst unbehaglichen Halskrause geziert.“

Fängt sich der Fuchs nur mit einem Beine im Tellereisen, so beißt er sich dasselbe nicht selten ab und entkömmt so. Auch fällt wohl ein anderer im Heißhunger über den Gefangenen her, und bringt dadurch den Jäger um seinen Fang. So erzählt derselbe Forstmann: „Im Jahre 1816 wurde zur Winterszeit beim Schnee, kaum 600 Schritte vom Dorfe entfernt, durch einen der mir damals untergebenen Jäger auf einen im Freien angelegten Fangplatze ein Fuchs des Morgens darüber betroffen, daß er den in der Nacht im Schwanenhalse gefangenen Fuchs verzehrte, und zwar mit so vieler Lüsternheit, daß der Jäger im Freien herangehen und sich durch Erlegung des Räubers für den zerrissenen Balg des Gefangenen bezahlt machen konnte.“

Die Farbe des in unsern Gegenden gewöhnlichen Fuchses ist oben bereits angegeben, und nur noch zu bemerken, daß die Füße und Ohrenspitzen schwarz sind, der buschige Schwanz aber weiß ausgeht. Dagegen hat der sogenannte Brandfuchs, bei etwas rötherer Hauptfarbe, eine schwarze Schwanzspitze. Den Kreuzfuchs zeichnet ein schwärzlicher Streifen aus, welcher über den Rücken und die Schulter in Kreuzgestalt läuft. Der sehr seltene Silberfuchs in Nordamerika hat einen schwarzen, in hohem Werthe stehenden Pelz mit weißen Haarspitzen, Ohren, Schultern und Schwanz schwarz, bis auf die Spitze des letztern, die weiß ist. Der an Größe unserm Fuchs nachstehende Polarfuchs, welcher besonders in Norwegen, Sibirien und Kamtschatka lebt, hat ein dunkel aschgraues Fell mit langen Haaren und behaarte Fußsohlen.

Zum Geschlechte des Hundes gehört auch der noch wenig bekannte, sonderbar gestaltete

Fenneck (Canis Cerdo s. Zerda)

welcher in den nordafrikanischen Wüsten in Sandhöhlen, nach Art unseres Fuchses, dessen nächster Verwandter er ist, von kleinern Säugethieren und Insekten lebt. Wüßte man mehr von dem eigentlichen Haushalte dieses, dem Fuchse an Größe merklich nachstehenden, zierlichen, wüstenfarbigen Thieres, so würde man auch seiner auffallend langen Ohren Bedeutung bald auffinden; jedenfalls hat es in ihnen den wesentlichsten und eigenthümlichsten Theil seines Organismus, so daß wir den Fenneck einen Ohrenfuchs nennen möchten, besonders da er, außer in seinem Baue, auch in Schnelligkeit und List seinem Vetter sehr ähnlich zu sein scheint und dadurch bis jetzt mit so viel Glück den Verfolgungen der Menschen sich entzogen hat. Denn nur sehr wenige Naturforscher, worunter unser Landsmann Rüppell, sahen ihn lebendig und waren so glücklich, ihn zu erjagen; woraus das Widersprechende in den Nachrichten über ihn leicht erklärlich wird. Daher müssen auch wir uns mit der Betrachtung der äußern Form begnügen.

Hiermit schließt denn die Reihe der Thiere aus dem Hundegeschlechte, und es bleibt uns nur noch übrig, mit einigen Worten diejenigen Eigenthümlichkeiten im Bau derselben zu erwähnen, welche die Naturforscher als charakteristisch für das Hundegeschlecht betrachten und von deren Vorhandensein bei einem Thiere es abhängt, ob sie dasselbe zu jenem Geschlechte rechnen sollen.

Die Zähne sind zum Fressen eben so wohl von Fleisch als von Gewächsen eingerichtet und bestehen

aus 6 Schneidezähnen oben } in der Mitte,
6 „ „ unten }
2 Hundszähnen oben, wovon einer auf jeder Seite der Schneidezähne,
2 „ unten, „ „ „ „
12 Backenzähnen oben, wovon 6 auf jeder Seite,
14 „ unten, „ 7 „ „

Die Zunge ist glatt und weich. Die Vorderfüße haben 5 Zehen (wovon aber nur 4 beim Gehen den Boden berühren) die Hinterfüße gewöhnlich nur 4, und alle diese Zehen sind mit gebogenen Krallen bewaffnet, welche nicht, wie bei dem Katzengeschlechte, eingezogen werden können.

Das Kameel.

Im südwestlichen Asien und im nördlichen und mittlern Afrika ziehen sich zwischen den bewohnten Gegenden große öde Steppen und Sandwüsten hin, die in Afrika allein einen Raum ausfüllen, welcher die Größe des nahen mittelländischen Meeres beinahe dreimal übertrifft. Hier sieht man fast nirgends eine grüne Stelle, nirgends Wasser; unter einer brennenden Sonne, einem ewig trockenen Himmel schweift das Auge nur über sandige Ebenen, über Kieshügel und kahles Gestein, wo nie eine Wohnung gestanden, nie ein Wandrer im Schatten geruht hat, nichts an die lebende Natur erinnert, — über eine vollendete Einöde, tausendmal grauenvoller als die der dichsten Wälder. Denn ungleich vereinzelter, entblößter, verlorener, als in diesen, fühlt sich der Mensch, den ein unglücklicher Zufall allein hierher in die unabsehbaren leeren Flächen gestellt hat: ihm ist das Tageslicht, sonst dem Einsamen doppelt erfreulich, trauriger als der Schatten der Nacht, denn es zeigt ihm nur das Entsetzliche seiner Lage im vollen Umfang, läßt ihn deutlich erkennen wie endlos der Raum, der ihn von der bewohnten Erde trennt, wie er vergebens versuchen würde ihn zu durchwandern, während Hunger, Durst und brennende Hitze mit immer wachsender Gier an ihm zehren.

Minder groß sind die Wüsten im südwestlichen Asien, immer aber ausgedehnt genug um allem Verkehr zwischen den Ländern, welche sie trennen, unübersteigbare Hindernisse in den Weg zu legen, machte nicht das Kameel mit seiner ungeheuren Ausdauer in allen Beschwerden, welche die Wüste erzeugt, es möglich, sie zu durchziehen. Diesem Thiere allein verdanken manche jener Länder ihren Handelsverkehr mit seinem reichen Gefolge von Segnungen aller Art, so weit ihre Bewohner, unter dem beständigen Drucke der Tyrannei, bis jetzt dafür empfänglich sind. Ja nicht bloß Wege durch die Wüste bahnt es; es macht letztere selbst bewohnbar. Mit seiner Milch, mit seinem Fleische ernährt es den hier hausenden Beduinen, bietet in seinem sich jährlich erneuenden Haare den Stoff zu seines Herrn Zelt und Bekleidung, in seinem Miste, der getrocknet hell brennt, das Material zur Feuerung, in seiner Ausdauer und Schnelligkeit auf den

Reisen durch die Wüste die Möglichkeit, das Wenige, dessen der Beduine sonst noch bedarf, ja selbst was bei ihm zu einem genußreichen, einem üppigen Leben gehört, durch Raub sich zu verschaffen, der sein Handwerk ist. Frühzeitig abgehärtet für die Mühseligkeiten seiner Reisen, fähig, lange Zeit den Schlaf zu entbehren, Hunger, Durst und Hitze in hohem Grade zu ertragen, gewöhnt der Beduine an alles dies auch seine Kameele von ihren ersten Lebenstagen an, beugt ihnen bald nach ihrer Geburt die Beine unter den Bauch, zwingt sie, so liegen zu bleiben, ladet ihnen in dieser Stellung ein ziemlich schweres Gewicht auf, das er sie tragen läßt, bis er es mit einem noch schwerern vertauschen kann; er beginnt eben so frühzeitig ihre Mahlzeiten nach dem Bedürfniß der Wüste zu regeln, indem er allmählig lange Zwischenzeiten eintreten läßt und dabei die Menge der Nahrung vermindert, und übt sie, wenn sie kräftiger werden, im Laufen. Sobald er ihrer Stärke, Leichtigkeit und Nüchternheit sicher ist, dann beladet er sie mit dem Wenigen, was er zu seinem und ihrem Unterhalt auf kurze Zeit bedarf, zieht mit ihnen fort, trifft unerwartet auf den Gränzen der Wüste ein, hält die ersten Reisenden an, die er erspäht, plündert die nicht hinlänglich vertheidigten Wohnplätze, beladet die Kameele mit der Beute und zieht eilig durch die Wüste wieder davon, wo er kaum je ein Nachsetzen zu fürchten hat. Denn auf einem der behendesten seiner Thiere reitend, in der Art, wie unsre Abbildung Nr. 8 es darstellt, oft mit verbundenem Munde, um weniger vom Staube belästigt zu werden, führt er die ganze Schaar, wenn es Noth thut, Tag und Nacht fort, ohne ihr mehr als eine einzige Ruhestunde zu gönnen, legt leicht in 8 Tagen 300 Wegstunden zurück, unbekümmert, ob er auf dieser ganzen Strecke nur ein einziges Mal seine Thiere tränken kann. Im Fall der Noth können diese 9 — 10 Tage, ja wenn sie unterwegs Pflanzenfutter gefunden haben und nicht beständig mit den gewöhnlichen Teigklumpen gesättigt worden sind, wohl 14 Tage ohne Wasser auskommen.

Alles ist aber auch im Körperbau des Kameels auf die Beschwerden der Wüste berechnet. Nicht allein hat es überhaupt wenig Getränk nöthig, sondern kann sich auf einmal für viele Tage damit versehen; denn von den vier Abtheilungen des Magens, die es mit allen wiederkäuenden Thieren gemein hat, ist die größeste zur Aufbewahrung von Wasser bestimmt, wovon nach jedesmaligem Bedürfniß etwas in den Schlund zurücktritt, während sich das übrige so frisch erhält, daß es noch von Menschen genossen werden kann, und die letzte Hülfe solcher Reisenden, die dem Verschmachten nahe sind, nicht selten darin besteht, einige Kameele zu schlachten, um sich dieses Wassers zu Stillung ihres brennenden Durstes zu bedienen. Und nicht zufrieden mit diesem einen Mittel gegen die größte Gefahr in der Wüste,

verlieh Gott dem Kameele noch eine andere, nicht weniger nützliche Fähigkeit. Aus einer Entfernung, in welcher der Mensch auch nicht die geringste Ahnung vom Vorhandensein des wenigen Quellwassers hat, das hier und da in den Einöden zwischen Gestein hervordringt und sich bald im Sande verläuft, vermag das Kameel dieses zu entdecken und eilt in der Noth unaufhaltsam darauf los, oft auf diese Weise sich und seinen Herrn rettend. Ein Beispiel hiervon erzählt der bekannte Reisende J. L. Burckhard [1]) aus der nubischen Wüste. Eine kleine Karavane von fünf Kaufleuten und etwa 30 Sclaven zog von Berber, am Meerbusen von Aden, nach Darau. Da man fürchtete, Räubern in die Hände zu fallen, welche eben auf dem gewöhnlichen Wege den Reisenden aufzulauern pflegten, von deren Aufbrechen von Berber sie sich stets sichere Nachricht zu verschaffen wußten, hatte man eine mehr östliche Richtung eingeschlagen und ein angenommener Führer brachte die Karavane glücklich bis zu einem Brunnen, von wo der selten betretene Weg sich weiter nordwärts zieht. Diese Richtung nun verfehlte er; bald wußte man nicht mehr, wo man sich befand; und nach fünftägigem Herumirren in öden Bergen war der Wasservorrath erschöpft. Noch hielt indeß die Hoffnung, beim Weiterziehen nach Westen den Nil zu erreichen, die Reisenden aufrecht; als aber zwei Tage unter dem schrecklichsten Durst vergangen waren und man immer noch keine Spur von dem Strome sah, als 16 Personen vor Erschöpfung dahinstarben, bemächtigte sich Verzweiflung eines Theiles der Ueberlebenden, in welcher der eine Kaufmann den Entschluß faßte, mit seinen Leuten sich allein der Führung seiner Kameele zu überlassen, in der Hoffnung, diese würden, wenn sie ihren Weg selbst wählen könnten, Wasser entdecken. Er ließ sich, um nicht vor Mattigkeit umzusinken, auf das stärkste seiner Thiere festbinden und verschwand bald mit seinen Leuten den Blicken der Zurückbleibenden, die nie wieder etwas von ihm hörten. Letztere verfolgten die einmal eingeschlagene Richtung noch einen Tag lang und hatten die Freude, endlich ihnen wohlbekannte Berge zu erblicken, zwischen denen sie Quellen wußten, zugleich aber auch den Schmerz der Gewißheit empfanden, daß sie sammt ihren Thieren nicht mehr im Stande waren, bis zu jenen Bergen sich hinzuschleppen. Nur zwei Kameele waren noch fortzubringen, und auf diesen wurden die zwei am wenigsten erschöpften Männer abgesandt, um zu versuchen, ob es ihnen nicht gelingen möchte, einen Quell zu erreichen. Der Eine von ihnen fiel aber bald von seinem Thiere herab und vermochte, der Sprache beraubt,

---

1) Geboren zu Basel 1784, ging er 1808 in Auftrag der afrikanischen Gesellschaft in London nach dem Orient und starb 1817 zu Kairo in Egypten, nach äußerst beschwerlichen Reisen durch Nubien.

seinem Kameraden nur durch Zeichen zu verstehen zu geben, daß er ihn seinem Schicksale überlassen solle, und dieser setzte also nun allein seinen Weg fort. Aber auch auf ihn wirkte bald der Durst so heftig, daß es ihm dunkel vor den Augen wurde und er den ihm bekannten Weg verfehlte. Nach langem Herumirren mußte er absteigen und sank, während das Thier regungslos stehen blieb, unter einen Baum, hier das Ende seiner Leiden erwartend. Doch plötzlich regte eine neue Hoffnung die letzten Kräfte in ihm auf. Das Kameel sprang nämlich wie rasend davon, und er war zu gut mit den Gewohnheiten desselben bekannt, um nicht hieraus den Schluß zu ziehen, daß es Wasser in der Nähe gewittert habe. Er schlich ihm deshalb eine Strecke weit nach; aber es lief viel weiter, als seine Kräfte reichten, und zum Tode ermattet sank er von neuem um. Hier fand ihn indeß ein vorbeiziehender Beduine, goß ihm Wasser ins Gesicht und erfrischte ihn dadurch, so daß er mit seinem Retter dem Kameel weiter nacheilen konnte, welches sie — eine halbe Stunde entfernt — richtig an einer Quelle fanden, deren Wasser nun bald die übrigen, noch am Leben befindlichen Glieder der Karavane zur Fortsetzung der Reise stärkte.

Was derselbe Reisende in Bezug auf den Wasserbedarf der Karavanen bemerkt, zeigt vielleicht am deutlichsten, wie völlig unmöglich es sein würde, ohne das Kameel die Wüsten zu durchziehen. „Ein Europäer kann sich," sagt er, „kaum einen Begriff von der Menge von Wasser machen, die hier nöthig ist, um den Durst des Reisenden zu stillen, der von den, meist aus Mehl und Butter bestehenden Speisen im höchsten Grade erzeugt wird, während der Gaumen beständig durch die heiße Luft ausgedörrt ist. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß ich oft des Nachmittags auf einmal so viel Wasser getrunken habe, daß man damit zwei gewöhnliche Flaschen hätte füllen können. Gemeinlich rechnet man, daß ein Schlauch von mittler Größe, der etwa 50 — 60 Pfund Wasser hält, auf drei Tage für einen Menschen hinreicht, und das bei aller Einschränkung, die in den arabischen und nubischen Wüsten gebräuchlich ist, wo man nie zu einer andern Zeit trinken kann, als wenn die ganze Karavane zu diesem Zwecke für einige Minuten Halt macht, ohne sich dem Rufe der Verweichlichung und der übeln Nachrede, „daß man den Wasserschlauch an den Mund gebunden habe" auszusetzen." Eben so sagt ein andrer Reisender, Kapitain Lyon, wenn in Afrika Pferde bei einer Karavane seien, so habe man für jedes derselben ein Kameel nöthig, nur um seinen Wasserbedarf fortzuschaffen. So wenig ist also mit Sicherheit auf die hie und da anzutreffenden Cisternen und Quellen zu rechnen, die man in der That sehr häufig leer und versiegt findet, und somit wäre jedes Lastthier, das nicht viele Tage ohne Wasser bestehen kann, nicht einmal im Stande, seinen eignen Bedarf,

geschweige noch wenigstens einen Theil des für seinen Herrn nöthigen fortzuschaffen.

In eben so auffallender Weise wie auf mehrtägiges Auskommen ohne Wasser ist der Körper des Kameels auf langes Ertragen von Hunger berechnet. Es ist vielfach beobachtet worden, daß der aus einer fettigen Masse bestehende Höcker in Zeiten, wo das Thier reichlich Futter empfängt, unverhältnißmäßig wächst, dagegen abnimmt, ja fast ganz verschwindet, wenn es lange ohne Nahrung ist; und somit darf es als ausgemacht betrachtet werden, daß zu solchen Zeiten das Thier von dem Fette seines Höckers lebt, und dieser die Stelle einer Vorrathskammer bei ihm vertritt. Außerdem findet aber das Kameel auch in der Wüste noch immer hier und da Nahrung, in der ärmsten Natur noch etwas, womit es das Leben fristen kann, da hierzu das Wenige, was diese erzeugt, gerade ganz geeignet ist. Disteln, Nesseln, Ginster und andere Stachelgewächse, Gesträuch, Baumrinde, zu deren Zerkauen seine Zähne eingerichtet, sucht es selbst da auf, wo es auf üppigen Weiden sich nähren könnte, und bringt dadurch in angebauten Gegenden bei nicht sorgfältiger Aufsicht leicht Schaden; vermöge der gespaltenen Oberlippe aber ist es, so gut wie unser Schaaf, im Stande, den dürftigsten Grashalm abzufressen.

Mit diesem wunderbaren Schutz gegen Hunger und Durst war indeß die ganze Ausrüstung des Kameels zur Vermittelung einer Verbindung zwischen den Ländern, über die Sandwüsten hinweg, zu einem „Schiffe der Wüste", wie es auf's Passendste vom Araber genannt wird, noch nicht vollendet; Manches war noch zu derselben nöthig, und so wurde dem Thiere jenes überaus geringe Bedürfniß des Schlafes, und mit langen Beinen und dürrem Körper der schnelle Schritt verliehen, wodurch seine Reisen, deren Gefahr fast allein durch lange Dauer entsteht, möglichst abgekürzt werden; so erhielt es unter die Füße mit starker Haut überzogene Ballen, welche die zwei Zehen zum größten Theile verbinden, gleichsam elastische Kissen, die den Gang im Sande erleichtern; so an den Stellen des Körpers, welche beim Niederkauern zum Ruhen und Schlafen, was nie eigentlich liegend geschieht, die meiste Last tragen und am festesten gegen den heißen Sand- oder Steinboden drücken — an der Brust, an zwei Stellen der Vorder- und an einer der Hinterbeine — hornartige Schwielen; so die Fähigkeit, gegen den Sand, welchen der Wind in der Wüste oft in fast erstickenden Wolken aufjagt, die Nasenlöcher zu verschließen, u. s. w.

Durch alle diese Eigenthümlichkeiten des Körperbaues scheint nun aber auch das Kameel so an dürre Gegenden gebunden, daß man bis jetzt vergeblich versucht hat, es in fruchtbaren, übrigens unter gleichem Himmelsstrich gelegenen, heimisch zu machen. Die Araber hatten es, während sie den südlichen Theil von Spanien besaßen, mit dorthin geführt; sobald

aber eine beständige Rekrutirung aus Afrika aufhörte, verschwand es wieder völlig aus dem Lande. In Westindien ist es ebenfalls nicht fortgekommen. Bei Pisa, wo in der flachen sandigen Gegend um St. Rossora schon vor 200 Jahren die Regierung versucht hat, Kameele heimisch zu machen, in der Hoffnung, in ihnen dem Lande ein nützliches Lastthier zu schenken, giebt es zwar noch jetzt eine ziemliche Anzahl (im Jahre 1810 hatte man 170 Stück); aber man hat sich vergeblich bemüht, sie weiter umher zu verbreiten, und selbst in St. Rossora sind sie ausgeartet und gewähren nur geringen Nutzen, nicht mit dem zu vergleichen, welchen sie in ihrem Vaterlande, in Arabien, Persien, der südlichen Tartarei, dem nördlichen Indien, bis dahin, wo die Heimath des Elephanten anfängt, und in Nordafrika, von Egypten und Abyssinien bis zum Senegal, dem Menschen bringen.

Hier überall lebt das einhöckerige Kameel, das wir bis jetzt bei unsrer Schilderung vorzüglich im Auge gehabt, und das viel zahlreicher und weiter verbreitet ist als das zweihöckerige. Letzteres (s. Abbild. Nr. 6) das baktrische genannt, von Turkestan, dem alten Baktrien, wo es am häufigsten ist, oder auch Trampelthier, lebt außer dem eben angeführten Lande vorzüglich noch in Tübet, bis nach China, also in etwas nördlichern Gegenden, als das einhöckerige, für diese eben so nützlich, als letzteres für die südlichern. Es ist größer, oft gegen 8 Fuß hoch bis zur Spitze des Schulterhöckers, und schwerer gebaut, verträgt auch einen viel bedeutendern Klimawechsel, denn die Mongolen führen es bis zum Baikal-See, während es auf der andern Seite bis nach Egypten gebracht wird. Das Haar ist feiner, auf dem Scheitel, am Vordertheile des Halses, auf den Spitzen der Höcker, und besonders wo das Vorderbein am Körper ausläuft langzottig, die Farbe meist dunkelbraun.

Das einhöckrige Kameel, auch das arabische genannt, dessen Höhe bis zur Spitze des Höckers meist nur 6½ Fuß beträgt, hat sehr verschiedene Farben, Grau, Gelbbraun, Dunkelbraun, bis an Schwarz gränzend, manchmal auch Weiß mit einem röthlichen Schein. Sein Haar ist, wie das des baktrischen Kameels, von verschiedener Länge, an der Schnauze sehr kurz, länger am Oberkopf, fast buschig auf dem Rücken, und besonders auf dem Höcker und an den Vorderschenkeln. Es wird bei uns auch im Allgemeinen Dromedar genannt, wobei dann aber ein Unterschied unberücksichtigt bleibt, der zwischen dem zum Lasttragen und dem zum Reiten gebrauchten Thiere dieser Gattung zu machen ist. Ein Reisender in Egypten[1]) bemerkt in dieser Beziehung: „Wir müssen auf den Unterschied zwischen den Thieren aufmerksam machen, welche die Orientalen unter den

1) Cadalvène.

Namen Kameel und Dromedar kennen, und denen, die wir gewöhnlich mit denselben Namen bezeichnen. Die Araber nennen das Thier mit einem Höcker Kameel (Dschemel) wenn seine kräftige Gestalt es zum Tragen schwerer Lasten befähigt, und dasselbe Thier heißt Dromedar (Hadschin), wenn es durch leichten Gang besser zum Reiten dient. Kameele mit zwei Höckern sind im größten Theile des Orients unbekannt, und wir haben während eines fünfjährigen Aufenthaltes in Egypten, Syrien und Kleinasien nur zwei solche Thiere gesehen. Sie stammen aus Turkestan und sind in Persien und Oberasien gewöhnlich, werden übrigens wegen ihrer großen Langsamkeit immer zu der Klasse der Dschemels gerechnet.

Um die Eigenthümlichkeiten einer Reise auf Kameelen kennen zu lernen, folgen wir eine Strecke weit einem berühmten deutschen Reisenden [1]) auf seinem Wege von Kairo nach dem Sinai. „Endlich", erzählt er, „fing man an die Kameele zu beladen und die Sitze auf ihnen für uns einzurichten. Bequem sind diese Sitze gerade nicht. Denn wer, wie wir, die Reise so einrichten muß, daß ein und dasselbe Kameel ihn und wenigstens einen Theil seiner Geräthschaften trägt, der kann nicht ein Reitkameel mit bequemem Sattel haben, sondern nur ein gemeines Lastkamel, dessen Fleischhöcker, damit die Last ihn nicht drücke, von einem Gestell von Längs- und Querhölzern umzäunt ist, auf welchem es sich schlecht und hart genug sitzen würde, wenn man nicht etwa einen Theil des Bettgeräths, die Matratze oder Decke, darüber legte. Und nun mag es einmal einer, der nicht zum Geschlechte des Ibn Gan, des letzten Riesenkönigs der Präadamiten gehört, versuchen, seine Füße in reitender Stellung über die künstlich vervielfachte Fläche eines solchen Kameelrückens auszuspannen, und dann fühlen, wie es einem schon nach einer halben Stunde zu Muthe wird. Damit man aber dies fühlen könne, muß man erst, ohne vor- und rückwärts heruntergefallen zu sein, oben auf dem stehenden Kameele festsitzen, denn dieses langbeinige Thier, auf dessen Rücken man sich nur bequem erheben kann so lange es liegt, pflegt in so stoßweisen Exaltationen sich vom Boden zu erheben, daß der Reiter jetzt fast steilrecht nach hinten, dann, wenn er sich in dieser Stellung festgesetzt hat, eben so nach vorne geneigt wird. Und nun beginnt beim harten Auftreten des guten, lastbaren Thieres die vor- und rückwärts schaukelnde Bewegung, bei welcher es, so lange man ihrer nicht gewohnt ist, gut sein mag, wenn man, so wie wir, mit fast nüchternem, wenig gefüllten Magen reis't. Bei so bewandten Umständen läßt es sich wohl begreifen, daß der erste Tag dieser Wüstenreise nur ein Tag der Einübung und leiblichen Studien der neuen Reitart sein kann;

---

1) dem Hofrath, Professor Dr. v. Schubert.

mir, der ich auf einem kräftigen, jungen Kameelhengst den Zug anführte, wurde der Anfang so schwer, daß ich mehrmalen, so ungern ich auch zur Verzögerung der Reise Veranlassung gab, absteigen und entweder zu Fuß gehen, oder ein und das andere Mal von dem gütigen Anerbieten des Herrn Baumgärtner, auf seinem Esel zu reiten, Gebrauch machen mußte.

Schon ein Viertel vor vier Uhr machten unsre Kameeltreiber Halt, weil an der Stelle, wo wir waren, manche Gesträuche und Kräuter der Wüste den hungernden Kameelen ein Abendfutter darboten. Wir hatten heute freilich nur einen Weg von nicht viel mehr als sechs Stunden gemacht und einem der Reisegefährten, der mit uns nach Suez ging und an diese Art zu reisen schon gewöhnt war, kam der Tagemarsch gar zu kurz vor; uns Neulingen aber im Kameelreiten war es ganz recht und angenehm, daß das schwere Exercitium ein Ende nahm.

Der Mond leuchtete schon hell, als die Kameele von ihrer dürftigen Weide zurückkamen, um das gewohnte Futter der Bohnen und Lupinen, das man ihnen in einem Sack vor den Mund bindet, zu empfangen, und mit gefesseltem Fuße rings um die beiden Zelte sich zu lagern; unsre Beduinen kochten sich ihr Linsen- und Waizengrützgericht und buken sich ihr ungesäuertes Brod in der Asche; auch wir hatten, was wir bedurften, und begaben uns heute, ermüdet von der ungewohnten Uebung der Kräfte, sehr bald zur Ruhe. Am folgenden Tage waren wir schon mit Tagesanbruch munter; ehe man aber die Kameele beladen und die Sitze etwas bequemer eingerichtet hatte, als sie dies gestern gewesen, dauerte es lange; es war halb acht Uhr geworden, da wir endlich aufsitzen und abreisen konnten. Indeß durften wir die kleine Verspätung nicht bereuen; sie machte uns schon heute den freiern Genuß der neuen Eindrücke möglich, an denen von nun an jeder Tag so reich war.

Eine Reise durch die Wüste ist schon für sich allein von allen andern Arten des Reisens weit verschieden. Man sitzt hoch und frei auf dem Rücken des Kameels, dessen Fortbewegung zwar, wie schon erwähnt, eine eigenthümlich schaukelnde, dabei aber so gleichmäßig ist wie der Lauf der Sonne am Himmel, mit welchem jenes Thier auf eine merkwürdige Weise gleichen Schritt hält [1]) und gleiche Dauer des Tagemarsches. Denn wie die Sonne ohne Stillstand vom Aufgang zum Niedergang eilet, so schreitet auch das Kameel in den gewöhnlichen Tagereisen der Karavanen rastlos vom Orte des Aufbruches bis zu dem der Lagerung fort; der Reisende, wenn er nicht

---

1) Die scheinbar fortrückende Bewegung der Sonne auf der jährlichen Bahn am Himmel durchmißt, eben so wie die des Kameels auf der Erdoberfläche, in zwölf Stunden reichlich einen halben Grad.

die Gewandtheit eines Arabers im Auf- und Absteigen hat und den Gesammtzug nicht hemmen will, muß es sich gefallen lassen, vom Morgen an bis etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang auf seinem Sitze auszuharren. Die Kameele selber, wenn man sie, um auf- und absteigen zu können, während des Marsches zum Niederknieen nöthigt, erheben, als wenn ihnen wunder was zu Leid geschähe, ein Erbarmen erregendes Gebrüll. Und wie der Taglauf des Kameeles an Gleichmäßigkeit und an Dauer der Stunden dem täglichen Gang der Sonne gleichet, so gleicht er ihm auch an Stille: man hört keinen Schritt des vorsichtig auftretenden Thieres; dabei reitet man gewöhnlich, damit das Gepäck des einen Reisenden durch das Zusammenstoßen mit dem des andern nicht beschädigt werde, in langen Reihen, Einer so weit vom Andern entfernt, daß man beim Sprechen gerne nur auf das Nöthigste sich beschränkt; so feiert man und wird still mit der hier immer feiernden, stillen Natur.“

Wie für einzelne Fälle, wo etwa die Frauen eines vornehmen Arabers mit ihren Sclavinnen durch die Wüste geschafft werden sollen, bequemere Einrichtungen getroffen werden, zeigt unser Mittelbild.

Oft hängt man kleine Glocken an das Gepäck, deren Ton dem Thiere angenehm ist, und an die es sich so gewöhnt, daß es still steht, wenn man sie schnell abnimmt, wie denn überhaupt sein ganzes Wesen etwas durchaus Maschinenartiges hat. Des gleichmäßigen Schrittes geschah bereits in der Erzählung des Herrn v. Schubert Erwähnung. Ein englischer Reisender beobachtete ihn mit der Uhr in der Hand und konnte zu keiner Stunde des Tages auch nur die geringste Abweichung in der Schnelligkeit entdecken, wenn nämlich das erste Kameel des Zuges fortwährend durch die Stimme des Führers angetrieben wurde; denn hörte es diese lange nicht, so ging es nach und nach langsamer und stand endlich still, und mit ihm der ganze Zug hinter ihm. So darf man auch nicht leicht während einer Reise die Reihenfolge der Kameele verändern, und es hält eine Zeitlang schwer, sie fortzubringen, wenn nicht jedes stets denselben Schwanz vor sich hat, an dessen Anſicht es einmal gewöhnt ist. Man bindet auch wohl eins an den Schwanz des andern fest. Mit dieser Stumpfheit aber vereinigt sich, wie häufig auch bei ungebildeten Menschen, eine außerordentliche Hartnäckigkeit. Scheint dem Thiere die Ladung (die bei einem Lastkameele 500 Pfund und darüber sein darf) zu schwer, so ist es weder durch gute noch durch schlechte Behandlung zum Aufstehen zu bringen und läßt sich eher todtschlagen; dagegen geht es oft bis zur äußersten Entkräftung fort, bis es völlig erschöpft und dem Tode nah umsinkt, wenn es einmal im Gange ist. Fälle der Art scheinen indeß nicht oft vorzukommen, denn die Araber halten viel auf ihre Kameele und hüten sich sehr, sie übermäßig anzustrengen.

Nicht selten findet sogar ein recht freundliches Verhältniß zwischen beiden statt: der Herr liebkos't das Thier und redet ihm gutmüthig zu und dieses streckt, sobald er in seine Nähe kommt, den langen Hals nach ihm aus und legt den Kopf auf seine Schulter.

Ueberhaupt ist das Kameel freundlich gegen den Menschen, und dabei das junge, im Gegensatz zum alten, sehr munter. Der Freiherr von Geramb erzählt: Ein Junges von drei Wochen, welches während meiner Reise durch die arabische Wüste seiner Mutter folgte, war ein allerliebstes aufgeräumtes Geschöpf, ein wahrer Schalk. Wir standen auf dem besten Fuße mit einander. Suchte ich mich ihm zu nähern, so machte es sogleich Bocksprünge und riß aus, stellte ich mich dagegen, als wenn ich es nicht bemerkte, oder jagte es gar hinweg, so kam es sogleich herbei und überhäufte mich mit Liebkosungen. Die Zärtlichkeit, womit seine Mutter an ihm hing, war in der That rührend, und wenn sie es säugte, wäre sie durch nichts zum Aufbruche zu bewegen gewesen.

Wer sollte nach Allem, was bisher vom Kameel gesagt worden, meinen, daß dieses Thier so in Wuth kommen könnte, wie die 5te Abbildung es darstellt. Und doch ist dieser Zustand, wenigstens zu gewissen Zeiten, so gewöhnlich bei ihm, daß man in Smyrna, Aleppo und an andern Orten Kameelkämpfe als eine Lustbarkeit veranstaltet, wie in England Hahnenkämpfe. Die einigermaßen menschenähnliche Stellung, welche die beiden Thiere auf unserm Bilde haben, stimmt genau mit der Schilderung von Reisenden, die solchen Kämpfen beiwohnten, überein.

Für die dürren, unfruchtbaren Gegenden Süd-Amerikas ist das Kameel durch

das Llama (Ljama)

ersetzt, das zwar jenem nicht an Größe und Kraft gleichkommt (wie denn ein ähnliches Verhältniß zwischen mehrern verwandten Thieren der alten und neuen Welt stattfindet) aber offenbar demselben Geschlechte angehört, denn keine wesentliche anatomische oder physiologische Verschiedenheit findet zwischen beiden statt. Das Llama hat dieselbe Einrichtung des Magens, dieselbe Ausdauer bei weniger Nahrung und langer Entbehrung alles Wassers, dessen es wegen des vielen Speichels, der sich beständig in seinem Munde sammelt, in noch geringerer Menge zu bedürfen scheint, als das Kameel, denselben kleinen Kopf und langen Hals, dieselben gespaltenen Lippen, die Schwielen an Brust und Knieen, die Friedfertigkeit, den Mangel an Vertheidigungsmitteln, die Störrigkeit des Kameels, wenn es geschlagen wird, dieselbe Brauchbarkeit des Fleisches, der Milch und des

Haares zur Nahrung und Kleidung für den Menschen, sogar des Düngers zur Feuerung, dieselbe Art niederzuknieen u. s. w., und wo eine geringe Verschiedenheit stattfindet, da gleicht sie sich meist auf diesem oder jenem Wege ziemlich aus, oder zeigt sich als geboten von der Verschiedenheit des Terrains, auf welchem beide Thiere leben. Ersteres ist in Betreff des Höckers, letzteres in Betreff der Ballen unter den Füßen der Fall, welche dem Llama fehlen. Auch dieses hat nämlich seine Absonderung von nahrhaftem Stoffe für Zeiten des Mangels zwischen dickem Fette unter der Haut, nur wird dadurch kein Höcker gebildet; Ballen aber unter den Füßen würden dem Llama nicht, wie dem Kameel, das Fortkommen erleichtern, sondern erschweren, denn die dürren, unfruchtbaren Gegenden Süd-Amerikas, wo es lebt, sind nicht Sandwüsten, sondern öde Berggegenden, in welchen ihm gespaltene Klauen nöthig sind.

In der Höhe bis zum Rücken kömmt das Llama einem Esel gleich [1]), aber der lange Kameelhals, den es erhoben trägt, macht, daß es im Ganzen, trotz seines kürzern Baues, viel größer erscheint. Letzterer ist leicht, und das Thier hat einen stolzen, festen Gang. Der verhältnißmäßig kleine Kopf steht in der Form zwischen dem des Füllens und des Schaafes, und wird durch das große, glänzende, schwarze Auge, voll Milde und Zutraulichkeit, besonders schön. Das spitze Ohr ist sehr beweglich, bald vor, bald rückwärts geneigt. Den Körper bedeckt lange, grobe Wolle, die am Halse und am Bauche kürzer und von Farbe verschieden ist, meist schön schwarzbraun, aber auch weißlich, röthlich und gefleckt.

Auf den hohen Anden Tschilis und des südlichen Theiles von Perü lebt das Llama heerdenweise wild von Moos und kurzem Grase, und wird in diesem Zustande, in welchem es stärker, lebhafter und flüchtiger ist, als gezähmt, wie der Hirsch läuft, wie die Gemse schroffe Felsen erklettert, und vorzugsweise die Nordseite der Berge und die höhern, kältern Regionen aufsucht, Guanako genannt. In den niedrigern Gegenden auf der Ostseite der Andeskette, im nördlichen Peru, von Lima an, und in Columbia, findet man nur gezähmte Llamas, denen besonders die Peruaner große Zuneigung beweisen. Sonst — und vielleicht geschieht dies noch jetzt in einigen Gegenden — stellten ihre Besitzer förmliche Feste an, wenn sie sich ihrer zuerst zum Lasttragen bedienten, luden ihre Freunde zu einem Gastmahle ein, und schmückten den Kopf der Thiere mit vielen wollenen oder seidenen Bändern und Büscheln. Bei solcher Werthschätzung des Llamas, die um so natürlicher, da es das einzige ursprüngliche Lastthier Südameri-

---

1) Die Höhe bis zum Rücken beträgt etwa 3½ Fuß, bis auf den Kopf, wenn es denselben gerade trägt, 5½ — 6, die Länge etwa 5½ Fuß.

kas, ist keine andere als eine sehr menschliche Behandlung vorauszusetzen, die ihm auch wirklich von den Peruanern zu Theil wird.

Auf Reisen läßt man meist ein altes, gut abgerichtetes Llama, dessen Kopf mit Bändern, kleinen Tuchfähnchen und Glöckchen, und mit Ringen in den Ohren herausgeputzt ist, vorangehen, dem die andern regelmäßig nachfolgen, während der Treiber in dem Takte des Ganges pfeift. Auf diese Weise gehen sie täglich 4 — 5 deutsche Meilen über die rauhen Andenpässe, mit einer Last von 100 — 150 Pfund, immer mit schnellem und so sicherem und sanften Schritt, daß sich die Frauenzimmer ihrer zum Reiten bedienen können. Will man das Llama übertreiben, oder ist ihm eine zu große Last aufgebürdet, so legt es sich mit einem kläglichen Tone nieder und ist nicht wieder aufzubringen. Merkwürdig ist, daß es denen, die es mißhandeln, oder nur beleidigen, förmlich ins Gesicht speiet, oft bis in eine Entfernung von 6 bis 8 Schritten. In der Nacht ist es unter allen Umständen nicht möglich, es mit einer Last zum Gehen zu bringen, auch wenn dieselbe keineswegs übermäßig ist, und dies thut seinem Nutzen so vielen Abbruch, daß man es nicht mehr so allgemein wie sonst anwendet, seitdem die Einführung von Pferden und Mauleseln eine Wahl unter den Lastthieren gestattet.

Minder brauchbar als das Llama zum Tragen, weil minder stark und gelehrig, ist

der Alpaca,

welcher ebenfalls auf den Gebirgen Perus und Tschilis zu Hause, dagegen überaus nützlich durch sein langes, außerordentlich feines, glänzendes Haar, durch welches, wie durch längere Gestalt und verhältnißmäßig kürzere Beine, er sich hauptsächlich vom Llama unterscheidet. Er ist an Hals und Schultern weiß, an den Vorderschenkeln gefleckt, am Hinterkörper braun, an den Hinterbeinen schwarz. Geschätzter aber noch, als seine Wolle ist die des

Vicunna

(Vigogne), des dritten Thieres aus dem Geschlechte der Kameele in demselben Gebirge. Sie hat einen bei der Verarbeitung nicht vergänglichen Seidenglanz und ist, besonders auf dem Rücken, wo sie die Farbe trockner Rosenblätter hat, von der größten Zartheit, von etwas geringerer am Bauche, wo sie weiß aussieht. Ihretwegen wird das Thier, welches viel kleiner und schwächer als das Llama und der Alpaca [1]), zum Lasttragen

---

1) Höhe nicht ganz $2\frac{1}{2}$ Fuß bis auf den Rücken, Länge von der Nasenspitze bis zur Schwanzwurzel nicht ganz $4\frac{1}{2}$ Fuß.

nicht zu benutzen ist, und gern, wie letzterer, in noch höheren und rauheren Theilen des Gebirges lebt, als das Guanako, stark verfolgt, wobei durch eine sonderbare Eigenthümlichkeit die Heerden dem Jäger die Orte verrathen, wohin sie häufig kommen, nämlich durch die Neigung, ihren Dünger immer an ein und dieselbe Stelle zu werfen, und sich durch eine bis ins Aeußerst-Komische gehende Furchtsamkeit in seine Hände liefern. Ist daher ein solcher Ort zum Theil von Felsen oder auf andere Weise eingeschlossen, so dürfen die Jäger nur vor die offenen Stellen, bis auf die Seite, woher die Thiere zu erwarten sind, Stricke ziehen, an die sie allerhand bunte Lappen befestigt haben, sich in den Hinterhalt legen, und, wenn die Vicunnas an ihnen vorüber sind, mit großem Lärm auf sie losstürzen, um sie bequem ergreifen zu können, denn jene wagen im Schreck nicht, über die Stricke hinwegzusetzen, so leicht ihnen dies auch wäre. Nur wenn ein Alpaca, der oft in Gesellschaft des Vicunna lebt, unter der Heerde sich befindet, ist die Jagd verloren, denn dieses viel beherztere Thier kümmert sich nicht um die Lappen, und hat es durch einen Sprung über dieselben dem Vicunna den Weg der Rettung gezeigt, so folgt dieses ihm nach.

Man versichert, daß in den Anden noch zu Anfang dieses Jahrhunderts — jetzt zeigt sich eine bedeutende Abnahme — jährlich an 80,000 getödtet wurden, und es erscheint hierin nichts Unwahrscheinliches, wenn man in einer ältern Beschreibung von Peru [1]) liest, daß früher jährlich 4 Millionen Llamas wegen ihres Fleisches getödtet und 300,000 allein in den Bergwerken von Potosi zum Lasttragen angewendet wurden, und wenn man bedenkt, wie außerordentlich groß im Allgemeinen die Vermehrung von Thieren in Südamerika ist, wie die Pampas von großen Heerden wilder Pferde bedeckt sind und die Stiere dort zu Tausenden, allein wegen ihrer Haut, getödtet werden, obgleich beide erst von den Europäern eingeführt sind.

Noch gehört zu den Verwandten des Kameels ein Bewohner des mittlern und südlichen Afrikas,

die Giraffe (Kameelparder).

Lichtenstein, der treue, geistreiche Naturmaler, der dieses schöne Thier in den Jahren 1803—6 auf den Steppen des Caplandes oft in Rudeln von 10 — 15 Stück sah und beobachtete, mag es uns zeigen.

„Kaum waren wir eines Tages" — so erzählt er — „auf einem Ausfluge ins Land der Buschmänner eine Stunde fortgezogen, als einer unsrer Hottentotten uns auf etwas aufmerksam machte, das sich auf einem

1) Von Gregoire de Bolivar.

nahgelegenen Hügel zu bewegen schien. Es ergab sich bald, daß es der Kopf von einem an der andern Seite des Bergrückens weidenden Thiere sei, und kaum waren wir noch hundert Schritte näher geschlichen, als wir zwei Giraffen erkannten. Unsre Freude war unbeschreiblich, zumal da die Thiere uns gar nicht bemerkten und uns volle Zeit zum Anschauen und zu den Anstalten einer Jagd ließen. Das eine war kleiner als das andere und heller von Farbe; Vischer erkannte es sogleich für ein Junges. Beide weideten ruhig und zwar ganz in der Stellung anderer Thiere, keineswegs kniend, wie man wohl behauptet hat. Inzwischen waren wir zur Jagd bereit. Weil alles afrikanische Wild dem Winde entgegen läuft, und uns also die Richtung ihrer Flucht schon ziemlich sicher war, so ritt Vischer, als der geübteste Schütze, schnell nach dieser Seite von uns ab, um ihnen den Paß zu verrennen, indessen ich selbst sie im Rücken angriff. Ich hatte mich ihnen beinahe auf bequeme Schußweite genähert, als sie mich bemerkten und in der gewünschten Richtung entflohen. Aber dieses Entfliehen war so über alle meine Erwartung sonderbar, daß ich vor Lachen, Erstaunen und Freude fast die ganze Jagd vergessen hätte. Bei dem sonderbaren Mißverhältnisse der vordern zur hintern Höhe und der ganzen Höhe zur Länge, hat nämlich die schnelle Fortbewegung des Thieres große Schwierigkeiten. Es kann behufs dieser nur galoppiren, aber sein Galopp ist so schwerfällig, lahm und plump, daß man in einem Abstande von mehreren hundert Schritten, wo es schwer ist, den zurückgelegten Raum mit der Größe des Thieres und der umgebenden Gegenstände zu vergleichen, aus der Langsamkeit, mit welcher die Bewegung geschieht, fast schließen sollte, ein Mensch könne es zu Fuß einholen. Diese Langsamkeit wird aber ersetzt durch die Weite des Schrittes, indem nach einer ungefähren Messung ein jeder Sprung 12 — 16 Fuß fördert. Eben wegen der Größe und Schwere des Vordertheils ist die Giraffe nicht im Stande, sich durch die Kraft der Muskeln allein vorn zu heben, sondern dazu muß eine Zurückbiegung des langen Halses, wodurch der Schwerpunkt mehr nach hinten gerückt wird, zu Hülfe kommen, dann erst ist es ihr möglich, die Vorderbeine von der Erde zu bringen. Dies geschieht ohne sie zu biegen, und eben so steif setzt sie das Thier, mit einer gleichmäßigen Bewegung des Halses nach vorn, wieder nieder. So bewegt sich der Hals im steten Hin- und Herschwung fast wie der Mast eines auf den Wellen tanzenden Schiffes. Es ist indessen nicht schwer, die Giraffe mit einem rüstigen Pferde einzuholen, zumal wenn das Terrain sich hebt; denn gegen eine Anhöhe zu laufen ist ihr begreiflicher Weise sehr beschwerlich.

Die beiden Giraffen blieben bald harmlos wieder stehen und sahen sich neugierig nach mir um, ohne meinen Gefährten zu bemerken, der schon

einen guten Vorsprung gewonnen hatte, und nun unglücklicherweise zu früh schoß und fehlte. Jetzt aufgeschreckt flohen sie mit doppelter Schnelligkeit; überdies verging über dem Laden und Wiederaufsitzen Zeit und unsre schon aus dem Athem gejagten Pferde würden jetzt sicher die Giraffen nicht mehr eingeholt haben, wenn diese nicht plötzlich Witterung von unsern vorausgegangenen Freunden oder irgend einer andern Gefahr bekommen hätten und in schräger Richtung gegen uns wieder umgekehrt wären. Dadurch kamen wir ihnen wieder näher und in die Flanken. Vischer sprang jetzt zum zweiten Male vom Pferde, schoß und fällte das Junge. Die Alte setzte allein ihre Flucht fort, ward zwar von meiner Kugel getroffen, doch nicht an einer tödtlichen Stelle, und entkam, nachdem ich sie noch eine Weile verfolgt hatte. Als ich zu meinem Gefährten zurückkehrte saß dieser auf dem Halse des Thieres und rief mir von weitem zu, nicht unvorsichtig zu nahen, indem es zwar im Rückgrate getroffen sei, doch noch Kraft genug habe, und immer noch Versuche mache, wieder aufzuspringen, wovon er es durch das Niederdrücken des Halses abzuhalten suche. Als unsre Gefährten herangekommen waren und wir der Giraffe, damit sie sich noch einmal in der letzten Anstrengung ihrer Kraft zeige, wieder etwas Luft ließen, versuchte sie sich mit einem gewaltigen Schwunge des langen Halses wieder zu heben und blieb eine Zeit lang mit halb aufgerichtetem Halse sitzen; doch schlug sie bald vor Schwäche wieder um und zerschlug sich das linke Horn gegen einen Stein. Weil die Nacht hereinbrach machten wir uns eilig mit vereinten Kräften an das Abschlachten unsrer Beute, von welcher das Fell, die wichtigsten Theile des Skeletts und einige gute Stücke für die Küche mitgenommen werden sollten. Nachdem der Kopf vom Halse getrennt und der ganze Vordertheil entkleidet war, beschäftigten wir uns eben mit dem Abstreifen der Schenkel, als eine letzte gewaltsame Zuckung sämmtlicher Ausstreckmuskeln uns sehr unsanft nach allen Seiten auseinander warf. Die beiden an den Hinterläufen arbeitenden Hottentotten wurden 3 bis 4 Schritt fortgeschleudert, und ich selbst erhielt mit dem Vorderhufe einen Streifschlag an den Kopf, den ich mehrere Tage fühlte [1]).

Die ganze vordere Höhe dieses noch jungen Thieres, von der Spitze der Hörner bis zu den Hufen, betrug 13 Fuß 4 Zoll. Von dieser Höhe gehörten dem Hals 5, dem Schenkel (vom Wiederrüst bis zum Huf) beinahe 8 Fuß. In der Länge von der Brust bis zum Anfange des Schwanzes maß es 7, in der Höhe der Hinterschenkel $6\frac{1}{2}$ Fuß. Mittags hielten

---

1) An allen größern Thieren (besonders auch an dem Büffel) habe ich ein auffallend langes Zurückbleiben der Reizbarkeit in der Muskelfaser bemerkt, wozu vielleicht der in ihrer größern Masse länger festgehaltene Wärmestoff hauptsächlich beiträgt. L.

wir ein schwelgerisches Mahl von dem Ueberflusse, den uns die Jagd verschafft hatte, und unser Koch hatte einmal seine ganze Kunst aufgeboten, die Büffelfleischsuppe, das Antilopen-Ragout, das Perlhühner-Fricassée und den Giraffenbraten so schmackhaft zu machen, als möglich. Letzterer war besonders von zartem und angenehmen Geschmack, das Fleisch vollkommen weiß und dem Kalbfleische am meisten vergleichbar. Es war das einstimmige Urtheil, daß von allen Wildarten des südlichen Afrikas keine der Giraffe an Wohlschmack gleichkomme.“

Dieser Erzählung fügen wir noch einige Worte zur Vervollständigung der Schilderung des Thieres bei.

Die großen lebhaften Augen scheinen, wie die Geruchsnerven, sehr fein zu sein und ihre eigenthümliche Stellung, ganz an der Seite des Kopfes, macht es möglich, weit rückwärts zu sehen, ohne letzteren zu wenden. Zwischen ihnen, über der Nase, ist eine ziemlich große Erhöhung aus hornartiger Masse, oben aber der Kopf mit zwei Klumpen oder Hörnern von gleicher Masse bewaffnet, jene wie diese mit Haut überzogen. Die rauhe und harte, schwarzblaue Zunge hat die Eigenthümlichkeit, sich so verlängern und dadurch verdünnen zu lassen, daß das vordere Ende durch den Griff eines mäßig großen Schlüssels geht, und das Thier kann damit Blätterbüschel von Mimosen und Akazien umschlingen und an sich heranziehen, die ihm ganz besonders zur Nahrung bestimmt zu sein scheinen, da sein hoher Bau das Grasen, zu dem es die Vorderbeine ausbreiten muß, um mit der Schnauze bis auf die Erde reichen zu können, unbequem macht. Die gespaltenen Hufe gleichen denen des Stiers, und sind an den Vorderfüßen größer als an den Hinterfüßen. Mit ihnen vertheidigt sich das Thier durch Ausschlagen, was mit der äußersten Schnelligkeit geschieht, und zur Sicherung selbst gegen den Löwen hinreicht. Die männliche und weibliche Giraffe gleichen sich in der Jugend ganz. Ihre stumpfen Hörner endigen dann in Büscheln langen Haars, welche das Weibchen längere Jahre behält, während das Männchen sie schon im dritten verliert. Die Farbe, welche zuerst in einem leichten Roth besteht, erhält einen dunklern Ton mit dem vorrückenden Alter, wo sie beim Weibchen zu Gelbbraun, beim Männchen zu dunkelem Braun, welches sich dem Schwarz nähert, wird; auch ist die Vertheilung und Form der dunkeln Flecke bei beiden verschieden, und beim Weibchen, das etwas kleiner bleibt, ist der Auswuchs auf der Stirn nicht so markirt.“

Das Flußpferd. — Das Nashorn.

Schon ein flüchtiger Blick auf unser Bild zeigt, daß wir hier auf zwei der schwerfälligsten Thiergattungen stoßen, die es gibt. Besonders gilt dies vom

Flußpferd,

dessen überaus plumper Bauch auf den kurzen Beinen fast am Boden hinschleppt, und bei dem kaum zu bemerken ist, wo der Kopf aufhört, wo der Hals anfängt, während die Stärke der Haut weder Gelenke noch Muskeln sehen läßt, und die dicken, platten Lippen, der ungeheure Rachen, die furchtbaren Zähne, von denen einige oft 12, ja bis 16 und mehr Zoll lang sind, die kleinen Augen, die tütenförmigen, niedrig am Kopfe stehenden Ohren die Ungestalt vollenden.

Trotz dieser plumpen Figur soll aber doch das Thier schnell laufen können, und im Wasser schwimmt es gewandt und taucht geschickt unter. Deshalb ist die Jagd des Flußpferdes, zu der man nicht leicht auf dem Lande Gelegenheit hat, da es hier dem Menschen ausweicht und bei dessen Herannahen nach dem Wasser flieht, sehr gefährlich. Der berühmte Naturforscher Rüppell half (1824) in Dongola, im nordöstlichen Afrika, eins erlegen, das von der Schnauze bis zum Schwanzende 13½ französ. Fußmaß und dessen Fleischmasse der von 4 bis 5 starken Ochsen gleich kam. Hören wir, wie er dies Abenteuer schildert!

„Um das Flußpferd zu erlegen," erzählt er, „kämpften wir mit ihm vier Stunden lang, und zwar des Nachts; wenig fehlte, daß die Bestie unsere große Barke, und mit ihr vielleicht uns alle vernichtet hätte. Als nämlich das verwundete Thier die Jäger in dem kleinen Kahne erblickte, welche den langen Strick an den Holzklotz der Harpune — denn nur durch diese Waffe kann man seiner habhaft werden — anbinden sollten, schleuderte es sich auf dieselben zu, riß den Kahn mit sich unter das Wasser und zerschmetterte ihn; die beiden Jäger entkamen mit Noth dieser großen Gefahr. Von den 25 Flintenkugeln, in einer Entfernung von etwa 5 Fuß auf den Kopf des Unthiers geschossen, hatte nur eine die Haut und den

Knochen bei der Nase durchbohrt, so daß nun bei jeglichem Schnauben das Thier reichliche Blutströme auf die Barke sprützte — alle andern Kugeln waren in der Haut stecken geblieben. Wir bedienten uns daher endlich eines Standrohrs, dessen Gebrauch wir in so kleiner Entfernung für überflüssig gehalten hatten, und nur nachdem fünf seiner Kugeln die schrecklichste Verwüstung in dem Kopfe und Körper des Thieres angerichtet hatten, gab der Koloß seinen Geist auf. Die Dunkelheit der Nacht vermehrte das Schauerliche des Kampfes, während dessen der Hippopotamus (dies ist der lateinische Name des Thieres) unsere große Barke in jeder Richtung des Stromes umherschleifte. Er unterlag in einem für uns sehr glücklichen Augenblicke, indem er eben das Fahrzeug in ein Labyrinth von Klippen geschleift hatte, die um so gefährlicher werden konnten, da wegen der Verwirrung, worin die ganze Schiffsgesellschaft war, Niemand sie bemerkte.“

In grausenhafter Menge fanden die Brüder Lander auf ihrer ersten kühnen Entdeckungsreise diese Bestien im Niger, in Ober-Guinea, an der Westküste Afrikas. „Als wir,“ erzählt Richard Lander, „unterhalb Rabba den Niger hinabfuhren, stießen wir auf ein neues Uebel, auf welches wir gar nicht vorbereitet waren: eine Menge Flußpferde erhoben sich in unsrer Nähe und schnaubten und plätscherten und tauchten rund um unsere Kähne herum. In der Meinung, sie dadurch verscheuchen zu können, feuerten wir ein- oder zweimal nach ihnen; allein der Knall rief aus dem Wasser und jeder Bucht nur noch viel mehr dieser trotzigen Gesellen herbei, und wir hatten sie nun noch dichter um uns her als früher. Solchen furchtbaren und großen Thieren waren unsere Leute in einem Kahne ihr Lebelang nicht preisgegeben gewesen; sie zitterten vor Furcht und schrien und weinten. Sie sagten, daß die Flußpferde oft die Kähne umwürfen, wo denn sicher ein Jeder verloren sei. Oft kamen die Bestien uns so nahe, daß wir sie mit den Gewehrkolben hätten erreichen können. Als ich zum ersten Male schoß, mußte ich eins verwundet haben, denn alle kamen aus dem Wasser heraus und verfolgten uns so schnell, daß wir nur mit der größten Mühe den Vorsprung behaupten konnten. Nach dem zweiten Schusse folgte dem Knallen meines Gewehres ein lautes, heftiges Brüllen, und wir schienen weiter von ihnen abzukommen. Nur zwei Leute aus Bornu unter unsrer Mannschaft waren minder ängstlich, als die andern; sie hatten diese Thiere schon im Tsad-See gesehen, wo, ihrer Angabe nach, dieselben in Menge sich finden sollten.“

Meist nur des Nachts geht das Flußpferd aus dem Wasser hervor, um zu fressen. Es nährt sich ganz von Gewächsen, vorzüglich von Wurzeln und Wasserpflanzen, und thut in bebauten Gegenden sehr großen Schaden,

weniger noch durch das, was es frißt, obgleich es große Massen zu sich nimmt, als durch das, was es mit seinen plumpen Füßen zerstampft, mit seinem schweren Körper zerdrückt. Oft vernichten wenige in einer einzigen Nacht die Aussaat eines ganzen Feldes; deshalb sind die Besitzer von Pflanzungen in der Nähe von Wasser, wo sich Flußpferde aufhalten, des Nachts bemüht, durch Lärm mit Trommeln, oder durch angezündete Feuer sie fern zu halten.

In vielen Gegenden sucht man sie in Fallgruben zu fangen. „Wir hatten," schreibt der Engländer William Burchell auf seiner Reise in das Innere von Süd-Afrika vom Flusse Ky Gariep, „nichts Angelegentlicheres zu thun, als die Fallgruben der Buschmänner aufzusuchen und sie sichtbar zu machen, damit unsere Ochsen nicht hineinstürzen möchten. Sie waren der Länge nach in den Pfaden gegraben, auf welchen die Flußpferde von dem Wasser in den Hain wechselten, um sich an den dortigen Futterkräutern zu ätzen."

Da Burchell bei dieser Gelegenheit viel Interessantes vom Flußpferd erzählt, so hören wir ihn weiter an. „Vor Kurzem," fährt er fort, „war hier ein solches Thier gefangen und verzehrt worden, wie aus den ungeheuren Knochen erhellte, welche um eine Grube her zerstreut lagen. Dicht dabei bezeugten die Reste einiger Hütten, die wahrscheinlich nur für diesen Fall errichtet worden waren, wie wenig die Buschmänner gesonnen sind, einen solchen Schmaus in Stiche zu lassen. Sie konnten das Fleisch nicht zu ihren Wohnungen bringen, also brachten sie ihre Wohnungen zu dem Fleische. Diese Gebeine, die Alles, was ich bisher der Art gesehen, an Größe übertrafen, hielten meine Aufmerksamkeit lange gefesselt. Die Schenkelröhre glich einem frisch geschälten Baumstamme, und den Schädel, welcher sehr verstümmelt und entstellt worden, hätte man für eine große Steinmasse halten können.

Wir erhielten Nachricht, daß der Hauptmann Dam nicht gar weit stromaufwärts ein Flußpferd erlegt habe. Sogleich eilten die hungrigen Hottentotten dem bezeichneten Orte zu und nur wenige blieben aus Vorsicht bei den Wagen zurück. Ich ging hastig mit Gert, der den Anblick des Thieres mit ebenso gespannter Neugier erwartete, als ich, am Flußufer hin, und nach einem Marsche von 5 (engl.) Meilen gelangten wir an den Ort, wo unsere Leute damit beschäftigt waren es aus dem Wasser zu ziehen. Obgleich es nur ein Junges oder sogenanntes Kalb war, so war es doch wenigstens doppelt so groß, als ein Ochse, und es gelang ihnen erst als die Buschmänner zu Hülfe kamen, es auf den Rasen am Ufer zu schaffen, wo sich denn Alles, was Messer hatte, daran machte, es zu zerlegen.

Die monströse und fast unförmliche Masse dieses, noch dazu kleinen, Flußpferdes erschien im Vergleich mit den umherstehenden Leuten noch gewaltiger. Das Thier ist durchgängig von ein und derselben Farbe, die man durch eine schwache Lage von chinesischer Tusche richtig nachahmen kann. Die mehr als zolldicke, kaum biegsame Haut wurde abgezogen gleichwie man die Planken von einem Schiffe abbricht. Sie wurde mit vieler Sorgfalt in solche Stücke zerlegt, die sich gut zur Verfertigung der Schambocks (dicken Riemen) eigneten, da diese Stücke den einträglichsten Theil des ganzen Thieres ausmachen. Ueber die Rippen zieht sich eine dicke Fettlage, der sogenannte Seekuhspeck, der bei den Hottentotten für die ausgesuchteste Leckerei gilt. Er läßt sich nur durch Einsalzen aufbewahren. Das übrige, durchaus magere Fleisch wird dagegen, wie anderes Wildpret, an der Sonne gedörrt und nur ein Theil für den gegenwärtigen Gebrauch zurückgelassen. Dieser war nicht gering, da außer den Hottentotten, die sich selbst eingeladen hatten, noch sechs Buschmänner mit fünf Frauen, die das Schießen herbeigelockt, ihres Antheils harrten.

Das Thier war durch zwei Kugeln in den Kopf getödtet worden. Selten werden die Flußpferde an einem andern Theile verwundet; das rührt aber nicht von der undurchdringlichen Beschaffenheit der Haut her, wie man zwar oft behauptet, aber nur ersonnen hat, um Staunen zu erregen. Das Flußpferd verläßt nämlich das Wasser fast bloß zur Nachtzeit; bei Tage wagt es nur selten mehr als den Kopf herauszustrecken, und so kann der Schütze nach keinem andern Theile schießen, weil bekanntlich eine schief auf die Wasserfläche geschossene Kugel von derselben abprallt.

Ist das Thier wegen irgend einer herannahenden Gefahr auf seiner Hut, so steckt es blos die Nasenlöcher, Augen und Ohren aus dem Wasser hervor, die sich alle in ein und derselben Linie befinden. Diese Stellung scheint ihm die Natur angewiesen zu haben, um es den Blicken und Angriffen der Menschen zu entziehen, während es selbst athmen, sehen und hören kann. Daher ist das Flußpferd schwieriger zu erlegen, als viele andere Thiere, indem dessen Größe dem Schützen zu gar nichts nützt, und dieser es so genau auf's Korn nehmen muß, als ob es ein Haase wäre, wenn er nicht vergeblich feuern will. Läßt sich nur der obere Theil des Kopfes über dem Wasser sehen, so gleicht dieser allerdings einem Pferdekopfe recht sehr, und es ist dem Thiere, so betrachtet, nicht ganz mit Unrecht von den Alten der Name Hippopotamus (Flußpferd) beigelegt worden. Wahrscheinlich haben sie es nur in seltenen Fällen ganz zu Gesicht bekommen, sonst würden sie bemerkt haben, daß kein Säugethier weniger Aehnlichkeit mit dem Pferde hat, als

gerade dieses. Ebenso unpassend ist der Name Seekuh, den es in der Colonie (am Vorgebirge der guten Hoffnung) führt.

Das gegenwärtige Thier war am ganzen Körper vollkommen haarlos, nur an der Schnauze, den Ohrspitzen und dem Schwanze standen mehrere einzelne kurze Borsten. Der Schwanz war kaum über einen Fuß lang. Ohren und Augen waren unverhältnißmäßig klein, das Maul dagegen außerordentlich groß. Da das Thier noch nicht vollwüchsig war, so ließen sich die Fangzähne noch nicht sehen. Beim Auswaiden fanden sich wenigstens 3 Scheffel grob zermalmten Grases vor.

Jedermann war jetzt zum Metzger geworden und die Scene umher glich einem Markt, wo die unter der Last des Fleisches sich beugenden Büsche die Fleischbänke vorstellten. Wohin ich auch den Blick wandte, sah ich essende Männer, Weiber und Hunde. Um mehrere dicht mit Köchen besetzte Feuer herum war Alles mit Zerlegen, Braten, Nagen und Kauen beschäftigt. Und ich selbst war nicht im Geringsten geneigt, mich von der allgemeinen Beschäftigung auszuschließen; denn nach dem langen und mühseligen Wege und achtstündigen Fasten war ein Hippopotamus-Steak wahrlich nicht zu verachten; und bis zu diesem Augenblick bin ich noch nicht von der Ueberzeugung zurückgekommen, daß, wenn unsere englischen Gutschmecker nur einmal ein solches Steak gekostet hätten, sie nicht eher ruhen würden, bis schöne frische Flußpferde ein regelmäßiger Einfuhrartikel geworden wären."

Sehr nutzbar sind die Zähne des Thieres, wegen ihrer großen Härte; sie werden wie Elfenbein verarbeitet, namentlich auch zu künstlichen Zähnen.

Das Vaterland des Flußpferdes ist Afrika. Hier lebt es in allen großen Flüssen vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis nach Ober-Egypten und zum Senegal. Ehemals war es auch in Unter-Egypten häufig, also am ganzen Nil, wovon es den Namen Nilpferd hat, und versteinerte Gerippe von ihm, die man im Arnothale in Italien, bei Montpellier im südlichen Frankreich und in der Nähe von Paris gefunden hat, zeigen, daß es in uralten Zeiten auch unsern Welttheil bewohnte.

Ein Wenig, aber auch nur ein Wenig minder ungestalt als das Flußpferd ist

Das Nashorn oder Rhinoceros,

das einsam in dichten, sumpfigen Wäldern Asiens und Afrikas lebt. Es gibt zwei Hauptracen, von denen die erste, mit einem Horn, besonders in Asien (im nördlichen Theile von Vorderindien, nördlich und östlich vom Ganges, in Siam u. s. w.), aber auch in Afrika vorkömmt, die andere, mit zwei Hörnern, besonders in Afrika (vor allem in Abyssinien), aber auch auf den asiatischen Inseln Sumatra und Java sich findet.

Der kurze Kopf mit seinen kleinen, im ruhigen Zustande matt und schläfrig aussehenden Augen und der sehr beweglichen und geschickten rüsselförmigen Oberlippe, welcher dadurch eine sehr sonderbare Gestalt bekommt, daß die Nase, auf der das Horn steht, sich hoch hinauf biegt, so wie die plumpe Form des ganzen Körpers, zeigen sich deutlich auf unsrer Abbildung. Die Haut bildet an den Stellen, wo sie biegsam sein muß, um Bewegung des Halses, der Beine u. s. w. nicht zu erschweren, große Falten von bestimmter Lage und ist hier weicher, auch am Kopf und am Bauch nicht allzu hart. Dagegen ist sie an den übrigen Theilen des Körpers äußerst dick und höckerig, so daß das Thier die Klaue des Tigers und Löwen, oder unser Feuergewehr, an andern als an den eben bezeichneten Stellen nicht viel zu fürchten hat. Auch lassen jene Gewaltigen des Katzengeschlechts das Rhinoceros meist in Ruhe; denn das oft 30 Zoll lange Horn ist eine so furchtbare Waffe, daß man schon selbst den colossalen Elephanten durch einen gut gerichteten Stoß damit hat niederwerfen sehen.

Dies Horn ist von faserigem Bau, wie aus zusammengebackenen und verhärteten Haaren bestehend, hängt nicht mit dem Nasenknochen unmittelbar zusammen, und soll, wenigstens beim indischen Nashorn, sogar beweglich sein, so lange das Thier in ruhigem Zustande ist, dagegen durch Muskelanspannung plötzlich unbeweglich werden, sobald es zum Kampfe dienen muß.

Für die Hottentotten und Buschmänner im südlichen Afrika ist die Erlegung eines Rhinoceros, wie die eines Flußpferdes, ein äußerst freudiges Ereigniß, und indem wir dem uns bereits bekannten englischen Reisenden Burchell bei den Hyänenbergen auf eine Nashornjagd folgen wollen, um das Thier noch etwas näher kennen zu lernen, sehen wir durch diese Jagd ganze Dörfer (Kraals) in Bewegung gesetzt.

„Nachmittags," so erzählt Burchell, „langte ein Bote mit der Nachricht an, daß Speelmann (der Begleiter Burchells, von diesem auf die Jagd vorausgesandt) ein Rhinoceros geschossen habe. Bald war die Botschaft im ganzen Kraal bekannt und die Freude allgemein. Die Männer ergriffen ihre Waffen, ohne welche sie nie ausgehen, und eilten gen Westen, dem Orte zu, wo das Thier erlegt worden. Diejenigen, welche zu Hause blieben, kamen singend und tanzend den Hügel herab, als hätten sie plötzlich einen Anfall von gutartigem Wahnsinn bekommen; sie mußten ihrem Dankgefühle gegen mich Luft machen. Unsere fünf Packochsen wurden geschwind von der Weide geholt und gesattelt; und auch die Buschmänner machten ihre einzigen fünf Ochsen bereit. Zwei Stunden vor Sonnenuntergang zogen wir aus. Unser Weg führte durch den Kraal, wo sich die vor Freude halb wahnwitzigen Menschen so stark um uns drängten, daß wir kaum

durchkommen konnten. Der Anblick war wahrhaft lächerlich; es war das Glück in burlesker Gestalt. Alte Weiber, mit Klumpen von rothem Ocher in den Haaren und einem dicken Bündel von Schurzfellen auf dem Rücken, tanzten und hüpften umher, lachten und schlugen in die Hände, redeten mich alle zu gleicher Zeit an, ohne daß ich ein Wort verstehen konnte, schienen auch gar keine Antwort zu erwarten, sondern sich mit dem Vergnügen, mir ihre Freude zu schildern, zu begnügen. Außerdem waren noch einige Mädchen, die im Gesicht Streifen von rothem Ocher hatten, und ein Paar alte Männer gegenwärtig. Das Gedränge wurde zuletzt so arg, daß mein Pferd stille stehen mußte. Als ihnen aber Ruiter bemerklich machte, daß das Rhinoceros sehr weit entfernt liege und der Tag sich schon neige, machten sie augenblicklich Platz.

Wir rückten fast unausgesetzt sehr rasch, bald im Trab, bald im Galopp, vorwärts; die drei Buschmänner, welche die Packochsen vor uns hertrieben, jagten dieselben über den steinigen Boden mit so außerordentlicher Schnelligkeit, daß ich ihnen selbst zu Pferde kaum zu folgen vermochte. Ich hatte hier eine sehr günstige Gelegenheit, mich aus eigener Erfahrung zu überzeugen, mit welcher Schnelligkeit diese Wilden eine Heerde Vieh forttreiben, und um wie viel rascher sie selbst reisen können. Denn da wir die felsigen Berge, über die wir hinzogen, vor Einbruch der Dunkelheit im Rücken haben mußten, so strengten sie sich ungewöhnlich an. Ich konnte mich jetzt davon überzeugen, daß die Bauern in der Colonie wenig Hoffnung haben, ihr von den Buschmännern gestohlenes Vieh wieder zu erhalten, wenn sie die Räuber nicht augenblicklich auf flüchtigen Pferden verfolgen und dieselben einholen, ehe sie die Berge erreicht haben. Im Viehstehlen kann selbst Merkur nicht mehr Gewandtheit gezeigt haben, als die Buschmänner.

Zwei Stunden lang reis'ten wir über den hohen und bergigten Strich. Eben ging die Sonne unter, als wir den westlichen Rand der Berge erreichten, von wo aus wir in ziemlich beträchtlicher Ferne den Rauch von dem Feuer erblickten, welches die Jäger unten in der Ebene angezündet hatten. An der schroffen, unwegsamen Bergwand mußten wir mit großer Vorsicht hinabklimmen, und ehe die Dämmerung ganz vorüber war, sahen wir uns glücklich am Fuße derselben. Eine halbe Stunde darauf langten wir an der Stelle an, wo das Rhinoceros lag; sie war wenigstens 14 (englische) Meilen vom Kraal entfernt.

Meine Hottentotten begrüßten mich sogleich mit der angenehmen Nachricht, daß Speelmann noch ein Rhinoceros erlegt habe. Dieß hatte er mitten in einer westwärts gelegenen Ebene, welche von derjenigen, in der

wir uns befanden, nur durch eine niedrige Bergkette getrennt war, zu Boden gestreckt. Speelmann selbst kam augenblicklich herbei, um mir alle seine Heldenthaten zu erzählen, und zeigte dabei ein so lebhaftes Wesen, daß man ihn eher zu jedem andern Völkerstamme als zu den Hottentotten aus der Colonie hätte rechnen mögen. Da die Rhinocerosjagd mit Gefahr verknüpft ist, so konnte er allerdings stolz darauf sein, daß er an einem Tage zwei dieser fürchterlichen Thiere erlegt hatte. Er berichtete mir Folgendes: Als sie an den Ort kamen, wo die Buschmänner die Nashörner anzutreffen hofften, fand es sich, daß dieselben fortgezogen waren; doch bald entdeckte man nicht weniger als 4 Stück, welche sich in einem andern Theile der Ebene ruhig ätzten. Die Jäger näherten sich, je nachdem sie persönlichen Muth hatten, mehr oder weniger; allein Speelmann kam zuerst bis auf Schußweite heran, und verwundete ein Stück tödlich. Die andern Leute gaben demselben noch 6 Kugeln, bis es todt niederstürzte. Dann verfolgte Speelmann die übrigen Stücke, welche über die Berge geflohen waren, näherte sich unbemerkt einem derselben mitten in einer kahlen Ebene und streckte es mit einer einzigen Kugel zu Boden. Frohlockend erzählte er, daß er heute sein Gewehr nur zweimal abgefeuert, und mit jedem Schuß ein Rhinoceros erlegt habe.

Es war nicht das erste, das er im Laufe seines Lebens erlegt hatte, und um mir zu beweisen, daß er diese Thiere kenne, und mir die Mühe zu sparen, ihn auszufragen, theilte er mir ungeheißen mit, was er davon aus eigener Erfahrung wußte. Der Geruch des Rhinoceros, sagte er, ist so scharf und fein, daß es den Menschen aus bedeutender Entfernung wittert; weßhalb man sich ihm nur gegen den Wind bis auf Schußweite nähern kann. Der Jäger muß dies aber so geräuschlos und vorsichtig als möglich thun, denn sonst würde das Rhinoceros, das auch ein außerordentlich feines Gehör hat, auf seine Sicherheit bedacht sein. Gewöhnlich wechselt es alsdann nach einem andern Orte, allein oft fällt es ihm auch, wenn es so aufgestört wird und seinen Feind zu Gesichte bekömmt, ein, auf denselben loszustürzen. Häufiger geschieht dies noch, wenn der Jäger bereits auf das Thier geschossen hat. In solchem Falle ist an keine Flucht zu denken, und wenn der Jäger nicht Kaltblütigkeit und Gegenwart des Geistes besitzt, so ist er verloren. Er muß ruhig warten, bis das wüthende Thier ihm ziemlich nah ist, und dann auf die Seite springen und es vorbei schießen lassen. Alsdann kann er Zeit genug gewinnen, um sein Gewehr wieder zu laden, ehe das Rhinozeros seiner von neuem ansichtig wird. Denn dazu braucht es viele Zeit und Mühe. Da dieser Gesichtsfehler des Rhinoceros, welcher wahrscheinlich in der außerordentlichen

Winzigkeit der Augenöffung (größte Länge 1 Zoll) seinen Grund hat, hinlänglich bekannt ist, so hat der Jäger den Muth, sich ziemlich zu nähern, und geht nur in anderer Hinsicht höchst behutsam zu Werke. Das Rhinoceros scheint sich eben so gern wie das Schwein im Koth zu wälzen. Nach Allem, was ich über dieses Thier erfahren, scheint Speelmann in seinem Berichte durchaus der Wahrheit treu geblieben zu sein.

Das vor uns liegende Thier war ein Männchen von bedeutender Größe. Da es indeß, als wir ankamen, schon beinahe ausgewaidet war, so konnte ich die Maaße nicht sämmtlich nehmen. Man bemerkte nirgends ein Haar, als an den Ohrenrändern und an der Schwanzspitze. Unsere Kugeln, welche, der größern Härte wegen, aus einer Mischung von Zinn und Blei gegossen worden waren, hatten sich zum Theil an den Knochen platt geschlagen; diejenigen aber, welche in fleischigen Theilen saßen, hatten die gehörige Gestalt behalten. Daraus geht hervor, wie wenig Grund die gewöhnliche Meinung hat, daß die Haut dieses Thiers kugelfest sei. Indeß darf man zugeben, daß Kugeln von bloßem Blei, bei bedeutender Schußweite oder einer schwachen Ladung Pulver, sich zuweilen an der Haut breit schlagen und herabfallen, wenn sie gerade auf die dicksten Stellen, oder an solche treffen, wo ein Ueberzug von Koth hart aufgetrocknet ist. Wenn die Haut dagegen getrocknet und zu Schilden verarbeitet ist, dürfte sie bei ihrer weit größern Härte allerdings eine Kugel aufhalten. Meine Leute fanden beim Auswaiden dieses Stückes eine Kugel mehr, als sie verschossen hatten. Sie schien lange Zeit im Fleische gelegen zu haben. Dieses Thier hatte wahrscheinlich früher an der Colonie gelebt, war von den Bauern verwundet worden, und hatte durch Auswanderung vergebens dem Tode zu entgehen gesucht.

Zu beiden Seiten des Rhinoceros hatten die Hottentotten Feuer angezündet, um sich zu wärmen; um ein drittes waren nicht weniger als 24 Buschmänner versammelt, von denen die meisten die ganze Nacht hindurch brieten, schmauseten und plauderten. Ich sah ihnen mit Staunen zu; es schien, als wenn ihr Appetit nimmer zu stillen sei. Kaum hatten sie einen Lappen Fleisch gebraten und verzehrt, so kamen sie wieder zum Rhinozeros und schnitten sich einen neuen ab. Sie gestatteten sich meines Wissens gar keinen Schlaf. — Das Fleisch des Nashorns war trefflich und hatte im Geschmacke viel Aehnlichkeit mit Rindfleisch, besonders aber fanden wir am folgenden Tage das von dem Weibchen, welches fetter war, wohlschmeckend und verdaulich. Die Zunge würde selbst ein Feinzüngler für einen Leckerbissen erklärt haben.

Am andern Tage begab ich mich mit meinen Hottentotten und einigen Buschmännern nach dem Orte, wo Speelmann das zweite Rhinoceros erlegt hatte. Dieser war schon eine Stunde früher bei dem Thiere angekommen, denn ich hatte ihn beauftragt, darauf zu sehen, daß es nicht aufgebrochen werde. Es war auf die Knie gefallen und in dieser Stellung geblieben, als wenn es noch lebe. So hatte ich die beste Gelegenheit, die gewünschten Maaße und Zeichnungen aufzunehmen. Die Länge, über die Stirn und den Rücken hin gemessen, betrug 11 Fuß 2 Zoll, in gerader Linie aber nicht mehr als 9 Fuß 3 Zoll englisch Maaß, der Umfang des Leibes an der dicksten Stelle 8 Fuß 4 Zoll."

Als Verwandten des Elephanten, des Flußpferdes und des Nashorns kann man

Das Schwein

betrachten, dessen plumper Körper, dicke Haut, rüsselartig verlängerte walzenförmige Nase, kleine Augen, hervorstehende Eckzähne (Hauer) und mit mehreren Hornscheiden versehenen Füße an jene größern Thiere erinnern. Und zwar ist es der einzige Verwandte derselben in Europa.

Wir haben wohl kaum nöthig etwas von unserm **zahmen Schweine** zu sagen: jedes Kind kennt seine Gestalt, sein wohlschmeckendes, nahrhaftes Fleisch, wodurch es uns so nützlich wird, seine starke Vermehrung und mit allem Genießbaren zufriedene Freßsucht, welche jene Nützlichkeit erhöhen, seine zum Sprichwort gewordene Unreinlichkeit u. s. w. Und ziemlich wie bei uns, ist es auf der ganzen Erde, über deren meiste Länder, mit Ausnahme des höhern Nordens, es sich verbreitet hat, nur daß Farbe und Größe vielfach wechseln, bald mehr bald weniger Theile des Körpers mit längern oder kürzern Borsten bewachsen sind, und die Ohren bald stehen, bald herabhängen. Bei den Südseeinsulanern ist es das einzige einheimische nutzbare Hausthier aus dem Geschlechte der Vierfüßer, in China, wo man aus Sparsamkeit mit Feldfrüchten nicht gern Hausthiere hält, das beliebteste.

Bedeutender ist die Verschiedenheit unter den **wilden Schweinen,** die im Allgemeinen weit größer sind, als die zahmen. Das bei uns lebende, meist nahe an 6 Fuß lang, hat einen sehr großen Kopf, mit stark emporstehendem Hinterhaupt, kurzen, sehr beweglichen Ohren, ganz kleinen Augen und langen Fangzähnen, einen kurzen Hals und einen dicken, fleischi-

gen Körper. Die Haut ist mit langen, elastischen Borsten, an deren Wurzeln sich einige wenige wollige Haare zeigen, dünn bewachsen.

Es ist ein wildes, unbändiges Thier von großer Stärke, das, wie das zahme Schwein, unter allen Säugethieren in Beziehung auf geistige Fähigkeiten fast auf der tiefsten Stufe steht [1]), und sich nur ganz jung eingefangen ein wenig zähmen läßt. Unflätig wälzt es sich am liebsten im Schlamm und wählt daher gern feuchte, dunkle Wälder zu seinem Aufenthalt, den es indeß oft wechselt, wie seine große Gefräßigkeit dies nöthig macht. Es liebt die Gesellschaft, und man sieht die wilden Schweine bisweilen in Rudeln von 40 Stücken beisammen; nur dürfen nicht alte männliche Thiere (Eber oder Keuler) dabei sein, die leicht in Streit gerathen und mit ihren weit hervorstehenden scharfen Hauern, knirschend vor Wuth, auf einander los gehen. [2]) Solche alte Eber leben deshalb meist einsam, und die erwähnten Rudel bestehen fast nur aus jüngern männlichen Thieren und den Weibchen (Säuen) mit ihren Jungen (Frischlingen). Diese vertheidigen sich auch gemeinschaftlich gegen Raubthiere und Hunde. Sobald eins davon zu grunzen anfängt, rüstet sich die ganze Schaar zum Angriffe, was ebenso bei zahmen Schweinen vorkommen soll. Auch diese, behauptet man, stürzen sich oft beherzt auf den stärksten Feind. So wird erzählt, ein Commandant des Kastells St. Louis am Senegal, der einen Tiger aufgezogen hatte, sei einst auf den Einfall gekommen, zu versuchen, wie ein Schwein im Stande sein würde, sich gegen denselben zu vertheidigen. Er habe eins der stärksten ausgesucht und den Tiger darauf los gelassen. Da habe das Schwein, nachdem es, hartnäckig sich wehrend, in eine Mauerecke des Kastells zurückgewichen und hier immer enger eingeschlossen worden sei, heftig zu schreien angefangen, worauf die ganze in der Nähe befindliche Heerde herbeigelaufen und mit solcher Wuth auf den Tiger gestürzt sei, daß dieser, unfähig sich zu vertheidigen, in den Graben des Kastells habe hinabgespringen müssen, um sich zu retten.

Das Lager eines Rudels wilder Schweine ist immer im dichtesten Gebüsche und wird durch ein weites, aufgewühltes Loch, welches die Thiere

---

1) Indeß sind auch dem Schweine schon Kunststücke beigebracht worden. Was führte nicht die Gewinnsucht und Unbarmherzigkeit der Menschen aus! Vor König Ludwig XI. von Frankreich ließ Jemand eine Anzahl Ferkel, in galonirte Röcke gekleidet, mit Schärpen und Degen und mit Tressenhüten auf den Köpfen, nach den Tönen eines Dudelsacks tanzen, und wurde von dem Könige reichlich belohnt.

2) Sie streifen dabei mit den Schultern und Rücken scharf an einander und stoßen die Zähne von unten herauf tief in die Schultern der Gegner. Die Verwundeten pflegen sich dann an Fichten zu reiben, so daß das Harz derselben die Haare über den Wunden zu einer dicken Kruste zusammenklebt.

mit Reisern, jungem Holz, Laub und Moos ausfüttern und weich machen, bezeichnet. Man nennt es den Kessel. Hier bringen sie meist den Tag zu, und gehen gewöhnlich erst des Abends auf Nahrung aus, die aus Eicheln, Bucheckern, Wurzelgewächsen, Kartoffeln, Rüben, Getreide, Würmern, Eiern und Jungen der auf der Erde brütenden Vögel, auch aus Aas — kurz aus fast allem Genießbaren, was sie erlangen können, besteht. Nichts ist vor ihnen sicher. Daher richten sie auch auf Wiesen und Feldern großen Schaden an und manchen armen Landmann brachten sie früherhin fast alljährlich um die Früchte seiner schweren Arbeit. Denn genug der jagdliebenden Fürsten unseres Vaterlandes achteten sonst ihr Vergnügen höher als ihre Bauern und verboten streng, daß diese ihren borstigen Schützlingen ein Leid zufügten, wenn dieselben auch ihre Felder verwüsteten, oft in einer einzigen Nacht ein Kartoffelfeld so durchwühlten, als wenn es gepflügt wäre und auf diese Weise die ganze Hoffnung der Ernte zerstörten. Jetzt sind die Fürsten fast alle menschlicher geworden, haben die Zahl dieser schädlichen Thiere sehr vermindert, und die noch vorhandenen werden meist in eingezäunten Gegenden der Wälder gehegt.

Die Jagd der wilden Schweine ist sehr gefährlich für Jäger und Hunde, besonders wenn das gejagte Thier ein Eber ist. Ein solcher rennt, wenn er angeschossen wurde, wüthend auf den Jäger los, oder wehrt sich, von mehrern Jägern und Hunden angegriffen, mit der größesten Hartnäckigkeit, wobei manchem Hunde der Bauch aufgerissen wird. Die zu dieser Jagd abgerichteten, sehr kräftigen Hunde suchen das Schwein bei den Ohren zu packen und festzuhalten, bis ein Jäger es todtstechen kann, was mit einem Hirschfänger oder Spieße geschieht. Die Hunde beißen sich dabei oft so fest ein, daß es keine geringe Arbeit ist, sie wieder los zu machen.

In Ostindien ist der wilde Eber durch seine Stärke und sein zähes Leben noch viel furchtbarer als bei uns, und seine Jagd oft fast so gefährlich wie die des Löwen. Die folgende Erzählung von einem Einzelkampfe zwischen einem Jäger und einem solchen Thiere wird dies bestätigen. „Eine Jagdgesellschaft verließ Kalkutta an einem Decembermorgen in einem Boote, um wilde Enten und anderes Geflügel zu schießen. Sie fuhr langsam den Hughli hinab, und am nächsten Morgen landeten zwei von der Partie mit ihren Burschen an einem niedrigen, schlammigen Ufer. Der Eine kam bald nach dem Boote zurück; der Andere aber gerieth, während er die geflügelten Waldbewohner verfolgte, immer tiefer in Gebüsch und Gestrüpp. Als er eben eine Holztaube geschossen hatte, die in einiger Entfernung niederfiel, schickte er seinen Burschen hin, um sie zu holen; dieser kam aber eilig wieder und meldete mit großem Schrecken, daß ein wilder Eber die Taube

verzehre. Gleich darauf hörte auch der Jäger das Grunzen dieses Thieres und kaum hatte er seine Flinte, diesmal mit einer Kugel, wieder geladen, als der Eber zum Vorschein kam, wenig Schritte von dem Orte, wo jener mit seinem Burschen war, stehen blieb, nach einigen Minuten aber wieder umkehrte. Indem er nun hierbei dem Jäger die Seite zukehrte, schoß derselbe und traf so gut, daß das Thier taumelnd niederfiel und ein Blutstrom aus der Wunde drang. Der Jäger eilte sogleich heran und ging eben mit sich zu Rathe, wie er seine Beute am besten nach dem Boote schaffen könnte — da richtete sich der todtgeglaute Eber plötzlich wieder auf und stürzte rasend auf ihn los. An Flucht war nicht mehr zu denken; unser Waidmann faßte deshalb in der Verzweiflung die Flinte am Laufe, schwenkte sie in der Luft und versetzte dem blutenden Feinde einen Schlag auf den Kopf, daß die Waffe zersprang. Der Eber fiel betäubt nieder und der Jäger rannte aus Leibeskräften davon. Noch war er aber kaum 50 Schritte weit, als er sich von dem grunzenden Feinde aufs neue, und zwar in fürchterlicher Hast, verfolgt sah. Um auf der Flucht durch nichts gehindert zu sein, warf er seinen Rock ab; dennoch war der Eber bald nur noch wenige Schritte von ihm entfernt. Da gab ein am Pfade stehender Mango-Baum dem Verzweifelnden neue Hoffnung. Er erfaßte einen Ast dieses Baumes und wollte sich hinaufschwingen; aber im nämlichen Augenblicke packte ihn sein Feind an den Beinkleidern. Zum Glücke riß das Tuch und so konnte der wieder heruntergezerrte Jäger um den Baum hinumspringen, den günstigen Augenblick wahrnehmen und sich hinaufschwingen. Doch nun packte der Eber die Wurzeln des Baumes, der zum Unglück noch ziemlich jung war, mit seinen Hauern; der Mango stürzte in den Teich daneben und Mensch und Eber wälzten sich im Wasser herum. Des erstern gutes Glück wollte indeß, daß es ihm gelang, oben auf zu kommen und seinen borstigen Feind bei der Gurgel zu packen, wozu er alle Kraft aufwandte, deren er fähig war, und der Eber versuchte vergebens sich loszuwinden, denn sein Blut floß so reichlich aus der Schußwunde, daß bald der Todeskampf sich einstellte. Eine ganze Stunde verging, nachdem der Eber geendet hatte, bis der Jäger sich von der furchtbaren Anstrengung erholen konnte und nur mit Hülfe seiner, unterdessen von dem Burschen herbeigeholten, Freunde gelang es ihm, wieder auf die Beine zu kommen; der Körper des furchtbaren Gegners aber wurde an eine Bambusstange befestigt und von acht Kulis (Lastträgern) nach dem Boote geschafft."

Durch sehr eigenthümliche Formen zeichnen sich die verschiedenen Arten **des Warzenschweins** in Afrika aus, die von großen Warzen von knorpeliger Substanz im Gesichte ihren an den Seiten des Kopfes. Das unter Nr. 8

abgebildete Aelianische [3]) fand Rüppell häufig in den östlichen Niederungen von Abyssinien im nordöstl. Afrika, wo es in Büschen in Waldgegenden wohnt und sich von den Wurzeln der Pflanzen nährt, die es durch Umwühlen der Erde mit seinen ungeheuern Hauern umgestürzt hat.

Von diesen Hauern stehen zwei in der untern und zwei, die größern, in der obern Kinnlade. Sie geben dem Thiere, vereint mit der ganzen sehr breiten, wie plattgedrückten und am Rüssel eckig abgeschnittenen Form des Kopfes, den kleinen, fast oben an der niedrigen Stirne liegenden Augen, den schon erwähnten Warzen [4]) und der struppigen Mähne, die sich vom Kopf über den Rücken hinabzieht, ein sehr häßliches Ansehen. Die, außer der Mähne uno einem weißen Barte an der untern Kinnlade, nur sparsam mit Borsten besetzte Haut ist erdfarben.

Fast ganz dieselbe Gestalt, aber in etwas größerem Maaßstabe, unserm wilden Schweine in der Größe gleichkommend, hat ein anderes Warzenschwein, das Cap-Schwein, auch der Emgallo [5]) genannt, das vom grünen Vorgebirge längs der ganzen Westküste von Afrika bis zum Cap der guten Hoffnung lebt. Wegen seines schnellen und unermüdlichen Laufes nennen es die Holländer am Cap auch Hartlooper (Schnelläufer). Durch diese Schnelligkeit und durch den wüthenden Gebrauch, den das Thier im Zorn von seinem starken Nacken und von seinen Hauern macht, wird es so furchtbar, daß die Hottentotten lieber auf einen Löwen als auf ein solches Schwein Jagd machen.

Mehr weicht das verlarvte Warzenschwein — oder das aethiopische Schwein — ab. „Es giebt vielleicht," sagt der durch seine trefflichen Abbildungen aus Afrika und Ostindien bekannte Maler Daniell, „kein widerlicheres, häßlicheres Thier. Es lebt in Menge neben dem Elephanten, dem Büffel und dem Rhinozeros in den Wäldern von Sitsikamma (östlich vom Cap) und wird gewöhnlich mit Hunden gejagt, welche es aber oft mit seinen langen, scharfen, aus der untern Kinnlade hervorragenden Hauern jämmerlich verwundet und tödtet. Seine Augen sind klein und stehen hoch oben; zwei merkwürdige Warzen-Auswüchse befinden sich, wie Ohren, an den Seiten des Vorderkopfes und dessen unterer Theil schneidet sich in Ge-

---

3) Phascochaerus Aeliani, welchen Namen man ihm deshalb gegeben hat, weil man in dieser Gattung das von dem griechischen Naturforscher Aelian erwähnte Warzenschwein gefunden zu haben annimmt.

4) deren diese Art zwei von fast 3 Zoll Höhe und Breite unter den Augen, und zwei kleinere, weiter nach der Backenseite zu hat.

5) Phascochaerus africanus. Außer dem Unterschiede in der Größe findet noch ein kleiner in der Form des Kopfes und der Zähne statt.

stalt und Färbung von dem obern so scharf ab, daß letzterer als eine Art von Larve erscheint. Das Genick, die Schultern und die Brust sind mit langen braunen Haaren besetzt, das Uebrige ist mehr schiefergrau, schwach borstig."

Leichter, schlanker gebaut, als alle bisher genannten Thiere des Schweinegeschlechts, ist der **Hirscheber** (Babirussa). Seine aufwärts gerichteten Hauzähne sind sehr lang und dünn, die obern hakenförmig stark nach hinten gekrümmt. Die Farbe ist graulich, ins Rothbraune übergehend. Er lebt auf Java, Celebes, Buro und andern Inseln des indischen Meeres heerdenweise in den Wäldern und nährt sich von Blättern der Bananen und andrer Bäume, ohne wie die übrigen Thiere dieses Geschlechtes Früchte und Wurzeln zu genießen und die Erde aufzuwühlen. Gejagt stürzt er sich oft ins Meer und schwimmt so leicht, daß er manchmal nach einer entfernten Insel übersetzen soll.

Der auf unsrer 5ten Abbildung dargestellte

Tapir

steht in Amerika statt der Elephanten, Flußpferde u. s. w. der alten Welt als größter Vertreter der Vielhufer oder Dickhäuter da. Außer der, einem Esel oder einer kleinen Kuh gleichkommenden, Größe unterscheidet sonst noch Manches den Tapir auf den ersten Blick von dem Schweine, namentlich der längere und beweglichere Rüssel, welchen das Thier auch um die Hälfte ausstrecken und zusammenziehen kann, ohne daß er jedoch die Brauchbarkeit des Elephantenrüssels bekäme, dessen so nutzbarer Anhang ihm fehlt — gleichsam als habe die Natur im Tapir einen Uebergang vom Elephanten zum Schweine erschaffen wollen. Auch die Füße sind ganz anders geformt. Die Schweine haben an allen Vieren vier Zehen, zwei große in der Mitte, die allein den Boden berühren, und zwei kleinere, höher stehende, hinten; der Tapir hat an den Vorderfüßen vier, an den Hinterfüßen drei Zehen, mit denen allen er auftritt.

Er ist über ganz Süd-Amerika verbreitet, von der Landenge von Panama bis zur Magellanstraße, und besonders zahlreich in Guiana und Brasilien. Hier lebt er einsam in dichten, flußreichen Wäldern, wo der Mensch, den er scheut und bei dessen Anblick er schnell durch die dichteste Verflechtung des Waldes mit großem Geräusche entflieht, noch nicht zahlreich verbreitet ist. Wenn man hier am Morgen oder Abend still auf einem Flusse hinschifft, bekömmt man ihn häufig zu sehen, da er sich dann badet.

Die Jagd auf den Tapir ist besonders dadurch angenehm, daß sie ziemlich gefahrlos ist. Mehrere Jäger stellen sich an den leicht erkennbaren Pfaden auf, die er durch den Wald gebahnt hat, jeder in der Nähe

eines starken Baumes, um sich, wenn das Thier gerade auf ihn loslaufen sollte, dahinter verbergen zu können; dann wird dieses durch Hunde aufgescheucht. Verfolgt von letztern kömmt es mit vorgestrecktem Kopfe und geringeltem Schwanze dahergestürmt, Alles, was ihm im Wege ist, niederwerfend, und wird leicht von einem Schusse in die Brust getödtet.

Schwerer ist es im Wasser zu erlegen, da es sehr geschickt untertaucht, oft unter den Kähnen weg, und lange unter dem Wasser bleibt. Sein Fleisch ist im Geschmack dem Rindfleisch ähnlich und wird allenthalben gegessen. Die Wilden schätzen sein Fett besonders, und benutzen alle Theile von ihm; selbst seine Haut wird gebraten und verzehrt.

Wie friedfertig und furchtsam der Tapir auch ist, so soll er doch in der Noth oft kühn werden, seinen Feind mit den Zähnen fassen und tüchtig herumzerren; auch vermag der gewaltige Stoß, den er mit dem Rüssel versetzen kann, bedeutend zu verletzen.

Seine Nahrung besteht in Vegetabilien, und in bewohnten Gegenden richtet er des Nachts leicht am Zuckerrohr, das er sehr liebt, und an Pflanzungen von Wassermelonen und andern Früchten großen Schaden an. Gezähmt, was er, jung eingefangen, leicht werden kann, verschmäht er auch gekochtes Fleisch nicht.

Das dichte, glatte Haar ist mehr oder minder dunkelbraun, nur am Kopf, an der Gurgel und Ohrenspitze weißlich.

Auch in der alten Welt, auf Sumatra und der Halbinsel Malacca, gibt es einen Tapir, durch welchen auf den hinterindischen Inseln die Zahl der schweineartigen Thiere vervollständigt wird. Der indische Tapir ist aber weit kleiner, als der südamerikanische. Auch weicht er in der Farbe von diesem ab, da er an Kopf, Hals, Schultern, Beinen und Schwanz schwarz ist, an den übrigen Theilen des Körpers aber weiß.

Neben dem Tapir in Südamerika sind noch die **Pekaris** zu erwähnen, bei denen eine in der Lendengegend sitzende Drüse beständig einen klebrigen, übelriechenden Saft absondert; statt des Schwanzes haben sie nur eine Erhöhung ohne Knochen. Das auf unsrer Tafel abgebildete Thier dieser Gattung ist der Pekari mit dem Halsband, welcher seinen Namen von einem weißen Streifen hat, der sich auf dem schwarzen, borstigen Felle von der Schulter nach dem Hals hinzieht.

Das Bärengeschlecht.

Tafel I.

Die verschiedenen größern und kleinern Raubthiere, welche zu diesem Geschlechte gezählt werden, zeichnen sich dadurch aus, daß sie mit der ganzen nackten Fußsohle auftreten, weshalb man sie auch Sohlenläufer nennt, daß sie 6 Vorderzähne im Oberkiefer und 6 im Unterkiefer, an jeder Seite oben und unten einen starken, vorstehenden Eckzahn und 5 oder 6 Backenzähne, von denen die vordern einspitzig, die hintern aber mit breiten zackigen Kronen versehen sind, 5 gesonderte Zehen mit gekrümmten Nägeln und endlich rüsselartig gebildete Nasen haben. Sie sind zum Theil sehr wild, aber weit träger, plumper und ernster, als die übrigen reißenden Thiere, und ihrer Natur nach düster, mißtrauisch, ungesellig. Die Nase ist so empfindlich, daß ein tüchtiger Schlag darauf den meisten Thieren dieses Geschlechts sogleich den Tod bringt. Sie verbergen sich gern in die Erde, graben und wühlen sich mit ihren Sichelkrallen Höhlen und Baue, und einige von ihnen verbringen die kalte Jahreszeit im Schlafe. Ihre Nahrung besteht sowohl in Thieren, als in Pflanzen, Früchten und Wurzeln.

Der gemeine Bär, von welchem das ganze Geschlecht seinen Namen hat, bietet in den interessanten Eigenthümlichkeiten seines Charakters und seiner Lebensweise so reichen Stoff zu Abbildungen, daß wir ihm eine besondere Kupfertafel widmen müssen, bei der das Nöthige über ihn gesagt wird. Viel größer als er ist

der Eisbär,

7, 8 bis 10 Fuß lang, in seltenen Fällen noch darüber, 4—5 Fuß hoch, an Gewicht 6—10, zuweilen bis 16 Ctr. haltend. Seine Farbe ist gelblichweiß, Schnauze, Nase und Krallen aber sind schwarz. Das sehr lange Haar ist an der innern Seite der Beine besonders zottig. Die Tatzen sind 7 Zoll und darüber breit, die Krallen 2 Zoll lang, Ohren und Augen klein, Zähne sehr groß; die Eckzähne ragen ungefähr anderthalb Zoll aus der Kinnlade hervor.

Das Aussehen des Eisbärs ist nicht sowohl schrecklich, als vielmehr häßlich und unheimlich. Die für gewöhnlich schlummerig oder träumerisch aussehenden kleinen Augen scheinen die Tücke der Gemüthsart verbergen zu wollen, bis der rechte Zeitpunkt da ist, die furchtbar bewaffneten Tatzen in

Anwendung zu bringen. Alsdann sprühen sie aber auch ein eben so wildes Feuer, wie die irgend eines andern Raubthieres.

Der Eisbär lebt nur in den kältesten Gegenden, an den Küsten von Grönland und Spitzbergen, in der Hudsonsbay u. s. w., mehr auf dem Eise, als auf dem Lande, von dem er sich oft viele Meilen weit entfernt. Hier, am Rande der ungeheuren Eisfelder, sieht er sich nach jungen Wallrossen, nach Robben u. s. w. um, die, nebst todten Wallfischen, wie die Schiffer sie zurücklassen, die jährlich auf deren Fang ausgehen, seine gewöhnliche Nahrung sind. Um weiter um sich blicken zu können, steigt er wohl auf Eisblöcke, und wenn er auf einem solchen den Kopf in die Höhe hebt und mit der Nase schnüffelt, riecht er einen todten Wallfisch auf eine unglaubliche Entfernung; ein Stück von dem schwammigen Fett dieses Thieres, ins Feuer geworfen, zieht ihn meilenweit herbei. So lange er auf dem gewählten Eisfelde Gelegenheit findet, seinen Hunger zu stillen, verläßt er es nicht leicht, und deshalb wird er oft, wenn im Frühjahr sich Schollen am Rande ablösen, auf einer solchen mit fortgetrieben in das offene Meer. Dann ist sein Tod unvermeidlich, wenn nicht etwa sein gefährliches Fahrzeug von Wind und Wellen an die Küste von Island, Norwegen, Neufundland geworfen wird; denn obgleich er sehr gut und lange schwimmen kann, so würde doch jeder Versuch vergeblich sein, auf weitem Meere sich dadurch zu retten.

Gelangt er nach einer solchen Fahrt an das Land, so ist es gefährlich, in seine Nähe zu kommen, da er ausgehungert auch den Menschen angreift, gegen den er sonst nur kämpft, wo es gilt, sich zu vertheidigen. Gewöhnlich sind aber hier Vögel, Füchse, Rennthiere, wenn er sie zu erhaschen vermag, was ihm indeß nicht häufig glückt, Eier und todte Thiere seine Nahrung.

Von der Jagd auf Eisbären kann folgende Erzählung eines Arztes, der die Fahrt eines Wallfischfängers mitmachte, einen Begriff geben.

„Als wir eines Tages, sorglos und unbekümmert um die Eisfelder umher, in der Kajüte saßen und plauderten, ertönte vom Verdeck herab eine Stimme: „Es zeigen sich einige Bären auf dem Wasser!“

„Laßt ein Boot hinab,“ war die Antwort, „ladet zwei Gewehre und haltet einige scharfe Lanzen in Bereitschaft!“ Nach diesen Worten wandte sich der Kapitain zur Gesellschaft und fragte, wer zur Jagd Lust habe.

„Ich!“ rief einer unsrer Gefährten mit mir einstimmig; weiter rührte sich Niemand. — „Nun, so machen Sie, daß Sie hinabkommen,“ sagte der Kapitain, „hüten Sie sich aber vor den Bären, denn die kuriren ihre Patienten schnell, lieber Doctor!“

Wir stiegen rasch mit dem Steuermann und einigen Matrosen ins Boot und eilten auf die verwegene Jagd.

In einer Hinsicht ist zwar der Kampf mit schwimmenden Bären nicht so gefährlich, als wenn man sie auf Schollen antrifft, da das Thier seinen Kräften im Wasser nicht traut und Fliehen dem Angreifen vorzieht; in andrer Hinsicht ist er aber wieder viel gefährlicher, denn kann der angegriffene Bär nicht fliehen, so sucht er ins Boot zu kommen, und gelingt ihm dies und kann man ihn nicht tödten, indem er das Boot anpackt, so bleibt den Menschen nichts übrig, als ins Wasser zu springen, und wen der Bär da verfolgt, der ist verloren.

Wir steuerten rasch auf die Thiere los, die ich durch mein Glas eilig entfliehen sah, etwa in der Entfernung einer halben englischen Meile vom Schiffe. Manchmal wendeten sie ihre spitzen Köpfe herum, um unsre Bewegungen zu beobachten und verzogen ihre schwarzen Schnauzen wüthig und herausfordernd.

Es waren drei, und ihr Ziel schien ein entgegengesetztes Eisgebirge. Sie hatten den Wasserweg wahrscheinlich deshalb genommen, weil sie einen großen Umweg längs der Schollen scheueten. Unsre Matrosen erklärten zwei davon für alte, sehr große Thiere, das andere für ein Junges. Mir sahen sie nicht größer als neufundländer Hunde aus, denen sie um Kopf und Hals herum glichen, während sie im Uebrigen mit ihrem weißlichen, zottigen Behänge, das von der blauen Fluth wie Wolle hin und hergetrieben wurde, viel Aehnlichkeit mit Schaafen zu haben schienen. Als wir aber näher kamen, erwiesen sie sich bedeutend größer, so groß als Kühe, und ihre rothglühenden, drohenden Blicke, ihr gräßliches Gebrüll, ließen mich nicht mehr an die Schaafsähnlichkeit denken.

Ich nahm jetzt den letzten und größten der drei Bären aufs Korn; der Steuermann bat mich aber, nicht zu schießen, denn wenn er sie alle drei mit der Lanze tödten könne, würde er den Vortheil haben, die Häute schadlos zu erhalten. Ich gehorchte zwar, hielt es aber für einigermaßen unklug gehandelt, den Thieren in ihrer vollen Kraft nahen zu wollen. Der Steuermann ließ das Boot nach dem nächsten Bär, es war eine Bärin, wenden, und als wir ihr nahe waren, stand er mit der Zuversichtlichkeit der Erfahrung und mit seinem natürlichen Muthe auf und ergriff die Lanze. Das Thier stieß, als es wahrnahm, daß seine Feinde es einholten, ein furchtbares Gebrüll aus, die andern wiederholten es, alle setzten aber ihre Flucht fort. Hätten sie Stand gehalten und uns angegriffen, so wäre die Reihe des eiligsten Ausreißens an uns gewesen.

„Nur zu, Leute, nur zu!“ rief der Steuermann den Matrosen, die über den Anblick der uns oft zugewendeten furchtbaren Kinnbacken und durch das wiederholte Gebrüll etwas außer Fassung gebracht schienen — „nur zu, Freunde, ganz nah heran!“ — Einige tüchtige Ruderschläge brachten uns

fast auf den Rücken des Feindes. Er sah, Flucht sei unmöglich, schleuderte sich rasch herum und schien darauf auszugehen, seine Tatzen an den Rand des Fahrzeugs anzukrallen. In dem Augenblicke aber setzte ihm der Steuermann die Lanze kaltblütig auf die Brust und trieb sie tief hinein. Ein entsetzlicher Schrei gab den Schmerz und die Raserei des Thieres kund; es packte die Waffe mit dem Gebiß, bald aber senkte es den Kopf auf das Wasser, die Tatzen fielen ebenfalls kraftlos nieder und ein konvulsivisches Zucken ging durch den ganzen Körper. Darauf brüllte es noch einmal und regte sich nicht mehr.

Als er so die Bärin getödtet hatte, überließ der Steuermann den Körper der Willkühr der Wellen und ließ rasch hinter die beiden andern Thiere hersteuern, die den Aufenthalt benutzt und unterdeß einen beträchtlichen Vorsprung gewonnen hatten. Ich bemerkte in diesem Kampfe so wenig wie in einigen spätern etwas von der Anhänglichkeit der Bären-Eltern an ihre Jungen, von der uns manche Seefahrer so vieles vorreden. Mutter und Kind waren jedes nur auf die eigene Rettung bedacht, und so meist die Alten, vermöge ihrer Kräfte die Vordersten, die Jungen Preis gebend. Die, welche uns von letztern zu Gesicht kamen, hatten zwar alle schon eine gewisse Größe erlangt, weshalb die Elternliebe abgenommen haben konnte; da sie aber noch nicht alt genug waren, um für sich selbst zu sorgen und den Alten noch folgten, so hätte jene noch nicht aufgehört haben dürfen.

Als wir dem andern Bär naheten, fühlte ich mich schon etwas muthiger als beim ersten, obschon der Anblick des Thieres, wie es mit seinen weißen Fangzähnen uns anblökte, schrecklich genug war. Das Junge schwamm ihm zur Seite und war so weiß und fett, hatte etwas so Sanftes in seinen Zügen, etwas so Mildes in seinem leisen Gebrüll, welches nur ein schwaches Echo von dem seines Vaters schien, daß es mich fast dauerte, daß es getödtet werden sollte. Ich äußerte mein Mitleiden, und der Steuermann meinte, er wolle es lebendig einfangen.

Als wir dem Alten nahe waren, wandte er sich um, bereit uns zu empfangen, und streckte eine Tatze aus, womit er dem ersten Angriff unsanft zu begegnen drohte. Seine rothen Augen glühten schärfer. Unwillkührlich legte ich meine Flinte an, um zu schießen, wenn die Lanze ihr Ziel verfehlen sollte, und auch mein Gefährte von der Schiffsgesellschaft (dessen Name Ridgway), nahm die Beute auf's Korn. Der Steuermann hatte die Lanze geschwungen, Alles erwartete athemlos den Ausgang; denn noch ein Ruderschlag und der Sieg mußte entschieden sein. Aber das feige Thier tauchte plötzlich unter und verschwand. Zwar rief der Steuermann in dem Augenblick, wo er des Thi res Absicht erkannte „Feuer!“ und wir

schossen sofort; doch war es schon weg und eine unsrer Kugeln fuhr dem Jungen durchs Ohr und tödtete es auf der Stelle. Es starb ohne einen Laut.

In kurzer Zeit tauchte der Alte auf der andern Seite des Bootes wieder auf, wo ein Eisfeld in der Nähe war, und es schien nun ungewiß, ob wir das verschlagene Thier wieder einholen würden, denn es eilte, so schnell es konnte, dem Eisfelde zu, indem es sich nur zuweilen brüllend nach uns umsah. Dazu erhob sich Wind, der hohe Wellen emportrieb und unsre Eile hemmte. Ridgway hatte unterdeß wieder geladen, zielte nach dem Flüchtling, so gut es anging, und schoß ihm in die Schulter. Der Bär hielt an und wollte noch einmal untertauchen, da dies aber nicht ging, ergriff er von neuem unter gräßlichem Geheul die Flucht.

Man sah deutlich, wie seine Kräfte immer mehr abnahmen und unser Boot rückte ihm immer näher. Als wir ihn erreicht hatten, beschlossen wir, ihn auf eine besondere Art zu tödten, die darin besteht, daß man aus dem in jedem Boote befindlichen Schlepptau eine Schlinge macht und sie dem Thier über den Kopf wirft. Er schien sich dies aber nicht gefallen lassen zu wollen, hing den Kopf nicht ruhig nieder, sondern brüllte fürchterlich, und vertheidigte sich hartnäckig gegen die Schlinge mit der noch kraftvollen Tatze, ja, er zerbiß selbst ein Ruderblatt, das man ihm vorhielt, um seine Aufmerksamkeit auf etwas anderes zu lenken. Dabei brüllte er fortwährend und zeigte die wildeste Wuth. Die beiden Reihen blendender Zähne, mit denen die Schnauze besetzt war, droheten Allem, was in ihre Gewalt komme, Tod und Vernichtung; aus den heimtückischen Blicken, die er uns zuwarf, ließ sich schließen, daß er nur eine Gelegenheit erwarte, um seinen Tod an dem Ersten, den er erwischen könne, zu rächen. Da er nun der Schlinge so geschickt zu entgehen wußte, so versuchte der Steuermann, ihm eine volle Brustwunde, die stets tödtlich, beizubringen, und ich legte auf seinen Kopf an; aber jene Absicht vereitelte die Geschicklichkeit des Bären, die meinige die grönländische Atmosphäre, die ein Gewehr ohne Percussionsschloß immer wenigstens dreimal versagen läßt, bevor ein Schuß gelingt.

Indem dies vorging schmetterte ein Schnee- und Hagelschauer hernieder und peitschte uns das Gesicht dergestalt, daß wir von Himmel, Schiffen und Eisfeldern kaum noch etwas sahen. Und jetzt glaubte es der Bär an der Zeit, zu flüchten. Er wandte sich und wollte auf und davon; doch kaum brachte er sich in Gang, als ihm die Schlinge schon im Nacken hing. Schnell wurde das Tau um den Bootsschnabel geschlungen; ein rascher, heftiger Schrei, und der Bär schwieg für immer und ward in wenigen Minuten todt heraufgezogen.

Nun suchten wir eiligst nach den beiden andern Körpern. Die Rauhigkeit des Wetters und der dickfallende Schnee hinderten uns einige Zeit sie

aufzufinden; doch endlich gelang es, und wir eilten nun mit unsrer Beute nach dem Schiffe, an dessen Besamspitze wir schon den Ballon von Leinwand aufgezogen sahen, zum Zeichen, daß wir zurückkehren sollten."

Auf dem Eise und im Schnee, wo der Eisbär vor dem Menschen den Vortheil voraus hat, daß er mit seinen großen, auch unter den Sohlen dick mit Pelz bekleideten Tatzen nicht ausgleitet oder einsinkt, ist es gefährlicher, ihn anzugreifen, als auf dem Wasser, wenigstens muß man dabei besser bewaffnet sein, als der englische Matrose, von dem wir hier ein spaßhaftes Abenteuer mittheilen wollen. Das Schiff, auf dem er diente, war auf den Wallfischfang ausgesegelt und lag an einem Eisfelde vor Anker. Da zeigte sich eines Tages in ziemlich weiter Entfernung ein großer Eisbär, und unser Matrose, der sich eben aus seiner Rumflasche tüchtigen Muth geholt hatte, gerieth auf den Gedanken, das Thier ganz allein zu bekämpfen, blos mit einer Wallfischlanze. Taub gegen alle Vorstellungen seiner Kameraden ging er zu der abenteuerlichen Unternehmung aus. Ein beschwerlicher Weg von ungefähr einer Viertelstunde über lockern Schnee und schroffe Eisblöcke brachte ihn in die Nähe des Feindes. Aber hatte sein Muth schon unterwegs um ein Bedeutendes abgenommen, weil der Geist des angewandten Reizmittels nach und nach verdunstet war, so fiel er fast gänzlich, als der Bär bei dem drohenden Schwingen seiner Lanze gar keine Furcht verrieth, sondern ihm ruhig entgegensah. Vergebens suchte er Herz zu fassen, um den Angriff zu beginnen, und gern wäre er gleich umgekehrt, hätte er sich nicht vor seinen Cameraden geschämt. So aber blieb er denn eine Zeitlang in einiger Entfernung vom Bären stehen und schwang immer einmal wieder seine Lanze, um doch wenigstens Etwas zu thun. Als indeß endlich der Bär seinerseits Anstalt zu einem Angriffe machte und mit verwegener Dreistigkeit gegen den Matrosen vorrückte, erlosch bei diesem auch der letzte Funken von Muth, und heftiges Herzklopfen überwand alle Rücksicht auf den Spott seiner Cameraden: er wandte sich um und lief davon, so schnell er konnte. Aber damit ging die größeste Gefahr erst an. Die Flucht des Matrosen erhöhete den Muth des Bären, und da dieser im Laufen schneller war, holte er den Flüchtling bald ein, der so von Furcht übermannt war, daß er die Lanze, auf die allein er jetzt noch seine ganze Hoffnung setzen konnte, von sich warf, weil sie ihn im Laufen hinderte. Doch eben der dumme Streich schlug zu seinem Glücke aus: die Lanze zog die Aufmerksamkeit des Bären auf sich; er stutzte, betastete sie mit den Pfoten und biß hinein. Währenddem gewann der Matrose einen Vorsprung. Zwar war ihm der Bär bald wieder auf den Fersen, aber er hatte die gute Wirkung nicht unbeachtet gelassen, welche die hingeworfene Lanze ausgeübt, und ließ jetzt, in der Hoffnung eines gleichen Erfolges, einen Handschuh fallen. Die List gelang, gelang mit

dem andern Handschuh und mit dem Hute, den der Bär in Stücke zerriß, noch zweimal, und rettete unserm Helden das Leben; denn schon längst waren seine Cameraden ihm zur Hülfe entgegengeeilt. Er langte jetzt erschöpft bei ihnen an, ihre Reihe öffnete sich und gewährte ihm einen Durchgang, schloß sich dann aber wieder, um den Bären zu empfangen. So war er geborgen, hörte indeß, von Furcht gejagt, doch nicht eher auf im Laufen, als bis er das Schiff erreicht hatte. Der Bär aber fand unter so veränderten Umständen nicht für gut, den Angriff fortzusetzen; er stand still, schien einen Augenblick zu überlegen, was zu thun sei, und nahm dann seinen Rückzug.

Daß der Eisbär nicht bei allen Gelegenheiten die Dummheit zeigt, die hier dem Matrosen das Leben rettete, haben wir schon bei dem vorhin erzählten Versuche mit der Schlinge gesehen. Man hat aber noch auffallendere Beispiele von seiner Klugheit. Der Kapitain eines Wallfischfängers legte einst eine Schlinge auf den Schnee, nebst einem Stück Wallfischfett als Lockspeise. Bald kam ein Eisbär, der das angebratene Fett gerochen hatte, herbei, ging auf dasselbe los und packte es mit den Zähnen, und in demselben Augenblick saß eine seiner Tatzen in der Schlinge. Der Capitain glaubte nun schon seinen Zweck erreicht zu haben; aber der Bär schob bedächtig die Schlinge mit der andern Tatze wieder ab und ging mit seiner Beute davon. Nachdem er diese verzehrt, kam er wieder, denn man hatte die Schlinge wieder mit einem andern Stück Wallfischfett zurecht gelegt; er schob sie aber jetzt vorsichtig bei Seite und trug zum zweiten male die Lockspeise triumphirend davon. Sie Schlinge wurde zum dritten male gelegt, jedoch mit der Vorsicht, daß man den Strick unter den Schnee vergrub und das Fett in ein tiefes Loch innerhalb derselben that. Der Bär kam wieder, und nun wenigstens glaubten die Schiffer nicht mehr an einem glücklichen Erfolge zweifeln zu dürfen. Doch das Thier, klüger als sie dachten, beroch erst den Platz rund umher, kratzte dann den Schnee mit den Tatzen weg, schob die Schlinge abermals auf die Seite und bemächtigte sich ohne Schaden der dargebotenen Mahlzeit.

Der langrüsselige Bär

ist in Ostindien, besonders in Bengalen zu Hause, wo die Gaukler ihn häufig zu allerlei Künsten abrichten und herumführen. Sein Haar ist ganz schwarz und wird mit der Zeit so lang, daß es fast bis auf die Erde herabhängt und am Kopfe, welcher dadurch im Alter ein sonderbares Ansehen erhält, die kleinen Ohren völlig bedeckt. Die Schnauze ist lang, der Nasenknorpel sehr breit und beweglich, und die Unterlippe, die er bald verlängert, bald verkürzt und nach allen Seiten bewegt, weshalb man ihn auch den Lippenbär nennt, steht mit ihrer Spitze über die obere vor. Seine

Länge beträgt etwa 5 Fuß. Ehemals hielt man ihn für eine Gattung der Faulthiere, weil man ihn ohne Vorderzähne gefunden, die er leicht verliert; daher der Name: Bärenartiges Faulthier. Wegen seines schmackhaften Fleisches und seiner Haut macht man häufig Jagd auf ihn. Er ist furchtsam und lebt hauptsächlich von Pflanzen.

Der Dachs

ist das einzige Thier aus dem Bärengeschlechte, das auch bei uns, in Deutschland, noch lebt, außerdem aber fast im ganzen übrigen Europa, bis Norwegen hinauf, und in den mäßig warmen Theilen von Asien.

Er hat mit seinen kurzen, an den Knieen gebogenen Beinen, mit seinem dicken Leibe ein plumpes Ansehen. Die Länge beträgt etwa $2\frac{1}{2}$ Fuß. Das borstenartige Haar ist dick und ziemlich lang, die Farbe auf dem Rücken grau, am Bauche und den Füßen schwarz, am Kopfe weiß, mit Ausnahme zweier schwarzer Streifen, welche von der Mitte der Schnauze über die kleinen, blöden Augen und die runden Ohren sich erstrecken.

Der Hauptzug im Charakter des Dachses ist Trägheit. Fast beständig liegt er in seinem Baue und schläft den ganzen Tag über, wie einen großen Theil der Nacht, ja im Winter fast immer, so daß er von den 10—12 Jahren, die etwa sein Leben dauert, wohl nicht mehr als 2 wachend zubringt, das Murmelthier und den Siebenschläfer an Faulheit übertreffend. Kein Wunder deshalb, daß er im Herbst, nachdem der Sommer ihm reichlich Rüben, Kartoffeln, Eicheln, Obst (von welchem er besonders die Weintrauben liebt), nebst Mäusen, Eidechsen, Schlangen und anderer Nahrung gespendet hat, meist übermäßig fett ist, manchmal 30 und mehr Pfund wiegt. Im Winter nimmt er aber wieder ab, denn sein frostiges Wesen vermehrt dann die Faulheit, so daß er nur die nothdürftigste Nahrung sucht und immer viele Tage hintereinander ruhig daliegt, die spitze Schnauze in eine Oeffnung unter dem Schwanze gesteckt, aus der beständig eine klebrige, übelriechende Feuchtigkeit dringt, welche auch die Ursache der steten Fettigkeit seines Haars ist.

Nur seine Reinlichkeitsliebe scheint der Trägheit einigermaßen das Gleichgewicht zu halten. Wenn der listige Fuchs, der gern seine Wohnung für sich in Beschlag nimmt, aber nicht mit Gewalt ihn verdrängen kann, die Ausgänge fortwährend besudelt, so überläßt der Dachs am Ende freiwillig den Bau seinem Feinde und gräbt sich einen neuen, wieder unter Strauchwerk, alten Bäumen und Hügeln, an einer nicht weit von Feldern entfernten Stelle des Waldes. Das ist aber keine geringe Arbeit, da die Wohnung aus einer geräumigen Höhle, 3—6 Ellen unter der Erde, besteht, und mit Gras, Blättern, Moos u. s. w. weich ausgefüttert ist.

Hier lebt er einsam, nicht einmal mit seinem Weibchen zusammen, denn er hat ein finsteres, scheues Wesen, und läßt sich nicht gern durch etwas Lebendes stören. Selbst das Licht scheuet er, geht nur des Nachts auf Raub aus und soll, wenn ihn einmal die aufgehende Sonne fern von seinem Bau überrascht, lieber in einem hohlen Baume oder einem Erdloche die Wiederkehr der Nacht abwarten, als bei Tage den Rückweg machen. Auch sieht er schlecht, hat aber desto feinere Geruchs- und Gehörwerkzeuge.

Wegen seines sehr dauerhaften Felles, das zum Beschlagen von Koffern, zu Jagdtaschen und andern Dingen dient, wird überall fleißig Jagd auf ihn gemacht, und er ist deshalb nirgends häufig. Nebenbei gibt sein Fett ein gut brennendes Lampenöl; welches sonst auch in Apotheken gebraucht wurde, aus den längern Haaren macht man gute Pinsel und Bürsten, und das Fleisch ist eßbar.

Wie die Jagd betrieben werden muß ist schon aus dem früher Gesagten zu schließen. Man muß den Dachs in seinem Baue aufsuchen, den gewöhnlich zwei größere und einige kleinere Löcher in der Erde bezeichnen, von welchen die erstern Ein- und Ausgänge, die letztern Luftlöcher sind. Vor den einen Ausgang spannt man ein starkes Netz in Form eines Beutels, während man in den andern Dachshunde hetzt, die mit ihren krummen Beinen leicht sich darin fortbewegen können. Sie müssen aber gut abgerichtet sein, da der Dachs sich mit seinen scharfen Krallen und Zähnen tüchtig zu vertheidigen weiß, und man gewöhnt sie deshalb, ehe man sie zu dieser Jagd anwendet, an das Aufsuchen und Angreifen minder gefährlicher Thiere in ihren Höhlen, namentlich junger Füchse, um ihnen Muth zu machen. Dringen sie nun in den Bau des Dachses ein, so sucht dieser oft, nach längerem Widerstand, durch den entgegengesetzten Eingang zu entkommen und geräth so in das Netz; oft aber gelingt es ihm auch, diesen Gang schnell mit Erde gegen die Hunde zu verstopfen, wo man dann von oben hineingräbt und ihn erschießt.

Am Vorgebirge der guten Hoffnung hat man noch den sogenannten Stinkdachs, oder Rattel, dessen hervorstechende unangenehme Eigenschaft schon sein Name zu erkeninen gibt. Er frißt besonders gern, wie auch unser Dachs, Honig, und sucht deshalb die in der Erde angelegten Nester der vielen wilden Bienen jener Gegenden emsig auf. Des Abends soll er sich oft auf Anhöhen setzen und mit vorgehaltener Tatze gegen die Sonne sehen, um zu gewahren, wohin die Bienen ihren Flug nehmen.

Der Waschbär,

ein sanftes, munteres Thier, etwas kleiner als der Dachs, ist in Nordamerika zu Hause, wird aber auch auf den westindischen Inseln gefunden. Sein

langes, dickes Haar ist dunkel=graubraun, der Vorderkopf aber weiß mit einigen dunkeln Streifen über Nase und Stirn; der buschige Schwanz, von 8 Zoll Länge, braun und weiß geringelt.

Er lebt viel auf Bäumen, in deren Höhlen er den Tag über schläft, während er in der Nacht geschickt auf den Aesten nach Vögeln und Eiern herumklettert, die seine liebste Nahrung sind. Außerdem frißt er im wilden Zustande Wurzeln und Früchte aller Art. Gezähmt, wie er in Nordamerika zuweilen in den Häusern gehalten wird, kann man ihn auch mit Brot, Milch und allerhand Ueberbleiseln von Speisen ernähren. Hier belustigt er durch sein spieliges Wesen; aber er ist leicht zu beleidigen und dann schwer zu versöhnen.

Wenn er frißt, sitzt er gewöhnlich auf den Hinterbeinen und gebraucht die vordern als Hände. Das Futter taucht er in Wasser und reibt es mit den Vorderpfoten ab, ehe er es genießt, gleichsam als wolle er es abwaschen, von welcher Gewohnheit er seinen Namen erhalten hat.

Das Fleisch ist eßbar und das Fell ein gutes Pelzwerk; auch werden die Haare von den Hutmachern sehr geschätzt, weil sie, nächst denen des Bibers, den besten Stoff zu feinem Filze liefern. Wie beim Dachs sondert sich eine übelriechende Flüssigkeit bei ihm ab. Wilder als er ist

der Vielfraß,

der im höchsten Norden von Schweden, Rußland und Amerika lebt, in welchem letztern Lande er auch Wolverene heißt. Dennoch hat man einzelne Beispiele, daß auch er eines gewissen Grades von Zähmung fähig ist. Ein Pastor in Schweden besaß einen ganz jung eingefangenen, der den Tag über frei im Hause herumging, des Nachts aber an eine Kette gelegt werden mußte, weil er sich gern durch den Boden nagte. Oft plätscherte er im Wasser, spielte mit Spänen, Quasten und dergl., wie ein junger Hund, wälzte sich umher, machte Purzelbäume und tausend drollige Dinge mehr. Mit Liebe war bei ihm viel auszurichten; aber Gewalt und Strenge erregten seinen Zorn, der sich auch nicht sobald wieder legte. Mit Schweinen lebte er sehr einträchtig, mit Hunden aber konnte er sich nicht vertragen. Wollten ihm diese zu Leibe, so schoß er seine Excremente in einem Strahl von sich, deren übler Geruch den Hunden alle Lust zur Fortsetzung des Angriffs benahm. Demohngeachtet packten ihn einst zwei sehr starke, als er angekettet war. Aber er wehrte sich tapfer, riß dem einen ein Stück Fleisch aus dem Leibe, zog dann den andern, der schon weichen wollte, mit seinen Krallen herbei, zerbrach ihm einen Fuß und würde ihn unfehlbar getödtet haben, wenn nicht herbeieilende Menschen ihn noch gerettet hätten. Er hielt sich sehr reinlich und leckte beständig an sich umher.

Das Bärengeschlecht.

Obgleich nicht allein der deutsche, sondern auch der englische, französische und fast jeder Name des Thieres auf große Gefräßigkeit hindeutet, so kann man ihm diese doch keineswegs nachsagen; denn er frißt nicht mehr, als ein großer Hund, nur schlingt er fast Alles mit vieler Hastigkeit ungekaut hinunter. Jene Namen sind falsche Nachbildungen und Uebersetzungen seiner finnischen Benennung Fiael-Fraß, welche so viel als „Bergbewohner" bedeutet.

Seine kurzen Beine sind nicht zum Laufen geeignet, ja er kann selbst nur in einem langsamen Schritte gehen; Muth, Stärke und List ersetzen aber die ihm fehlende Leichtigkeit. Er erwartet die Thiere am Wege, erklettert Bäume und Felsstücke, um sich auf sie herabzustürzen und sie mit Vortheil zu fassen, und soll auf diese Weise selbst Elen- und Rennthiere angreifen, ihnen den Körper aufreißen, sich mit Krallen und Zähnen so fest an sie hängen, daß nichts ihn losreißen kann, und die armen Thiere umsonst ihren Lauf beschleunigen, umsonst sich an den Bäumen reiben und die äußersten Anstrengungen machen, um sich zu befreien, während ihr Feind fortfährt, sie zu zerfleischen, bis sie todt niederfallen. Gewöhnlich begnügt er sich aber mit geringerer Beute, mit Hasen, Mäusen, Vögeln und deren Eiern, auch im Nothfalle mit Aas, Früchten und Beeren. Den Tag verschläft er meist.

Sein Fell ist schön glänzend dunkel kastanienbraun, zuweilen auch etwas heller rothbraun, am Kopf, auf dem Rücken und am buschigen Schwanze fast schwarz, und wird als ein treffliches Pelzwerk hoch geschätzt. Seine Länge beträgt etwa 3 Fuß.

Der Koati,

oder das Nasenthier, zeichnet sich durch eine lange bewegliche Rüsselnase, einen langen Schwanz und lange Krallen aus. Nur im Stehen tritt er auf die ganze Sohle, beim Gehen hebt er die Ferse auf. Seine Länge beträgt anderthalb Fuß und beinahe eben so viel die des schwarz geringelten Schwanzes. Das Fell ist braun, unten röthlich gelb, auf der Nase und um die Augen weiß.

Dies Thier lebt in Südamerika sehr häufig in Gesellschaft auf Bäumen, von Mäusen, Ratten und andern kleinen Säugethieren, von Vögeln und deren Eiern, so wie auch von Insekten, Würmern und Früchten. Man zähmt es auch und hält es an der Kette, es ist aber seines übeln Geruchs wegen nicht angenehm.

Zum Unterschiede von einer etwas größern, und anders gezeichneten Gattung, welche einsam in dicken Wäldern lebt und das einsame Nasenthier heißt, nennt man das hier beschriebene das gesellige.

Ein wenig größer ist

der Karkaju

in Nordamerika, mit 4—5 Zoll langem, seidenartigen Haar, von Farbe graulich weiß, der Kopf mit weißen Streifen gezeichnet.

Noch ein anderes Thier aus dem Bärengeschlechte, von ähnlicher Größe, in Mexico und Westindien heimisch, ist

der Kinkaju,

in der Form etwas einer Katze ähnlich, besonders wegen des Kopfes, welcher viel mehr gerundet ist, als bei den bisher aufgeführten Thieren dieses Geschlechts, mit kurzem, aber sehr dickem Haar von mit Aschgrau gemischter fuchsrother Farbe. Mit dem Schwanze, der noch etwas länger ist, als der Körper, kann er einen Gegenstand ergreifen und sehr fest halten, ja er hängt sich oft damit an die Zweige von Bäumen, die er leicht erklettert. Wie der Vielfraß soll er von Bäumen herab, wo er katzenähnlich lang ausgestreckt auf Beute lauert, sich auf den Rücken von Rothwild herabstürzen, und diesem den Hals zernagen, bis es niederfällt. Außer von Fleisch nährt er sich aber auch von Früchten u. s. w., und in einer Menagerie in Paris fraß er ohne Unterschied Brod, Gemüse, Obst, Wurzeln, und trank Wasser, Kaffe, Milch, Wein, selbst Branntwein, besonders wenn Zucker darin war. Hier, wo er den ganzen Tag schlief, mit Einbruch der Nacht aber erwachte und dann außerordentlich lebhaft war, zeigte er sich sehr schmeichlerisch und gerieth nicht leicht anders in Zorn, als wenn er Hunger hatte. Er fraß wie ein Eichhörnchen, indem er aufgerichtet dasaß und das Obst oder Kraut, das man ihm gab, zwischen den Vorderpfoten hielt.

Das Bärengeschlecht.

Taf. II.

Der Land-Bär ist eben so finster und ungesellig, als die meisten seiner Verwandten, deren Bekanntschaft wir bereits gemacht haben, und auch die Trägheit hat er mit diesen gemein. Da, wo die Natur ganz wild, in dicken Wäldern und finstern Bergschluchten, wohnt er am liebsten. In einer Höhle, die er weich mit Gras und Laub ausgepolstert hat, bringt er fast den ganzen Winter mit Schlafen hin, säuft und frißt nur selten. Ist der Sommer da, so kommt er abgemagert hervor und schleppt sich, immer vor sich hin brummend und dazwischen mit den Zähnen knirschend, langsam und schwerfällig durch die finstere Waldung; denn seine breiten Tatzen haben sich gehäutet und jeder Schritt thut ihm an den dünnen Sohlen weh. Auch kehrt er bald genug wieder zurück: es ist ihm nicht wohler, als in der Einsamkeit seiner Höhle. Selbst mit seinem Weibchen lebt er nicht viel beisammen; dieses muß sich schon deshalb von ihm absondern, weil er bei gutem Appetit leicht seine Jungen verzehrt. Wenigstens weiß man das vom braunen Bär. Die Mutter verbirgt deswegen die Jungen sorgfältig vor dem Herrn Papa, und jagt diesen, wenn er ihr Lager dennoch entdeckt, mit tüchtigen Ohrfeigen weg, wie sie bei den Bären Mode sind. Denn zum Kampfe richten sie sich auf die Hinterbeine und hauen mit ihren Vordertatzen auf den Feind los. Der schwarze Bär, der etwas kleiner ist als der braune, noch nicht fünf Fuß lang, während dieser meist etwas darüber mißt und zuweilen ein Gewicht von mehr als 400 Pfunden hat, scheint etwas geselliger zu sein, wenigstens trifft man ihn häufiger in größerer Anzahl beisammen.

Zur düstern Gemüthsart des Bären paßt sein Körperbau. Er ist kurzbeinig und plumpen Leibes und steckt Sommer und Winter in dichtem zottigen Pelze. Der Hals ist dick, der wolfähnliche Kopf breit, mit platter Stirn und vorgestreckter Schnauze. Das kleine, schiefe Auge, mit dem mißtrauischen Blicke, ist, wie beim Dachs, nicht viel werth, auch wird er im Alter leicht blind; aber das aufgerichtete kurze Ohr erspürt von ferne jeden Laut, und die feine Nase leitet ihn beim Aufsuchen der Nahrung. Gebiß

und Klauen sind kräftig, wie der ganze Körper. Trotz aller Trägheit ist er muthig und tapfer, dazu im Laufen, wenigstens auf ebenem Wege, und besonders bergan, schnell (bergab will's mit seinen kurzen Vorderbeinen nicht recht gehen) und im Klettern und Schwimmen geschickt. Aber man sieht an ihm, wie diese Eigenschaften, wenn sie nicht mit Klugheit verbunden sind, selten dazu ausreichen, sich glücklich aus Gefahren zu ziehen, oder wohl gar einen geschickten Feind zu besiegen; denn trotz ihrer ist selbst die offene Jagd auf den Bären nicht sehr gefährlich und endet fast immer mit seinem Tode, die vielen Arten nicht zu gedenken, auf die er durch List sich fangen läßt. Bei den letztern wird häufig auf Eigensinn und Jähzorn, die große Gewalt über ihn haben, gerechnet. Es kann kaum etwas Lächerlicheres gedacht werden, als wozu diese ihn verführen. So legt man ihm z. B. in Sibirien und Kamtschatka (im nördl. Asien) auf Anhöhen Schlingen, die an schwere Holzklötze befestigt sind. Geräth er mit dem Kopf in eine solche, so hemmt natürlich der Klotz sein Fortschreiten. Dann sieht er sich brummig um und sobald er gewahrt, wo das Hinderniß eigentlich steckt, nimmt er grimmig das Holz zwischen die Vordertatzen, richtet sich auf und schleudert's den Berg hinunter. Aber es hängt fest an seinem Halse und zieht ihn mit hinab. Ist die Anhöhe nicht bedeutend, so kömmt er freilich oft mit einigen derben Stößen weg; aber der Bauer, der die Schlinge gelegt hat, verliert deshalb seine Beute doch nicht. Denn nun wird der Bär erst wüthend, packt den frechen Klotz von neuem, schleppt ihn den Berg wieder hinauf, wirft ihn mit noch viel größerer Gewalt, als das erste Mal, von sich, und — stürzt abermals nach. Und ist er auch jetzt noch nicht so beschädigt, daß er nicht wieder aufstehen kann, so macht er den Versuch zum dritten Male; er läßt einmal nicht von seinem Vorhaben ab, als bis er halb oder ganz todt liegen bleibt.

Ein Paar andere, auf des Bären Dummheit berechnete Fangarten sind folgende. Ebenfalls in Kamtschatka steckt man, wenn man den Bären in seiner Höhle weiß, große Stücke Holz in den Eingang derselben, und der Bär, statt seinen Feind daran zu verhindern, sinnt nur darauf, sich den Ausgang offen zu erhalten und zieht deshalb das Holz zu sich herein in den geräumigen Theil seines Aufenthalts. Da nun aber der Jäger immer neues Holz zuwirft, so wird die Höhle nach und nach rings um den Bären her ganz vollgestopft, so daß dieser sich nicht mehr rühren kann und zuletzt doch seine Thür versperrt sieht, ohne einmal, aus Mangel an Raum, seine Kräfte anwenden zu können, um sie wieder zu öffnen. So tödtet ihn der Jäger leicht mit der Lanze durch eine Oeffnung, die er entweder vorn gelassen hat, oder von oben hineinarbeitet.

Hartnäckigkeit und Dummheit.

In Polen, so wie in vielen Gegenden des östlichen Rußlands, besonders bei den Baschkiren am südlichen Theile des Uralgebirges, giebt es eine große Menge wilder oder Wald=Bienen. Ein Baschkir hat oft mehrere hundert Bienenstöcke in den Waldungen, die ihm großen Nutzen bringen, ohne ihm nur im Entferntesten so viel Mühe zu kosten, als unsre zahmen Bienen ihren Eigenthümern verursachen. Er meißelt ihnen nur Wohnungen in die Stämme großer Bäume und verschließt dieselben mit Deckeln, in welche mehrere Löcher gebohrt sind. Hier sammeln die Thierchen ihren Wachs und Honig, die er dann s. Z. fröhlich herausschneidet. Bei dieser Bienenzucht thut nun der Bär großen Schaden, denn ihm ist Nichts lieber, als Honig, und wo er sich solchen zu verschaffen weiß, ist er stets bei der Hand. Da er gut klettern kann, hilft die Vorsicht, welche gegen andere Diebe angewendet wird, die Bienenstöcke hoch anzulegen und alle darunter befindlichen Zweige wegzuhauen, nicht zum Schutz gegen ihn aus. Der Eigenthümer der Bienen muß deshalb suchen, ihn zu tödten, oder zu fangen, worauf er um so emsiger bedacht ist, je größern Vortheil ihm, neben der Sicherung seines Honigs, der Fang eines Bären bringt. Da hängt er nun einen großen Hammer, oder eine Bleikugel, oder einen tüchtigen Holzklotz vor das Bret, das die Wohnung der Bienen verschließt, doch so, daß die fleißigen Thierchen bequem aus und ein fliegen können. Kömmt nun der Bär hinaufgeklettert und will bei den Bienen zu Mittag essen, so ärgert ihn der Hammer; er schiebt ihn brummig zur Seite und will zugreifen. Doch der Hammer setzt sich dicht vor seine Nase. Da giebt er ihm einen tüchtigen Schlag, daß er weit weg fliegt. Der Hammer versteht das unrecht und giebt, an seine vorige Stelle zurückfliegend, dem Bären eine derbe Ohrfeige. Dieser wird immer unwilliger und mag durchaus nicht nachgeben, und der Hammer hat auch keine Lust zum Weichen; je wüthender ihn der Bär wegschleudert, mit desto größerer Heftigkeit kehrt er immer wieder zurück, desto kräftigere Ohrfeigen theilt er aus. Und so hört der lächerliche Kampf der Dummheit und des Eigensinns mit der List des Menschen nicht eher auf, bis dem Bären von den vielen Püffen die Ohren sausen und er besinnungslos zur Erde stürzt, auf die spitzen Pfähle, die der Jäger unter dem Baume eingeschlagen hat. Diese geben dem einfältigen Honigdiebe den Rest.

Aber nicht allein der Mensch, sondern auch andere Thiere werden durch die Dummheit des Bären dessen Meister. Zu seinen gefährlichsten Feinden gehört der Wolf, der ihn heerdenweise verfolgt, wo er weiß und kann. Oft gelingt es dem Geängstigten zwar, schnell einen Baum zu erklettern, wodurch er seinen Feinden entgeht; kann er dies aber nicht und ist etwa ein hoher Holz= oder Steinhaufen in der Nähe, so flüchtet er auf

diesen und wäre auch hier wohl sicher, wenn er ruhig abwatete, bis den umherstehenden Verfolgern die Geduld ausginge und sie von selber abzögen. Aber er hat ja Waffen in der Hand, und die muß er gebrauchen! So nimmt er ein Stück Holz, einen Stein nach dem andern, und kanonirt damit auf die Wölfe los, bis sein Thurm natürlicher Weise so niedrig wird, daß diese zu ihm gelangen können.

Außer diesen Arten, den Bären mit List zu fangen, gibt es noch eine Menge andere, die aber weniger auf seine Dummheit berechnet sind. In Sibirien stellt man schwere Balken so über einer Lockspeise auf, daß sie bei geringer Berührung zusammen fallen und den Bären erschlagen. Oder man legt an eine solche Stelle ein starkes Bret, in das man eiserne Spitzen mit Widerhaken geschlagen hat, die durch lockeres Laub verdeckt sind. Tritt der Bär unvorsichtig auf dieses Bret, was er um so leichter thut, wenn man nahe daran Etwas aufstellt, was bei der geringsten Berührung mit vielem Geräusche umstürzt und den Bären erschreckt: so bleibt er gleich mit der ersten Tatze, die darauf kommt, hängen; und statt nun vorsichtig stehen zu bleiben und zu suchen, die festgehakte Tatze loszumachen, schlägt er wüthend mit der andern zu und spießt auch diese auf. Nun richtet er sich auf die Hinterbeine in die Höhe, zieht das Bret mit, fällt wieder auf dasselbe zurück und verwickelt sich so immer mehr in die Stacheln, so daß bald an kein Loskommen mehr zu denken ist. Auch schlägt man in die Stämme der Bäume, auf welchen Bienenstöcke sind, aufwärts gekrümmte Messer oder Haken ein. Diese weiß zwar der Bär beim Hinaufsteigen geschickt zu vermeiden; gleitet er aber, wie er zu thun pflegt, rückwärts am Stamme wieder hinab: so zerfleischt er sich den Leib so stark, daß er selten mit dem Leben davon kömmt. Oft sind die Bären aber doch klug genug, beim Hinaufklettern die Spitzen mit ihren Tatzen wegzuschlagen. Eine bessere Methode, sie auf den Honigbäumen zu fangen, ist deshalb die, wo man in einiger Entfernung von der Oeffnung des Stocks an einen starken Ast ein Bret, wie die Schale an einer Wage, aufhängt, dasselbe zu der Bienenwohnung hinzieht und hier anbindet. Der Bär freuet sich, daß er so bequem Tafel halten kann und setzt sich ruhig auf dem Brete zurecht. Aber der Strick, mit welchem dieses vor dem Bienenstocke festgehalten wird, ist ihm jetzt im Wege; er zerreißt ihn und das Bret fährt mit ihm weit weg. Nun brummt der Honigdieb gewaltig und sieht wüthend von seinem Schwebesitze herab, kann aber nicht anders auf die Erde kommen, als wenn er sich hinunterstürzt. Thut er dies, so fällt er auf die spitzigen Pfähle, die unten eingeschlagen sind. Gewöhnlich bleibt er aber oben sitzen, bis der Jäger kömmt, der nun leichtes Spiel mit ihm hat.

Auch in leicht bedeckten Gruben fängt man den Bären, und in Rußland sieht man zuweilen auf Pfählen oder auf einem glatten Baumstamme ein Wagenrad liegen, auf welchem ein Honigtopf steht, darunter aber spitze Pfähle eingeschlagen. Wenn nun der Bär die Bienen um den Honig schwärmen sieht, treibt ihn sein Appetit an, hinauf zu steigen. Zwischen den Speichen des Rades aber kann er nicht hindurchkriechen, er sucht also unten am Rande weg zu klettern, um sich dann vollends hinaufzuschwingen. Das gelingt ihm indeß selten; er stürzt gewöhnlich herab und spießt sich auf. Zwar braucht er im Herunterfallen immer die Vorsicht, daß er den Kopf, als den zartesten Theil seines Körpers, wohl in Acht nimmt und sich wie eine Kugel zusammenrollt; aber dennoch wird er fast immer so beschädigt, daß er nicht mehr von der Stelle kann.

Bei der eigentlichen Bärenjagd ist, wie schon bemerkt wurde, nicht so große Gefahr, als man nach der Stärke des Thieres und nach dem Muthe, mit dem es sich vertheidigt, glauben sollte, so wie hauptsächlich auch nach dem Umstande, daß ein Schuß oder ein Stich, der nicht den Kopf oder die Stelle des Herzens trifft, den Bären nicht leicht tödtlich verwundet. Sein Jähzorn spielt ihm da wieder böse Streiche. Ohne diesen würde von ein Paar Jägern, die nicht gut auf ihn geschossen und ihn nur leicht verwundet haben, fast unfehlbar mindestens einer verloren sein, wenn der Bär mit ausgebreiteten Vorderbeinen auf ihn los rennt, da er nicht Zeit hat, sein Gewehr wieder zu laden, und weder die Flucht, noch das Ersteigen eines Baumes ihm etwas helfen kann, weil der Bär im Laufen, im Klettern, und selbst im Schwimmen geschickter ist als er. Aber es darf nur der eine Jäger dem Bären einen Fang geben, wenn sein Kamerad in Gefahr ist, erdrückt zu werden, so läßt die Bestie ihr Opfer schnell wieder los und wendet sich nach dem neuen Beleidiger. Indeß sucht ihr der freigewordene Jäger wieder beizukommen, und so geht es fort, bis der Bär von Wunden und Anstrengung erschöpft ist. Nur für einen Einzelnen bleibt es immer etwas gefährlich, mit ihm zu kämpfen, obgleich die Kamtschadalen auch dies, und noch dazu ohne mit Feuergewehr versehen zu sein, wagen und selten dabei ein Unglück vorfällt. Aber freilich ist auch der bei ihnen hausende Bär von der kleinern schwarzen Art, die hauptsächlich hier und in Nordamerika gefunden wird, in welchem letztern Lande sie sich auch noch durch den kurzhaarigen, glatten Pelz von der braunen unterscheidet und von den Naturforschern **Baribal** genannt wird. Diese kleinere Bärenart nährt sich nur von Früchten und Fischen, so lange wenigstens nicht die höchste Noth sie zwingt, ein Stück Wild zu ergreifen, während die größere braune Art, die fast im ganzen Norden von Asien und Europa, auch in weiter nach

Süden liegenden Gebirgsgegenden, in den Pyrenäen, den Alpen, Karpathen u. s. w. wohnt, ebensowohl von Thieren als von Früchten lebt, und selbst zuweilen den Menschen anfällt.

Die Kamtschadalen nehmen ein Eisen, das an beiden Seiten scharf zugespitzt ist und an einem ledernen Riemen hängt. Diesen Riemen winden sie um den linken Arm, bis zum Elbogen hinauf, halten das Eisen in der linken Hand und gehen so auf den Bären los, der, wie gewöhnlich, sich auf die hintern Tatzen stellt und den Rachen aufsperrt. Da steckt der Kamtschadale seinem brummenden Gegner die linke Hand mit dem spitzigen Eisen geschickt und muthig in den Rachen, was den Bär nicht allein verhindert, seinen Rachen zu schließen, sondern ihm auch große Pein verursacht und ihn ganz außer Stand setzt, sich zu wehren, so daß ihn der Jäger ruhig todtstechen kann.

Natürlich gehört zu einer sochen Jagd immer Verwegenheit, und deshalb wird auch der, welcher sie unternimmt und glücklich ausführt, von seinen Landsleuten sehr hochgeachtet. Eben so ist bei den Wilden in Nordamerika und bei den Lappländern der, welcher einen Bären erlegt, ein sehr geehrter Mann.

Wie unglücklich es mitunter ablaufen kann, wenn ein einzelner Jäger ohne gehörige Vorsicht einen Bären angreift, das zeigt ein vor mehreren Jahren in der Schweiz stattgehabter Unglücksfall. In einem Dorfe bei Martigny (im Wallis) wurden einem Bauer wehrere Nächte Birnen aus seinem Garten gestohlen und besonders die von einem Baume, auf welchen er sehr viel hielt, weil derselbe die schmackhaftesten Früchte trug. Der Bauer glaubte anfangs, daß Kinder den Raub begingen, nahm daher seine Flinte, lud sie mit grobem Salz und versteckte sich des Abens in dem Garten. Gegen elf Uhr hörte er das Brummen eines Bären in den Bergen, die dicht hinter dem Dorfe aufsteigen, einige Minuten darauf wieder, aber stärker und so nahe, daß er nicht mehr nach Hause kommen zu können glaubte; daher warf er sich platt auf die Erde, und es blieb ihm nur die Hoffnung, daß der Bär nicht seinetwegen, sondern bloß wegen der Birnen komme. Fast in demselben Augenblicke erschien dieser auch wirklich an der einen Seite des Gartens, ging gerade auf den Baum zu, kaum zehn Schritte vor dem Bauer vorbei, stieg ganz geschickt hinauf, daß die Aeste unter dem Gewichte seines Körpers krachten, und fing an, indem er die Zweige mit der Vodertatze an seine Schnauze heranbog, eine so starke Mahlzeit zu halten, daß wohl einzusehen war, noch zwei solche Besuche würden einen dritten unnütz machen. Als er sich satt gefressen hatte, stieg er langsam herunter, als ob es ihm leid thäte, daß er noch von so schönen Birnen übrig

lassen mußte, ging wieder dicht neben dem Bauer weg, den sein mit Salz geladenes Gewehr hier nicht viel nützen konnte, und begab sich ruhig in das Gebirge zurück. Dies hatte im Ganzen ungefähr eine Stunde gedauert, die freilich dem Manne länger vorkam als dem Bären.

Der Bauer war ein herzhafter Bursche. Als er den Bären abtrollen sah, sagte er zu sich: „Geh nur hin, das soll dir schlecht bekommen; wir sprechen uns schon wieder." Als am andern Tage ein Nachbar ihn besuchte, fand er ihn beschäftigt, die Zinken seiner Heugabel in Stücke zu zerschneiden und fragte, was er da mache. Der Bauer wollte nun zwar nicht mit der Sprache heraus, denn er mochte die Vortheile sich nicht entgehen lassen, welche die Erlegung des Bären versprach, den schönen Pelz und obendrein die Prämie, welche die Regierung dafür bezahlt, damit das schlimme Thier möglichst bald in der ganzen Gegend ausgerottet werde — aber der Nachbar hatte schon Alles gemerkt. Er wußte sehr wohl, daß es keiner solcher Eisenstücke bedarf, um eine Gemse zu schießen; es mußte darauf abgesehen sein, eine dickere Haut zu durchbohren; und so sagte er zu seinem Freunde: „Du weißt, ich bin ein ehrlicher Kerl — wenn du willst, wir wollen beide auf den Bären; Zwei sind doch immer besser, als Einer."

„Wie man es nimmt," sagt der Andere, und zerschnitt ruhig den dritten Zinken.

„Höre," fuhr der Nachbar fort, „ich lasse dir das Fell und wir theilen bloß die Prämie und das Fleisch."

„Ich will lieber das Ganze," sagte der Bauer, und blieb fest bei seinem Beschlusse, obgleich ihm am Abend der Nachbar noch einmal seinen Beistand anbot, als er gerade seine Muskete mit doppelter Pulverladung und drei Stücken Eisen lud. Jener hatte indeß die Fährte des Bären, die einige Aehnlichkeit mit der des Menschen hat, weil das Thier mit der ganzen Tatze auftritt, ausgespürt und beschloß nun sein Glück ebenfalls für sich allein zu versuchen. Er war der Spur bis an den Obstgarten gefolgt und stellte sich des Abends zwischen diesen und den Tannenwald, der am Berge hinauf geht, weil er auf des Nachbars Gebiet sich nicht anstellen durfte.

Da die Nacht ziemlich hell war, sah er diesen aus der Hinterthür herauskommen und bis zu einem grauen Felsblock gehen, der vom Berge bis mitten in sein Feld hinunter gerollt war und ungefähr zwanzig Schritte von dem Birnbaum lag. Hier stand er still, blickte sich allenthalben um, ob ihn auch Jemand belauerte, rollte dann einen mitgebrachten Sack auf, kroch hinein, so daß nur der Kopf und die Arme frei waren, und drückte sich so dicht an das Felsenstück an, daß der Nachbar, der doch wußte, daß er da war, ihn kaum sehen konnte. So verging eine Viertelstunde in Er-

wartung des Bären; endlich meldete ein anhaltendes Brummen ihn an und fünf Minuten darauf sah man ihn kommen. Aber er kam nicht seinen alten Weg, der ihn nicht weit von dem Orte vorbei geführt hätte, wo der Nachbar sich verborgen hielt — vielleicht hatte er diesen gerochen. So konnte derselbe nicht auf ihn schießen. Desto dichter ging der Bär vor dem Steine vorbei, hinter dem der Eigenthümer des Gartens steckte.

Dieser rührte sich nicht; man hätte fast glauben sollen, daß er die Bestie nicht sehe, auf die er doch lauerte. Als aber der Bär am Baum angekommen war, auf die Hinterfüße sich aufrichtete und mit den vordern den Stamm umklammerte, so aber seine Brust bloß gab: glänzte plötzlich ein Lichtstreif an den Felsen und das ganze Thal hallte wieder von dem Schuß der doppelten Ladung und dem Brüllen des schwer verwundeten Thieres, das indeß doch noch Kraft genug hatte, davon zu laufen. Es kam wieder zehn Schritte vor dem Bauer vorbei, der Kopf und Arme in den Sack zurückgezogen und sich an den Felsblock angeklemmt hatte.

Der Nachbar sahe dieser Scene zu, auf seine Knien und die linke Hand gestützt; mit der rechten hatte er seine Büchse gefaßt, und blaß und zitternd hielt er den Athem an. Sonst ein tüchtiger Jäger, war ihm doch in diesem Augenblicke nicht wohl zu Muthe, und sein Herzklopfen mehrte sich, als er sah, wie der Bär nach einem Umwege seinen gestrigen Pfad wieder suchte und gerade auf ihn zu kam. Er bekreuzte sich, empfahl seine Seele Gott und überzeugte sich, daß sein Gewehr gespannt war. Der Bär war nur noch 50 Schritte von ihm, brüllte vor Schmerz, hielt im Laufen inne und biß sich an der Seite, wo er verwundet war — dann lief er wieder weiter. — Er kamm immer näher und war nur noch 30 Schritte entfernt. — Plötzlich stand er still, schnob sehr stark nach dem Winde, der vom Dorfe her kam, fing an schrecklich zu brüllen und kehrte wieder nach dem Garten zu.

„Wahre dich, Wilhelm, wahre dich!“ schrie der Nachbar unserm Bauer zu, indem er dem Bären nachlief, Alles vergessend und nur an seinen Freund denkend; denn er sah wohl, daß, wenn dieser nicht Zeit gehabt hatte, wieder zu laden, es um ihn geschehen sei; der Bär hatte ihn gewittert.

Kaum war er zehn Schritte weit gekommen, als er einen Schrei hörte, einen Schrei des Entsetzens und der Todesangst. — Dann hörte er Nichts mehr, nicht einmal ein Klageton folgte.

Der Nachbar lief nicht — er flog; das abhängige Erdreich beschleunigte seinen Lauf. Je näher er kam, desto deutlicher sah er, wie das wilde Thier sich im Schatten bewegte, mit den Tatzen auf Wilhelms Körper herum trat und ihn zerriß. Er war nur noch vier Schritte davon, der

Bär aber so auf seine Beute erpicht, daß er ihn gar nicht zu bemerken schien. Er wagte nicht zu schießen, aus Furcht, seinen Freund zu treffen, denn er zitterte so sehr, daß er nicht sicher zielen konnte; da raffte er einen Stein auf und warf nach dem Bären.

Wüthend wandte das Thier sich gegen den neuen Feind und richtete sich auf seine Hintertatzen auf, um ihn zu ersticken; der Bauer fühlte des Gegners Brust an seiner Büchse, legte maschinenmäßig den Finger an den Drücker, und der Schuß ging los. Da fiel der Bär rücklings hin. Die Kugel war durch die Brust gefahren und hatte das Rückgrat zerschmettert.

Der Nachbar ließ ihn liegen und sich brüllend herumwälzen, und eilte zu seinem Freunde. Doch an diesem war kaum noch die Gestalt eines Menschen zu erkennen; Knochen und zerrissenes Fleisch war Alles, was vorhanden.

Gewöhnlich tödtet der Bär bei solchen Unglücksfällen den Jäger dadurch, daß er ihm mit den Tatzen den Nacken aufreißt und ihm Haut, Haare und Fleisch über den Kopf bis an den Hals abzieht, oder auch indem er mit den Tatzen eine Zeitlang auf ihn losschlägt. Greift der Mensch aber nicht den Bären an und weckt er ihn nicht aus dem Schlafe, aus dem er dann immer wüthend aufspringt: so hat er selten von ihm etwas zu fürchten, besonders wenn er sich auf die Erde wirft und sich todt stellt, wo denn der Bär ihn beriecht, vielleicht auch mit den Tatzen umwendet, dann aber meist ruhig weiter zieht. Etwas Anderes ist es freilich, wenn er den Menschen aus großem Hunger anfällt.

Bei den Lappländern wird kaum etwas wichtiger behandelt, als die Bärenjagd. Schon im Herbst suchen die Jäger das Winterlager des Bären zu erforschen und wer diese Entdeckung macht, der geht bei seinen Verwandten und Freunden umher und ladet sie zur bevorstehenden Jagd ein, die aber erst vorgenommen wird, wenn tiefer Schnee gefallen, damit die Schneeschuhe dabei gebraucht werden können. Eine Menge abergläubischer Gebräuche findet dann statt. Zuerst wird die Zaubertrommel um den muthmaßlichen Erfolg des Unternehmens befragt, dann erst zieht die Gesellschaft in einer gewissen Ordnung nach dem Walde, der Führer, der das Lager entdeckt hat, voran, nur mit einem Prügel bewaffnet, dann der, welcher den ersten Streich führen soll, hierauf der Koch, der Zertheiler, der Wasserträger, der Feueranmacher u. s. w. Ist der Bär mit Hunden aufgejagt und mit Spießen und Flintenkugeln erlegt, so wird ein Lied angestimmt, worin man sich bei ihm bedankt wegen seiner Anherkunft und dafür, daß er die Jäger nicht beschädigt und die Spieße und Prügel ihnen nicht zerbrochen habe. Während er dann auf einem Rennthierschlitten nach der Hütte des Führers ge-

schafft wird, singen die Jäger abermals ein Lied, worin sie Gott danken, daß er das Wild zu ihrem Nutzen erschaffen und ihnen Muth und Kräfte verliehen, das grausame, starke Thier zu tödten, und kommen sie endlich an, so bitten sie wieder in einem Liede die versammelten Weiber, Erlenrinde zu zerkauen und ihnen ins Gesicht zu spucken, was geschieht, während die Männer durch ein Loch auf der Rückseite der Hütte in dieselbe kriechen. So werden Gesänge und Ceremonien mancherlei Art drei Tage lang fortgesetzt, während man vom Fleisch des Bären lebt, bis die Gesellschaft sich trennt.

Eben so ist bei den Indianern in Nordamerika die Jagd des schwarzen Bären von vielen Ceremonien begleitet. Fasten, Baden, Traumdeuten geht der Jagd voraus, zu der man unter Anführung eines berühmten Jägers mit großem Gepränge auszieht, fast wie zu einem Kriege, ein großes Gastmahl folgt ihr nach. Vorher bittet man den Bären um Verzeihung, daß man wagt, ihn anzugreifen, und nachher bezeigt man dem erschlagenen Thiere auf alle Weise seine Achtung, redet ihn als einen nahen Verwandten an, offerirt ihm eine Tabakspfeife u. s. w. Es ist interessant zu bemerken, wie dasselbe Gefühl der Hochachtung gegen dieses Thier sich bei völlig verschiedenen und weit von einander entfernt lebenden Völkern ausspricht.

Die cultivirtern Völker jagen den Bären meist auf ähnliche Weise wie die wilden Schweine. Man hetzt ihn mit tüchtigen englischen Hunden oder Bullenbeißern und sucht ihn, wenn diese ihn festgehalten haben, durch einen Schuß, oder mit einem starken Hirschfänger zu erlegen. Oft sucht man sich die Jagd dadurch zu erleichtern, daß man vorher da, wo man den Bären vermuthet, eine Mischung von Honig und Branntwein ausstellt, deren Genuß ihn betäubt.

Dies wird genügen, einen Begriff von der Jagd des Bären zu geben, die fast überall, wo er sich findet, mit vielem Eifer betrieben wird. Denn der Schaden, den der Bär anrichtet, ist sehr groß. Außer Bienenstöcke und Obstbäume plündert er Weinberge, grüne Saatfelder, Kornhäuser, und der braune Bär wirft den finstern Blick in's Gebüsch, ob er nicht ein Reh oder einen Hasen erspäht, paßt von den Höhen herab den Heerden auf, stürzt plötzlich hinter den Felsen hervor, packt ein Schaf oder eine Ziege und trägt seine Beute schnell fort, greift auch wohl einen Trupp weidender Kühe an, die er so lange herum jagt, bis er eine zu erhaschen vermag, oder bis eine in den Abgrund stürzt, wo er sich dann an ihr sättigt. Von vorn greift er aber die Kühe nicht an, denn er fürchtet sich vor den Hörnern, sondern sucht ihnen von hinten auf den Rücken zu springen, schlägt hier seine Klauen tief ein und

beißt das Thier in den Hals, bis es, verblutet und entkräftet von der Last, niederfällt. Muthigen Pferden gelingt es dagegen oft, ihn durch Ausschlagen zu vertreiben. Auch Geflügel ist ihm angenehm, wo er es erwischen kann.

Aber auch des Nutzens wegen, welchen man aus dem todten Bären zieht, betreibt man so eifrig seine Jagd. Das Fleisch wird gegessen, nachdem man ihm den süßlichen Geschmack durch Einwässern benommen hat. Es hat Aehnlichkeit mit dem Rindfleische. Außerordentlich angenehm sollen die Tatzen und der Kopf schmecken, die deshalb in Rußland als Delikatesse auf die Tafeln der Vornehmen kommen. Auch das weiße und angenehme Fett gebraucht man, theils zu Speisen, theils als Arznei; es soll z. B. das beste Mittel sein, das Wachsthum der Haare zu befördern und ist deshalb in Tyrol und der Schweiz von einem einzigen großen, in der besten Jahreszeit (im Herbst) getödteten, Bären an hundert Gulden werth. Die Haut aber ist ein vorzügliches Pelzwerk und wird in Tyrol zu etwa 24 Gulden verkauft. Besonders einträglichen Handel treiben die Pelzhändler in Polen und Rußland damit. Man macht bei uns Decken aller Art daraus, weiter nördlich Mützen und Mäntel, auch dient sie dort oft als Bett, wie bei unsern Vorfahren, den alten Deutschen, von welchem Gebrauche sich die Benennung „Bärenhäuter" für einen trägen Menschen, der den ganzen Tag auf dem Bette oder dem Sopha liegen möchte, herschreibt. In Kamtschatka und Sibirien benutzt man auch die sehr durchsichtigen Gedärme statt Glas zu Fenstern und dergl., und macht von der Haut der Fußsohlen Schuhe, um damit auf dem Eise zu gehen, die den Vortheil gewähren, daß sie nicht leicht ausgleiten lassen, weil sie beständig klebrig bleiben.

Die jungen Bären sollen bei ihrer Geburt außerordentlich klein, unbeholfen und die ersten 6 Tage blind sein, und wohl zwei Jahre lang des Beistandes der Mutter nicht entbehren können. Sie haben meist einen weißen Streifen um den Hals, der im dritten Jahre vergeht, manchem aber auch zeitlebens bleibt.

Außer den bisher genannten braunen und schwarzen Landbären, welche die zahlreichsten sind, giebt es noch röthlichbraune (**Honigbären**), graue, und braungraue (die wegen des Glanzes ihrer Pelze **Silberbären** genannt werden). Der größte ist der **grimmige Bär** im westlichen Nordamerika, der oft eine Länge von 12 Fuß erreichen soll. Sein Haar, dessen Grundfarbe Grau ist, fällt bald mehr in's Braune, bald in's Weiße. Vielleicht hängt dies von dem Alter des Thieres ab, das wenigstens bei dem braunen Bären in sofern einen beträchtlichen Einfluß auf

den Pelz zeigt, als dieser in früheren Jahren wollig ist, in spätern aber fast ganz glatt wird.

Jung gefangen ist der Bär ziemlich zahm zu machen und wurde sonst, hin und wieder auch noch jetzt, zum Tanzen abgerichtet. Es ist aber mit seiner Kunst eine höchst traurige Sache; man kann sich kaum etwas Ungeschickteres denken. Und eben so will das Trommelschlagen, das Schultern eines Gewehres, das Einsammeln von Geld in einem Hute, womit er vor einigen Jahren oft unsere Städter und Bauern belustigte — (jetzt ist überall in Deutschland das Herumführen eines Bären verboten) — bei Lichte betrachtet sehr wenig sagen. Es kömmt darauf an, ob man einige plumpe Bewegungen, die noch dazu beständig durch Drohungen mit dem Stocke erzwungen werden müssen, für das ansehen will, was sie nach der Erklärung der Bärenführer bedeuten sollen. Welche in der That bewunderungswürdige Kunstfertigkeiten lassen sich dagegen dem Hunde, dem Pferde und anderen Thieren beibringen, und wie schnell und leicht sind diese, meist auf einen bloßen Wink, zu ihrer Ausführung bereit! während der Bär die seinigen nur unter beständigem verdrießlichen Brummen zeigt. Da er von Natur bei jedem überraschenden Geräusche, bei jeder Aussicht auf einen zu bestehenden Kampf sich auf die Hinterbeine stellt, auch oft in dieser Art eine Strecke weit geht, so ist ihm bei seinem Hauptkunststücke, dem Tanzen, nicht einmal viel zu lehren [1]).

Interessanter als der für uns verloren gegangene Bärentanz ist der

---

1) Auf der andern Seite ist es aber auch dem Thiere nicht so leicht beizubringen, wie in dem ergötzlichen Buche Hebels „der rheinische Hausfreund" ein Bärenführer den Bauern erzählt. „Man heizt," meint dieser, „eine Bad- oder Schwitzstube, die einen steinernen Boden hat und von unten herauf erwärmt wird, dergestalt, daß der Boden brennend heiß wird. Hernach umwickelt man dem Bären die hintern Tatzen also, daß ihnen die Hitze Nichts anhaben kann. Hernach führt man ihn in die Schwitzstube und fängt an zu trommeln. Fühlt nun der Bär an den vordern Tatzen, welche baarfuß sind, die Hitze, so hebt er zuerst die eine auf, hernach die andere, endlich versucht er's mit beiden. Anfänglich will's nicht recht gehen, aber die Noth lehrt ihn und die Uebung macht ihn dreister. Zuletzt lernt er gar ordentlich auf den zwei hintern Füßen stehen und nach dem Takt der Trommel tanzen, denn er muß sich unaufhörlich in der Bewegung erhalten, damit er nicht wieder mit den Vordertatzen auf den heißen Boden zurückfalle. Alsdann, wenn er ausgelernt hat, bringt ihn der Bärenführer nach Deutschland. Der Bär geht auf allen Vieren, wie gewöhnlich; sobald aber sein Herr die Trommel schlägt, fällt ihm die Schwitzstube ein, und es brennt ihn in der Einbildung an den vordern Füßen, so daß er sich augenblicklich aufrichtet und nach dem Takt der Trommel, so lange er sie hört, seine Kunst beginnt. Ohne das" fügt der Bärenführer hinzu, „wird's einer nicht leicht von selber thun." Aber die Bauern wollen es ihm mit Recht nicht so ganz glauben.

Anblick einiger in einem Stadtgraben befindlichen Bären, welchen der Besucher der Schweiz in Bern haben kann. Hören wir einen französischen Reisenden davon erzählen!

„Der Weg führte uns zu einer Brustwehr, um die, wie auf der Galerie eines Schauspielhauses, zwei- bis dreihundert Personen standen, die sich an den Kurzweiligkeiten von vier Bären ergötzten, welche, je zwei und zwei, große, sehr reinlich gehaltene Gräben mit Alleen bewohnten.

„Die Zuschauer machten sich das Vergnügen, den Bewohnern der beiden Gräben Aepfel, Birnen, Kuchen und dergl. hinzuwerfen. Die erste Birne, welche ich hinunterfallen sah, ward von dem einen Bären ohne Störung verzehrt: allein mit der zweiten ging es nicht so gut ab. In dem Augenblicke, wo das Thier, nachdem sein Appetit durch den ersten glücklichen Erfolg gereizt worden, sich ganz behaglich erhob, um sein Dessert zu holen, kam ein anderer Gast, dessen Figur ich bei seiner außerordentlichen Behendigkeit nicht genau erkennen konnte, aus einem Loche aus der Mauer hervor, schnappte die Beute dem bestürzten Bären vor der Nase weg und schlüpfte unter lautem Jubel damit in sein Loch hinein. Eine Minute darauf guckte das feine Köpfchen eines Fuchses mit lebhaften Augen und seinem schwarzen, spitzigen Näschen hervor, und erwartete eine neue Gelegenheit, wieder auf Kosten des Schloßbesitzers, bei dem er einen Flügel zu bewohnen schien, einen Besuch zu machen.

„Das machte mir Lust, das Experiment noch einmal zu versuchen. Ich kaufte Kuchen, als das beste Mittel, den Appetit der beiden Widersacher zu reizen. Der Fuchs, der wahrscheinlich meine Absicht merkte, als er sah, daß ich die Kuchenfrau heranrief, blickte mich fest an und wandte kein Auge von mir. Als ich nun Lebensmittel eingekauft und sie in meine linke Hand gelegt hatte, nahm ich ein Stück davon mit der rechten und zeigte es dem Fuchs, und der schlaue Patron machte eine Bewegung, als wenn er sagen wollte: „nur zu, ich will meine Sache schon machen.“ Er steckte darauf seine Zunge heraus und leckte sich das Mäulchen, wie ein Gutschmecker, der, eines fetten Bissens gewiß, schon den Mund darnach spitzt. Ich nahm mir aber vor, ihm das Ding schwieriger zu machen, als das erste Mal. Der Bär seinerseits sah meiner Zurüstung mit einer Art von Freundlichkeit zu und wiegte sich recht anmuthig auf seinen Hintertatzen, die Augen starr, den Rachen aufgesperrt, und die Vordertatzen nach mir ausgestreckt. Während der Zeit war der Fuchs, wie eine Katze kriechend, aus seinem Loche herausgekommen, und ich bemerkte nun, daß eine zufällige Ursache mehr noch, als seine Schnelligkeit, mich das erste Mal verhindert

hatte, genau zu sehen, zu welcher Art von Thieren er gehöre. Das arme Geschöpf hatte keinen Schwanz.

„Ich warf nun meinen Kuchen hin. Der Bär folgte ihm mit den Augen und war sogleich auf allen Vieren, um ihn zu suchen; aber beim ersten Schritt, den er that, sprang der Fuchs über seinen Rücken weg, mit einem so richtig berechneten Satze, daß er mit der Nase gerade auf den Kuchen fiel. Drauf machte er einen großen Bogen, um wieder in sein Loch zu kommen. Der wüthende Bär suchte nun zu seiner Rache all seine Schnelligkeit zusammen und fuhr gerade auf das Loch zu, kam aber erst in dem Augenblicke an, als der Dieb verschwand. Nun begriff ich auch, wie dieser seinen Schwanz verloren hatte. Ich wiederholte mehrere Male das Experiment, zur großen Freude der Neugierigen und des Fuchses, der von vier Kuchen immer zwei erwischte."

„Man kann sich hiernach wohl denken, wie es gekommen ist, daß die Berner Bären große Lieblinge der ganzen Stadt geworden sind, was so weit gegangen ist, daß sie einmal eine ansehnliche Erbschaft gemacht und lange Zeit als große Herren gelebt haben. Es starb nämlich in Bern eine sehr reiche alte Jungfer, der die Thiere so gefallen hatten, daß sie ihnen ihr ganzes Vermögen vermachte, mit Ausnahme von etwa tausend Thalern, die einige ihrer Verwandten erhielten. Die große Summe Geldes wurde nun auf Zinsen ausgethan, man ernannte den Bären, weil sie ihr Vermögen nicht selbst verwalten konnten, Vormünder, und in ihrer Haushaltung ging eine gewaltige Veränderung vor, eine noch größere aber in der der Vormünder. Diese hielten Equipage und bewohnten schöne Häuser und gaben große Gesellschaften und Bälle — Alles zur Ehre ihrer reichen Mündel, während mit letztern Nichts weiter zu thun war, als daß man sie besser fütterte als früher, ihren Wärtern den Namen Kammerdiener, und ihnen nicht anders Schläge gab, als mit einem Rohre mit goldenem Knopfe. So hatten sie eine Zeit lang ein, ihrem Geschlechte bisher ganz unbekanntes Wohlleben geführt, als die Franzosen während der Revolutionskriege Bern überfielen und den ganzen Schatz der Stadt, mit dem der Bären, wegnahmen. Geduldiger als die Bürger ertrugen diese ihr Schicksal und schienen sich weder über den Verlust ihrer Habe groß zu kümmern, noch sich besonders zu freuen, als man nach Beendigung des Krieges die, welche ihr Vermögen verloren hatten, so gut als möglich zu entschädigen suchte, und auch für sie durch freiwillige Beiträge 60,000 Franken zusammenbrachte — freilich eine geringe Summe gegen das, was sie eingebüßt hatten. Mit ihr kaufte jetzt der Rath von Bern im Namen der Bären ein Stück Land, das ihnen nun wohl sicherer ist, als das frühere

baare Geld, da es wenigstens nicht wieder von siegreichen Feinden auf Maulthiere geladen und fortgeführt werden kann. Dennoch ist das neue Vermögen der guten Thiere schon wieder um die Hälfte verringert worden, nämlich durch folgendes Ereigniß.

„Der Graben, den die Bären ehedem bewohnten, gehörte zur Stadt und stieß an die Mauer des Gefängnisses. Ein zum Tode verurtheilter Gefangener, der sich ein spitzes Eisen zu verschaffen gewußt hatte, bohrte damit in der Nacht ein Loch in die Mauer. Nachdem er zwei bis drei Stunden gearbeitet, glaubte er auf der entgegengesetzten Seite der Mauer Etwas zu hören, als ob Jemand dieselbe Arbeit vornähme; das gab ihm neuen Muth, denn er dachte, irgend ein unglücklicher Gefangener bewohne das anstoßende Gefängniß, und wenn er nur erst zu ihm gelangte, würden sie beide mit vereinter Arbeit ihre Flucht desto leichter bewerkstelligen können. Diese Hoffnung wuchs, je mehr das Werk vorrückte. Der verborgene Arbeiter trieb sein Wesen mit solchem Eifer, daß er alle Vorsicht vergaß; die losgerissenen Steine fielen mit Geprassel herab — man konnte sein starkes Schnauben hören. Der Gefangene fühlte nun noch mehr die Nothwendigkeit, seine Anstrengung zu verdoppeln, weil die Unbesonnenheit seines Cameraden alle Augenblicke ihr Vorhaben verrathen konnte. Glücklicher Weise blieb nicht viel mehr zu thun übrig, um die Mauer zu durchbrechen; nur ein großer Stein widerstand noch seinen Bemühungen. Bald sah er auch diesen wackeln und einige Minuten nachher rollte er auf der andern Seite hinunter. Die frische Luft von außen drang zu ihm; er bemerkte, daß die ihm unerwartet geleistete Hülfe von außen kam, und da er keine Zeit verlieren wollte, schickte er sich an, durch die enge Oeffnung, die sich ihm ganz unverhofft zeigte, zu kriechen. Auf dem halben Wege begegnete er aber einem Bären, der von jener Seite her sich anstrengte, in das Gefängniß zu kommen. Dieser hatte das Geräusch gehört, das der Gefangene in seinem Kerker machte, und vermöge des, allen Thieren natürlichen Zerstörungsinstinkts, ihm auf's Beste geholfen.

„Der Todescandidat hatte nun die Wahl, ob er gehängt oder gefressen sein wollte; das erstere war aber gewiß und das andere nur wahrscheinlich und — wurde glücklich umgangen. Denn der Bär, verblüfft durch die Gewalt, die der Mensch stets, selbst über das wildeste Thier ausübt, ließ ihn laufen, ohne ihm etwas zu Leide zu thun.

„Als am folgenden Morgen der Schließer in den Kerker trat, fand er eine sonderbare Verwechselung der Personen; der Bär lag auf der Streue des Gefangenen.

„Der Mann lief davon, ohne sich Zeit zu lassen, die Thür zuzuma-

chen. Der Bär schritt ernsthaft nach und da er alle Thüren offen fand, kam er bis auf die Gasse und spazierte ruhig auf den Krautmarkt. Man kann sich denken, welchen Eindruck auf den Haufen der Handelsleute der Anblick dieses neuen Kauflustigen machen mußte. In einem Augenblicke war der Platz leer und der Ankömmling konnte nach Belieben sich von dem ausgestellten Obst und den Gemüsen das Beste auswählen. Er ließ es auch nicht daran fehlen und statt in seine Berge zurückzugehen, was ihm gewiß im ersten Schreck Niemand gewehrt haben würde, ließ er sich die Birnen und Aepfel ganz herrlich schmecken. Aber seine Näscherei brachte ihn ins Verderben.

„Zwei Hufschmiede, deren Werkstätte auf den Markt hinausgingen, verfielen auf ein Mittel, den Flüchtling wieder in seinen Graben zu bringen. Sie machten zwei große Zangen fast rothglühend, näherten sich von jeder Seite dem Plünderer, gerade als er ganz vertieft in seiner Mahlzeit war, und packten ihn mit den Zangen recht fest an beide Ohren. Der Bär merkte gleich, daß er gefangen war, versuchte gar keinen Widerstand, sondern folgte demüthig seinen Führern, ohne zu protestiren, außer daß er bisweilen ein Klaggeschrei erhob gegen das unerlaubte Mittel, dessen man sich bedient hatte, um ihn in Arrest zu bringen.

„Da man nun aber besorgte, daß ein ähnlicher Fall sich wieder ereignen und vielleicht nicht so friedlich ablaufen könne, so beschloß der Rath von Bern, die Bären außerhalb der Stadt zu quartieren und zwei neue Gruben in dem Walle machen zu lassen, die sie jetzt bewohnen. Der Bau derselben hat die Hälfte ihres Kapitals verzehrt; so viel mußte man auf ihre Grundstücke borgen."

In den Alpen, wie in den Pyrenäen und Karpathen, ist übrigens der Bär in neuerer Zeit sehr selten geworden, besonders in den erstern beiden Gebirgen. In den Karpathen kommen wohl noch zuweilen aus Rußland bei besondern Witterungsverhältnissen ausgewanderte, oder durch andere Ursachen vertriebene Bären an. So im Winter von 1812 bis 1813. Damals zeigten sich die Bären in ungewöhnlicher Menge in diesem Gebirge, durchstreiften die Wälder und wurden Menschen und Thieren sehr gefährlich, da sie aus Mangel an Nahrung selbst den Ortschaften sich näherten. Wahrscheinlich hatte der Krieg sie aus Polen und Rußland vertrieben.

Staatl. Bibliothek Regensburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wendt, Emil

Malerische Wanderungen nach Süden und Norden, nach Osten und Westen für junge Freunde der Länder- und Völkerkunde, der Geschichte und Naturgeschichte

Leipzig 1846

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.6,298
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11094798-0